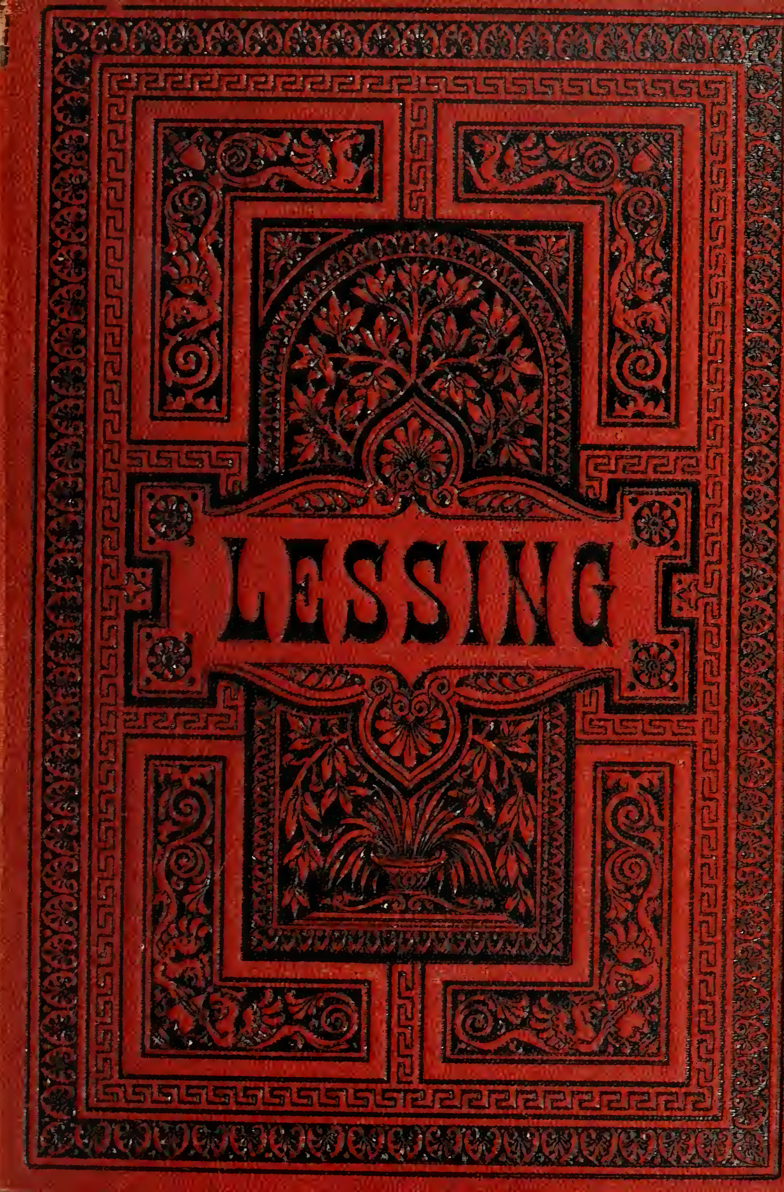

LESSING





32.

Lessing's Werke.

Sechzehnter Theil.

Theologische Schriften.

Zweite Abtheilung. II.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet

von

Christian Groß.

Berlin.

Gustav Hempel.

Inhalt

Theologische Schriften. II. Abtheilung, 2.



Vorbemerkung des Herausgebers.

Der vorliegende 16. Theil von Lessing's Werken enthält die sämmtlichen theologischen Streitschriften. In Betreff ihrer Entstehung erlaubt sich der Herausgeber auf die in seinen Vorbemerkungen zu der zweiten Abtheilung (1.) von Lessing's theologischen Schriften (Werke, XV. S. 13 ff.) enthaltene kurze Skizze zu verweisen. Die beiden gegen den Director Schumann gerichteten Aufsätze, „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft" und „Das Testament Johannis", sind im Jahre 1777 in Braunschweig erschienen. Die gegen den Superintendenten Reß gerichtete „Duplik" sowie die dreizehn ersten, nach ihrer chronologischen Aufeinanderfolge von Lessing selbst auf den Titelblättern numerirten Streitschriften gegen Göze, nämlich die „Parabel" (1), die „Axiomata" (2) und die elf „Anti-Gözes" (3—13), gab Lessing im Jahre 1778, und zwar gleichfalls in Braunschweig heraus. Endlich sind die beiden letzten gegen Göze gerichteten Streitbogen, die „Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage" und „Der nöthigen Antwort ꝛc. erste Folge" ebenfalls im Jahre 1778, aber erstere nicht, wie das Titelblatt angiebt, in Wolfenbüttel, sondern in Berlin bei Voß erschienen. Dies geht aus zwei Briefen Lessing's an seinen Bruder Karl Gotthelf (vom 23. Juli und vom 11. August 1778) unwidersprechlich hervor. Der zweite Bogen ist ohne Angabe des Druckortes in Hamburg, wo sich Lessing im Sommer 1778 einige Zeit aufhielt, herausgekommen.

Den Schluß dieses Theils bildet die „Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Ducaten oder Judas Ischarioth dem Zweiten". Dieser Aufsatz will zwar der Ueberschrift nach keine Streitschrift sein, sondern nur eine „noch nähere Berichtigung" eines namentlich in Hamburg colportirten Märchens, das auch in das „Wiener Diarium" übergegangen war, wonach Lessing für die Herausgabe der „Fragmente" von der Amsterdamer Judenschaft ein Geschenk von 1000 Ducaten erhalten haben sollte, und er ist auch nicht unter Lessing's Namen, sondern unter dem seines Stiefsohns König herausgekommen; aber er ist dennoch nicht blos eine theologische Streitschrift, und zwar aus der Classe der „Anti-Göze", sondern stammt auch unzweifelhaft aus Lessing's Feder. Ersteres erhellt aus dem Inhalt der Schrift, durch den dem armen Göze noch härter, weil in prosaisch nüchterner Form, mitgespielt wird als in den sämmtlichen elf „Anti-Gözes"; Letzteres bezeugt Lessing's Bruder Karl Gotthelf im „Theologischen Nachlaß" (S. 23) durch folgende Bemerkung: „Eine abgeschmackte Klätscherei, die man im Wiener Diario einzurücken kein Bedenken getragen, als habe mein Bruder von den Juden zu Amsterdam tausend Stück Ducaten für die Herausgabe der Fragmente erhalten, vermochte ihn, im Namen seines Schwiegersohns (sic!), der damals sich eben in Wien befand, dagegen zu schreiben, unterm Titel: „Noch nähere Berichtigung des Märchens von tausend Ducaten, oder Judas Ischarioth der Zweite (sic). Monath November 1779". Auch Inhalt und Form der kleinen Schrift sind der Art, daß sie schlechterdings nicht von dem jungen König herrühren kann. Uebrigens ist das Schriftchen nicht im November, sondern im December 1779, und zwar in Regensburg herausgekommen.

Bei sämmtlichen Schriften sind die Originaldrucke zum Grunde gelegt. Nur bei der „Nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage" lag die Versuchung nahe, ein etwas abweichendes Verfahren einzuschlagen. Lessing's Bruder Karl Gotthelf

schreibt nämlich im „Theologischen Nachlaß" (S. 21 f.): „Von dieser Antwort und Folge findet sich ein mit weißen Papier durchschossnes Exemplar, das er mit eigenhändigen Anmerkungen und Erläuterungen angefüllt hat. Sie verdienten wirklich der Welt bekannt gemacht zu werden; aber ohne Beidruck der nöthigen Antwort und Folge würden sie dem Leser unverständlich sein. Man muß also deren Bekanntmachung zu einer andern Gelegenheit ersparen." Diese Gelegenheit fand und benutzte Karl Gotthelf im sechsten Theile von „G. E. Lessing's sämmtlichen Schriften" (Berlin bei Voß 1791). Die Abweichungen sind zum Theil erheblich, z. B. ist §. 15 ganz weggelassen, und die „Zusätze" sowol zu der „Nöthigen Antwort" als auch zu der „Ersten Folge" sind ziemlich umfangreich. Auch gehören diese „Zusätze" wirklich zu den eben genannten beiden Aufsätzen und nicht zu Lessing's Bibliolatrie, wie Lachmann (X. 239) unbegreiflicher Weise behauptet. Nur so viel können wir Lachmann zugestehen, daß in dem dritten, „epanorthotischen Abschnitte" der Bibliolatrie die (in der „Nöthigen Antwort" und „Folge") „gelieferten Beweise aufs Neue unterbaut" werden sollten, selbstverständlich auch unter Benutzung des in den „Zusätzen" aufgespeicherten Materials. Trotzdem wir also uns versucht fühlen konnten, bei der „Nöthigen Antwort" die Ausgabe von 1791 zu Grunde zu legen, zogen wir es dennoch vor, auch hier die ursprüngliche Gestalt der Schrift im Texte beizubehalten und auf die Abweichungen der Ausgabe von 1791 in kurzen Noten unter dem Texte hinzuweisen. Die „Zusätze" zu den beiden Schriften sind dem folgenden Theile, der die sämmtlichen theologischen Nachlaßsachen enthält, überwiesen worden.



Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.

— *Δια τας τεραστιους δυναμεις, ἅς κατασκευαστεον γεγονεναι και ἐκ πολλων μεν ἀλλων, και ἐκ του ἰχνη μεν ἀυτων ἐτι σωζεσθαι, παρα τοις κατα το βουλημα του λογου βιουσι.* *Ωριγενης κ. Κ.*

An den Herrn Director Schumann zu Hannover.

Mein Herr,

Wem konnte es angelegner sein, Ihre neue Schrift sofort zu lesen, als mir? — Ich hungere nach Ueberzeugung so sehr, daß ich, wie Erisichthon,[1]) Alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht. — Wenn Sie mit diesem Bogen es ebenso machen, so sind wir Einer des Andern Mann. Ich bin mit der Hochachtung, welche Untersucher der Wahrheit gegen einander zu tragen sich nie entbrechen,

Ihr rc.

— — —

Ein Andres sind erfüllte Weissagungen, die ich selbst erlebe, ein Andres erfüllte Weissagungen, von denen ich nur historisch weiß, daß sie Andre wollen erlebt haben.

Ein Andres sind Wunder, die ich mit meinen Augen sehe und selbst zu prüfen Gelegenheit habe, ein Andres sind Wunder,

1) Erisichthon, ein Sohn des thessalischen Königs Triopas, hatte den Hain der Ceres verletzt und wurde dafür von der Göttin durch einen so furchtbaren Hunger bestraft, daß er durch keine Speise sich sättigen konnte und schließlich seinen eigenen Leib verzehrte. Ovid. Metam. VIII. 740 ff. — A. d. H.

von denen ich nur historisch weiß, daß sie Andre wollen gesehn und geprüft haben.

Das ist doch wol unstreitig? Dagegen ist doch nichts einzuwenden?

Wenn ich zu Christi Zeiten gelebt hätte, so würden mich die in seiner Person erfüllten Weissagungen allerdings auf ihn sehr aufmerksam gemacht haben. Hätte ich nun gar gesehen ihn Wunder thun, hätte ich keine Ursache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder gewesen, so würde ich zu einem von so lange her ausgezeichneten, wunderthätigen Mann allerdings so viel Vertrauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verstand dem seinigen unterworfen hätte, daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen ebenso ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen gewesen wären.

Oder wenn ich noch itzt erlebte, daß Christum oder die christliche Religion betreffende Weissagungen, von deren Priorität ich längst gewiß gewesen, auf die unstreitigste Art in Erfüllung gingen; wenn noch itzt von gläubigen Christen Wunder gethan würden, die ich für ächte Wunder erkennen müßte: was könnte mich abhalten, mich diesem **Beweise des Geistes und der Kraft**, wie ihn der Apostel nennet, zu fügen?

In dem letztern Falle war noch **Origenes**,[1] der sehr Recht hatte, zu sagen, daß die christliche Religion an diesem Beweise des Geistes und der Kraft einen eigenen göttlichern Beweis habe, als alle griechische Dialektik gewähren könne. Denn noch war zu seiner Zeit „die Kraft, wunderbare Dinge zu thun, von Denen nicht gewichen," die nach Christi Vorschrift lebten; und wenn er ungezweifelte Beispiele hiervon hatte, so mußte er nothwendig, wenn er nicht seine eigenen Sinne verleugnen wollte, jenen Beweis des Geistes und der Kraft anerkennen.

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin, der ich in dem 18. Jahrhunderte lebe, in welchem es keine Wunder mehr giebt, wenn ich anstehe, noch itzt auf den Beweis des Geistes und der Kraft etwas zu glauben, was ich auf andre meiner Zeit angemessenere Beweise glauben kann, woran liegt es?

---

1) **Origenes** (geb. um 185, gest. um 254), der größte Kirchenlehrer aus der Alexandrinischen Schule, ebenso bedeutend als Systematiker wie als Exeget, vertheidigte in seinen acht Büchern „*Κατὰ Κέλσου*" das Christenthum gegen die Angriffe des eklektischen Philosophen **Celsus**, der unter Marc-Aurel durch seinen „*Λόγος ἀληθής*" den allgemeinsten Beifall der Heiden fand. — A. d. H.

Daran liegt es, daß dieser Beweis des Geistes und der Kraft itzt weder Geist noch Kraft mehr hat, sondern zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken ist.

Daran liegt es, daß Nachrichten von erfüllten Weissagungen nicht erfüllte Weissagungen, daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder sind. *Diese*, die vor meinen Augen erfüllten Weissagungen, die vor meinen Augen geschehenen Wunder, wirken *unmittelbar*. *Jene* aber, die Nachrichten von erfüllten Weissagungen und Wundern, sollen durch ein *Medium* wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den *Origenes* anführen und ihn sagen lassen, „daß der Beweis der Kraft wegen der erstaunlichen Wunder so heiße, die zur Bestätigung der Lehre Christi geschehen," ist nicht allzu wohl gethan, wenn man das, was unmittelbar bei dem Origenes darauf folgt, seinen Lesern verschweigt. Denn die Leser werden den Origenes auch aufschlagen und mit Befremden finden, daß er die Wahrheit jener bei der Grundlegung des Christenthums geschehenen Wunder ἐκ πολλων μεν ἀλλων und also aus der Erzählung der Evangelisten wol *mit*, aber doch vornehmlich und namentlich aus den Wundern erweiset, die noch damals geschahen.

Wenn nun dieser Beweis des Beweises itzt gänzlich weggefallen; wenn nun alle historische Gewißheit viel zu schwach ist, diesen weggefallenen augenscheinlichen Beweis des Beweises zu ersetzen: wie ist mir denn zuzumuthen, daß ich die nämlichen unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor 16 bis 18 hundert Jahren auf die kräftigste Veranlassung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlassung ebenso kräftig glauben soll?

Oder ist ohne Ausnahme, was ich bei glaubwürdigen Geschichtschreibern lese, für mich ebenso gewiß, als was ich selbst erfahre?

Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Mensch behauptet hätte; sondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weissagungen und Wundern haben, ebenso zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten sein können. — Und freilich, fügt man hinzu, könnten historische Wahrheiten nicht demonstriret werden; aber demohngeachtet müsse man sie ebenso fest glauben als demonstrirte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich. *Erstlich*, wer leugnet es, — ich nicht — daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weissagungen ebenso zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten sein können? — Aber nun, wenn sie *nur* ebenso zuverlässig sind, warum macht man sie bei dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverlässiger?

Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf sie bauet, als man auf historisch erwiesene Wahrheiten zu bauen befugt ist.

Wenn keine historische Wahrheit demonstriret werden kann, so kann auch nichts *durch* historische Wahrheiten demonstriret werden.

Das ist: *Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.*

Ich leugne also gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllet worden, ich leugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan, sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden, seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich sein, als sie immer wollen), mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Diese anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Denn *zweitens*, was heißt einen historischen Satz für wahr halten? eine historische Wahrheit glauben? Heißt es im Geringsten etwas anders, als diesen Satz, diese Wahrheit gelten lassen? nichts darwider einzuwenden haben? sich gefallen lassen, daß ein Andrer einen andern historischen Satz darauf bauet, eine andre historische Wahrheit daraus folgert? sich selbst vorbehalten, andere historische Dinge darnach zu schätzen? Heißt es im Geringsten etwas anders, etwas mehr? Man prüfe sich genau!

Wir Alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit fast ganz Asien besiegte. Aber wer wollte auf diesen Glauben hin irgend etwas von großem dauerhaften Belange, dessen Verlust nicht zu ersetzen wäre, wagen? Wer wollte diesem Glauben zufolge aller Kenntniß auf ewig abschwören, die mit diesem Glauben stritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe itzt gegen den Alexander und seine Siege nichts einzuwenden; aber es wäre doch möglich, daß sie sich ebensowol auf ein bloßes Gedicht des Chörilus,[1]) welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja sich auf weiter nichts als auf die Gedichte des Homer's gründet.

---

1) *Chörilus* soll die Thaten Alexander's in einem epischen Gedichte besungen haben. Es wird erzählt, Alexander habe einen Vertrag mit ihm gemacht, ihm für jeden guten Vers seines Gedichts ein Goldstück, aber für jeden schlechten eine Ohrfeige zu geben. Und die große Zahl seiner schlechten Verse soll dem armen Dichter den Tod gebracht haben. — A. d. H.

Wenn ich folglich historisch nichts darwider einzuwenden habe, daß Christus einen Todten erweckt, muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sei? In welcher Verbindung steht mein Unvermögen, gegen die Zeugnisse von Jenem etwas Erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit, etwas zu glauben, wogegen sich meine Vernunft sträubet?

Wenn ich historisch nichts darwider einzuwenden habe, daß dieser Christus selbst von dem Tode auferstanden, muß ich darum für wahr halten, daß ebendieser auferstandene Christus der Sohn Gottes gewesen sei?

Daß der Christus, gegen dessen Auferstehung ich nichts Historisches von Wichtigkeit einwenden kann, sich deswegen für den Sohn Gottes ausgegeben, daß ihn seine Jünger deswegen dafür gehalten, das glaube ich herzlich gern. Denn diese Wahrheiten, als Wahrheiten einer und ebenderselben Classe, folgen ganz natürlich aus einander.

Aber nun mit jener historischen Wahrheit in eine ganz andre Classe von Wahrheiten herüberspringen und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphysischen und moralischen Begriffe darnach umbilden soll; mir zumuthen, weil ich der Auferstehung Christi kein glaubwürdiges Zeugniß entgegensetzen kann, alle meine Grundideen von dem Wesen der Gottheit darnach abzuändern: wenn das nicht eine *μεταβασις εις αλλο γενος* [1]) ist, so weiß ich nicht, was Aristoteles sonst unter dieser Benennung verstanden.

Man sagt freilich: Aber ebender Christus, von dem Du historisch mußt gelten lassen, daß er Todte erweckt, daß er selbst vom Tode erstanden, hat es selbst gesagt, daß Gott einen Sohn gleiches Wesens habe, und daß er dieser Sohn sei.

Das wäre ganz gut. Wenn nur nicht, daß dieses Christus gesagt, gleichfalls nicht mehr als historisch gewiß wäre.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und sagen: „O doch! das ist mehr als historisch gewiß; denn inspirirte Geschichtschreiber versichern es, die nicht irren können:“

So ist auch das leider nur historisch gewiß, daß diese Geschichtschreiber inspirirt waren und nicht irren konnten.

Das, das ist der garstige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht

---

1) Weicht beim Beweisverfahren der aus den Prämissen erschlossene Satz von dem ab, welcher zu beweisen war, und man schiebt den letzteren dem ersteren unter, als ob beide identisch wären, so entsteht eine „μετάβασις εἰς ἄλλο γένος“. — A. d. H.

habe. Kann mir Jemand hinüberhelfen, der thu' es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdienet ein Gotteslohn an mir.

Und so wiederhole ich, was ich oben gesagt, mit den nämlichen Worten. Ich leugne gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllt worden, ich leugne gar nicht, das Christus Wunder gethan, sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden, seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich sein, als sie immer wollen), mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen.

Was verbindet mich denn dazu? — Nichts als diese Lehren selbst, die vor 18 hundert Jahren allerdings so neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten so fremd, so uneinverleiblich waren, daß nichts Geringers als Wunder und erfüllte Weissagungen erfordert wurden, um erst die Menge aufmerksam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerksam machen, heißt: den gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen.

Auf die kam er, auf der ist er, und was er auf dieser Spur rechts und links aufgejaget, das, das sind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weissagungen.

Diese Früchte sähe ich vor mir reifen und gereift, und ich sollte mich damit nicht sättigen dürfen, weil ich die alte fromme Sage, daß die Hand, die den Samen dazu ausgestreuet, sich siebenmal bei jedem Wurfe in Schneckenblute waschen müssen — nicht etwa leugnete, nicht etwa bezweifelte — sondern blos an ihren Ort gestellt sein ließe? — Was kümmert es mich, ob die Sage falsch oder wahr ist: die Früchte sind trefflich.

Gesetzt, es gäbe eine große nützliche mathematische Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugschluß gekommen wäre — (wenn es dergleichen nicht giebt, so könnte es doch dergleichen geben) —, leugnete ich darum diese Wahrheit, entsagte ich darum, mich dieser Wahrheit zu bedienen: wäre ich darum ein undankbarer Lästerer des Erfinders, weil ich aus seinem anderweitigen Scharfsinne nicht beweisen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielt, daß der Trugschluß, durch den er auf die Wahrheit gestoßen, kein Trugschluß sein könne? —

— Ich schließe und wünsche: möchte doch Alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen! Es ist freilich apokryphisch, dieses Testament, aber darum nicht weniger göttlich.

———

Das Testament Johannis.

— Qui in pectus Domini recubuit et de purissimo fonte hausit rivulum doctrinarum.
Hieronymus.

Ein Gespräch.

Er und Ich.

Er.

Sie waren sehr fix mit diesem Bogen, *) aber man sieht es diesem Bogen auch an.

Ich.

So?

Er.

Sie pflegen sonst deutlicher zu schreiben.

Ich.

Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.

Er.

Aber ich sehe, Sie lassen Sich auch fortreißen. Sie fangen auch an zu glauben, nur immer auf Umstände anspielen, die unter hundert Lesern nicht einem bekannt sind, die Ihnen selbst vielleicht nur erst seit gestern oder ehegestern bekannt geworden —

Ich.

Zum Exempel?

---

*) Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.

Er.

Lasse gelehrt.

Ich.

Zum Exempel?

Er.

Ihr Räthsel, womit Sie schließen. — Ihr Testament Johannis. Ich habe meinen Grabius und Fabricius[1]) vergebens darnach durchblättert.

Ich.

Muß denn auch Alles ein Buch sein?

Er.

Es ist kein Buch, dieses Testament Johannis? — Nun, was ist es denn?

Ich.

Der letzte Wille Johannis, — die letzten merkwürdigen, ein Mal über das andere wiederholten Worte des sterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Testament heißen? Nicht?

Er.

Können freilich. — Aber so bin ich schon weniger darauf neugierig. — Indeß doch; wie lauten sie denn? — Ich bin in dem Abdias,[2]) oder wo sie sonst stehen mögen, nicht eben sehr belesen.

Ich.

Bei einem minder verdächtigen Schriftsteller stehen sie nun doch. — Hieronymus[3]) hat sie uns aufbehalten, in seinem Commentar über den Paulinischen Brief an die Galater. — Da

---

1) Johann Ernst Grabe (geb. zu Königsberg 1666, gest. zu London 1706) kam durch seine Studien zu der Ueberzeugung, daß in der Kirche eine ununterbrochene Folge des Priesterthums statthaben müsse, und trat in Folge dessen zur englischen Hochkirche über. Die Schrift, auf die im Text angespielt wird, ist ohne Zweifel sein „Spicilegium patrum et haereticorum primi, secundi et tertii a Christo nato seculi". — Die Schriften des Joh. Albert Fabricius (1668 bis 1736), auf die der Text sich bezieht, sind seine „Bibliotheca graeca" (Hamb. 1705—28, 14 Bde.) und seine „Bibliotheca latina" (Hamb. 1705, 3 Bde.). — A. d. H.

2) Abdias, angeblich einer der 70 Jünger und erster Bischof von Babylon, soll der Verfasser einer ursprünglich hebräisch geschriebenen „Historia certaminis apostolici" sein, die von der Kirche schon früh für untergeschoben erklärt worden ist. Herausgegeben ward sie von Lazius, Basel 1551. — A. d. H.

3) Hieronymus (Sophronius Eusebius, geb. 331, gest. 420), der Gelehrteste unter den Vätern der lateinischen Kirche, hat auch Commentare zu den Büchern des A. u. N. Testamentes verfaßt. — A. d. H.

schlagen Sie nur nach! — Ich denke kaum, daß sie Ihnen gefallen werden.

Er.

Wer weiß? — Sagen Sie doch nur!

Ich.

Aus dem Kopfe? Mit den Umständen, die mir itzt erinnerlich sind oder wahrscheinlich dünken?

Er.

Warum nicht?

Ich.

Johannes, der gute Johannes, der sich von seiner Gemeinde, die er in Ephesus einmal gesammelt hatte, nie wieder trennen wollte, dem diese eine Gemeinde ein genugsam großer Schauplatz seiner lehrreichen Wunder und wunderthätigen Lehre war, Johannes war nun alt, und so alt —

Er.

Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie sterben.

Ich.

Da ihn doch Jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr sterben sahe.

Er.

Der Aberglaube trauet den Sinnen bald zu viel, bald zu wenig. — Selbst da, als Johannes schon gestorben war, hielt noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht sterben könne, daß er schlafe, nicht todt sei.

Ich.

Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt!

Er.

Erzählen Sie nur weiter! Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort sprechen hören.

Ich.

So zaudernd eilig, als ein Freund sich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmungen seiner Freundin zu eilen, — trennte sich allmählig sichtbar Johannis reine Seele von dem ebenso reinen, aber verfallenen Körper. — Bald konnten ihn seine Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen. Und doch versäumte Johannes auch keine Collecte[1]) gern, ließ keine Collecte

1) Unter „Collecten" versteht man denjenigen Theil der Liturgie, der aus kurz zusammengefaßten Gebeten besteht, die entweder einen einzelnen Gegenstand betreffen oder, wenn sie allgemeineren Inhalts sind, doch im Wesentlichen

gern zu Ende gehen ohne seine Anrede an die Gemeinde, welche ihr tägliches Brod lieber entbehrt hätte als diese Anrede.

Er.

Die öfters nicht sehr studirt mag gewesen sein.

Ich.

Lieben Sie das Studirte?

Er.

Nachdem es ist.

Ich.

Ganz gewiß war Johannis Anrede das nie. Denn sie kam immer ganz aus dem Herzen. Denn sie war immer einfältig und kurz und wurde immer von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er sie endlich gar auf die Worte einzog — —

Er.

Auf welche?

Ich.

„Kinderchen, liebt Euch!"

Er.

Wenig und gut.

Ich.

Meinen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten und auch des Besten, wenn es alltäglich zu sein beginnt, so bald satt! — In der ersten Collecte, in welcher Johannes nicht mehr sagen konnte, als: „Kinderchen, liebt Euch!" gefiel dieses Kinderchen, liebt Euch! ungemein. Es gefiel auch noch in der zweiten, in der dritten, in der vierten Collecte; denn es hieß, der alte schwache Mann kann nicht mehr sagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam und doch nichts mehr sagte, und doch nur die tägliche Collecte mit weiter nichts als einem Kinderchen, liebt Euch! beschloß; als man sahe, daß der alte Mann nicht blos nur so wenig sagen konnte; als man sahe, daß er vorsätzlich nicht mehr sagen wollte: ward das Kinderchen, liebt Euch! so matt, so kahl, so nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne Ekel mehr anhören und erdreisteten sich endlich, den guten alten Mann zu fragen: „Aber, Meister, warum sagst Du denn immer das Nämliche?"

---

nur einen Gebetsgedanken ausführen. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ist dunkel. — A. d. H.

Er.

Und Johannes? —

Ich.

Johannes antwortete: „Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geschieht, genug, hinlänglich genug ist.“ —

Er.

Also das, das ist Ihr Testament Johannis?

Ich.

Ja!

Er.

Gut, daß Sie es apokryphisch genennet haben!

Ich.

In Gegensatz des kanonischen Evangelii Johannis. — Aber göttlich ist mir es denn doch.

Er.

Etwa, wie Sie auch wol Ihre Schöne göttlich nennen würden.

Ich.

Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt und bin nicht gewohnt, dieses Wort so zu mißbrauchen. — Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus dignam Joanne sententiam.

Er.

Ah, Hieronymus!

Ich.

Augustinus erzählt, daß ein gewisser Platoniker gesagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis: „Im Anfang war das Wort“ u. s. w. verdiene in allen Kirchen an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden.

Er.

Allerdings! der Platoniker hatte sehr Recht. — O die Platoniker! Und ganz gewiß, Plato selbst hätte nichts Erhabeners schreiben können, als dieser Anfang des Evangelii Johannis ist.

Ich.

Mag wol sein. — Gleichwol glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberei eines Philosophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerm Rechte in allen unsern Kirchen an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden verdiente — das Testament Johannis.

Er.

Hm!

Ich.

„Kinderchen, liebt Euch!“

Er.

Ja, ja!

Ich.

Dieses Testament Johannis war es, worauf ehedem ein gewisses Salz der Erde schwur. Itzt schwört dieses Salz der Erde auf das Evangelium Johannis, und man sagt, es sei nach dieser Abänderung ein Wenig dumpfig geworden.

Er.

Auch ein Räthsel?

Ich.

Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Er.

Ja, ja, ich merke nun wol.

Ich.

Was merken Sie?

Er.

So ziehen immer gewisse Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, daß sie die christliche Liebe beibehalten, mag doch aus der christlichen Religion werden, was da will.

Ich.

Ob Sie mich mit zu diesen gewissen Leuten zählen?

Er.

Ob ich recht daran thun würde, müssen Sie von Sich selbst erfragen.

Ich.

Ich darf doch also ein Wort für diese gewisse Leute sprechen?

Er.

Wenn Sie Sich fühlen.

Ich.

Aber ich versteh' Sie auch wol nicht. — So ist die christliche Liebe nicht die christliche Religion?

Er.

Ja und Nein.

Ich.

Wie Nein?

Er.

Denn ein Anders sind die Glaubenslehren der christlichen

Religion und ein Andres das Praktische, welches sie auf diese Glaubenslehren will gegründet wissen.

Ich.

Und wie Ja?

Er.

Insofern nur das wahre christliche Liebe ist, die auf christliche Glaubenslehren gegründet wird.

Ich.

Aber welches von Beiden möchte wol das Schwerere sein? — Die christliche Glaubenslehren annehmen und bekennen, oder die christliche Liebe ausüben?

Er.

Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das Letztere bei Weitem das Schwerere sei.

Ich.

Was soll es mir denn helfen?

Er.

Denn es ist um so lächerlicher, daß sich jene gewisse Leute den Weg zur Hölle so sauer machen.

Ich.

Wie so?

Er.

Wozu das Joch der christlichen Liebe auf sich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder sanft noch verdienstlich wird?

Ich.

Ja freilich, diese Gefahr müßten wir sie nun schon laufen lassen. Ich frage also nur: Ist es von andern gewissen Leuten klug gehandelt, dieser Gefahr wegen, welche jene gewisse Leute mit ihrer unchristlichen christlichen Liebe laufen, ihnen den Namen der Christen abzusprechen?

Er.

Cui non competit definitio, non competit definitum.[1]) Habe ich das erfunden?

Ich.

Aber wenn wir gleichwol die Definition ein Wenig weiter fassen könnten? Und das nach dem Ausspruche jenes guten

---

1) D. h. „Von wem die Definition nicht gilt, von dem gilt auch nicht der definirte Begriff," oder auf unseren Fall angewandt: Auf wen der Begriff „Christ" nicht paßt, dem kommt auch der Name „Christ" nicht zu. — A. d. H.

Mannes: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns.“ — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

Er.

Recht wohl. Es ist ebender, der an einem andern Orte sagt: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.“

Ich.

Ja so! Allerdings; das bringt mich zum Stillschweigen. — O, Sie allein sind ein wahrer Christ! — und belesen in der Schrift wie der Teufel.

Hieronymus

in Epist. ad Galatas, c. 6.

Beatus Joannes Evangelista, cum Ephesi moraretur usque ad ultimam senectutem et vix inter discipulorum manus ad Ecclesiam deferretur, nec posset in plura vocem verba contexere, nihil aliud per singulas solebat proferre collectas nisi hoc: „Filioli diligite alterutrum!“ Tandem discipuli et fratres, qui aderant, taedio affecti, quod eadem semper audirent, dixerunt: „Magister, quare semper hoc loqueris?“ Qui respondit dignam Joanne sententiam: „Quia praeceptum Domini est et, si solum fiat, sufficit.“

Eine Duplik.

Contestandi magis gratia, quam aliquid ex oratione promoturus.

Dictys Cret.

Ich habe alle Achtung gegen den frommen Mann, der sich in seinem Gewissen verbunden gefühlt hat, die *Auferstehungsgeschichte* gegen das Fragment meines Ungenannten zu retten. Wir handeln Alle nach dem Maaße unsrer Einsichten und Kräfte, und es ist immer rührend, wenn auch der schwache, abgelebte Nestor sich dem ausfordernden Hektor stellen will, falls kein jüngrer und stärkrer Grieche mit ihm anzubinden sich getrauet.

Auch will ich mir nicht herausnehmen, bei diesem Kampfe *Wärtel* zu sein und meine Stange dazwischen zu werfen, wenn von der einen oder der andern Seite ein gar zu hämischer und unedler Streich geführet würde. Der *Kampfwärtel* war eine Gerichtsperson, und ich richte Niemanden, um von Niemanden gerichtet zu sein.

Aber ich darf nicht vergessen, was ich mir selbst schuldig bin. Ich laufe Gefahr, daß meine Absicht verkannt und meine vorgeschlagnen Austräge gemißdeutet werden. Ein Wort kann diesem Uebel noch vorbauen, und wer wird mir dieses Wort nicht erlauben oder verzeihen?

Lessing.

Erst wollen wir den Standort gehörig erwägen, auf dem Jeder von uns hält, damit wir um so redlicher Licht und Wetter theilen können. Denn nicht genug, daß wir Alle mit gleichen Waffen fechten. Ein Sonnenstrahl, der des Einen Auge mehr trifft als des Andern, ein strenger Luftzug, dem Dieser mehr ausgesetzt ist als Jener, sind Vortheile, deren sich kein ehrlicher Fechter wissentlich bedienet. — Besonders bewahre uns Gott Alle vor der tödtlichen Zugluft heimlicher Verleumdung!

Mein Ungenannter behauptet: „Die Auferstehung Christi ist auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangelisten davon sich widersprechen."

Ich erwidere: Die Auferstehung Christi kann ihre gute Richtigkeit haben, ob sich schon die Nachrichten der Evangelisten widersprechen.

Nun kömmt ein Dritter und sagt: „Die Auferstehung Christi ist schlechterdings zu glauben; denn die Nachrichten der Evangelisten davon widersprechen sich nicht."

Man gebe auf dieses auch darum, auf dieses obschon, auf dieses denn wohl Acht! Man wird finden, daß auf diesen Partikeln gerade nur nicht Alles beruhet.

I.

Der Ungenannte, so viel ich nun von seinen Papieren näher weiß, hat nichts Geringers als einen Hauptsturm auf die christliche Religion unternommen. Es ist keine einzige Seite, kein einziger noch so versteckter Winkel, dem er seine Sturmleitern nicht angeworfen. Freilich hat er diese Sturmleitern nicht alle mit eigner Hand neu geschnitzt; die meisten davon sind schon bei mehrern Stürmen gewesen; einige derselben sind sogar ein Wenig sehr schadhaft, denn in der belagerten Stadt waren auch Männer, die zerschmetternde Felsenstücke auf den Feind herabwarfen. — Doch was thut das? Heran kömmt nicht, wer die Leiter machte, sondern wer die Leiter besteigt, und einen behenden kühnen Mann trägt auch wol eine morsche Leiter.

Folglich mußte er nothwendig, als er zur Auferstehungsgeschichte kam, Alles mitnehmen, was man von jeher wider die historische Glaubwürdigkeit derselben eingewendet hat oder einwenden hätte können, wenn anders über eine so abgedroschene Materie itzt noch etwas einzuwenden sein möchte, dessen sich nicht schon seit siebzehnhundert Jahren Einer oder der Andere sollte bedacht haben. Was nun schon vor kurz oder lang einmal eingewendet worden, darauf wird, wie leicht zu glauben, auch wol sein geantwortet worden. Aber der Ungenannte dachte ohne Zweifel: Ein Andres ist, auf etwas antworten, ein Andres, etwas beantworten. Daher bot er Alles auf, was ungefähr noch dienen konnte: Altes und Neues, mehr oder weniger Bekanntes, Argumente und Argumentchen. Und das mit seinem guten Rechte. Denn der zwanzigmal geschlagene Soldat kann endlich doch einmal siegen helfen.

Wenn man aber nun schon, da ich aus dem Werke des gründlichen und bündigen Mannes — (gründlich und bündig kann man sein, wenn man von der Wahrheit auch noch so weit entfernt bleibt —) nichts als Fragmente mittheilen können und wollen; wenn man, sage ich, nun schon mit höhnischen Achselzucken, mit halb mitleidiger, halb ärgerlicher Miene über ihn herfährt, von aufgewärmtem Brei spricht und das Schicksal der Theologen beklagt, die noch immer auf Dinge antworten sollen, die auf Treu und Glauben ihrer Lehrer und ihrer Lehrer Lehrer längst beantwortet sind: so muß ich freundschaftlich rathen, den grellen Ton ein Wenig sanfter zu halten, dieweil es noch Zeit ist. Denn man möchte sonst sich ganz lächerlich gemacht haben, wenn man endlich erfährt, wer der ehrliche unbescholtene Mann ist, über den man so christmilde gespöttelt, wer der unstreitige Gelehrte ist, den man so gern zum unwissenden muthwilligen Laffen erniedriget hätte.

Das ist nichts als Gerechtigkeit, die ich seiner Person widerfahren lasse. Die Gerechtigkeit seiner Sache steht auf einem ganz andern Blatte. Ein Mann, der Unwahrheit unter entgegengesetzter Ueberzeugung, in guter Absicht, ebenso scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr werth als ein Mann, der die beste, edelste Wahrheit aus Vorurtheil mit Verschreiung seiner Gegner auf alltägliche Weise vertheidiget.

Will es denn eine Classe von Leuten nie lernen, daß es schlechterdings nicht wahr ist, daß jemals ein Mensch wissentlich und vorsätzlich sich selbst verblendet habe? Es ist nicht wahr, sag'

ich; aus keinem geringern Grunde, als weil es nicht möglich ist. Was wollen sie denn also mit ihrem Vorwurfe muthwilliger Verstockung, geflissentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszustaffiren, die man Lügen zu sein weiß? Was wollen sie damit? Was anders als — — Nein; weil ich auch ihnen diese Wahrheit muß zu Gute kommen lassen, weil ich auch von ihnen glauben muß, daß sie vorsätzlich und wissentlich kein falsches verleumdrisches Urtheil fällen können, so schweige ich und enthalte mich alles Wiederscheltens.

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz —

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: „Wähle!“ ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: „Vater, gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!“

II.

Noch einmal: Es ist ledig meine Schuld, wenn der Ungenannte bis itzt so beträchtlich nicht scheinet, als er ist. Man lasse ihn diese fremde Schuld nicht entgelten.

Was kann er dafür, daß ich nur Fragmente seiner Arbeit fand und aus Fragmenten gerade nur ebendiese bekannt machte? Er selbst würde, um sich in seinem besten Vortheile zu zeigen, vielleicht ganz andere Proben ausgesucht haben, wenn er sich nicht vielmehr alles Probegeben verbeten hätte.

Denn wie kann man auch von einer weitläuftigen zusammengesetzten Maschine, deren kleinste Theile auf eine einzige große Wirkung berechnet sind, eine Probe geben? Ein Vorbild wol, ein Modell wol. Aber wer hat jemals ein Gewicht oder eine Unruh, eine Feder oder ein Rad zur Probe von einer Uhr gegeben?

Auch fühle ich wohl, daß in diesem Betracht — aber auch nur in diesem — ich selbst mit meinen Proben besser zu Hause geblie-

ben wäre. Und warum blieb ich nicht auch? Weil ich das Nämliche damals noch nicht fühlte, oder weil mich die Güte der Proben selbst verführte?

Das Letztere, wenn ich die Wahrheit bekennen soll, das Letztere. Ich gab ein Rad, eine Feder, nicht als Probe der Uhr, sondern als Probe ihresgleichen. Das ist: ich glaubte allerdings, daß auch in den einzeln Materien, in welche die gelieferten Fragmente schlagen, noch nicht Besseres und Gründlichers geschrieben worden als ebendiese Fragmente. Ich glaubte allerdings, daß z. E. außer dem Fragmente von der Auferstehungsgeschichte noch nie und nirgends die häufigen Widersprüche der Evangelisten, die ich für wahre Widersprüche erkannte, so umständlich und geflissentlich ins Licht gesetzt worden.

Das glaubte ich, das glaub' ich noch. — War ich aber, bin ich aber darum völlig des Ungenannten Meinung? Wollte ich darum, will ich darum ebendahinaus, wo er hinaus wollte?

Mit nichten! — Ich gab den Vordersatz zu und leugnete die Folge.

Ich gab den Vordersatz zu, weil ich nach vielfältigen aufrichtigen Versuchen, ihn nicht zugeben zu dürfen, mich überzeugte, wie schlecht es mit allen evangelischen Harmonien bestellt sei. Denn überhaupt von ihnen zu reden, getraue ich mir nach ebenden Regeln, welche sie zum Grunde legen, schlechterdings ohne Ausnahme alle und jede verschiedne Erzählungen der nämlichen Begebenheit in nicht mindere Uebereinstimmung zu setzen. Wo Geschichtschreiber nur in der Hauptsache übereinkommen, bietet die Methode unsrer evangelischen Harmonisten allen übrigen Schwierigkeiten Trotz. Man soll sie so toll nicht erdenken können, ich will sie gar bald in Ordnung haben und mein jedesmaliges Verfahren mit ihnen mit dem Verfahren irgend eines berühmten Harmonisten belegen. —

Aber ich leugnete meinem Ungenannten die Folge. — Und wer hat sich je in der Profangeschichte die nämliche Folgerung erlaubt? Wenn Livius und Polybius und Dionysius und Tacitus ebendieselbe Ereignung, etwa ebendasselbe Treffen, ebendieselbe Belagerung, Jeder mit so verschiedenen Umständen erzählen, daß die Umstände des Einen die Umstände des Andern völlig Lügen strafen, hat man darum jemals die Ereignung selbst, in welcher sie übereinstimmen, geleugnet? Hat man sich nie getrauet, sie eher zu glauben, als bis man Mittel und Wege ausgesonnen, jene widerspänstige Verschiedenheit von Umständen wenigstens

gleich stößigen Böcken in einen engen Stall zu sperren, in welchem sie das Widereinanderlaufen wol unterlassen müssen?

Das wahre Bild unsrer harmonischen Paraphrasen der Evangelisten! denn leider bleiben die Böcke darum doch immer stößig, wenden darum doch immer die Köpfe und Hörner noch gegen einander und reiben sich und drängen sich. — Ei, mag auch! Genug, daß der unverträglichen Böcke ebenso viele in dem engen Stalle sind, als der geduldigen einverstandnen Schafe nur immer hineingehen würden.

O der schönen Eintracht! — Ohne eine solche immer gährende, brausende, aufstoßende Harmonie sollten Livius und Polybius, Dionysius und Tacitus nicht glaubwürdige Geschichtschreiber sein können? —

„Possen!“ denkt der freie, offene Leser, der sich nicht muthwillig durch kleine Sophistereien um den Nutzen und das Vergnügen der Geschichte bringen will, „Possen! Was kümmert mich der Staub, der unter Jedes Schritten auffliegt? Waren sie nicht Alle Menschen? Hier hatte nun Dieser oder Jener nicht so gute Nachrichten als der Dritte! Hier schrieb der Eine vielleicht etwas hin, worüber er gar keinen Gewährsmann hatte. Nach Gutdünken! Nach seinem besten Ermessen! So ein Umstand war ihm just noch nöthig, um einen Uebergang zu haben, um eine Periode zu runden. Nun dann, da steht er! — Kann ich verlangen, daß gleiche Schritte auch gleichen Staub erregen?“

So denkt, sag' ich, der freie offene Kopf, der die Schranken der Menschheit und das Gewerbe des Geschichtschreibers ein Wenig näher kennt. — Kreuzige und segne Dich immer darüber, gute, ehrliche Haut, die Du beredet worden, ich weiß nicht welche Untrieglichkeit bis in der kleinsten Faser eines guten Geschichtschreibers zu suchen! Hast Du nie gelesen, was ein Geschichtschreiber*) selbst, und zwar einer von den allerpünktlichsten, sagt? „Neminem scriptorum, quantum ad historiam pertinet, non aliquid esse mentitum.“ Vollständige Begebenheiten freilich nicht, ganze Thatsachen freilich nicht, aber so von den kleinen Bestimmungen welche, die der Strom der Rede auch wol ganz unwillkürlich aus ihm herausspielet. Welcher Geschichtschreiber wäre jemals über die erste Seite seines Werks gekommen, wenn er die Beläge aller

*) Vopiscus. — [Flavius Vopiscus, gebürtig aus Syracus, lebte unter Diocletian und Maximian in Rom und schrieb die Geschichte der Kaiser Aurelianus, Tacitus, Probus u. A. — A. d. H.]

dieser kleinen Bestimmungen jedesmal hätte bei der Hand haben müssen? Nordberg straft in solchen kleinen Bestimmungen Voltairen hundertmal Lügen,[1] und doch ist es das noch lange nicht, was Voltairen zum romanhaften Geschichtschreiber macht. So straff den Zügel in der Hand, kann man wol eine Chronik zusammenklauben, aber wahrlich keine Geschichte schreiben.

Wenn nun Livius und Dionysius und Polybius und Tacitus so frank und edel von uns behandelt werden, daß wir sie nicht um jede Silbe auf die Folter spannen, warum denn nicht auch Matthäus und Marcus und Lucas und Johannes?

Ich habe mich schon erklärt, daß ihr besondrer Vorzug, durch einen nähern Antrieb des h. Geistes geschrieben zu haben, hier nichts verschlägt. Aber wer darauf bestehet, verräth, warum es ihm zu thun ist. — Nicht um die Glaubwürdigkeit der Auferstehung, die unter unauflöslichen Widersprüchen der Evangelisten leiden möchte, sondern um seine einmal eingesogenen Begriffe von der Theopneustie. Nicht um das Evangelium, sondern um seine Dogmatik.

Und doch, selbst die crudesten Begriffe von der Theopneustie[2]) angenommen, getraue ich mir zu beweisen, daß, wenn die Evangelisten einmal einander widersprechende Nachrichten von der und jener bei der Auferstehung vorgefallnen Kleinigkeit hatten (sie konnten sie aber so leicht haben, sie konnten sie fast so unmöglich nicht haben, weil sie so spät hernach schrieben, weil sie von dem Wenigsten oder von gar nichts Augenzeugen gewesen waren), daß, sag' ich, der h. Geist ihnen diese widersprechende Nachrichten nothwendig lassen mußte.

Der Orthodoxist — (nicht der Orthodox. Der Orthodox tritt auf meine Seite. Auch mache ich den Unterschied zwischen Orthodox und Orthodoxist nicht zuerst) der Orthodoxist sagt ja selbst, daß es der Weisheit des h. Geistes nicht unanständig gewesen, anscheinende Widersprüche in die Erzählungen der Evangelisten mit einfließen zu lassen, damit so weniger der Verdacht

1) Der schwedische Theolog und Geschichtschreiber Nordberg (geb. 1677 in Stockholm, gest. 1744) wurde im Jahre 1703 Feldprediger bei der Artillerie und begleitete als solcher die Armee Karl's XII. auf allen ihren Zügen. Seine „Geschichte Karl's XII.", die er auf Veranlassung des schwedischen Reichstags abfaßte, ist eine Hauptquelle für die Geschichte dieses Königs. Sie erschien in Stockholm 1740, deutsch in Hamburg 1745—61. — Voltaire's „Histoire de Charles XII." gilt bekanntlich als ein Meisterstück romanhafter Geschichtschreibung. — A. d. H.

2) Ueber den Begriff der Theopneustie s. Th. XV., Anm. zu S. 271. — A. d. H.

der Abredung, den eine gar zu sichtliche Uebereinstimmung erwecken würde, auf sie fallen könne.

Ganz recht! Aber warum denn nur anscheinende Widersprüche? — So hätte wahrlich der h. Geist auch nur ein anscheinendes Mittel gebraucht, jenen Verdacht von den Evangelisten abzulenken! Denn was sind anscheinende Widersprüche? Sind es nicht Widersprüche, die sich endlich in die vollkommenste Uebereinstimmung auflösen lassen? — Nun, da ist sie ja wieder, die vollkommene Uebereinstimmung, die der h. Geist vermeiden wollte, weil sie so sehr nach Verabredung schmeckt. Der ganze Unterschied wäre ja nur, daß die Evangelisten in diesem Falle ihre Verabredung meisterlich hätten zu verstecken gewußt. Sie verwirrten und verwickelten und verstümmelten ihre Erzählung, damit sie nicht nach vorläufiger Vereinständniß geschrieben zu haben scheinen möchten. Sie verwirrten und verwickelten und verstümmelten sie aber so, daß ihnen auch kein Widerspruch zur Last fallen konnte. „Unsere nächsten Nachkommen," dachten sie, „die dem Dinge noch auf die Spur kommen könnten, wie alle die Bäche doch nur aus einer Quelle geflossen, lassen sich durch das Labyrinth unsrer Erzählung von dieser Nachsuchung abhalten. Und wenn dergleichen Nachsuchung nicht mehr möglich ist, so wird man schon den Faden zu unserm Labyrinthe finden, und diese versteckte Eintracht wird ein neuer Beweis unsrer Wahrhaftigkeit werden."

Ich wette eine Million Jahre von meiner Seligkeit, daß die Evangelisten so nicht gedacht haben! Aber daß diese Spitzfindigkeit doch Einem einfallen kann, daß man sich so etwas doch als möglich denken muß, was veranlaßt offenbarer dazu als unsre kunstreichen Harmonien?

Sollte man sich nicht erst erkundiget haben, ob in dem ganzen weiten Umfange der Geschichte ein einziges Exempel anzutreffen, daß irgend eine Begebenheit von Mehrern, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich Einer nach dem Andern gerichtet (wenn sie in ein ähnliches Detail kleiner Umstände gehen wollen, als womit wir die Auferstehungsgeschichte ausgeschmückt finden), ohne die offenbarsten unauflöslichsten Widersprüche erzählt worden? Ich biete aller Welt Trotz, mir ein einziges solches Exempel zu zeigen. Nur merke man die Bedingungen wohl: von Mehrern, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich Einer nach dem Andern gerichtet. — Ich bin von der Unmöglichkeit eines solchen Exempels ebenso gewiß überzeugt als von meinem eignen Dasein.

Wenn sich nun in der ganzen unendlichen Weltgeschichte ein solches Exempel nie gefunden, nie finden wird, nie finden kann, warum verlangt man denn, daß uns gerade die Evangelisten dieses Exempel sollen geliefert haben?

Weil sie der h. Geist trieb? darum? — Weil freilich arme Menschen dem Irrthume unterworfen sind, aber nicht der h. Geist? darum?

Nimmermehr, nimmermehr! — Denn der h. Geist, um sich als Den zu zeigen, der er ist, hat schlechterdings nichts thun können, was ebensowol die Wirkung der feinsten Büberei sein könnte. Auch nur könnte. Nicht das, was die ägyptischen Zauberer dem Moses nachthun konnten (wahr oder nur zum Schein nachthun konnten), sondern was Moses allein thun konnte, bekräftigte seine Sendung.

Noch hat sich, so viel ich weiß, kein Orthodox einfallen lassen, daß der Antrieb des h. Geistes die Evangelisten allwissend gemacht habe. Das ist: was die Evangelisten vor diesem Antriebe nicht wußten, das wußten sie auch unter und nach diesem Antriebe nicht. Erfuhren sie also durch den Antrieb des h. Geistes nichts mehr, so erfuhren sie auch nichts besser. Denn man kann nichts besser erfahren, ohne etwas mehr zu erfahren; indem alle unsere falschen Urtheile nur daher entstehen, weil wir Erkenntnißgründe nicht genug haben und aus Abgang der wahren uns mit angenommnen behelfen.

Mitwirkung des h. Geistes genug, wenn er nur Den zum Schreiben antrieb, in dem er die wenigsten und unerheblichsten Mißbegriffe erkannte; nur über dessen Schrift besonders wachte, der diese wenigen unerheblichen Mißbegriffe von geschehnen Dingen in keine nothwendige Verbindung mit seinen Lehrsätzen gebracht hatte. Der gesunde Verstand, der sich damit nicht begnügt, wird des Dinges bald so viel haben, daß er sich lieber mit gar nichts begnügen will. In diesem Verstande kann man sagen, daß Niemand mehr Ungläubige gemacht hat als der sogenannte Rechtgläubige.

Allerdings ward die neue Religion auf damalige Ueberzeugung von der Auferstehung Christi gegründet, welche Ueberzeugung sich auf die Glaubwürdigkeit und Eintracht der Augenzeugen gründen mußte. Nun haben wir, die wir itzt leben, diese Augenzeugen nicht mehr unter uns, haben nur Geschichtschreiber von den Aussagen dieser Augenzeugen, in welchen Geschichtschreibern sich nur das allgemeine Resultat von den Aussagen dieser Augen-

zeugen unverfälscht erhalten konnte: und gleichwol soll unsere itzige Ueberzeugung von der Auferstehung Christi nicht gegründet genug sein, wenn sie sich blos auf jenes Resultat der Aussagen gründet und sich nicht zugleich auf die völlige Uebereinstimmung der Geschichtschreiber von diesen Aussagen gründen kann? — Da wären wir, die wir itzt leben, schön daran!

Und gleichwol möchte ich gar zu gern behaupten, daß wir, die wir itzt leben, auch in diesem Punkte besser daran sind als Die, zu deren Zeiten die Augenzeugen noch vorhanden waren. Denn der Abgang der Augenzeugen wird uns reichlich durch etwas ersetzt, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie hatten nur den Grund vor sich, auf den sie in Ueberzeugung seiner Sicherheit ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dieses große Gebäude selbst aufgeführt vor uns. — Welcher Thor wühlet neugierig in dem Grunde seines Hauses, blos um sich von der Güte des Grundes seines Hauses zu überzeugen? — Setzen mußte sich das Haus freilich erst an diesem und jenem Orte. — Aber daß der Grund gut ist, weiß ich nunmehr, da das Haus so lange Zeit steht, überzeugender, als es Die wissen konnten, die ihn legen sahen.

Ein Gleichniß, welches mir hier einfällt, wird nichts verderben. Gesetzt, der Tempel der Diana zu Ephesus stünde noch in seiner ganzen Pracht vor uns. Nun fände sich in alten Nachrichten, daß er auf einer Grundlage von Kohlen ruhe; sogar der Name des weisen Mannes wäre noch bekannt, der zu einer so sonderbaren Grundfeste den Rath gegeben. Eine Grundlage von Kohlen! von morschen zerreiblichen Kohlen! Doch darüber wäre ich hinweg; ich begriffe sogar, daß Theodorus[1]) wol so uneben nicht geurtheilet haben möchte, daß Kohlen, wenn sie die Holznatur abgelegt, den Anfällen der Feuchtigkeit widerstehen müßten. Sollte ich wol bei aller dieser wahrscheinlichen Vermuthung a priori an der ganzen historischen Aussage deswegen zweifeln, weil die verschiednen Urheber derselben über die Kohlen selbst etwa nicht einig wären? Weil Plinius etwa sagte, es wären ölbäumene Kohlen gewesen, Pausanias aber von ellernen, und Vitruvius

1) Der berühmte Artemistempel zu Ephesus wurde auf sumpfigem Untergrunde erbaut, um ihn vor der Zerstörung durch Erdbeben zu sichern. Um die Feuchtigkeit fernzuhalten, ertheilte der berühmte Künstler Theodorus von Samos den Rath, den Sumpfgrund mit Schichten von zerstoßenen Kohlen zu füllen und, wie Plinius (Nat. Hist. 36, 21) hinzufügt, Wollfelle darüber zu breiten. — A. d. H.

von eichenen Kohlen spräche? O der Thoren, die diesen Widerspruch, so Widerspruch als er ist, für wichtig genug hielten, den Grund an zwanzig Orten aufzugraben, um doch nur eine Kohle herauszuziehen, in deren vom Feuer zerrütteten Textur ebensowol der Oelbaum als die Eiche und Eller zu erkennen wäre! O der Erzthoren, die lieber über eine vieldeutige Textur von Kohlen streiten, als die großen Ebenmaaße des Tempels bewundern wollten!

Ich lobe mir, was über der Erde steht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergieb es mir, lieber Baumeister, daß ich von diesem weiter nichts wissen mag, als daß es gut und fest sein muß. Denn es trägt, und trägt so lange. Ist noch keine Mauer, keine Säule, keine Thüre, kein Fenster aus seinem rechten Winkel gewichen, so ist dieser rechte Winkel freilich ein augenscheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde; aber er ist doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieser, an dieser will ich meine Betrachtungen weiden; in dieser, in dieser will ich Dich preisen, lieber Baumeister! Preisen, auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte oder doch nur auf lauter Seifenblasen ruhete.

Daß die Menschen so ungern sich mit dem befriedigen, was sie vor sich haben! — Die Religion ist da, die durch die Predigt der Auferstehung Christi über die heidnische und jüdische Religion gesieget hat, und diese Predigt soll gleichwol damals nicht glaubwürdig genug gewesen sein, als sie siegte? Ich soll glauben, daß sie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich itzt nicht mehr ihre völlige Glaubwürdigkeit beweisen kann? —

Nicht viel anders ist es mit den Wundern, durch welche Christus und seine Jünger die Religion gepflanzet. — Mögen doch die itzigen Nachrichten von ihnen noch so zweifelhaft, noch so verdächtig sein: sie wurden ja nicht für uns Christen gethan, die wir itzt leben. Genug, daß sie die Kraft der Ueberzeugung gehabt haben, die sie haben sollten! Und daß sie die gehabt haben, beweiset das noch immer fortdauernde Wunder der Religion selbst. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrscheinlich machen, die bei ihrer ersten Gründung sollen geschehen sein. Aber auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion gründen: wenn das richtig, wenn das auch nur klug gedacht ist! — — Es sei herausgesagt! Wenn ich jemals so richtig, so klug zu denken fähig bin, so ist es um meinen Verstand geschehen. Das sagt mir mein Verstand itzt. Und habe ich jemals einen andern Verstand, so hatte ich nie einen.

Die Wunder, die Christus und seine Jünger thaten, waren das Gerüste und nicht der Bau. Das Gerüste wird abgerissen, sobald der Bau vollendet ist. Den muß der Bau wenig interessiren, der seine Vortrefflichkeit nur aus dem abgerissenen Gerüste beweisen zu dürfen glaubt, weil die alten Baurechnungen vermuthen lassen, daß ein ebenso großer Meister zu dem Gerüste müsse gehört haben als zu dem Baue selbst. — Kann wol sein! — Aber borgen und wagen will ich doch im Geringsten nichts auf diese Vermuthung; noch weniger will ich durch dieses Vorurtheil von dem Gerüste mich im Geringsten abhalten lassen, den Bau selbst nach den eingestandenen Regeln einer guten Architektur zu prüfen. —

Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein, so tiefe Wunden hat die scholastische Dogmatik der Religion nie geschlagen, als die historische Exegetik ihr itzt täglich schlägt.

Wie? Es soll nicht wahr sein, daß eine Lüge historisch ungezweifelt bewiesen werden könne? Daß unter den tausend und tausend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geschichte Anlaß geben, daß unter diesen tausend und tausend Dingen auch wol ungeschehene Sachen mit unterlaufen könnten? Es soll nicht wahr sein, daß unendliche Facta, wahre unstreitige Facta gewesen, für die uns dennoch die Geschichte zu wenige, zu unwichtige Zeugnisse hinterlassen, als daß wir sie ohne Leichtsinn glauben könnten?

Das soll nicht wahr sein? — Freilich, wenn es wahr ist, wo bleiben alle *historische* Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion? — Wo sie wollen! Wäre es denn ein großes Unglück, wenn sie endlich einmal wieder in den Winkel des Zeughauses gestellt würden, in welchem sie noch vor *funfzig* Jahren standen?

III.

Bei dieser meiner Gesinnung von der historischen Wahrheit, die weder aus Skepticismus entstehet, noch auf Skepticismus leitet, war es also gewiß keine ernsthafte Aufmunterung, wenn ich in meinen Gegensätzen schrieb: „Der Mann, der die Untrüglichkeit der Evangelisten in jedem Worte behaupten wolle, finde auch hier (in der Auferstehungsgeschichte) noch unbearbeitetes Feld genug.“ Ich setzte freilich hinzu: „Er versuche es nun und beantworte die gerügten zehn Widersprüche unsers Fragments.“ Aber in diesem Tone schreckt man auch ab, und das wollte ich. Abschrecken wollte

ich. Denn ich sagte weiter: „Nur beantworte er sie alle, diese gerügten Widersprüche. Blos diesem und jenem etwas Wahrscheinliches entgegensetzen und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heißt keinen beantworten."

Nun habe ich nie erwartet, daß man auf meine Ermunterung irgend etwas thun oder auf meine Abschreckung irgend etwas unterlassen müsse. Mein Gewissen giebt mir das Zeugniß, daß ich so eitel zu sein nicht fähig bin. Alles, was ich mir in diesem Punkte selbst vorwerfen kann, ist dieses, daß es mich aber doch ein Wenig befremdet, wenn auf meine Ermunterung, etwas zu thun, gerade das Nämliche unterlassen, und auf meine Abschreckung, etwas zu unterlassen, gerade das Nämliche gethan wird.

Doch auch diese Befremdung ist wahrlich nicht Stolz, ist wahrlich nicht Unleidlichkeit, von meinem guten Nachbar Ja für Nein und Nein für Ja zu hören. Ich kann mir nur nicht gleich einbilden, daß ich meinen guten Nachbar, oder daß mich mein guter Nachbar gehörig verstanden. — So horche ich denn noch einmal hin — und denn auf ewig nicht mehr. —

Wahrhaftig also, lieber Nachbar? wahrhaftig? — Auf alle, auf alle die gerügten Widersprüche hast Du Dir getrauet, zu antworten? befriedigend zu antworten? — Und glaubst wirklich, nun nicht weniger geleistet zu haben, als Du Dir getrauet? —

So würde ich freundschaftlich meinem Nachbar unter vier Augen zusprechen, wenn ich ihn kennte, wenn ich seinen Namen zuverlässig wüßte und ich mir seine Bekanntschaft durch Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe zu erwerben hoffen dürfte. Aber ich weiß seinen Namen nicht, und er weiß meinen.

Er weiß ihn, ob er ihn schon nicht genannt hat. Er hat mich namentlich ganz aus diesem Streite gelassen; es ist ihm keine einzige nachtheilige Beziehung auf mich entfahren. Er hat mich für das genommen, was ich bin. Für einen Aufseher von Bücherschätzen, der (wie diese Leute einmal sind!) sich unbekümmert läßt, ob das Seltene, das er mittheilet, auch in allem Betracht gut ist oder nicht, wenn es nur selten ist. Dafür hat er mich genommen, und ich danke ihm aufrichtig, daß er mich wenigstens für nichts Schlimmers genommen.

Nur bedaure ich zugleich, daß ich mich bei seiner Darstellung auf eine vermeinte Herausfoderung in derjenigen Entfernung nicht halten kann, in welcher mich zu halten er mir so gütig freistellen wollen. Und das zwar aus folgender Ursache nicht.

Wenn es wahr ist, daß mein Ungenannter ein ebenso unwissen-

der als boshafter Mann ist; wenn es wahr ist, daß alle seine Einwürfe, alle seine gerügten Widersprüche unzähligmal schon gemacht und gerügt, aber auch bereits ebenso oft abgewiesen und beantwortet worden; wenn es wahr ist, daß er schnurstracks wider einander laufende Behauptungen in der Auferstehungsgeschichte gefunden, blos weil er sie finden wollen, nicht weil er das Unglück gehabt, sie wirklich dafür zu halten; wenn es wahr ist, daß man blos seine Schmähschrift in die eine und die Bibel in die andere Hand nehmen darf, um beiden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; wenn Alles das wahr ist — (der Spruch ist gerecht, ich spreche ihn über mich selbst aus, breche über mich selbst den Stab!): so bin ich, ich, sein von ihm ungebetener Herausgeber, nicht allein ebenso strafbar, sondern noch weit strafbarer als er selbst.

Und das, das sollte ich —(mit dem Sein hat es keine Noth. Daß ich das nicht bin, braucht nur Einer zu wissen. Der weiß es) — das sollte ich ruhig auch nur scheinen wollen? Ich müßte nicht wissen, daß die Welt mehr darauf achtet, was man scheinet, als was man ist. Und einmal muß ich doch mit der Welt leben und will mit ihr leben.

Mein Ungenannter vielleicht hatte das Zeug einmal im hitzigen Fieber hingeschrieben; aber Gott hatte ihn wieder zu gesunder und kalter Ueberlegung kommen lassen; er war nur verhindert worden, den Bettel ganz zu vertilgen. Nun komme ich, ich, der ich doch wol auch wissen könnte und sollte, worauf sich der Ungenannte blos im hitzigen Fieber nicht zu besinnen vermochte, nämlich daß Alles das nichts als abgedroschenes und längst den Flammen überantwortetes Stroh sei, nun komme ich und vollführe eine Sünde, die ich auszuhecken und zu entwerfen nicht einmal den Verstand hatte, vollführe eine Sünde, damit der arme Teufel ja nichts einbüßt, blos um eine Sünde zu vollführen und Aergerniß zu geben. — Daß ich sage: ich räumte nur seinen Vordersatz ein und leugnete die Folgerung, das macht meine Sache nicht um ein Haar besser. Denn die Leute, die ich ärgere, halten es für ebenso wichtig, den Vordersatz zu leugnen, als die Folgerung nicht zuzugeben. Ja, sie glauben die Folgerung nur, weil und sofern das Gegentheil des Vordersatzes seine Richtigkeit hat.

Aber wie? Weil ich sehe und überzeugt bin, daß man meinem Ungenannten nicht die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die ihm gebühret; weil ich finde, daß man es sich ebenso leicht macht, ihn zu widerlegen, als mich es schwer dünkt; weil ich bemerke, daß man ihm die Karten in die Hand practiciret, die man sich am Besten zu

stechen getraut: muß ich darum überhaupt sein Vorfechter werden? Das will ich denn auch wol bleiben lassen! Wer mit solchen Fuscheleien spielt und glauben kann, er habe sein Geld gewonnen und nicht gestohlen, der glaub' es immerhin! Der Zuschauer, der auf die Finger zu gut Acht gab, thut am Besten, er schweigt.

Schweigt? — Aber wenn er nun auf die Hand des betrogenen Spielers gewettet hat? — So kann er freilich nicht schweigen, wenn er sein Geld nicht muthwillig verlieren will. Dann ist der Fall kitzlig. Er gehe mit seinem Muthe zu Rathe und wette wenigstens nicht weiter. — —

Nun, so schränke ich mich denn auch in dem Ueberreste dieser Duplik lediglich auf das ein, was ich von den Behauptungen des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe, auf die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte der Evangelisten.

Von diesen habe ich behauptet und behaupte noch, sie nirgends so kräftig auf einander gehäuft, nirgends so deutlich aus einander gesetzt zu wissen. Irre ich mich, so nenne man mir doch den Mann oder das Buch, wo ebendas ebenso gut zu lesen ist. Meine Verwunderung, ein solches Werk nicht gekannt zu haben, kann nur durch die andere Verwunderung übertroffen werden, wenn man mir zugleich auch ein Werk nennt, worin das Alles schon seine Abfertigung erhalten, welches ich ebenso wenig gekannt hätte. Auch ebenso wenig noch kenne. Denn daß seit heute und gestern wenigstens die Unterredungen meines guten Nachbars dieses Werk nicht geworden, will ich mit seiner Erlaubniß nunmehr näher zeigen.

Wie weit mich meine Geduld auf diesem Wege begleiten wird, weiß ich wahrlich noch selbst nicht. Ob bis ans Ende, ob durch alle zehn Widersprüche und ihre vermeinten Beantwortungen, das stehet dahin! Ich traue es ihr kaum zu. Wozu auch? Denn wenn ich nur an einem einzigen Widerspruche zeige, daß er weder durch die gegebene noch durch irgend eine andere in der Welt zu gebende Antwort sich heben läßt, so habe ich nach meiner vorläufigen Erklärung verthan. Wo ein Widerspruch ist, können deren hundert sein; genug, daß auch deren tausend das nicht beweisen, was mein Ungenannter daraus beweisen will. — Also ohne Weitres zur Sache! Was ich sonst noch zu sagen hätte, wird sich auch finden.

Erster Widerspruch.

„Lucas (23, 56) läßt die frommen Weiber, welche den Leichnam Christi salben wollten, die Specereien dazu am Freitage

gegen Abend, vor Eintritt des Sabbaths oder ersten Ostertages einkaufen, und Marcus (16, 1) am Sonnabende des Abends, nach unsrer Art zu reden, als der Sabbath vorbei war."

Daß man in diesen verschiednen Behauptungen vorlängst einen Widerspruch gefunden, erhellet daraus, daß man vorlängst versucht hat, entweder den Marcus nach dem Lucas oder den Lucas nach dem Marcus umzustimmen.

Die den Marcus nach dem Lucas umstimmen wollen, sagen, daß in den Worten „*διαγενομενου του σαββατου ἠγορασαν ἀρωματα*“ das *ἠγορασαν* auch wol jam empta habebant heißen könne, indem öfter die unbestimmte Zeit anstatt der längst vergangenen gebraucht werde. Sie übersetzen also: „Als der Sabbath vergangen war, hatten die Weiber bereits vorher Specereien gekauft," und ich darf wol sagen, daß dieses unter den protestantischen Gottesgelehrten die angenommenere Auslegung bisher gewesen.

Mein Ungenannter hatte also Recht, sich blos an diese Auslegung zu halten, gegen welche er, ein Wenig pedantisch zwar, aber doch vollkommen gründlich erwies, daß die duo Genitivi Consequentiam designantes hier nicht zuließen, das *ἠγορασαν* in der längstvergangnen Bedeutung zu nehmen. Der ungenannte Gegner meines Ungenannten muß auch — (Aber wie soll ich diese zwei Ungenannte in der Folge am Schicklichsten und Kürzesten bezeichnen? Der Ungenannte bleibe der Ungenannte, und weil ich den ungenannten Gegner meines Ungenannten einmal meinen Nachbar zu nennen veranlaßt worden, so bleibe er mein Nachbar.[1]) Sollte er diese Benennung übel nehmen? Wie könnte ich in ihm einen Mann besser bezeichnen, mit dem ich gern in Ruh und Friede leben möchte, als durch das Wort Nachbar?) Mein Nachbar also muß auch weder beim Glassius[2]) noch beim Wolf, auf die

1) Ueber diesen „Nachbar" vergl. die Vorbemerkungen zu Werke, XV. S. 14 f. — A. d. H.

2) Salomo Glassius, geb. 1593 zu Sondershausen, gest. 1656, ein um die evangelische Kirche Thüringens hochverdienter Theolog, hat auch als Kenner der Grundsprachen der heiligen Schrift einen wohlbegründeten Ruf. Seine im Jahre 1625 erschienene „Philologia sacra" erlebte zahlreiche Auflagen, selbst noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. — Johann Christoph Wolf, geb. 1683 in Wernigerode, seit 1710 Prof. der Philosophie in Wittenberg, seit 1716 Hauptpastor an der Katharinenkirche in Hamburg, gest. 1739, schrieb „Curae philol. et criticae in IV evangelia", die 1739 in dritter Ausgabe erschienen, u. A. — Mit dem „englischen Bibelwerk" meint Lessing die berühmte englische oder Londoner Polyglotte, die wichtigste und jetzt noch verbreitetste vielsprachige Bibel. Das großartige Werk wurde von Brian Walton, dem spätern Bischof von Chester, unternommen und im Jahre 1657 vollendet. Es umfaßt 6 Folianten. — A. d. H.

wir von dem deutschen Ausgeber des englischen Bibelwerks verwiesen werden, ein Exempel fürs Gegentheil gefunden haben, sonst er wol darauf bestanden und nicht eine so gefährliche Volte geschlagen haben würde.

Denn wahrlich, wenn das keine gefährliche Volte ist, so giebt es gar keine. Weil Marcus sich nicht nach dem Lucas umstimmen läßt, so will er nun mit aller Gewalt den Lucas nach dem Marcus umstimmen. Da Marcus nicht gemeint haben kann, daß die frommen Weiber die Specereien schon gekauft hatten, ehe der Sabbath vergangen war, so soll nun Lucas gemeint haben, daß sie sie nicht eher gekauft, als bis der Sabbath vergangen war. „Ei freilich!" dachte mein guter Nachbar, der nun einmal für allemal überzeugt war, daß, wenn das Schloß nicht rechts aufgehen will, es nothwendig links aufgehen müsse, „ei freilich! das ist ja auch ganz leicht zu erweisen. Denn einmal sagt doch Lucas nicht mit ausdrücklichen Worten, daß die Specereien den Freitag Abend gekauft worden, sondern er sagt nur, daß sie von den Weibern gekauft worden, nachdem sie den Freitag Abend von dem Grabe zurückgekommen. Nun kann zwar, wie Jeder weiß, ὑποστρεψασαι ἡτοιμασαν ἀρωματα nicht wohl anders verstanden werden, als daß sie die Specereien unmittelbar nach ihrer Zurückkunft bereitet; doch da folgt bald darauf ein μεν, das im Deutschen nicht ausgedrückt ist, und von dem mir die guten Leute, für die ich schreibe, schon auf mein Wort glauben werden, daß es nachdem inzwischen bedeute (denn μεν blos durch zwar gegeben, will nicht langen) und der Evangelist also sichtbar der Meinung damit vorbeugen wollen, daß die Zubereitung der Specereien Freitag Abend vorgenommen worden. Getrost also den Versikel „ὑποστρεψασαι δε ἡτοιμασαν ἀρωματα και μυρα και το μεν σαββατον ἡσυχασαν κατα την ἐντολην" übersetzt: „zurückgekommen vom Grabe, bereiteten sie die Specereien und Salben, nachdem sie inzwischen (zwischen dem Zurückkommen und Bereiten, zwischen dem Participio und Verbo; denn das bedeutet das μεν hier sichtbar) den Sabbath nach dem Gesetze geruhet hatten."

Ist es möglich, lieber Nachbar, ist es möglich, daß sich Ihre Feder — (denn daß Ihr Verstand mit fortmußte, begreife ich —) nicht sichtbar sträubte, als Sie dieses niederzuschreiben im Begriff waren? — Wenigstens, will ich hoffen, haben Sie Sich nachher um den Beweis von der sichtbaren Bedeutung Ihres theuern, von keinem einzigen Uebersetzer noch bemerkten μεν umgethan,

haben nachher ein paar Stellen aufgesucht, wo μεν möglicher Weise, obschon mit ebenso wenig Grunde, diese sichtbare Bedeutung haben könnte. Das will ich hoffen, das muß ich hoffen; denn Sie sind ein ehrlicher Mann, Sie haben Sich nicht auf einen Belag stillschweigend bezogen, von dem Sie wußten, daß Sie ihn nicht haben könnten, sondern Sie haben blos einen Belag stillschweigend vorausgesetzt, von dem Sie annahmen, daß er Ihnen nicht fehlen könnte. Aber nun, lieber Nachbar, heraus damit! — heraus damit! ob ich schon voraussehe, daß er eine Revolution in der ganzen Geschichte anrichten wird, die nicht klein ist. Denn welche Folge von Begebenheiten ist gegen dieses erwiesene μεν gekettet genug? welche Wirkung läßt sich nicht dadurch zur Ursache, welche Ursache nicht zur Wirkung machen? Es giebt keine Hysteraprotera mehr, wenn dieses μεν erwiesen wird.

Immerhin! nur heraus mit dem Beweise! — Denn wissen Sie, lieber Nachbar, wenn Sie ihn mißgünstig zurückbehalten, wissen Sie, was man alsdenn sagen wird und muß? — Daß Sie Ihre Leser zum Besten gehabt, daß Sie lieber den Originaltext des N. T. für eine wächserne Nase erklären, als einen Widerspruch in ihm zugeben wollen, der von ganz und gar keiner Erheblichkeit ist. — Keines von Beiden möchte ich um Alles in der Welt nicht von mir sagen lassen, wenn ich ein Theolog wäre.

Aber sind Sie denn einer, lieber Nachbar? — Woher weiß ich denn, daß Sie einer sind? — Wie man doch gewisse Dinge so leicht annehmen kann! — Erst nun fange ich an, gerade das Gegentheil anzunehmen. Denn nur so sind Sie entschuldiget; und ich möchte Sie gar zu gern entschuldigen.

Ein Theolog, denke ich nun, hätte mir die Blöße gewiß nicht gegeben, die mir dieser gutmeinende Laie giebt. Auch werden die Theologen gewiß gegen diese Blöße protestiren. Wie können sie auch anders? Das Feuer ist ja noch nicht so nahe, daß man schon zum Fenster herabspringen muß. Ich selbst, der ich kein Theolog bin, wüßte noch eine ganz andre Antwort, wenn mir so viel daran gelegen wäre, diesen ersten Widerspruch zu heben.

Und welche? Ohne erst lange nachzusuchen, ob schon vor mir Jemand auf ebenden Einfall gekommen, will ich ihn hersetzen. Ist er zu brauchen, desto besser! Ich behaupte nur in Thesi, daß es in den Erzählungen der Evangelisten ihrer Glaubwürdigkeit unbeschadet Widersprüche geben könne; aber in Hypothesi, ob dieses und jenes wirklich ein Widerspruch sei, behalte ich mir alles Recht vor, die Sache noch erst genauer zu untersuchen. Dergleichen

einzelne Untersuchungen mögen ausfallen, wie sie wollen, ich verliere und gewinne nichts dabei. Und wenn ich etwas dabei sagen kann, wodurch ein Andrer, der nicht wie ich denkt, etwas zu gewinnen vermeinet, warum soll ich ihm die Freude nicht machen? Auch ist es aufrichtiger, für seinen Gegner mit zu sehen.

So denn also! — Wie, wenn man den Evangelisten allen beiden Recht geben könnte? Nicht zwar dadurch, daß man den einen und den andern auf der grammatischen Folter das Nämliche sagen ließe. Auch nicht dadurch, daß man, wie Jemand gemeinet hat, die frommen Weiber zu zwei verschiedenen Malen Specereien kaufen läßt: den Freitag nur so viel, als sie in der Geschwindigkeit noch haben konnten, und den Sonnabend Abend das Uebrige. So hätte es ihnen allen Falls in einem kleinen Städtchen ergehen können, aber schwerlich wol in Jerusalem. Sondern dadurch, daß man auf das *ἑτοιμαζειν* des Lucas aufmerksam mache und es in seiner weitern Bedeutung hier gelten lasse. Wenn denn einmal die Weiber, als sie den Freitag gegen Abend vom Grabe zurückkamen, durchaus nicht mehr Zeit sollen gehabt haben, die Specereien zu kaufen, mit baarer klingender Münze zu bezahlen, sagt denn das auch Lucas von ihnen? Er sagt ja nur „*ἡτοιμασαν ἀρωματα*“, und nicht „*ἠγορασαν*“. Aber, wird man sagen, wie kann man Specereien bereiten, die man noch nicht gekauft hat und doch kaufen muß? Das ist es eben; *ἑτοιμος* heißt nicht blos *προχειρος*, der gleich bei der Hand ist, der gleich zur Hand schafft, sondern auch nur *προθυμος*, der gleich willig und entschlossen ist, etwas zur Hand zu schaffen. Folglich heißt auch *ἡτοιμασαν* nicht blos praeparabant *manibus*, sie machten zurecht, durch eine Art von Handarbeit, sondern auch praeparabant *animo*, curabant, ut praeparata haberent, sie thaten sich um, sie sorgten, daß sie sie in Bereitschaft haben möchten. Sie gingen nicht in die Gewölber der Specereihändler, die freilich wol schon geschlossen waren, und kauften, sondern sie nahmen sich nur vor, zu kaufen, erkundigten sich nur, wo sie am Besten zu kaufen wären; denn sie waren fremd. Und das durften sie thun, wenn auch der Sabbath schon längst angegangen war; das war ihnen durch das Gebot, am Sabbath zu ruhen, im Geringsten nicht untersagt. — So wie auch den heutigen Juden noch nicht. Denn wäre ihnen mit dem Kaufen auch das Denken an das Kaufen am Sabbath verboten, so würde der Sabbath wol blutselten gehörig von ihnen gefeiert. Kaufen und versteigern sie nicht selbst am Sabbath, nicht selbst in der Synagoge, nicht selbst die Ehre,

die Gesetzrolle an irgend einem feierlichen Tage aus ihrem Schranke nehmen und auf das Pult des Vorlesers tragen zu dürfen? Genug, wenn sie das Geld dafür nicht am Sabbath erlegen! — Kurz, man übersetze ἡτοιμασαν ἀρωματα durch destinabant aromata, providebant aromatibus, und was ist denn noch zu erinnern? — Daß auch ἑτοιμαζειν im N. T. an mehrern Orten nichts als destinare heißt, davon hat Grotius[1]) bereits die Exempel gesammelt; nur sehe ich keinen Grund, es mit ihm einzig auf destinationem divinam einzuschränken. — Und nun weiter!

Zweiter Widerspruch.

„Johannes, bei welchem Joseph von Arimathia und Nikodemus den Leichnam Christi in allen Stücken nach der Weise der Juden bestatten, Johannes sagt nicht, daß die Weiber ihn salben wollen. Aber Marcus und Lucas, welche nur melden, daß Joseph von Arimathia den Leichnam blos in seine Leinewand gewickelt, also nicht gesalbet habe, Marcus und Lucas sagen, daß die Weiber, die diese tumultuarische, unvollständige Bestattung des Joseph von Arimathia mit angesehen hatten, nach Verlauf des Sabbaths den Leichnam Christi auch salben wollen. Beim Johannes thun Joseph und Nikodemus Alles, und die Weiber thun nichts und wollen nichts thun. Beim Marcus und Lucas thut Joseph von Arimathia nicht Alles, und die Weiber wollen nur spät hernach thun, was Joseph zu thun vergaß oder nicht Zeit hatte. So einig also Johannes mit sich selbst ist, so einig Marcus und Lucas mit sich selbst sind, so sehr widerspricht Marcus und Lucas dem Johannes, und Johannes dem Marcus und Lucas."

Und das, dächte ich, wäre klar. Wenigstens ist mir es noch klar, nachdem ich Alles sorgfältig erwogen, was mein guter Nachbar darwider vorbringt, und fast ein Wenig zu grämlich vorbringt. Denn er nennt diesen Widerspruch geradezu einen erträumten Widerspruch und sagt: „Eine Sache thun wollen, die ein Andrer schon gethan hat, die sich aber auch zweimal thun läßt, das streitet offenbar nicht mit einander." Freilich nicht, lieber Nachbar. Aber ist denn die völlige Bestattung eines Leichnams, wobei nichts vergessen worden, was die Gebräuche des Landes und Volks erfordern, dergleichen nach dem Johannes die Bestattung des Joseph

[1]) Der berühmte Hugo Grotius hat sich auch als unbefangener Exeget große Verdienste erworben. Das Werk, auf das sich Lessing bezieht, sind seine „Annotationes in libros evangeliorum et varia loca S. Scripturae." Amst. 1641. — A. d. H.

und Nikodemus gewesen, ist denn die etwas, was sich zweimal thun läßt? von vernünftigen Leuten zweimal thun läßt? Gründet sich bei dem Marcus und Lucas denn nicht offenbar die vorgehabte Balsamirung der Weiber auf die nicht völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia? So wie die völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia und Nikodemus beim Johannes doch wol der Grund ist, warum er von einer vorgehabten Balsamirung der Weiber nichts sagt? Völlige Bestattung und nicht völlige, das widerspricht sich doch? — Gestehen Sie, lieber Nachbar, Sie haben gar nicht einmal eingesehen, worauf es hier eigentlich ankömmt! — Wenn bei einem Evangelisten alles Beides stünde, wenn ein Evangelist sagte, daß Joseph und Nikodemus die Leiche auch gesalbt hätten, und ebenderselbe sagte nicht weniger, daß ihn die Weiber ebenfalls salben wollen, und man wollte alsdenn diesen Evangelisten in Widerspruch mit sich selbst setzen, so käme Ihre Antwort noch ein Wenig zu Passe. Denn alsdenn wäre es durch diesen Evangelisten selbst festgesetzt, daß die Salbung eines Leichnams zweimal geschehen könne, und wir müßten uns Alle mit blos möglichen Gründen begnügen, warum sie zum zweiten Male unternommen worden. Da aber kein Evangelist von so einer doppelten Salbung spricht, da diese vorgehabte doppelte Salbung nur in der Harmonie steht, und doch wol nicht auch die Harmonie von dem h. Geiste eingegeben ist, so ist es blos gefabelt, guter Nachbar, wenn Sie sagen, daß vielleicht die erste Salbung den lieben accuraten Weiberchen nicht gut genug gewesen, daß vielleicht die hebräischen Weiber in Galiläa andre Salbungsgebräuche gehabt, als in Jerusalem üblich waren, daß es vielleicht ein doppeltes Salbungsgeschäft gegeben, eines vor Fäulniß und Verwesung, welches die Männer besorgen müssen, und eines vor Wohlgeruch, womit sich die Weiber abgaben. Alles das ist blos gefabelt, lieber Nachbar, und ohne allen Grund in der Geschichte gefabelt. Besonders Ihr Einfall von dem doppelten Balsamirungsgeschäfte, der dem Hrn. A.[1]) so sehr gefällt, hätte doch wol erst müssen anderweits aus der Geschichte erwiesen werden, damit er nicht einzig und allein aus ebendem Umstande abgesondert scheine, zu dessen Beglaubigung Sie ihn anwenden. Nicht?

---

1) Die Schrift des Superintendenten Reß hat die Form eines Dialogs; die beiden Personen, welche sich in derselben unterreden, heißen A. und B., und zwar werden die in Herrn A. durch die Fragmente erregten Zweifel an der Auferstehungsgeschichte durch Herrn B. siegreich widerlegt. — A. d. H.

Doch die Grundlosigkeit dieses Einfalls vom doppelten Salbungsgeschäfte ist noch bei Weitem nicht seine schlimmste Seite. Wenn wir ihn gelten lassen, lieber Nachbar, sehen Sie denn nicht, daß er den Johannes offenbar Lügen straft? Johannes sagt, daß Joseph und Nikodemus den Leichnam Christi so begraben, ganz so, wie die Juden zu begraben pflegen. Und Sie sagen mit Ihrem raren Einfalle: nein, nicht so, nicht ganz so; denn sie hatten nur die eine Hälfte der Salbung, die Salbung wider die Fäulniß vollzogen, und die andre Hälfte, des Wohlgeruchs wegen, war noch übrig und, wie billig, den frommen Weibern übrig gelassen worden, deren Nase so ekel ist.

O der trefflichen Harmonie, die zwei widersprechende Nachrichten, die wörtlich bei den Evangelisten stehen, nicht anders vereinigen kann, als durch Erdichtung einer dritten Nachricht, von der kein einziger Evangelist eine Silbe sagt!

O der erbaulichen Harmonie, die einen Evangelisten von dem armseligen elenden Widerspruche eines andern Evangelisten (armselig und elend wegen der Unbeträchtlichkeit des Umstandes) auf keine andre Weise retten kann, als daß sie diesen oder jenen an einem andern Orte zum Lügner macht!

Dritter Widerspruch.

„Matthäus sagt, daß vor den Augen der Maria Magdalena und der andern Maria geschehen sei, was die übrigen Evangelisten sie bei Annäherung des Grabes bereits geschehen finden lassen."

Mein Ungenannter gründet sich auf das „ἰδου ἐγενετο" beim Matthäus, und es könnte wol sein, daß es Matthäus so verstanden habe. Doch Sie haben Recht, lieber Nachbar; ἰδου ist öfters blos eine Partikel der Aufmunterung für den Leser und zeigt nicht immer an, daß die Sache in Gegenwart der dabei gedachten Personen geschehen sei. Ἐγενετο mag auch immerhin heißen: es war geschehen. — Aber warum ließen Sie es nun bei dieser Antwort nicht bewenden? Warum wollten Sie Ihren Gegner nicht blos schlagen, sondern vernichten? Warum muß er Ihnen nun gleich ein Mann sein, der Abend und Morgen nicht unterscheiden wolle?

Die Strafe dieser Unbarmherzigkeit ist Ihnen auf dem Fuße gefolgt. Denn Sie haben Sich dadurch in eine weitere Auflösung verwickelt, deren Folge Sie unmöglich gehörig können überdacht haben. Ich meine die Sätze (S. 131), die Ihnen so klar und richtig scheinen, daß die Verwirrung derselben Vorsatz werden muß. — Vorsatz, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen!

Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr schaudern würde, als diesen, wenn ich ihn objective als möglich denken könnte. Daß er subjective möglich ist, höre ich leider. Aber Sie müssen ganz etwas anders dabei denken als ich, oder Sie könnten die schmähsüchtige Grausamkeit nicht haben, ihn so wiederholt zu machen.

Nun lassen Sie uns doch die Sätze näher betrachten, die so klar und richtig sein sollen. — Mir graulet, eine Menge unnöthiger Worte machen zu müssen. Aber vielleicht, daß mir andere wol noch unnöthigere Worte, deren ich mich in meinem Leben schuldig gemacht, darum vergeben werden!

Ihr erster Satz also: „Den Sonnabend spät Abends gingen die beiden Marien nach Christi Grabe, blos zuzusehen, ob es noch ungestört sei, kamen aber allem Ansehen nach zu ihrem Zwecke nicht, weil es schon zu spät war. Matth. 28."

Und das ist einer von den Sätzen, die man nicht in Zweifel ziehen kann, ohne den Vorsatz zu haben, sich zu irren? So hat Grotius denn auch schon diesen unseligen Vorsatz gehabt. Denn er schreibt*) ausdrücklich: „Apud Matthaeum vero hoc loco agi de aliqua itione vespertina, qua nihil relatu dignum acciderit, matutinam ad quam sequentia omnia pertinent silentio omitti, nihil habet probabilitatis." — Lassen Sie doch einen Mann, lieber Nachbar, weil er nicht denkt wie Sie, sondern wie Grotius, nicht gleich Einen von den Elenden sein, die Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen! Freilich, nicht unterscheiden können, das sieht nun freilich dem Grotius wol ähnlich. Ich will mich wohl hüten, Ihnen auch über mich ein solches Urtheil abzulocken. Sie sollen Recht haben.

Es folgt Ihr zweiter Satz, mit welchem ich den dritten sogleich verbinde: „Den Sonntag Morgen sehr früh gingen sie in Gesellschaft verschiedner anderer Weiber wieder dahin, in der Absicht, seinen Leib zu salben. Marc. 16, 2; Luc. 24, 1. Auf diesem Wege wurden sie gewahr, daß der Stein vor dem Grabe weg, und es folglich geöffnet war. Marc. 16, 3. 4; Luc. 24, 2."

Die Weiber gingen wieder dahin? Was haben Sie denn, lieber Nachbar, für Grund zu diesem wieder? Matthäus sagt ja nicht, daß auf jenen unfruchtbaren Abendbesuch ein neuer gefolgt sei. Und die übrigen Evangelisten sagen ja nicht, daß vor dem

*) Ad Matth. c. XXVIII., v. 2.

frühen Morgenbesuche der Weiber schon ein andrer vorhergegangen sei. Woher wissen Sie denn also das wieder? — Was wissen zwar? — Die Bedürfniß Ihrer Harmonie erfordert, es anzunehmen. Das ist genug! Allerdings.

Kömmt Ihr vierter Satz: „Maria Magdalena, die Unruhigste unter ihnen, sahe es, weil sie vorausging, am Ersten und kehrte sogleich, ohne weiter bis zum Grabe zu gehen, um, dem Petrus und Johannes die Nachricht, welche sie für ganz gewiß hielt, zu bringen, daß der Leib Christi weggenommen sei. Joh. 20, 1. 2."

Die arme Maria Magdalena! — Läuft nicht schon genug Thorheit und Böses auf ihrer Rechnung? Muß sie auch noch so eine Närrin werden, der lieben Harmonie zu Gefallen? — Wie? Maria konnte blos daher, weil sie von Weiten den Stein vom Grabe abgewälzt sahe, blos daher schließen, daß der Leichnam Christi nicht mehr darin befindlich sei? Vergaß sie denn in dem Augenblicke, in welcher Absicht sie selbst herkam? Sie wollte mit ihren Gespielinnen ja auch den Stein vom Grabe wälzen. Sie war ja schon darum besorgt gewesen, wer ihnen wälzen hülfe. Und doch wollte sie den Leichnam Christi nicht verschleppen; sie wollte ihn nur salben. Und ihr fiel nicht erst ein, daß ihr Andere in ebendieser Absicht wol schon könnten zuvorgekommen sein? Sie sahe nicht erst hin, ob es nicht so wäre? Sie schließt nur — wenn das anders schließen heißen kann: der Stein ist weg, also ist auch der Leichnam weg? So schließt sie und läuft und läuft; sonst möchten Petrus und Johannes nicht zeitig genug erfahren, was für eine unbesonnene Närrin sie ist. — O gewiß, wenn diese Maria Magdalena hier so schließen, so handeln können — wie kann man noch zweifeln? —, so war sie Magdalene die Sünderin, das ist die Hure. Denn nur eine Erzhure kann so leichtsinnig schließen. Nur durch solche leichtsinnige Schlüsse werden Mädchen zu Huren. — Auch war sie ohne Zweifel die nämliche Maria Magdalena, aus welcher Christus sieben Teufel austrieb. Ein achter Teufel, bei dem sich die übrigen länger zu wohnen schämten, war in ihr zurückgeblieben: der alberne Teufel der Unbesonnenheit. Ohne den dümmsten von allen Teufeln konnte sie nicht so schließen. — Und doch läßt man sie so schließen, der lieben Harmonie zu Gefallen. — Wahrlich, wenn die Nachricht, die Maria Magdalena auf diese Weise dem Petrus und Johannes brachte, die erste Verkündigung der Auferstehung Christi sein sollen, so ist diese erste Verkündigung eine große Armseligkeit gewesen!

Man sage nicht, daß man sich nicht darum zu bekümmern oder daran zu ärgern habe, wie voreilig und unbesonnen Maria Magdalena hier erscheine; genug, daß sie Johannes nicht anders schildere. Und was sagt Johannes? — „Da sie sieht, daß der Stein vom Grabe hinweg war, da läuft sie und kommt zu Simon Petro und zu dem andern Jünger, welchen Jesus lieb hatte." — Sie läuft und sieht wirklich nicht erst in das Grab? Johannes will wirklich nicht, daß wir das dabei im Gedanken ergänzen sollen? Er ließ es nicht aus, weil es sich von selbst versteht? Er ließ es aus, weil es wirklich nicht geschehen war? — Nun, so ist Maria Magdalena nicht nur eine unbesonnene Närrin, sondern noch dazu eine unverschämte Lügnerin. Denn sie spricht zu den Jüngern: „Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben." Wie konnte sie das sagen, wenn sie nicht einmal zugesehen hatte, ob er auch wirklich weggenommen wäre? Sagt sie nicht mit diesen nämlichen Worten, daß sie wirklich zugesehen habe? — Nur darum, weil sie es hier selbst sagt, hielt Johannes für überflüssig, es die Zeile vorher von ihr zu sagen. — Oder ist das kein Lügner, der seine Vermuthungen für Facta ausgiebt?

Doch ich will auf dieser Verleumdung der armen Maria Magdalena — es ist eine wahre, wahre Verleumdung — nicht weiter bestehen. Es soll auch damit sein, wie mein Nachbar es haben will. Denn ich will seine Sätze hier gar nicht widerlegen; ich will sie vielmehr annehmen und mich mit ihnen nur zum Matthäus wenden, um zu sehen, wie dieser dabei wegkommt.

Präge Dir, mein geduldiger Leser, diese vier Sätze wohl ein und lies nunmehr mit mir bei dem Matthäus: „Am Abend aber des Sabbaths, welcher anbricht am Morgen des ersten Feiertages der Sabbathen, kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu besehen. Und siehe, es geschah ein groß Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu und wälzete den Stein von der Thüre und setzte sich darauf, und seine Gestalt war wie der Blitz, und sein Kleid weiß wie der Schnee. Die Hüter aber erschraken für Furcht und wurden, als wären sie todt. Aber der Engel antwortete und sprach: „Fürchtet Euch nicht!"" —

Und so weiter! Es ist genug, mein Leser. Aber wissen muß

ich, ob Du es auch recht begriffen hast, wie viel Du in diesen wenigen Worten des Matthäus gelesen. — Und sieh, da fällt denn folgendes Gespräch unter uns vor:

Ich. Wie viel also, freundlicher Leser, hast Du itzt bei dem Matthäus gelesen?

Du. Wie viel? hm!

Ich. Ha! ich errathe Dich. Es ist wahr; ich muß nicht fragen: wie viel? sondern: wie vielerlei?

Du. Das sollt' ich meinen!

Ich. Also, wie vielerlei?

Du. Wie willst Du, daß ich Dir antworte? Nach dem gesunden Menschenverstande, oder nach den Sätzen Deines Nachbars?

Ich. Ich hoffe ja, daß Beides einerlei sein wird.

Du. Mit nichten! Denn nach dem gesunden Menschenverstande habe ich nur Einerlei gelesen; indem Alles ja vollkommen so fortlief, als ob es nur ein Anfang, nur ein Fortgang und nur ein Ende einer und ebenderselben Begebenheit wäre. Ich nehme an, wir hätten ausgelesen.

Ich. So laß den gesunden Menschenverstand ein Wenig schlafen und antworte mir auf die andere Weise. Wie vielerlei nach den Sätzen meines Nachbars?

Du. Dreierlei. Erst: einen vorgehabten und angefangnen Abendbesuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was. Zweitens: eine Erscheinung, erschienen, ich weiß nicht wem. Drittens: einen Morgenbesuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie.

Ich. Warum sagst Du: „einen Abendbesuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was?"

Du. Weil ihm das Ende fehlt und Dein Nachbar selbst nicht weiß, was daraus geworden. Es geht damit bis auf die Worte: „sie kamen, das Grab zu besehen." Sie kamen übersetzt Dein Nachbar durch: sie gingen. Sie gingen also, sagt er, „aber das Thor war entweder schon zu, oder sie wurden von der Wache gewarnt, nicht weit zu gehen, wenn sie vor dem Thorschlusse wieder in die Stadt wollten." Kurz, sie machten, was man nennt einen Fleischergang.[1]) Und diesen Fleischergang hielt dennoch der h. Geist für wichtig genug, ihn aufzeichnen zu lassen. Denn er kam aus herzlicher Liebe zu Jesu.

1) Das Wort „Fleischergang" ist in dieser Bedeutung wol kaum noch gebräuchlich. Adelung sagt, es bezeichne „im gemeinen Leben einen vergeblichen Gang, dergleichen die Fleischer, wenn sie Vieh zu kaufen suchen, mehrmals zu thun genöthiget sind." — A. d. H.

Ich. Recht hübsch für eine Predigt! — Aber warum sagtest Du: „eine Erscheinung, erschienen, ich weiß nicht wem?"

Du. Weil sie den Weibern nicht geschehen sein soll und die Hüter, welche darüber erschraken und vor Furcht wurden, als wären sie todt, auch nicht viel davon abbekommen haben können.

Ich. Endlich, warum sagtest Du: „ein Morgenbesuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie?"

Du. Weil sich dieser Morgenbesuch mitten im Gespräche mit dem Engel anfängt. „Aber der Engel antwortete ihnen und sprach." So sind sie denn da, die frommen Weiber, und Niemand hört sie weder ausgehen noch ankommen. Wenn auch das antwortete des Engels nicht voraussetzt, daß sie ihn vorher gefragt, so müssen sie doch schon wenigstens da gewesen sein und irgend eine Miene der Bestürzung und Neugierde gemacht haben, auf die ihnen der Engel Auskunft ertheilte. Sie waren also da; und weil sie von gestern Abend nicht mehr da waren, so waren sie da einzig und allein durch das mächtige Wollen Deines Nachbars.

Ich. Spottest Du seiner?

Du. Warum sollte ich nicht? — O daß ich nur recht könnte! Denn spottet auch er nicht eines ehrlichen Geschichtschreibers, der gerade deswegen so albern und dumm erzählen soll, weswegen er ein Muster aller Erzähler sein müßte und sein könnte, deswegen, weil ihm der h. Geist die Feder geführt?

Ich. Ja, sieh nur, lieber Leser, der h. Geist sah nicht sowol auf das, was er jeden Evangelisten insbesondere schreiben ließ, als auf das, was man über siebzehnhundert Jahr aus den Nachrichten ihrer Aller zusammensetzen würde.

Du. Und das ist es eben, was ich für Spötterei erkläre. Doch Spötterei sagt hier noch viel zu wenig. Er lästert, Dein Nachbar lästert; und die einzige Entschuldigung, die ich ihm leihen kann, ist die: er weiß nicht, was er sagt.

Ich. Ei, ei! lieber Leser, lieber Leser! Also willst auch Du nicht begreifen, „daß man kurz sein müsse, wenn man verschiedne wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen will?" *)

Du. Freilich nicht; denn wie soll ich Unsinn begreifen wollen? Alles, was ich begreife, ist das, daß man kurz ist (nicht, kurz sein müsse), wenn man verschiedne Begebenheiten in

*) S. Fünfte Unterredung, Seite 130.

wenig Worten erzählt. Oder: daß man verschiedne wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen müsse, wenn man kurz sein will.

Ich. Nun, nun, nimm es mit dem Nachbar nicht so genau! Sein Hr. A. verstand ihn doch. Und Du verstehst ihn ja auch. Aber Du willst ihn nicht verstehen, Du willst nicht. Du willst nicht wissen, „daß jedem Geschichtschreiber freisteht, aus einer Reihe von Begebenheiten, die er sämmtlich zu erzählen nicht nöthig hält, diejenigen auszuheben, welche er seiner besondern Absicht am Gemäßesten findet." *)

Du. Das will ich nicht begreifen? O, das begreif' ich sehr wohl und sehr gern.

Ich. Du willst nicht begreifen, „daß der Leser nicht berechtiget ist, zu schließen: was ein Geschichtschreiber, der die Kürze liebt und, wie man aus Andern sieht, Manches ausläßt, hinter einander erzählt, das ist unmittelbar auf einander gefolgt." **)

Du. Das will ich nicht wissen? O, das weiß ich recht wohl. Aber er, Dein Nachbar, will nicht wissen, will nicht begreifen —

Ich. Will nicht? — Soll ich denn das will nicht auch von Dir vertragen? Verschone mich damit! Verschone Dich selbst damit, günstiger Leser, wie man Dich in allen Vorreden nennt. Denn dieses will nicht, worüber nur Gott richten muß, weil nur Gott darüber richten kann, ist so ungünstig, so garstig, so giftig! Laß es dem Nachbar, der es sich nun einmal angewöhnt hat. Wenn er wüßte, wie weh es thäte, er würde es selbst nicht brauchen. — Also was wolltest Du sagen, daß er nicht begreift? —

Du. Er begreift nicht, daß Alles, was er da schwatzt, nicht zur Sache gehört. Denn ganz ein Anders ist, aus mehrern Begebenheiten nur die zweckmäßigsten wählen und die andern übergehen, und ganz ein Anders, aus zwei verschiednen Begebenheiten nur eine machen. Jenes darf der Geschichtschreiber, jenes muß er oft. Aber dieses darf er schlechterdings nie. Und dieses, nicht jenes, dieses, was schlechterdings kein Geschichtschreiber thun darf, er sei von dem h. Geiste inspirirt oder nicht; dieses, was er schlechterdings nicht thun darf, wenn er nicht ein elender unzuverlässiger Geschichtschreiber in beiden Fällen sein und blei-

*) Fünfte Unterr., S. 132.
**) Ebend., S. 132.

ben will: dieses fällt durch die Sätze Deines Nachbars dem Matthäus zur Last.

Ich. Das wäre!

Du. Wie albern Du Dich stellst! — Oder heißt das nicht, aus zwei Begebenheiten eine machen, wenn man von jener den Kopf nimmt und den Schwanz wegläßt, und von dieser den Kopf wegläßt und den Schwanz nimmt, und Kopf von jener und Schwanz von dieser unmittelbar an einander hängt, ohne im Geringsten, auch nicht durch eine einzige Partikel anzuzeigen, daß Schwanz von jener und Kopf von dieser fehlen?

Ich. Das thäte nun freilich wol Matthäus nach den Sätzen meines Nachbars! — Aber wenn der Schwanz von jener und der Kopf von dieser nun nichts enthielt, was der Mühe des Erzählens werth war? —

Du. Nun ja doch, so konnte er sie weglassen! Aber er wußte doch, daß er sie weglasse? in seiner Seele mußte doch eine Idee davon sein, daß jen'er Kopf nicht zu diesem Schwanze und dieser Schwanz nicht zu jenem Kopfe gehöre?

Ich. Allerdings.

Du. Und Du glaubst, der h. Geist hätte es sich für unanständig oder für zu schwer gehalten, diese Idee von Zusammendrängung und Verstümmelung zweier Begebenheiten in eine, welche in der Seele des Matthäus doch liegen mußte, durch irgend eine kleine Partikel mit anzudeuten? Hätte der h. Geist dem Matthäus die Feder ungeführt gelassen, ich bin gewiß, Matthäus selbst, Matthäus allein würde schon, auch ebenso kurz, in seinen Worten zu unterscheiden gewußt haben, was so unterschieden in seinem Kopfe war. — Also sage Deinem Nachbar von meinetwegen —

Ich. Nein, nein, ich will meinem Nachbar von Deinetwegen nichts sagen. Du bist zu bitter, ungeduldiger Leser. Tritt ab! tritt ab! —

— Ich will lieber von meinetwegen den Nachbar noch bitten, Alles dieses — wenn es ihm schon ein Wenig zu beißend sollte gesagt sein, — wozu hilft das Salz, wenn man nicht damit salzen soll? — ruhig und sorgfältig zu überlegen und mir bei Gelegenheit wissen zu lassen, ob er noch seine Sätze für so klar und richtig hält, daß ihre Verwirrung nur Vorsatz sein könne. Vornehmlich beschwöre ich ihn, wohl in Erwägung zu ziehen, ob es nicht besser ist, ob es nicht ehrfurchtsvoller gegen die Schriften des N. Testaments gedacht ist, lieber von gar keiner Harmonie in sol-

chen Dingen wissen zu wollen, als eine anzunehmen, wobei einer der Evangelisten so schändlich in den Koth getreten wird.

Vierter Widerspruch.

„Die Engel betreffend, die nach der Auferstehung Christi in und um dem Grabe erschienen, ist der Widerspruch der Evangelisten allgemein. Sie sind weder in Ansehung der Anzahl derselben, noch in Ansehung des Standorts derselben, noch in Ansehung der Reden derselben mit einander zu vereinigen."

Diesen Widerspruch, so vielfach er auch sein mag, möchte ich herzlich gern meinem Nachbar preisgeben. Nicht zwar, als ob er ihn gehoben hätte, als ob er ihn ohne die grausamste Verletzung des Textes, dem er Ehrerbietung schuldig ist, gegen den er so viel Ehrerbietung zu haben vorgiebt, gehoben hätte. Ganz und gar nicht!

Denn wenn es auch wahr wäre, daß in den Worten des Marcus (16, 5) *„και ἐισελθουσαι ἐις το μνημειον ἐιδον νεανισκον καθημενον ἐν τοις δεξιοις"* nicht nothwendig läge, daß ihnen der Engel im Hereingehn innerhalb dem Grabe zur rechten Hand erschienen; wenn es auch wahr wäre, daß man den Marcus vielmehr so verstehen müsse: „die Weiber wären des Engels erst nach ihrem Eingange ins Grab, entweder beim Heraussehen oder beim Herausgehen aus demselben, vor dem Grabe ansichtig geworden:" entsteht sodann nicht die unbeantwortliche Frage, warum sie denn auch nicht gleich beim Hereingehen ins Grab den Engel linker Hand sitzen gesehen? Er saß ja schon davor auf dem Steine, den er abgewälzt hatte, ehe die Weiber noch herbeikamen. Ist denn ein Engel, dessen Gestalt wie der Blitz ist, ein Ding, das man so leicht übersieht?

Auch ist es ja aus dem Matthäus offenbar, daß die Weiber den Engel auf dem Steine vor dem Grabe sahen, ehe sie hereingingen, daß sie nur auf seine Aufmunterung, auf sein Geheiß hereingingen: „Kommt her und sehet die Stätte!" Alles, was vor diesen Worten vorhergeht, spricht der Engel ja augenscheinlich mit den Weibern vor dem Grabe. Nur was darauf folgt, spricht er mit ihnen innerhalb dem Grabe. — Es ist ganz unglaublich, mit was für einer blinden Dreistigkeit diese Erzählung des Matthäus zur Bestätigung dessen angeführt wird, was man mit solcher Gewaltsamkeit aus den Worten des Marcus erzwungen! — *)

---

*) Fünfte Unterr., S. 133.

Bei dem Lucas nun gar sollen alle beide Engel draußen vor dem Grabe gesessen haben und von den Weibern nicht eher sein gesehen worden, als bis sie wiederum aus dem Grabe herausgekommen. Wie war denn das möglich? Waren die Weiber blind im Hereingehen? Oder waren die Engel nur erst sichtbar im Herausgehen?

Und wozu alle diese Unwahrscheinlichkeiten, alle diese Winkelzüge? Damit nirgends mehr als zwei Engel herauskommen, weil die Evangelisten deren höchstens nur zwei erwähnen? damit der Engel, der auf dem Steine vor dem Grabe sitzt, immer fein mitgezählt werden kann?

O Armseligkeit aller Armseligkeit! — für Den mit Engeln so zu knickern, dem sie legionenweise zu Dienste stunden!

Ja, wir knickern nur so damit, höre ich meinen Nachbar sagen, um die Evangelisten bei Ehren zu erhalten!

Nicht die Evangelisten, Nachbar! sondern Eure engbrüstige, lahme, schielende, Thersitische Harmonie der Evangelisten. Thersitisch, denn sie ist ebenso ungestalten als schmähsüchtig gegen jeden Evangelisten insbesondere. Die, die, weil sie so ganz Euer Werk ist, soll nichts leiden!

Was? es wäre den Evangelisten nicht anständiger, wenn ich sagte: Kalte Widerspruchklauber! seht Ihr denn nicht, daß die Evangelisten die Engel nicht zählen? Das ganze Grab, die ganze weite Gegend um das Grab wimmelte unsichtbar von Engeln. Da waren nicht nur zwei Engel (gleich als ein paar Grenadier, die vor der Behausung des abmarschirten Generals zurückgelassen werden, bis sein ganzes Gepäcke abgeführet worden), da waren deren Millionen. Es erschien nicht immer der eine und ebenderselbe, nicht immer die nämlichen zwei. Bald erschien der, bald jener; bald an dieser Stelle, bald an einer andern; bald allein, bald in Gesellschaft; bald sagten sie das, bald jenes. —

Auf so eine abwechselnde, unstäte, weder an ein gewisses Moment der Zeit, noch an einen gewissen Punkt des Raumes zu heftende, auch in dem nämlichen Augenblicke, an der nämlichen Stelle zwei oder mehrern verschiednen Personen verschiedentlich vorkommende Erscheinung scheinen mir die Worte zu deuten, welche Matthäus zwar nur von dem einen herabfahrenden Engel braucht: *„ἠν δε ἡ ἰδεα ἀυτου ὡς ἀστραπη“*, die Idee, das Bild desselben war wie Blitz. Denn *ἰδεα* ist hier wol noch etwas anders als *προσωπον*, und wenn damit, wie Grotius will, auf eine Stelle des Daniel's nach der Ueber=

setzung der Siebziger gesehen würde, so wäre ja wol auch das in dieser Stelle befindliche *προσωπον* gebraucht worden. *Ἰδεα* heißt auch sonst nirgends das bloße Angesicht, wohl aber der totale Eindruck, den irgend etwas sichtbares Zusammengesetztes macht. Also: die Sichtbarwerdung des herabfahrenden Engels wirkte wie Blitz, und wer auf diese Wirkung jemals Acht gegeben hat, wird wissen, daß in dem erschütternden Auge der nämliche Eindruck zurückbleibt, welchen ein starrer Blick auf gefrornen Schnee im Sonnenglanze zu verursachen pflegt, welches in den folgenden Worten: „*και το ἐνδυμα ἀυτου λευκον ὡςει χιων*", und seine Hülle weiß wie der Schnee, sehr malerisch ausgedrückt wird. —

Und das, das ist die Antwort — Man nenne sie immerhin mehr poetisch als wahr. — In solchen Fällen ist mir das Würdigste das Wahrste. — Das ist die Antwort, um deren willen mir dieser ganze vierte Widerspruch so kümmerlich, so klein, so ganz in dem ängstlichen Geiste der Harmonie, die er bestreiten soll, gedacht vorkömmt, daß ich mich keinen Augenblick länger darnach umsehen mag.

Fünfter Widerspruch.

„Beim Lucas berichten Maria Magdalena und die übrigen Weiber dem Simon Petrus und Johannes und übrigen Jüngern die wirklich geschehene Auferstehung Christi, die sie von den Engeln vernommen; bei dem Johannes aber meldet Maria Magdalena nur allein, dem Petrus und Johannes nur allein, nur allein, daß sie das Grab geöffnet gefunden und der Leichnam des Herrn daraus entwendet worden."

Diesen Widerspruch hat man vorlängst damit zu heben gesucht, daß man angenommen, Maria Magdalena sei zweimal zum Petrus gekommen, habe ihm zweimal Nachrichten gebracht (die erste, welche Johannes meldet, und die zweite, deren Lucas gedenket), und Petrus sei zufolge ihrer zweimaligen Nachricht zweimal zu dem Grabe gegangen. Mein Ungenannter aber sagt, daß der doppelte Gang des Petrus zum Grabe nicht zu erweisen stehe, indem der Hingang, von welchem Lucas (24, 12) rede, ganz ungezweifelt ebenderselbe sei, dessen Johannes (20, 2) gedenke, welches sich durch die fast identischen Ausdrücke zu Tage lege, welche beide Evangelisten davon brauchen.

Was sagt nun mein Nachbar hierzu? Er sagt anfangs,*) daß dieser vermeinte Widerspruch aus dem Irrthum herrühre, „daß Magdalena mit unter den Weibern gewesen, welche die erste Erscheinung der Engel hatten." — Und war sie denn das nicht? Ist denn das so ein ausgemachter Irrthum? Weiß denn mein Nachbar nicht einmal, daß die Väter der Kirche es als eine Maxime angenommen haben, daß Maria Magdalena bei allen und jeden Erscheinungen, deren von den vier Evangelisten gedacht wird, gegenwärtig gewesen, um sogleich mit Irrthümern um sich zu werfen? Wenigstens dächte ich doch, wäre es augenscheinlich, daß Der, welcher diesen angeblichen Irrthum hegt, den Worten des Matthäus mehr Gerechtigkeit widerfahren lasse, als der den Matthäus, wie ich gezeigt habe, so unbesonnen zwei verschiedne Begebenheiten in *eine* kneten läßt. Doch die Autorität des Matthäus — weil er ihr so halsbrechend doch einmal ausweichen zu müssen geglaubt und eine Calumnie leichter gemacht als widerrufen ist, — auch bei Seite gesetzt: sagen es denn nicht auch Marcus und Lucas mit ausdrücklichen Worten, daß Maria Magdalena bei der ersten Erscheinung der Engel gegenwärtig gewesen? Freilich nennt Lucas sie nicht namentlich bei dem Hingange, aber er nennt sie doch namentlich bei der Rückkunft (24, 10). Oder ist das bei dem Lucas eben angezognen Orts nicht die erste Erscheinung der Engel, auf welche unmittelbar folgt: „*Es war aber Maria Magdalena und Johanna und Maria Jacobi und Andre mit ihnen, die solches den Aposteln sagten?*"

Daß mein Nachbar aber ja nicht glaube, daß ich nicht gelesen, was er an einer andern Stelle**) über die namentliche Benennung der Maria Magdalena beim Marcus und Lucas sagt! Ich habe es gewiß gelesen, ich habe es zehnmal gelesen, ich habe es mit aller Aufmerksamkeit gelesen, deren ich fähig bin; aber Gott ist mein Zeuge, ich verstehe ihn nicht. Das ist das Gelindeste, was ich hier sagen kann; und doch will ich mich den Ekel nicht abhalten lassen, seine Worte getreulich abzuschreiben. Vielleicht, daß sie mir in dem Abschreiben deutlicher werden. Ich habe mir schon öftrer etwas in das Gedächtniß und in den Verstand geschrieben. Gelingt mir das auch itzt, und ich bekenne es nicht, so möge dieses Hilfsmittel nie bei mir wieder anschlagen!

---

*) Fünfte Unterr., S. 136.
**) Dritte Unterr., S. 90.

Alles, was ich noch bis itzt in den Worten meines Nachbars begreife, ist dieses, „daß, wie es mit dem Marcus sein soll, so sei es auch mit dem Lucas."*) — Und wie ist es denn mit dem Marcus? — Hier fängt mein Unverstand an. An Worten zwar, sich zu erklären, läßt es der Nachbar nicht fehlen. Schade nur, daß man manchmal selbst vor Menge der Worte den Sinn nicht sehen kann! „Unter den Weibern," sagt er, „die zum Grabe Jesu, ihn zu salben, gingen, nennt Marcus, V. 1, die Maria Magdalena zuerst, ohne Zweifel, weil sie die Sache am Meisten betrieben." — Kann wol sein. Wer wird wider diese gründliche Vermuthung etwas haben, der schon weiß, wie gern die Marien den Herrn salbten! — „Darauf erzählt er, V. 5—8, die Erscheinung des Engels, mit Vorbeilassung des Umstandes, den wir aus dem Johannes wissen, daß sich nämlich Magdalena von den Uebrigen entfernt und die erste Erscheinung nicht mit gehabt habe." — Zugegeben! ob ich gleich nicht recht weiß, was ich zugebe. Ob Marcus diesen Umstand weggelassen, weil er ihn nicht wußte, oder weil er ihn der Kürze wegen als eben nicht wichtig übergangen? — „Wenn er nun V. 9. 10 meldet, daß die bei dem Grabe vorgefallene Erscheinung den Jüngern treulich berichtet sei —" — Was? wie? in diesen angezognen Versikeln soll die Erscheinung, welche die Weiber ohne die Maria gehabt, berichtet sein? und getreulich berichtet sein? Habe ich den rechten Marcus nicht vor mir? oder hatte ihn mein Nachbar nicht vor sich? In diesen Versikeln wird ja eine ganz andre Erscheinung, die Maria Magdalena ganz allein gehabt, von der Maria Magdalena ganz allein den Jüngern berichtet. Und es ist so wenig wahr, daß unter der Erzählung dieser Erscheinung, welches eine Erscheinung Christi in eigner Person war, jene erste Erscheinung, welche beim Marcus und Lucas nur eine Erscheinung von Engeln ist, mit begriffen gewesen, daß sie schlechterdings nicht mit darunter begriffen gewesen sein kann, indem Marcus in dem vorhergehenden 8ten Versikel ausdrücklich sagt, daß die Weiber von ihrer Erscheinung der Engel keinem Menschen ein Wort gesagt: „ουδενι ουδεν ειπον." Aber hören wir den Nachbar nur erst ganz aus: „Wenn Marcus nun V. 9. 10 meldet, daß die bei dem Grabe vorgefallene Erscheinung den Jüngern treulich berichtet sei, so nennt er unter den Erzählern Die allein, welche er V. 1 zuerst nannte, und erwartet billig von seinen Lesern, daß sie sie sich wieder in der schon berühr-

*) Dritte Unterr., S. 92.

ten Gesellschaft denken sollen." — Aber was hilft es denn, daß der Leser so billig ist, als ihn nicht Marcus, sondern der Nachbar verlangt? Was hilft es denn? Gut, Maria ist nun wieder in der Gesellschaft der übrigen Weiber: diese übrigen Weiber sagen ja keinem Menschen ein Wort, ὀυδενι ὀυδεν, von ihrer bei dem Grabe gehabten Erscheinung. Woher wußte denn Maria etwas davon? Wie kann sie den Jüngern etwas treulich berichten, wovon sie ganz und gar nichts weiß? Oder meinen Sie wol, lieber Nachbar, daß das ὀυδενι ὀυδεν, keinem Menschen ein Wort, hier nicht so genau zu nehmen, weil es doch nur von Weiberchen gesagt werde; weil es ganz unglaublich, weil es moralisch unmöglich sei, daß Weiberchen von einer Erscheinung ὀυδενι ὀυδεν, keinem Menschen ein Wort sollten gesagt haben; weil Weiberchen doch immer einen guten Freund oder eine gute Freundin haben, die sie als ein zweites Selbst betrachten, dem sie Alles vertrauen können, ohne es Jemand in der Welt vertraut zu haben? Meinen Sie so? Nachbar, Nachbar, Sie sind ein loser Schalk! Wenn das im Grunde auch so wäre, so muß man es aus Höflichkeit gegen das Geschlecht doch nicht sagen; am Wenigsten muß man es in einer evangelischen Harmonie sagen. Freilich wird durch einen solchen erzsatirischen Zug, durch eine solche spaßhafte Wendung auch eine evangelische Harmonie lustiger zu lesen; aber doch auch nichts weiter als lustiger; gründlicher nicht um ein Haar. — — Gott! Gott! ist es möglich, daß ein vernünftiger Mensch mit einem Texte, welchen er von Dir eingegeben zu sein glaubt, so umgehen kann! — Doch wir haben den Nachbar noch nicht ganz ausgehört: „Hat Marcus gut gefunden, kurz zu sein, wie er denn sichtbar der Allerkürzeste ist, und daher den mehrerwähnten Umstand von der Entfernung der Magdalena vorbeizulassen, so konnte er nicht anders sprechen, als: Jesus erschien ihr in Gesellschaft der Uebrigen, ohne welche er sie nicht aufführt, zuerst." — Höre ich einen Menschen im Schlafe sprechen, oder was höre ich? Weil Marcus sichtbar der Kürzeste ist, denn er hat sichtbar die wenigsten Capitel, so darf er Dinge für wahr ausgeben, die nur alsdenn wahr wären, wenn das, was er der Kürze wegen übergeht, auch ganz und gar nicht geschehen wäre? Erwachen Sie doch, Nachbar, und lassen Sie uns unsre fünf Sinne nur ein Wenig zusammennehmen! Ich schüttle Sie und frage: Wußte Marcus den Umstand, den er überging, und den wir aus dem Johannes wissen, oder wußte er ihn nicht? — Ich nehme den letzten Fall zuerst. Wußte er ihn nicht, glaubte er

vielmehr das Gegentheil, glaubte er, daß Maria Magdalena sich nie von den übrigen Weibern entfernt habe: nun freilich, so konnte er ungefähr so schreiben, als Sie ihn schreiben lassen. Ich sage: ungefähr so, nicht: ganz so. Denn er konnte nur sagen, daß Magdalena mit unter den Ersten gewesen, denen Christus nach seiner Auferstehung erschienen, nicht aber, daß Maria Magdalena schlechtweg die Erste gewesen, die Christus dieses Vorzugs gewürdiget. (Daß er sie schlechtweg, vorzugsweise, sie allein die Erste nennet, das muß also in einer ganz andern Rücksicht geschehen, wie ich weiterhin erklären will.) Allein worüber streiten wir denn sodann, lieber Nachbar? — Schlafen Sie mir nicht wieder ein, weil Sie hören, daß wir um nichts streiten! — Worüber streiten wir dann? Wenn Marcus einen Umstand der Auferstehungsgeschichte nicht wußte, den Johannes wußte, wenn er diesem seinen Nichtwissen gemäß schrieb und schreiben durfte, war es denn möglich, daß er nicht in Widerspruch mit Dem fiel, der den nämlichen Umstand wußte und diesem seinen Wissen gemäß schrieb und schreiben durfte? Jeder baute ja weiter auf das, was er wußte oder nicht wußte; und was der Eine nicht wußte, nahm er ja als nicht geschehen an. Sie geben die Quelle aller Widersprüche zu, Nachbar, und wollen nur, daß sie nicht fließen soll. Sie halten wie ein spielendes Kind den Ausbruch des Strahls mit der Hand zurück, als ob Sie ihn immer mit Ihrem Händchen zurückhalten konnten, als ob der Strahl das Händchen endlich doch nicht wegpressen und das Kindchen noch obendrein bespritzen würde! — Ha! Sie machen große Augen? Hat Sie das tändelnde Gleichniß so munter gemacht? — Da es also nur lächerlich sein würde, wenn Sie unter der Voraussetzung, daß die Evangelisten nicht alle die nämliche vollständige Nachricht von dem gehabt, was bei der Auferstehung Christi vorgefallen, unter dem Eingeständniß, daß der h. Geist einen Jeden nach dem Maaße seiner eingezognen Kundschaft auf bestes Wissen und Gewissen schreiben lassen — da es, sag' ich, nur lächerlich sein würde, wenn Sie unter dieser Voraussetzung, unter diesem Einverständniß sich anmaßen wollten, alle nunmehr natürlicher und nothwendiger Weise unter den Evangelisten eintretende Widersprüche zu heben — — Aber wie wird Ihnen auf einmal, Nachbar? Warum so zornig? Mit stummen Grimme weisen Sie auf Ihre eigne Worte: „hat Marcus für gut gefunden, den mehrerwähnten Umstand von der Entfernung der Magdalena vorbeizulassen", und weisen nochmals auf das

„hat er gut gefunden“. Ich verstehe! Sie wollen sagen, daß es Ihnen nicht eingekommen, den ersten Fall meines überflüssigen Dilemma hier anzunehmen. Marcus müsse ja wol gewußt haben, was er für gut befunden, vorbeizulassen. Warum ich mich also bei etwas so lange aufhalte, woran Sie nie gedacht hätten? — Nun, nun, lieber Nachbar, werden Sie nur nicht ungehalten, daß ich erst das annehmen wollen, was noch das Leidlichste wäre, was mir Ihre Behauptung etwas weniger abscheulich machte. Ich wollte nicht so zufahren und es Ihnen gleich auf den Kopf zusagen, daß Sie denn also dem Marcus nichts Geringers als eine vorsätzliche Lüge Schuld geben. Denn hören Sie doch nur! — Aber daß Sie mir nicht wieder einschlafen! — Wenn Marcus nach dem zweiten Falle des Dilemma, den Sie annehmen, den Umstand wußte, daß sich Maria Magdalena von ihren Gespielinnen abgesondert und wieder nach der Stadt gelaufen, sobald sie das Grab eröffnet gesehen; wenn er wußte, daß Maria Magdalena bei der Erscheinung also gar nicht zugegen gewesen, die indeß ihren Gespielinnen geschah; wenn er diese Erscheinung die erste Erscheinung des auferstandenen Christus nennet: wie kann er denn gesagt und geschrieben haben, daß Maria Magdalena diese erste Erscheinung in derjenigen Erscheinung gehabt habe, bei welcher er wußte, daß sie gar nicht zugegen gewesen war? Wie kann er denn das gesagt und geschrieben haben, ohne vorsätzlich eine Unwahrheit sagen und schreiben zu wollen? Heißt denn nicht „vorsätzlich lügen“ vorsätzlich etwas für Wahrheit ausgeben, wovon wir gar wohl wissen, daß es nicht Wahrheit ist? Wird eine vorsätzliche Lüge denn darum weniger vorsätzliche Lüge, weil ich sie machen muß, wenn ich dem, was ich zuvor gesagt, gleichförmig bleiben will? Oder wird sie eben dadurch noch um so viel vorsätzlicher? Wer hieß Dich denn von vorne herein die Sache so mangelhaft einleiten, die Umstände so verstümmeln, daß Du nothwendig eine Lüge sagen mußt, wenn man Deine Verstümmlung, Deine mangelhafte Einleitung nicht merken soll? — O Zeter! Der Mann ist schon wieder eingeschlafen. Nun so schlaf denn — und daß Dich nie die Schande wecke, ein so alberner Calumniant eines Evangelisten gewesen zu sein! — Und doch müssen wir nur bis ans Ende hören, was der Mann in der Töserei seiner Schlafsucht Alles schrieb und drucken ließ. „Marcus,“ träumet er weiter, „meint also offenbar mit diesen Worten die erste Erscheinung, welche den Weibern sämmtlich widerfuhr, und die nennt er mit Recht die erste, ob sie gleich, nach dem Johannes, die Magda-

lena nicht mit, sondern nachher eine allein hatte." Was Einem im Traume nicht Alles offenbar dünkt! Mit den Worten: „Jesus aber, da er auferstanden war, früh am ersten Tage der Sabbather, erschien er am Ersten der Maria Magdalena, von welcher er sieben Teufel ausgetrieben hatte," mit diesen Worten soll Marcus offenbar nicht die Erscheinung meinen, deren Johannes (20, 14) gedenkt, sondern die Erscheinung, von der Matthäus und Lucas sagen, von der Marcus selbst kurz vorher gesagt, daß sie die frommen Weiber zugleich gehabt? Offenbar! Wenn ich doch erfahren könnte, wem diese schöne offenbare Fratze zuerst offenbar geworden! Mit den Harmonien des Clericus und Lamy, welche Beide in dem nämlichen Jahre 1699 herauskamen, schließt sich meine Belesenheit in dieser Art Schriften; und bis dahin finde ich nicht die geringste Spur davon. Verzeihet mir also, Ihr neuern Harmonisten, die ich nur den Namen nach kenne, wenn ich vielleicht gegen Euch ungerecht bin, indem ich glaube, daß ein so seltner Pfifferling ganz allein auf meines Nachbars Miste gewachsen ist. Ich wüßte nicht, wo er sonst hätte wachsen können, es wäre denn, daß auch Ihr, letzte Erben des harmonischen Geistes, Miste hättet, die ebenso treffliche Schwämme hervortrieben.

Doch alle diese Höhnerei prallt auf mich selbst zurück, wenn ich nicht zeige, wie und in welchem Betracht Marcus denn sonst eine andre Erscheinung die erste nennen können, wenn ihm nicht die, welche den sämmtlichen Weibern geschahe, die erste sein solle. — Wie? und in welchem Betracht? Das wußte der Nachbar wirklich nicht? wirklich nicht? O, so hat er nie das Capitel des Marcus im Zusammenhange gelesen, und er ist ein Laie; er ist ein Laie und kein Theolog. Nicht als ob die Laien nicht auch müßten die Capitel im Zusammenhange lesen, aus welchen sie einen Versikel erklären wollen: es ist nur eher von einem treuherzigen Laien, der, mit Luthern zu reden, aber ebenso irrherzig als treuherzig ist, zu besorgen, daß er es unterläßt, als von einem Theologen.

Mehr nämlich braucht es schlechterdings nicht, als das Capitel des Marcus im Zusammenhange zu lesen, um den garstigen Pilz auf des Nachbars Miste zu zertreten, an dem sich auch ein Schwein vergiften könnte. Denn wem fällt es denn nicht sogleich in die Augen, und wem ist es denn noch nicht in die Augen gefallen, daß Marcus in seinem 16ten Capitel eine zweifache Kundmachung

der Auferstehung Christi erzählet: eine minder authentische und eine ganz authentische? Die minder authentische ist die Kundmachung derselben durch Engel und geht bis auf den 9ten Versikel. Die ganz authentische fängt mit dem 9ten Versikel an und bestehet in den persönlichen Erscheinungen Christi, deren er vornehmlich drei gedenket, unter welchen und andern ihresgleichen Marcus so ausdrücklich sagt, daß die der Maria Magdalena ganz allein geschehene die allererste gewesen. — Ich schäme mich vor mir selbst, daß ich scheinen muß, eine solche Katechismusmilch meinem Leser noch vorkauen zu wollen. Aber muß man nicht, jenen verzauberten Kehlen zu Gefallen, die oft an einem Tropfen reiner Milch ersticken wollen und pfündige Kieselsteine ohne Würgen herabschlucken? So mächtig kämpft ihre unglückliche Idiosynkrasie mit Allem, was lauter ist und Nahrung gewähret!

„Ja!" wird mein Nachbar antworten, „wer die biblischen Schriftsteller nur so lesen dürfte, daß er blos Acht hätte, was jeder selbst sagt! Wenn man nicht immer bei jedem auch ein Auge auf alle übrige haben müßte! Ei freilich, so kann jeder Bauer den Marcus erklären. Aber wir, wir Theologen — — (wenn er anders diese fallende Larve wieder unter den Hut zu stecken wagt), wir Theologen dürfen den Marcus durchaus nicht ohne den Matthäus erklären. Denn was hülfe es denn nun, daß wir den Marcus so verstünden, wie ihn jedes Kind verstehen kann, wenn Matthäus dadurch in die Enge käme? Denn erzählt Matthäus nicht ausdrücklich, daß den vom Grabe zurückkommenden Weibern, wo sie nichts als die Botschaft der Engel vernommen, unter Weges nach der Stadt zu auch Christus in eigner Person erschienen sei? Diese Erscheinung muß ja doch wol früher gewesen sein als die, welche der Maria Magdalena allein (nach Johannis 20, 14) geschah, da sie den Herrn für den Gärtner ansah. Wenn nun Marcus in seinem 9ten Versikel ebendiese Erscheinung meinet, so war sie ja nicht die erste, und er konnte nur insofern sagen, daß Maria Magdalena die erste persönliche Erscheinung Christi gehabt, als er zu verstehen gab (aber selbst nicht glaubte), daß Maria Magdalena immer bei den gesammten Weibern geblieben und mit diesen zugleich auf dem Rückwege nach der Stadt den auferstandenen Christus zuerst ganz allein gesehen hätte?" —

Dies ist doch nach des Nachbars Meinung? Nicht? — Er schläft; aber antwortet Ihr, die Ihr seine Reden im Schlafe für Orakel gehalten! — Nicht?

Und nun muß ich doch erst noch einen Augenblick auf seine Seite treten und anmerken, daß dem ohngeachtet noch Rath für seine liebe Harmonie gewesen wäre, ohne den Marcus so häßlich zu zerplacken. Wenn er es nicht weiß, wie es zu machen, daß die Erscheinung Christi beim Johannes (20, 14) noch immer (nach Marcus 16, 9) die erste bleibt, ohngeachtet Christus auch den sämmtlichen Weibern auf dem Rückwege erschienen, so lerne er es von dem Dichter.*) — Aber freilich, was ist von einem Dichter zu lernen? Der Dichter will das mit seiner profanen Einbildungskraft zwingen, was nur mit der heiligen Exegetik gezwungen werden muß.

Doch dieser ungenutzte Vortheil ist es nicht, was ich hier meinem Nachbar zur Last zu legen gedächte. Ich gedächte vielmehr, ihm blos eine kleine Frage vorzulegen — wenn er wache wieder ist, versteht sich —, die nicht blos den gegenwärtigen einzeln Fall, sondern das ganze Harmonienwesen betrifft.

Nämlich — denn darin sind wir ohne Zweifel doch einig? daß, wenn ein einzelner weltlicher Geschichtschreiber vollkommen mit sich selbst übereinstimmt, so daß das, was er selbst sagt, zusammenhängt und natürlich aus einander fließt, man die Widersprüche, in die er durch die natürlichste Erklärung seiner Nachrichten mit andern Geschichtschreibern geräth, lieber auf seiner Rechnung stehen lassen, als durch eine minder natürliche Erklärung seiner Worte ihn mit andern vergleichen und ihn dadurch in Widerspruch mit sich selbst bringen muß. — Ich dächte nicht, daß Jemand in der Welt dieses in Abrede sein könnte. Denn woher weiß man, ob der Geschichtschreiber, den ich so auf seine Kosten mit andern übereinstimmig machen, mit diesen andern hat übereinstimmig sein wollen? Ob er nicht vielmehr ebenda, wo er mit andern nicht übereinkömmt, diese andere stillschweigend hat widerlegen wollen? — Und nun meine Frage! — Wenn dem so ist, sollte man nicht die nämliche Gerechtigkeit, die wir jedem weltlichen Geschichtschreiber erweisen, vor allen Dingen den Evangelisten, die doch auch Geschichtschreiber sein sollen und sind, widerfahren lassen, ehe und bevor wir sie zu Werkzeugen des h. Geistes machen, der sich ihrer auf so verschiedne Art bedienen konnte?

Sollten wir das, wäre es nicht mehr als billig, wo bliebe Eure Harmonie, Wortklauber, Sinnverdreher? Eure! Ich meine nicht jene bessere, die sich begnügt, ein einstimmiges Resultat zu

*) Messias, Vierzehnter Gesang.

erhalten und kleine Nebenumstände, die in diesem nichts verändern, so verschieden, so widersprechend sein läßt, als sie wollen. Ich meine nicht eine Harmonie, mit der sich die Christen zu Tatianus'[1]) Zeiten begnügten. Ich meine eine Osiandrische,[2]) oder wie die gemilderten Osiandrischen Namen haben (denn sie sind doch alle mehr oder weniger Osiandrisch) —, kurz, eine Harmonie, wie sie nur in dem Lutherthume entstanden ist, wie sie nur in dem falsch verstandenen Lutherthume entstehen können. Diese, diese Harmonie wächserner Nasen, die einen jeden Evangelisten in jeder Silbe retten will, um aus ihnen allen ein Ding zusammenzusetzen, das kein einziger Evangelist für das seine erkennen würde; diese Harmonie, gegen welche allein die Einwürfe meines Ungenannten gerichtet sind, die allein diese Einwürfe hervorgebracht hat: wo bleibt sie? wer braucht sie? wer mag sie, wenn wir die Evangelisten vor Allererst als gesunde natürliche Menschen schreiben lassen?

Ja, denkt der Orthodoxist, die Evangelisten sind aber auch nicht gesunde natürliche Menschen; sie sind weit mehr. Nun dann, so scheue ich mich nicht zu sagen, daß ihnen dieses Mehr sehr theuer zu stehen kommt. Man hat jeden von ihnen einzeln zum elendesten Geschichtschmierer herabgewürdiget, um sie zusammen in corpore über alle menschliche Geschichtschreiber zu erheben. —

Aber dieses Allgemeine bringt mich zu weit von dem einzeln Falle, der mich hier beschäftigen soll. Zurück zu ihm! Was ich Ueberflüssiges gesagt, habe ich auf Veranlassung der ohne allem Gleichen seienden und ewig bleibenden Mißhandlung des Marcus

---

1) Der dem gnostischen Doketismus und strenger Ascese (er war Haupt der Enkratiten) huldigende Assyrer Tatianus (um 170) ist Urheber der ältesten Evangelienharmonie. Sein längst verlorenes „Diatessaron" ([Τὸ] διὰ τεσσάρων) scheint eine wirkliche Harmonie unter den vier Evangelisten hergestellt zu haben, ist aber von rein willkürlichen Auslassungen nicht freizusprechen. — A. d. H.

2) Andreas Osiander (1498—1552), der wegen seiner katholisirenden Rechtfertigungslehre in so ärgerliche Händel verwickelte Königsberger Professor, ist auch Urheber der Lessing so verhaßten „Lutherischen" Harmonistik. Von einer überspannten Inspirationstheorie geleitet, meinte Osiander, jeder einzelne von den vier Evangelisten hätte Alles in chronologischer Ordnung erzählt, so daß, wo sich auch nur die allergeringsten Abweichungen fänden, immer neue Geschichten angenommen werden müßten, da es ja an sich durchaus glaublich sei, daß Christus unter ähnlichen Umständen ähnliche Wunder verrichtet und die gleichen Lehren öfter wiederholt habe. Seine „Harmonia evangeliorum" erschien 1537. — A. d. H.

gesagt, deren sich mein Nachbar unterfangen. Und wohl mir, dem man leicht eine Uebertreibung Schuld geben könnte, daß der vorsichtige Nachbar seine Meinung nochmals mit andern Worten wiederholt. Denn auf eine Zwischenrede, deren sich sein Herr A. unterfängt, um ihm zu überlegen zu geben, ob man nicht gar sagen könne: „Marcus habe es nicht einmal gewußt, daß Magdalena eine eigene Erscheinung allein gehabt," auf diese Zwischenrede antwortet er sehr bedächtig, wie folget: „Das wollte ich wol nicht gern sagen" — — daß nämlich Marcus nichts von der besondern Erscheinung gewußt, welche Maria ganz allein gehabt. Wie klug! ja nichts gegen den Marcus behaupten zu wollen, worüber wenigstens ein ganzer Versikel desselben (16, 9) für untergeschoben und eingeflickt hätte erkläret werden müssen! — „Sondern," fährt er fort, „dafür will ich lieber, was ich gesagt, wiederholen." — Nun gut, ich will es mit ihm wiederholen, um ganz sicher zu gehen. Denn das Herz schlägt mir noch immer von Mitleid, einen ehrlichen Mann, der ohnstreitig die beste Absicht gehabt, so etwas Wüstes und Wildes sagen zu lassen. Er wiederholt also: „Da Marcus nicht erwähnet, daß Magdalena von den Uebrigen gelaufen" — (ob er es schon wußte) —, „sondern sie in deren Gesellschaft nach dem Grabe gehen läßt" — (welches er schlechterdings nicht hätte thun müssen, da er Jenes wußte) —, „die Erscheinung des Engels und seinen Auftrag an sie meldet und der Ausrichtung desselben erwähnet" — (Der Magdalena hatte der Engel nichts aufgetragen, denn sie war nicht dabei gewesen; und von Ausrichtung des Auftrags des Engels an die übrigen Weiber sagt Marcus nicht ein Wort. Er sagt vielmehr ausdrücklich, daß sie diesen Auftrag nicht ausgerichtet, „*ὀυδενι ὀυδεν ἐιπον*;" denn *ὀυδενι* durch nemini *obvio* zu übersetzen und so das allgemeine N i e m a n d auf die Ersten die Besten, die ihnen begegnet, einzuschränken, denen sie ihre gehabte Erscheinung nur nicht an den Kopf werfen wollen, ist in der That lächerlicher, als die obige Spöttelei zu Hilfe zu rufen. Was Marcus den gesammten Jüngern (V. 10. 11) melden läßt, ist augenscheinlich blos und allein der Bericht der Maria Magdalena von der ihr besonders geschehenen Erscheinung. Denn Maria kömmt da ganz allein, erzählt ihnen ganz allein, daß der Herr lebe, „*και ἐϑεαϑη ὑπ' ἀυτης*" nicht *ὑπ' ἀυτων*. Und da dieses Alles so ist — man höre doch; denn so was Treffliches kann man nicht oft genug hören! —) „so meint Marcus die Erscheinung, welche die vereinigten Weiber hatten, und das war ganz recht die erste." — (Aber wenn diese

Erscheinung, die nur Matthäus allein hat, die weder Marcus noch Lucas haben, worauf Marcus also auch keine Rücksicht nehmen wollen, noch nehmen können, so ganz recht die erste war, wie kann denn Marcus sagen, daß sie der Maria Magdalena, und der Maria Magdalena allein geschehen? Er wußte ja, daß sie ihr nicht einmal mit geschehen war. Und wäre sie ihr auch mit geschehen gewesen, hätte er aus diesem Grunde nicht ebensowol sagen können, daß der Herr der Maria Jacobi, oder der Johanna, oder der Salome zuerst erschienen wäre? Was hätte denn Maria Magdalena für ein Vorrecht gehabt, daß er nur von ihr sagt, der Auferstandene sei ihr zuerst erschienen? —) „Jeder Leser," wiederholt sich mein Nachbar weiter, als ob er sich bewußt wäre, ganz etwas außerordentlich Kluges und Sinnreiches gesagt zu haben, „jeder Leser, der nichts vom Johannes weiß, muß ihn so verstehen —" (widerlegt, oder es ist nie etwas in der Welt widerlegt worden!) —, „und wer den Johannes gelesen, sieht leicht, warum Marcus Magdalenens Erscheinung die erste heißt; weil er nämlich die damit meint, welche den Weibern, unter denen er sie zuerst namhaft macht, gegeben war." — Welch ein Grund! Weil Marcus die Maria Magdalena bei einer Gelegenheit zuerst namhaft macht, wo er sie gar nicht hätte namhaft machen sollen, so muß das, was er klar und deutlich und mit Bestande der Wahrheit bei einer andern Gelegenheit von ihr sagt, nicht von dieser, sondern von jener Gelegenheit zu verstehen sein! —

Und nun wäre ich glücklich wieder da, wo ich oben meinen ersten Absprung nahm, bei den Worten des Nachbars: „wie es mit dem Marcus ist, so ist es auch mit dem Lucas." — Also nur noch dieses Einzige von Jenem. — Es waren auch einmal Leute, die sich in Verschiednes nicht finden konnten, was Marcus von dem auferstandenen Christus erzählt, und denen besonders der 9. Versikel: *„Αναστας πρωτον ἐφανη Μαριᾳ τῃ Μαγδαληνῃ,"* an welchem sich der Nachbar ein so herrliches Denkmal gestiftet, ein gewaltiger Anstoß war, weil er, wie Hieronymus sagt,*) „diversa atque contraria Evangelistis caeteris narrare videatur." — Und was thaten diese Leute? — Weil sie so fein nicht waren als der Nachbar, weil sie so viel Exegetik und Griechisch nicht verstanden als der Nachbar — denken Sie einmal selbst, lieber Nachbar — (ich hoffe, daß Sie dieser Weihrauch aufweckt) — denken Sie einmal — so unterstunden sich diese unwissenden Grützköpfe,

*) Man sehe die Anmerkung des Millius.

den ganzen Versikel mit Allem, was darauf folgt, für einen fremden spätern Zusatz zu erklären und den Marcus in ihren Exemplaren mit „ἐφοβουντο γαρ“ zu beschließen.[1]) — War das nicht erschrecklich? War das nicht eine so lästerliche Verwegenheit, als nur immer eine zu denken? — Und doch (unter uns, Nachbar!) wollte ich ebenfalls lieber nicht allein diesen einen Versikel, nicht allein den ganzen Marcus, nicht allein alle vier Evangelisten, sondern geradezu das ganze Neue Testament mitsammt der Offenbarung unter das alte Eisen werfen, als mir erlauben, einem einzigen Orte darin so mitzuspielen, als Sie dem Versikel des Marcus mitzuspielen Sich erdreistet. Unter uns!

Und nun auch gar dem Lucas mitspielen wollen, „mit dem es ebenso sein soll wie mit dem Marcus!“ Denn auch er, sagen Sie, übergeht — (aber wußte doch?) „den oft genannten Umstand, den wir aus dem Johannes wissen, und nennet unter den Erzählerinnen der Vorfälle beim Grabe die Maria Magdalena zuerst, ob sie gleich bei der ersten Erscheinung nicht gegenwärtig und auch die erste Erzählerin wol nicht gewesen war.“ (Wie auch das Lucas gar wohl wußte, der wider sein besseres Wissen nur so verwirrt schreibt, weil ihm der h. Geist die Feder führt. — Kleinigkeit! Aber nun paß auf, gähnender Leser, es wird was zu lachen geben!) „Ganz allein,“ fährt der Nachbar fort, „ganz allein hatte Maria Magdalena die erste Erscheinung gehabt“ — (Nachbar, besinnen Sie Sich! Nachbar, woher wissen Sie denn das? —); „vorzüglich voll schien sie davon zu sein, mehr als den Andern war ihr den Jüngern zu sagen aufgegeben, und daher wird ihr Bericht, als verschieden von dem, den die Gesellschaft gebracht, besonders genannt und diesem nicht unbillig vorgesetzt, ob er gleichwol eine Stunde später eingelaufen sein mochte.“ — Fern sei es von mir, daß ich hier das seltsame Antiklimax rügen sollte, dem zu Gefallen der Evangelist wissentlich und vorsätzlich ein Hysteronproteron begangen hätte. Freilich ein menschlicher Geschichtschreiber hätte eben darum, weil der Maria Magdalena mehr als den Andern, den Jüngern zu sagen, aufgetragen worden, eben darum, wenn es auch die Zeitordnung nicht erfordert hätte,

---

1) Mit den Worten „ἐφοβοῦντο γάρ“ schließt in den besten alten Codices das Evangelium des Marcus. Vers 9—20 werden daher z. B. in den Ausgaben von Tischendorf gegenwärtig nur noch unter dem Text mitgetheilt. Es ist deshalb anzunehmen, daß für die Weglassung dieser Verse noch andere Gründe als die von Lessing angegebenen vorhanden waren. — A. d. H.

ihren Bericht später beigebracht, weil man natürlicher Weise das Wenigere vorangehen läßt. Aber ein übermenschlicher, ein inspirirter Schriftsteller, ja der! — und so muß ich hiervon schweigen. Nur meine schon eingeworfene Frage muß ich in ihr völliges Licht stellen, wenn mein Leser lachen soll, — falls er vor Gähnen dazu kommen kann. „Ganz allein," sagt der Nachbar, „hatte Maria Magdalena die erste Erscheinung gehabt." — Wirklich, Nachbar? Ums Himmels willen, wo haben Sie denn das her? Das einzige Zeugniß, daß Maria ganz allein zuerst den Auferstandenen persönlich gesehen habe, ist ja der nämliche Versikel beim Marcus (16, 9), den Sie von dieser Erscheinung nicht wollen gelten lassen, von dem Sie erwiesen zu haben glauben, daß darin diejenige Erscheinung die erste genannt werde, die Maria Magdalena mit den übrigen Weibern auf dem Rückwege zugleich gehabt. Der einzige Johannes, der noch ebendie Erscheinung (20, 16) erzählt, von welcher ich sage, nicht Sie, daß der von Ihnen so gemißhandelte Versikel des Marcus rede, sagt ja mit keiner Silbe, daß sie die erste gewesen. Denn ob er schon keine andre vorher erzählt, so folgt doch daraus nicht, daß auch keine vorhergegangen. Woher wissen Sie es denn also, daß Magdalena ganz allein die erste persönliche Erscheinung Christi gehabt? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie die nämliche Stelle zum Beweise sowol für die gewöhnliche als für die neuerdings von Ihnen hineingelegte Meinung brauchen wollen? Sie werden ja nimmermehr wie jener Geizhals das Futter wieder in der Krippe suchen, von welchem Sie wissen, daß Sie es Ihren eignen Pferden herausgestohlen? — Und doch ist es so. Wahrlich, so lange es Ausleger auf der Welt giebt, glaube ich nicht, daß einem sein untreues Gedächtniß einen so lächerlichen Possen gespielt habe. Merken Sie Sich doch, wenigstens aufs Künftige, lieber Nachbar, daß nach dem Lügner kein Mensch unter der Sonne ein gutes Gedächtniß nöthiger hat als — der elende Ausleger! —

Wenn ich hier voller Verdruß und Ekel die Feder aus der Hand würfe, wer könnte es mir verdenken? — Ich bin bis an die Hälfte der Widersprüche und habe unter allen fünfen nicht einen widerlegt gefunden, da es schon für mich genug wäre, wenn nur einer unwiderlegt geblieben wäre. — Dem ohngeachtet muthig an die andre Hälfte nur auch!

Sechster Widerspruch.

„Nach dem Matthäus ist der auferstandene Jesus der Maria Magdalena auf dem Rückwege zur Stadt erschienen, und nach dem Johannes vor der Thür des Grabes."

Legt einem unbefangenen, von keinen harmonistischen Flickereien etwas wissenden, vernünftigen Leser den Matthäus und Johannes vor, und hört, was er sagt. Wenn sich das nicht widerspricht, so widerspricht sich nichts. Und wie? gestehen denn selbst die Harmonisten nicht, daß hier offenbar ein Widerspruch bleiben würde, wenn sie nicht zu machen wüßten, daß Matthäus das nicht sagt, was er doch sagt? Würde der Nachbar selbst den Matthäus so mißhandeln, wie ich oben gezeigt habe, daß er thut, wenn Matthäus, natürlich verstanden, mit dem Johannes zu vereinigen wäre? — Matthäus nennt die Maria Magdalena unter den Weibern, die den Leichnam Christi zu salben ausgehen und am Grabe die Erscheinung der Engel haben, ausdrücklich; ebendas thut Marcus ausdrücklich; ebendas thut Lucas ausdrücklich: und Keiner von allen Dreien läßt es mit einer Silbe vermuthen, daß sie von den übrigen Weibern, ehe sie ganz an das Grab gekommen, abgegangen. — Aber Johannes soll diesen Umstand doch haben. — Johannes? — So sagt wenigstens der Nachbar: „Daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen sie zum Grabe ausging, nicht blieb, sondern nach der Entdeckung, daß es geöffnet sei, zurücklief, erzählt Johannes so deutlich, daß es wirklich unbescheiden ist, ihn mit dem Matthäus in Widerspruch zu setzen." Hier muß ich wiederum zweifeln, ob ich und der Nachbar einerlei Text des Johannes haben? Unmöglich können wir ihn haben. Denn was in seinem so deutlich stehen soll, das steht in meinem gar nicht. In seinem soll deutlich stehen, „daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen sie zum Grabe ausging, nicht blieb;" und in meinem steht nicht einmal, daß sie mit andern Weibern ausgegangen. Mein Johannes läßt die Magdalena ganz allein zum Grabe gehen und weiß von keinen Begleiterinnen, die sie so übereilt auf den ersten Anblick des eröffneten Grabes verlassen hätte. Stünde nun in seinem Johannes nichts anders, nichts mehr, würde der Nachbar sich wol so entscheidend ausdrücken und seinem Gegner eine Unbescheidenheit vorwerfen, der nur er schuldig wäre? — Doch warum nicht? — Er scheint gerade der Mann zu sein, der sich am Mausigsten macht, wenn er am Wenigsten Recht hat. Mein

Johannes und sein Johannes sind die nämlichen, und der ganze Unterschied liegt nur darin, daß ich den Johannes mit blos ungetäuschten Augen, er hingegen durch die Brille seiner Harmonie lieset. In seiner Harmonie steht es, nicht im Johannes, daß Maria, sobald sie von fern das Grab eröffnet siehet, die übrigen Weiber mir nichts Dir nichts verlassen habe und nach der Stadt geeilet sei. Bei dem Johannes ist sie weder so unhöflich, noch so unbesonnen. Oder will man sie mit dem Dichter lieber furchtsam als unbesonnen machen?

Und die Bewohnerin Magdala's kam, sah offen das Grabmal,
Weggewälzet den Fels, floh, rief's den Andern entgegen,
Eilte zurück nach Jerusalem. Aber die Kommenden ließen
Sich nicht schrecken und gingen heran.[1]) —

Gleichviel! Ihr Betragen ist immer gleich unbegreiflich, indem schwerlich ein Weib aus Furcht wegläuft, wo sie sieht, daß Mehrere ihres Geschlechts stehen bleiben; oder auch mehr Weiber schwerlich stehen bleiben, wo sie sehen, daß eine aus Furcht davonläuft. Aber es ist ja so sichtbar, warum Maria Magdalena eine so lächerlich furchtsame oder eine so lächerlich unbesonnene Rolle spielen muß. Ließe man sie mit den übrigen Weibern ganz herangehen, so sähe sie mit ihnen zugleich Engel, und nach dem Johannes muß sie noch nichts als das leere Grab gesehen haben, als sie den zwei Aposteln die erste Nachricht bringt. — Arme Magdalene! Wären die Evangelisten nichts als menschliche Geschichtschreiber, so bliebst Du bei Ehren. Denn man hat noch immer einen menschlichen Geschichtschreiber lieber etwas nicht recht wissen, als eine Person, die er einführt, unnatürlich abgeschmackt handeln lassen. Aber so sind die Evangelisten göttlich, d. i. — eine schöne Göttlichkeit! — nicht sowol das, was Jeder von ihnen sagt, ist göttlich, sondern das, das ist göttlich, was wir sie Alle einstimmig aus unserm hermeneutischen Sprachrohre können sprechen lassen; und Du wirst darüber — arme Magdalene! — — die Harlequinin der Harmonie!

„Meinen Unwillen aber über des Mannes Unverschämtheit kann ich hier kaum zurückhalten," sagt der Nachbar von meinem Ungenannten. Behüte Gott, daß

1) Klopstock's Messias, 14. Gesang, V. 35—39. — A. d. H.

meine Leser glaubten, ich selbst wäre im Stande, so etwas von meinem Nachbar zu sagen! Ich wüßte nicht, warum ich Unwillen gegen einen Mann haben sollte, mit dem ich Mitleiden habe. Und Mitleiden muß man ja wol mit einem Manne haben, der folgendes Raisonnement für so bündig halten kann, daß er es mit einem Trumpfe begleiten darf: „Johannes sagt klar, Jesus sei der Magdalena am Grabe erschienen, und Matthäus, er sei den Weibern auf der Rückkehr vom Grabe begegnet. Mußte nun vernünftiger Weise nicht erst bewiesen werden, daß Magdalena unter diesen Weibern gewesen?" — (Mußte? was braucht das erst erwiesen zu werden? Sagt es nicht Matthäus ausdrücklich? Müssen Sie nicht vielmehr beweisen, daß es Matthäus nicht sagt?) — „Dieses geschieht aber nicht, weil es nach Johann. 20, 1—18 nicht geschehen kann." — (Freilich geschieht es nicht; denn es war geschehen, sobald Matthäus schrieb. Sobald Matthäus geschrieben hatte, und ehe Johannes schrieb: wem konnte es auch nur im Traume einfallen, daß Maria Magdalena unter den Weibern nicht gewesen, unter welchen sie Matthäus zuerst nennet? und Marcus nennet, und Lucas nennet? In diesem Zeitraume war es doch wol ausgemacht und litte keinen Widerspruch, daß Maria Magdalena unter den Weibern gewesen, denen Christus auf dem Wege nach der Stadt erschienen war? Warum muß es denn, nur seitdem Johannes geschrieben, nicht mehr wahr sein? — Weil es dem, was Johannes schreibt, widersprechen würde? Nun freilich. — Und nichts in den Evangelisten sich widersprechen darf? Und wir sie in allen Worten müssen vergleichen können? — Wer sagt das? Sie vergleichen, wo sie sich vergleichen lassen, ohne daß dem Einen oder dem Andern Weh geschieht: wer würde das nicht gern wollen? Aber sie auf Kosten eines oder mehrerer Evangelisten vergleichen, welche darüber zu nachlässigen, elenden Geschichtschreibern werden, welche darüber in Widerspruch mit sich selbst kommen, welche darüber wissentlich und vorsätzlich (wie ich erwiesen habe) Lügen niedergeschrieben haben müssen: welchem gesunden Magen ist eine solche Vergleichung nicht unverdaulicher als alle die Widersprüche, die man damit verglichen und gehoben zu haben versichert?

„Dennoch," fährt der Nachbar fort, „setzt der Ungenannte beide Evangelisten in Widerspruch, wie die beiden Aeltesten in Israel, die fälschlich wider die Susanna zeugten." — Diese Erläuterung aus der Geschichte der Susanna hat mir auch nicht gefallen. Aber warum nicht? Weil ich mich mein Tage nicht

bereden können, daß Daniel die Richter nicht zu einem sehr falschen Schritte verleitet hätte, wenn sie die Aeltesten auf den bloßen Widerspruch, in den sie fielen, verdammt hätten. Ihr eignes Bekenntniß muß dazu gekommen sein. Der bloße Widerspruch konnte gegen sie nichts beweisen, sondern er war nur die Gelegenheit einer Ueberraschung, in der sie ihre Verleumdung gestanden. Und so, sage ich, bleibt es zwar allerdings ein ebenso großer Widerspruch, wenn die nämliche Erscheinung an zwei verschiednen Orten soll geschehen sein, als wenn die nämliche Sache zugleich unter einer Eiche und unter einer Linde soll vorgegangen sein; aber Derjenige, der des erstern Widerspruchs wegen, wenn er auch immer und ewig in den Evangelisten bleiben müßte, schließen wollte: „also sind die Evangelisten Lügner, also muß man den Evangelisten gar nichts glauben,“ der schließt wirklich ebenso übereilt, als die Richter geschlossen haben würden, wenn sie blos darauf die Aeltesten hätten steinigen lassen, weil der Eine eine Eiche für eine Linde, oder der Andre eine Linde für eine Eiche angesehen hätten, indem ihre lüstern Augen nach ganz etwas Anderm sahen als nach den Bäumen der wollüstigen Scene.

Daher mag ich dem Nachbar seinen Trumpf: der unverschämte Mann! auch kaum aufmutzen. Er sahe damit vielleicht nicht sowol auf den Widerspruch, den der Ungenannte zwischen dem Matthäus und Johannes fand, als auf das, was der Ungenannte aus diesem und dergleichen Widersprüchen folgern zu dürfen glaubte. Da befiel ihn denn ein heiliger Eifer, und ich bin noch sehr wohl mit ihm zufrieden, daß er in diesem heiligen Eifer nur rief: der unverschämte Mann! und nicht gar ein Gott schelte Dich, Satan! ausstieß. Was unmittelbar darauf folgt, ist wenigstens so kahl, daß ein förmlicher Fluch nicht übel dazu gepaßt hätte: „Kein Christ hätte vor ihm den absurden Widerspruch, wenn er da wäre, gesehen? Es müssen sehr stolze Leute sein, die so die Religion bestreiten und sich für Generalpächter des Menschenverstandes halten.“ — Vors Erste, lieber Nachbar, sind Sie ganz unrecht berichtet, daß dieser Widerspruch zwischen dem Matthäus und Johannes nicht schon längst gerüget worden. Und zum Andern, was wäre es denn, wenn auch das nicht wäre und der Ungenannte ihn schlechterdings zu allererst entdeckt hätte? Es ist bis itzt in der Welt noch unendlich mehr übersehen als gesehen worden. Nur Leute, bei denen Alles so bleiben soll, wie sie es von ihrem Professor gehört haben, können sich das nicht einbilden; und diese Leute sind der Wahr-

heit noch viel schädlicher als Die, die Sie so sinnreich Generalpächter des Menschenverstandes, ich weiß nicht wem nach, nennen. Denn was Diese gepachtet haben, das haben sie doch, und sie verkaufen es zur Zeit der Noth nur ein Wenig theuer. Aber Jene! Jene wollen das gar nicht in der Welt leiden, was Diese nur ausschließend gepachtet zu haben vermeinen. — Fragen Sie mich aber, lieber Nachbar, wer denn diesen Widerspruch, bei dem wir halten, vor unserm Ungenannten schon gesehen habe, so antworte ich Ihnen nur: daß Augustinus sogar schon darauf geantwortet hat. Aber freilich ganz anders geantwortet hat als Sie. Augustinus nämlich sagt — Lesen Sie es bei ihm selbst nach! *) Ich würde nicht fertig, wenn ich vollends mit Ihnen in die ältesten Harmonien gehen wollte, die Sie mir so wenig zu kennen scheinen.

Siebenter Widerspruch.

„Bei dem Matthäus umfassen die Weiber des Auferstandenen Füße; beim Lucas ermuntert der Auferstandene selbst die versammelten Elfe, ihn zu berühren; beim Johannes befiehlt er dem Thomas, ihn mit der Hand zu betasten: nur von der Maria Magdalena, sagt Johannes, habe er sich durchaus nicht wollen berühren lassen."

Wenn sich zwei oder mehrere Evangelisten widersprechen, so bin ich, falls ihre Vergleichung nicht nothwendig ist, falls sie nicht höchst natürlich sich ergiebt, sehr geneigt, Alles so stehn zu lassen, wie es steht, und den Widerspruch lieber zuzugeben, als ihren zwar verschlissenen, aber immer noch ehrwürdigen Purpur mit meinen abstechenden Lappen zu flicken. Bei Weiten aber bin ich so nachgebend nicht, wenn man mich bereden will, daß ein Evangelist sich selbst widerspreche. Denn wie Mehrere nicht Eins sind, so ist auch Eins nicht Mehrere. Wenn der unterrichteteste, redlichste Erzähler Andern, die mit ihm zugleich erzählen, nicht widersprechen soll, so muß er diesen Andern, oder diese Andre müssen ihm schreiben helfen; und das möchte ich nicht gern auf die Evangelisten kommen lassen. Hingegen wenn ein Geschichtschreiber sich nicht selbst widersprechen soll, so braucht er nur immer Derselbe zu sein, der er war.

Folglich, da in diesem Widerspruche nicht allein Matthäus

*) De consensu Evangel., L. III. c. 24.

und Lucas mit dem Johannes streiten, sondern Johannes auch mit sich selbst uneinig ist, so habe ich ihn von jeher unter Diejenigen gerechnet, denen mit leichter Mühe zu begegnen sei. Da nämlich Johannes sagt, daß der Auferstandene sich den Betastungen des Thomas nicht nur nicht geweigert, sondern sie vielmehr aufgefordert, und ebendieser Johannes erzählt, daß der Auferstandene von der Maria Magdalena nicht berührt sein wollen, so kann ich mir nicht einbilden, daß Johannes zwei widersprechende Dinge damit zu verstehen geben wollen: einmal, daß Christus durch seine Fühlbarkeit den zweifelnden Thomas überzeugen, und einmal, daß Christus durch seine Nichtfühlbarkeit die schon überzeugte Magdalena, wenn sie etwa nach ihm griffe, nicht zweifelhaft machen wollen. Denn schlechterdings hat Johannes nur Eines von Beiden für wahr halten können: entweder daß Christus nach seiner Auferstehung einen fühlbaren körperlichen Körper oder einen unfühlbaren Scheinkörper gehabt habe.

Und so würde ich ganz gern dem Nachbar zugestehen, daß er auf diesen Widerspruch geantwortet habe, wenn er weniger schnippisch und verächtlich geantwortet hätte. Aber diesen Ton kann man an einem Manne, der nicht mehr Scharfsinn, nicht mehr Gelehrsamkeit zeigt als er, so wenig vertragen, daß man vielmehr dadurch gereizt wird, einen Posten zu vertheidigen, den man gutwillig verlassen wollte.

Gleichwol will ich ihm in dieser Absicht nur zu Gemüthe führen, daß seine Erklärung der Worte des Johannes (20, 17), worauf sich seine ganze Antwort gründet, noch lange so ausgemacht nicht sei, als er glaubt. Sie ist zwar freilich die seit 150 Jahren fast allgemein angenommene; aber sie macht doch auch die ganze Stelle so kahl, so leer, so frostig, so complimentenmäßig, daß nicht zu verwundern, wenn das gesammte Alterthum weit etwas Anderes und Mehrers darin gesucht hat. Selbst Grotius hängt noch an der alten mystischen Auslegung; und Diejenigen, lieber Nachbar, sind eben nicht gleich kranke Köpfe, die diese und mehrere Auslegungen der Neuern für wahre Ausleerungen der ausgelegten Stellen halten.

Achter Widerspruch.

„Nach dem Matthäus und Marcus bescheidet Christus unmittelbar nach seiner Auferstehung sowol durch die Engel im Grabe, als selbst mündlich durch die rückkehrenden Weiber seine

Jünger nach Galiläa; bei dem Lucas aber befiehlt er ebendenselben an ebendem Tage der Auferstehung, daß sie sämmtlich in Jerusalem bleiben sollten, bis daß der h. Geist über sie ausgegossen würde, welches am Pfingstfeste geschah."

Auch bei diesem Widerspruche, welchen ich unter allen bisher vorgekommenen noch am Liebsten möchte beantworten können, ist merkwürdig, daß sich jeder Evangelist einzeln sorgfältig gehütet hat, darein zu verfallen. Denn wenn Jesus Beides von seinen Jüngern verlangt hätte, wenn er ihnen Beides zu verschiednen Zeiten befohlen hätte, so würde derjenige Evangelist, welcher das Gebot an die Jünger, nach Galiläa zu gehen, so einschärft, (Matthäus), nicht von allen Erscheinungen zu Jerusalem schweigen und nur der einzigen auf einem Berge in Galiläa gedenken; und derjenige Evangelist, welcher den Auferstandenen seinen Jüngern befehlen läßt, die ersten funfzig Tage nicht aus Jerusalem zu weichen, (Lucas), würde nicht blos lauter Erscheinungen in Jerusalem erzählen und selbst diejenige in Jerusalem bei verschlossenen Thüren vorgehen lassen (24, 41), deren eine sehr gleichförmige Johannes (21, 1—13) am galiläischen Meere erfolgen läßt.

Und dieses Alles hat der Ungenannte so handgreiflich auseinandergesetzt, daß ich hier den Nachbar vornehmlich erwartet habe. Nicht, daß ich hoffen dürfte, er würde leisten, was noch kein Ausleger geleistet hat, sondern weil mir einfiel, daß eine blinde Henne manchmal auch ein Korn findet. Das albernste Gewäsche in den Tag hinein hat oft Gelegenheit zu einem sehr sinnreichen Gedanken gegeben, und gar nicht witzige Leute werden oft durch dringende Verlegenheit, geschwind etwas zu ihrer Vertheidigung sagen zu müssen, sehr witzig. Hier wird, dacht' ich, die blinde Henne brav scharren, und wer weiß, ob nicht gar ein hübsches Steinchen in dem aufgescharrten Miste sich findet. Das Steinchen wäre denn für mich.

Nun dann! Hier ist das Steinchen, das die blinde Henne aufgescharret hat. Benennen mag es ein Andrer; ich halte es für ein Krötensteinchen. Es kann aber auch ein Luchssteinchen sein; denn hohl ist es.

Pfiffig indeß, werden Manche sagen, sei mein Nachbar doch für zehn Andre. Denn er begnügt sich, diesen achten Widerspruch in eigner Person nur vorzutragen, und nachdem er ihn vorgetragen, wendet sich sein bescheidnes unterrichtendes B. an das unterrichtete und ihn schon wieder unterrichtende A. mit einem „Was

sagen Sie dazu?" Und nun sagt das A., wie folget: „Ich sage, was ich öftrer gesagt, unser Autor muß Alles durch einander werfen, wenn er Widersprüche zur Welt bringen will. Es ist wahr, daß die Engel und Jesus selbst am Tage seiner Auferstehung den Weibern befahlen, seinen Jüngern zu sagen, daß sie nach Galiläa gehen und ihn da sehen sollten; aber es ist nicht wahr, daß er an ebendiesem Tage ihnen gebot, zu Jerusalem zu bleiben; denn das befahl er ihnen am Tage seiner Himmelfahrt, wie Jeder sieht, der Ap.-Gesch. 1, 3. 4. lesen kann."

So? das ist nicht wahr, wie Jeder sehen kann? — Wie froh bin ich, daß dieses A. sagt, ein Mann, der mir vom Anfange nicht gefallen, weil er ein Zweizüngler ist. Und ein hämischer, boshafter Zweizüngler! — Lieber Nachbar, mit was für Leuten geben Sie Sich ins Gespräch! Merken Sie denn nicht, daß dieses tückische A. Sie gern in einen übeln Ruf bringen möchte? Was er da sagt, wird Ihnen Händel machen, weil Sie es mit keiner Silbe bestrafen.

Oder ernsthafter: Ihr Pfiff, lieber Nachbar, hilft Ihnen nichts, daß Sie eine solche Antwort nicht selbst geben, sondern nur geben lassen. Sie haben zwar vielleicht einmal gehört, daß man in einer Komödie seine Personen kann sprechen lassen, wie man will, wenn es nur mit dem einmal angenommenen Charakter derselben nicht streitet; daß man sie fluchen und lügen und lästern kann lassen, so arg man will, und daß kein Mensch den Komödienschreiber dafür muß ansehen wollen. Aber Unterredungen, die zu Untersuchung der Wahrheit geschrieben werden, sind keine Komödien, und der Verfasser solcher Unterredungen muß für Alles stehen, was er nicht darin gelegentlich selbst verwirft oder wenigstens mit einem mißbilligenden Seitenblicke bezeichnet.

Also, lieber Nachbar, was sagen Sie? den Befehl, vors Erste in Jerusalem zu bleiben, habe Christus seinen Jüngern am Tage seiner Himmelfahrt gegeben, wie Jeder sehen müsse, der Ap.-Gesch. 1, 3. 4 lesen könne? — Es ist mir unbegreiflich, wie Sie so etwas so dreist in die Welt schreiben können. Wenn die Bibeln in der Welt noch so rar wären, daß man eine von hundert Meilen her verschreiben müßte, so wäre es noch was. Aber da jeder Ihrer Leser nur die Hand ausstrecken darf, um Sie auf der Unwahrheit zu ertappen — wahrhaftig, unbegreiflich! ganz unbegreiflich!

So viel ist wahr, daß der Anfang der Apostelgeschichte bis

auf den 9ten Versikel drei verschiedne Absätze hat, die wol ein Mann durch einander mengen könnte, der im Schlafe zu lesen gewohnt ist. Die zwei ersten Versikel enthalten einen bloßen Uebergang von dem ersten auf das zweite Buch des Lucas, mit genauer Bemerkung, bis wie weit das erste Buch, sein Evangelium, gehe. Hierauf wiederholt er kürzlich, V. 3. 4. 5, was Christus in den 40 Tagen nach seiner Auferstehung gethan und gesagt, und kömmt sodann, im 6ten V., auf die ganz letzte Begebenheit seines ersten Buchs zurück, von welcher er den Faden wieder aufnimmt. Diese letzte Begebenheit ist die Himmelfahrt Christi, von welcher wir hier, V. 6. 7. 8, noch einen Umstand erfahren, den Lucas, weil er sich auf die Zukunft bezog, lieber zu Anfang des zweiten als zu Ende des ersten Buchs erzählen wollte.

Wenn nun der Befehl, daß die Jünger vors Erste nicht von Jerusalem weichen sollen, in dem mittelsten Absatze vorkömmt; wenn es nichts weniger als unwidersprechlich ist, daß συνελθοντες, V. 6, sich auf συναλιζομενος, V. 4, beziehet, und Lucas vielmehr im 6ten Versikel von einer ganz andern Versammlung zu reden anfängt, als deren er im 4ten Versikel gedenkt, wo nur von einer Versammlung der Elfe die Rede war, anstatt daß im 6ten Versikel eine weit größere Versammlung von Jüngern zu verstehen, die bei der Himmelfahrt gegenwärtig sein sollten; wenn es noch im Geringsten nicht erwiesen ist, daß das συναλιζομενος, V. 4, nichts als ein bloßes Zusammenbringen bedeute und folglich die beiden ältesten Uebersetzer, der lateinische und syrische, die es durch convescens geben, völlig Unrecht hätten; wenn sogar es höchst wahrscheinlich ist, daß Lucas mit diesem Worte eben nicht wie Xenophon sich ausdrücken, sondern vielmehr auf eine andere Stelle bei sich selbst verweisen wollen: *) wie können Sie denn sagen, daß Jeder, der Apostg. I, 3. 4 lesen könne, sehen werde, Christus habe nicht am Tage seiner Auferstehung, sondern am Tage seiner Himmelfahrt den Jüngern befohlen, in Jerusalem vors Erste zu bleiben? Ich kann doch auch lesen, und sehe das nicht. Aber freilich, ich will nicht sehen, und ganz recht; ich will mit fremden Augen nicht sehen, sondern mit meinen. — Wenn Sie Sich noch begnügt hätten, zu sagen, daß jener Befehl in der Apostelgeschichte nicht eben am Tage der Auferstehung gegeben zu

*) V. Boisii Veteris Interpretis cum recentioribus Collatio, p. 347. Conf. Stockius, ad l. q.

sein scheine, so möchte es noch hingehen, falls er an dieser Stelle allein stünde. —

Denn kurz, wozu alles dieses Spiegelgefechte? — Ihre Versündigung ist hier weit größer, als daß Sie blos Ihre Meinung in einer streitigen Stelle ganz offenbar finden. So was widerfährt uns Allen. Das wäre des Rügens nicht werth. Dabei kann man noch immer ein sehr ehrlicher Mann sein. Aber, Nachbar, auch dabei: wenn man nicht allein eine streitige Stelle als nicht streitig für sich anführt, sondern noch dazu eine anderweitige, nicht im Geringsten streitige Stelle, die ausdrücklich wider uns ist, wissentlich verschweigt? Auch dabei? — Ich lasse es gelten, wenn man auf der Katheder disputirt, wo man sich nur seinem Pro loco würdig zeigen soll. Da gilt allerlei Münze. Aber wenn man vor den Augen der ganzen Welt als ein unparteiischer Untersucher der Wahrheit auftritt, der mit gutem Gewissen muß sagen können: ὀυ σπευδω νικησαι κακως ἀλλα ζητησαι ἀληθως, ist es auch da noch erlaubt, solche Adjunctenstreiche zu spielen?

Es hat nämlich jener Befehl in der Apostelgeschichte nicht allein eine solche Parallelstelle, aus welcher er erklärt werden kann, sondern er hat sogar eine solche, aus welcher er nothwendig erklärt werden muß, weil es Parallelstelle des nämlichen Verfassers ist. Der nämliche Lucas, welcher in seiner Apostelgeschichte den Tag, da jener Befehl gegeben worden, nicht bestimmt genug ausdrückt, drückt sich in seinem Evangelio so bestimmt darüber aus, daß schlechterdings keine genauere Bestimmung der Zeit möglich ist. Denn wenn läßt er ihn da geben, jenen Befehl? Nicht in der Versammlung der Elfe, in welcher der Auferstandene ein Stück vom gebratnen Fische und Honigseims aß? Und wenn war diese Versammlung? War es nicht die nämliche, bei welcher sich die zwei Jünger, welche nach Emmaus gegangen waren, einfanden? Und wenn gingen diese Jünger nach Emmaus? War es nicht am dritten Tage nach der Kreuzigung Christi, wie sie selbst sagen? War es nicht, wie sie selbst sagen, am Abende des nämlichen Tages, an dessen frühen Morgen die Weiber das Gesicht der Engel gesehen hatten? — also am Tage der Auferstehung? —

Was ist hierwider einzuwenden? Nichts, schlechterdings nichts. Entweder hat Christus, nach dem Lucas, seinen Jüngern sogleich am Tage der Auferstehung befohlen, in Jerusalem zu bleiben, oder es ist bei allen Evangelisten nichts klar, nichts ausgemacht.

Denn das Deutlichste, was sie uns irgendwo sagen, ist nichts deutlicher als das.

„Aber, mein Gott!" muß ein ehrlicher Christ denken, der unter diesen Dornen zu wandeln nie für gut befunden, „wenn schlechterdings wider jene Stelle im Evangelio des Lucas nichts einzuwenden ist, wie helfen sich denn gleichwol die Harmonisten?" Wie sie können, liebe Seele. Das ist, auf die schändlichste, heilloseste, unverantwortlichste Weise. Und da dürfte ich fast meinem Nachbar eine Ehrenerklärung thun. Er ist im Grunde nichts schlimmer als sie Alle; und wenn in Gesellschaft unsinnig sein den Unsinn entschuldiget, so ist er hinlänglich entschuldigt. Ebendie Stelle, die er hier verschweigt, hat sie längst zu einem Verfahren genöthiget, bei welchem ich ebenso gern die mangelhaften Stücke eines zerrissenen Briefes, mit welchen der Wind spielet, zu meiner Bibel machen möchte. Zu einem Verfahren, welches auch nur stillschweigend billigen, zur Schande der Evangelisten laut erklären heißt, daß in ihnen überall nichts aus dem Zusammenhange zu erklären sei, daß alle ihre Nachrichten, alle von ihnen eingeschaltete Reden Christi nichts als feuchter Sand sind, der sich nur so lange zusammenballet, als man ihn nicht reibet.

Sie sagen nämlich: Lucas brauche in seinem Evangelio eine Anticipation und lasse Christum daselbst etwas weit früher sagen, als er es wirklich gesagt habe; welches er selbst Apostelg. 1, 3. 4 zu verstehen gebe. — Vollkommen wie Toinette, der Medicus, im „Eingebildeten Kranken!"[1] Die Weise der heiligen Lehrer, mit Luthern zu reden, die Schrift so zu erklären, daß sie helle klare Sprüche nehmen und machen damit die dunkeln Wankelsprüche klar, diese Weise war so alt, so abgenutzt! Warum sollen sie das Herz nicht einmal verlegen? warum sollen sie, wenigstens zur Veränderung, das Ding nicht einmal umkehren und die dunkeln Wankelsprüche nehmen, um damit in die allzu hellen, allzu klaren Sprüche eine angenehme Dämmerung zu bringen?

---

1) Lessing irrt sich im Namen. Nicht „Toinette der Medicus," sondern „Thomas Diafoirus der Medicus" in Molière's „Eingebildetem Kranken" braucht eine solche „Anticipation", indem er (Akt 2, Scene 6) eine auswendig gelernte Anrede statt an die künftige Schwiegermutter, die gar nicht anwesend ist, an die ihm bestimmte Braut richtet. Uebrigens ist Toinette im „Eingebildeten Kranken" auch nicht „Medicus", sondern Kammerjungfer; sie spielt nur in einigen Scenen den Medicus. Hätte Lessing also wirklich sie im Auge und nicht vielmehr den unbeholfenen jungen Diafoirus, so hätte er nicht geschrieben: Toinette der Medicus, sondern Toinette als Medicus. — A. d. H.

Oder sie sagen mit andern Worten: Lucas habe dort in seinem Evangelio zwei Reden Christi in eine geschmolzen; zwischen dem 43ten und 44ten Versikel, die Lucas freilich mit eisern Klammern verbunden zu haben scheine, die er mit einem Zuge der Feder geschrieben oder in einem Athem seinem Schreiber vorgesagt, liege nicht weniger als eine Zeit von 40 Tagen; von dem einen Versikel auf den andern mache Christus mit seinen Jüngern einen kleinen Sprung von Jerusalem bis Bethania. — Und warum nicht? Tausend Jahre sind ja vor Gott wie ein Tag, mit einer Spanne umfaßt er ja die ganze Erde. Folglich sind 40 Tage vor ihm nur wenige Secunden; folglich ist ihm der Abstand von Jerusalem bis Bethania ein Punkt, der in den andern fällt, und aus Vernachlässigung dieser wenigen Secunden, aus dieser Verwechselung der rechten Seite eines Sonnenstäubchens mit dessen linker wagt man es, dem Lucas ein Verbrechen zu machen? — Sie wären es fähig, diese Herren, ihre harmonische Mißhandlung so zu rechtfertigen. —

Wahr ist es, daß ihnen schon Tatian gewißer Maßen vorgegangen, als welcher den 49ten Versikel in dem letzten Capitel des Lucas auf eine ebenso gewaltsame Art trennet und zwischen das wiederholte Versprechen Christi, seinen Jüngern die Verheißung seines Vaters zu senden, und den unmittelbar darauf folgenden Befehl, in Jerusalem zu bleiben, ich weiß nicht wie viel Erscheinungen noch einschaltet, deren die andern Evangelisten gedenken. Aber wie dieses überhaupt für sie nichts beweisen, sondern nur zeigen würde, wie früh es schon Leute gegeben habe, die sich Alles mit den Evangelisten erlaubet, um nur ein Ganzes aus ihnen zusammensetzen zu können, das nach ihrem Kopfe wäre, so antworte ich hierauf noch Folgendes insbesondere. Vors Erste ist noch eine große Frage, ob wir den wahren Tatian[1]) haben. Zweitens, hätten wir ihn auch, und wäre es Ebenderselbe, den uns Victor Capuanus[2]) aufbehalten, so ist klar, daß sein Werk nichts weniger als eine Harmonie in dem uns gebräuchlichen Verstande dieses Wortes ist oder sein soll: es ist ein bloßer Faden, auf welchen er taliter qualiter die Erzählungen der Evangelisten gereihet; es ist ein bloßes *βιβλιον συντομον*, dessen sich die ge-

1) Ueber Tatian und seine „enkratitischen Irrthümer“ vergl. die Anm. 1 zu S. 63. — A. d. H.

2) Bischof Victor von Capua (gest. um 544) hat nicht die Evangelienharmonie Tatian's, sondern die des Ammonius Alexandrinus ins Lateinische übertragen. — A. d. H.

meinen Christen in aller Einfalt bedienten. Drittens bitte ich, nicht zu vergessen, daß die rechtgläubige Kirche mit der Arbeit des Tatian nur schlecht zufrieden war; nicht allein wegen verschiedner Auslassungen, die er zu Gunsten seiner enkratitischen Irrthümer machte, sondern auch wegen der Zusammensetzung des beibehaltenen und unverfälschten Textes der Evangelisten selbst. Denn Theodoret[1]) giebt ihm eine κακουργιαν της συνθηκης Schuld, worunter ich mir nichts anders denken kann, als daß er, wo es ihm vortheilhaft gewesen, solcher gewaltsamen Trennungen der Worte des Herren mehrere zu machen sich unterstanden, als diese eine ist, die in dem Werke etwa noch übrig geblieben, das gegenwärtig seinen Namen führt.

Wenigstens ist gewiß, daß keiner von den nachfolgenden Kirchenvätern weder die Trennung des 49ten Versikels, noch die Trennung des 43ten und 44ten gebilliget und sich dadurch aus der Verlegenheit zu helfen gesucht, daß Christus an dem nämlichen Tage seinen Jüngern in Jerusalem zu bleiben und nach Galiläa zu gehen befohlen.

Hieronymus[2]) sicherlich nicht, dem Hedibia diesen nämlichen achten Widerspruch meines Ungenannten zur Auflösung vorlegte. Denn Hieronymus sagt blos, daß die Erscheinungen Christi in Jerusalem für keine eigentliche Erscheinungen zu rechnen, als in welchen er nur „pro consolatione timentium videbatur, et videbatur breviter, rursumque ex oculis tollebatur.“ In den Erscheinungen in Galiläa hingegen wäre „tanta familiaritas et perseverantia“ gewesen, „ut cum eis pariter vesceretur.“ Nun ist zwar freilich unbegreiflich, wie Hieronymus fortfahren: „Unde et Paulus Apostolus refert, eum *quingentis simul apparuisse discipulis*. Et in Joanne legimus quod piscantibus Apostolis *in littore steterit et partem assi piscis favumque comederit*: quae verae resurrectionis indicia sunt,“ und unmittelbar darauf hinzusetzen können: „In Hierusalem autem nihil horum fecisse narratur.“ Denn wie war es immer möglich, daß Hieronymus

---

1) Der Bischof Theodoret von Cyrus in Syrien (geb. um 400, † 457), einer der ausgezeichnetsten Exegeten der alten Kirche, schrieb auch eine Kirchengeschichte, welche von 325 bis 429 reicht, und eine Schrift gegen die Häretiker. Ihm verdanken wir die genauesten Angaben über das Diatessaron des Tatian. — A. d. H.

2) Um Hieronymus (vergl. über ihn auch Anm. 3 auf S. 16) hatte sich in Rom ein Kreis frommer Frauen und Jungfrauen gebildet, mit denen der gelehrte Mann auch vielfach correspondirte. Viele von seinen Briefen sind erhalten. — A. d. H.

einer Bibelleserin, wie Hebibia war, so etwas schreiben konnte? Hebibia mußte nothwendig sehr sonderbare Begriffe entweder von der Uebereinstimmung der verschiednen Exemplare des neutestamentlichen Textes oder von der Bekanntschaft des Hieronymus mit demselben bekommen. Der auferstandene Christus habe in Jerusalem nicht gegessen? Steht denn nicht in seinem eignen [1]) Lucas: „At illi (die in Jerusalem versammelten Jünger, zu welchen die von Emmaus zurückgekehrten kamen) obtulerunt ei partem piscis et favum mellis?“ Folgt denn nicht auch in seinem Lucas: „et cum manducasset coram eis?“ Wie gesagt, diese Vergeßlichkeit des Hieronymus ist mir ganz unbegreiflich, ebenso unbegreiflich als es mir ist, daß sie sonst Niemanden, so viel ich wüßte, vor mir aufgefallen. Dieser einzigen Stelle wegen, wenn ich Herausgeber des Hieronymus gewesen wäre, würde ich ohne weiteres Bedenken die ganze Antwort auf die zwölf Fragen der Hebibia nicht blos unter die *ἀμφιβολως νοθα*, sondern geradezu unter die *ψευδεπιγραφα* indocta dieses Kirchenlehrers geworfen haben. Denn was kann ungelehrter für einen Ausleger der Schrift sein, als wenn ihm die ausdrücklichen Worte derselben so wenig gegenwärtig sind? Wäre es sonst Einem wol zu verdenken, der diese Vergeßlichkeit des Hieronymus nur für angenommen ausgäbe, weil er der Hebibia nichts Gescheiters zu antworten wußte? — Doch was mache ich mir für Sorge? Die Benedictiner, deren neueste Ausgabe ich nicht nachsehen kann, werden da schon andern Rath gefunden haben!

Ebenso wenig und noch weniger als Hieronymus läßt es sich Augustinus einfallen, jenes doppelten einer den andern aufhebenden Befehls wegen eine und ebendieselbe Rede beim Lucas halb in Jerusalem und halb vierzig Tage hernach in Bethania halten zu lassen. Auch geht er mit Beantwortung des daraus entspringenden Einwurfs schon weit feiner zu Werke. Da nämlich Marcus, welcher ebensowol als Matthäus den Befehl hat, daß die Jünger nach Galiläa gehen sollen, ganz und gar keiner Erscheinung in Galiläa gedenke; da der Engel beim Matthäus nicht gesagt habe: „Praecedit vos in Galilaeam, ibi *primum* eum videbitis,“ aut „ibi *tantum* eum videbitis,“ aut „*non nisi* ibi eum videbitis,“ als in welchen Fällen Matthäus den übrigen Evangelisten freilich widersprechen würde; da Matthäus den Engel blos sagen lasse: „*Ibi eum videbitis*, nec expressum est, quando id futurum esset,

1) D. h. in der Vulgata, deren Verfasser Hieronymus bekanntlich ist. — A. d. H.

utrum quam primum antequam alibi ab eis visus esset, an postea quam eum alicubi etiam praeterquam in Galilaea vidissent," so glaubt Augustinus, Christus habe zwar freilich wol den Jüngern versprechen lassen, irgend einmal in Galiläa ihnen zu erscheinen, in der That aber liege doch in dem Befehle, daß sie ihm nach Galiläa folgen sollten, noch ganz etwas Anders. Und was? Was anders als ein Mysterium, welches in der wörtlichen Bedeutung des Namens Galiläa wie die Dotter in der Schale des Eies eingeschlossen liege. „Galilaea namque," sagt er, „interpretatur vel transmigratio, vel revelatio." Und nun nehme man das Eine oder das Andere: die Sache ist klar, und das praecedit vos in Galilaeam wäre genau erfüllt worden, auch wann der auferstandene Christus ganz und gar nicht nach Galiläa gekommen wäre. Denn vors Erste, secundum transmigrationis sententiam, transmigrirte nicht nunmehr die Gnade Christi zu den Heiden? Vors Zweite, secundum illud, quod Galilaea interpretatur revelatio, wo sonst als in Galiläa offenbarte sich Christus zuerst in derjenigen Gestalt, in welcher er dem Vater gleich ist? —

Wie nüchtern! wie nüchtern! werden mir die Exegeten seit heute und gestern zurufen. — Meine Herren, es kann wol sein. Und obschon auch Hieronymus an einem andern Orte,*) wo er sich vermuthlich besann, daß jene der Hedibia gegebene Antwort nicht weit reichen möchte, sogar zu einer mystischen Auslegung seine Zuflucht nimmt — die mystischen sowie die allegorischen Auslegungen sind freilich ein Wenig nüchtern — gleichwol, ich muß es nur zu meiner Schande gestehen, — die nüchternste von allen mystischen und allegorischen Auflösungen unauflöslicher Knoten dünkt mich unendlich besser als Ihre Alexandrischen, meine Herren, mit dem Schwerte. Denn jene sind doch nur Spiele, leere Versuche, und Ihre sind Mißhandlungen, thätige Vergehungen, die Sie an einem blos menschlichen Schriftsteller auszuüben Sich selbst schämen würden. —

Ehe ich hierüber bittrer werde, will ich nur weitergehen.

Neunter Widerspruch.

„Nach dem Matthäus geschieht die Erscheinung in Galiläa auf einem Berge, dahin Christus seine Jünger beschieden hatte; nach dem Johannes geschieht sie am Ufer des galiläischen Sees bei Tiberias. Da und dort unter ganz verschiednen Umständen."

*) Comment. in Matthaeum.

Das giebt mein Nachbar mit beiden Händen zu. Nur ist dem guten Mann sehr traurig, daß ein Mensch, der doch Berg und See unterscheiden könne, aus zwei so sichtbar verschiednen Erscheinungen lieber einen Widerspruch schmieden, als sie unterscheiden wollen.

Endlich steht einmal das Wörtchen wollen am rechten Orte. Der Ungenannte wollte nicht, weil er glaubte, nicht zu dürfen. Der Nachbar aber will, ohne sich zu bekümmern, ob er darf.

Zwar sagt der Nachbar, daß weder Matthäus noch Johannes den Ungenannten auf irgend eine Weise veranlassen können, beide Erscheinungen für eine zu halten, daß es folglich kaum werth sei, auf den ganzen Widerspruch zu antworten. Er macht hiermit auch in der That Linksum, marschiret ab und schießt Victorie.

Aber, lieber Nachbar, wenn Sie von Ihrer glorreichen Expedition glücklich wieder nach Hause sind, wollen Sie wol Folgendes in Betrachtung zu ziehen geruhen, um wenigstens ex post zu urtheilen, ob Sie Sich den Sieg so leicht hätten machen sollen?

Die Erscheinung, die den Elfen auf dem Berge geschah, ist die einzige, deren Matthäus gedenkt, deren Matthäus zufolge des Versprechens, welches bei ihm der auferstandene Christus seinen Jüngern thun läßt, gedenken mußte. Wäre es daher auch nur Matthäus, aus dem wir unsere Nachrichten von der Auferstehung Christi schöpfen könnten und müßten, so würde man nicht unrecht annehmen, daß diese einzige erzählte Erscheinung auch die einzige geschehene gewesen. Ja, ich bin ganz sicher, daß sodann unsre Theologen schon längst die Gründe ausfindig gemacht hätten, warum der auferstandene Christus nicht mehr als einmal hätte erscheinen können und müssen.

Nun aber, da wir mehrere Evangelisten haben, die ebenso glaubwürdig sind als Matthäus; da jene andere Evangelisten mehrere Erscheinungen berichten: so ist freilich aus dem Stillschweigen des Matthäus nicht zu schließen, daß er damit, daß er nur einer Erscheinung gedenkt, andeuten wollen, daß es auch nur eine Erscheinung gegeben. Sondern die Sache ist nunmehr nur die, daß wir die einzige Erscheinung bei dem Matthäus unter die anderweitigen Erscheinungen so einschalten, daß weder jene anderweitige, noch diese eingeschaltete etwas dabei leiden.

Blos nach den Worten zu urtheilen, die Christus bei der galiläischen Erscheinung auf dem Berge zu seinen Jüngern redet, sollte man meinen, daß diese Erscheinung, wenn es nicht die erste und letzte gewesen, doch wenigstens die letzte gewiß gewesen sein müsse. Denn Christus ertheilet ihnen da seine letzten Befehle und nimmt förmlich von ihnen Abschied. Doch da wir aus dem Lucas wissen, daß die Himmelfahrt ohnfern Jerusalem und nicht in Galiläa geschehen, und die letzte Erscheinung doch wol die Erscheinung bei der Himmelfahrt muß gewesen sein, so fällt die galiläische Erscheinung irgendwo *zwischen* die übrigen.

Und auch dieses *irgendwo* läßt sich näher bestimmen, indem wir mehr als eine von den übrigen Erscheinungen angeben können, welche nothwendig vor ihr hergegangen sein müssen. Nämlich nicht allein alle die einzeln Erscheinungen am Tage der Auferstehung, bei welchen Thomas nicht zugegen war, nicht allein die Erscheinung acht Tage darauf, welcher Thomas beiwohnte, müssen vor ihr vorhergegangen sein, sondern sogar die am See Tiberias, welche Johannes berichtet, kann nicht anders als früher gewesen sein. Dieses erhellet aus Johannis 21, 14 unwidersprechlich, wo dieser Evangelist letztbenannte am See Tiberias ausdrücklich die *dritte* an der Zahl nennet; welches, da es ihm selbst widersprechen würde, wenn man es von jeder einzeln Erscheinung, die etwa nur einer oder wenigen Personen geschehen war, verstehen wollte, nothwendig nur von den solennern unter einer beträchtlichen Anzahl geschehenen Erscheinungen zu verstehen ist, dergleichen die bei verschlossenen Thüren und diejenige, welche acht Tage darauf erfolgte, gewesen waren. Nach diesen beiden, sagt Johannes, war die am See Tiberias die dritte. *Grotius* hatte hier keinen glücklichen Einfall, wenn er dieses *dritte Mal* beim Johannes auf die Zahl der Tage will gezogen haben, an welchen Christus erschienen. Denn er vergaß in dem Augenblicke, wie die Juden ihre Tage zu zählen pflegen, als wonach sich nicht sagen läßt, daß die Erscheinung bei verschlossenen Thüren mit den Erscheinungen am Grabe an dem nämlichen Tage geschehen wären. Fallen diese und jene aber auf zwei verschiedne Tage, so war die Erscheinung in Gegenwart des Thomas die dritte, und die am See Tiberias müßte die *vierte*, nicht die dritte gewesen sein.

Mag man aber doch jenes *dritte Mal* beim Johannes verstehn und auslegen, wie man will, genug, daß die Harmonisten alle, keinen einzigen ausgenommen, einmüthig die Erscheinung am See Tiberias vor der Erscheinung auf dem Berge vorhergehen

lassen. Nun sind dieser Berg und dieser See beide in Galiläa, beide Erscheinungen sind also in Galiläa geschehen, beide sind zufolge der Verheißung Christi geschehen, daß er seinen Jüngern daselbst sichtbar werden wolle. Und das, lieber Nachbar, sehen Sie, das macht die Schwierigkeit, aus welcher nach der Meinung des Ungenannten und auch ein Wenig nach meiner bei aufrichtiger Entwicklung nichts Geringers als ein formeller Widerspruch erwächst.

Denn lassen Sie uns doch nur die Erscheinung auf dem Berge etwas genauer erwägen. Derjenige Evangelist, (Matthäus), bei dem der auferstandene Christus seinen Jüngern zweimal befehlen läßt, unverzüglich nach Galiläa zu gehen, wo sie ihn sehen würden, ist, wie gesagt, der einzige, der dieser Erscheinung auf dem Berge gedenkt, ist der, der sonst durchaus keiner andern Erscheinung gedenkt, ist der, der dieser Erscheinung mit dem Zusatze gedenkt, daß eben auf diesen Berg sie Christus beschieden. Gesetzt nun aber auch, daß dieser Zusatz: dahin sie Christus beschieden hatte, sich nicht auf den Berg, sondern blos auf Galiläa bezöge, so bleibt doch noch immer, auch ohne diesen Zusatz, die Erscheinung auf dem Berge die anberaumte Erscheinung und muß folglich, wenn ich schon nicht sage die erste von allen Erscheinungen überhaupt, aber doch ganz gewiß die erste von allen galiläischen Erscheinungen gewesen sein. Das ist nothwendig, das ist unwidersprechlich, oder Matthäus (man merke das wohl!), Matthäus, der zu allererst schrieb, der nicht wissen konnte, was und wie viel der h. Geist nach ihm durch andere Evangelisten würde ergänzen, würde berichtigen lassen, Matthäus hat als Einer geschrieben, in dem nicht ein Funken Menschenverstandes glimmet. Denn so wie kein vernünftiger Mensch mit seinen Freunden eine zweite, dritte Zusammenkunft verabredet und anberaumet, ohne zu wissen, wo und wenn die erste geschehen soll, so kann auch kein vernünftiger Geschichtschreiber von Anberaumung einer Zusammenkunft sprechen und in Erfolg dieser Anberaumung, ich weiß nicht welcher zweiten, dritten Zusammenkunft gedenken, ohne von der, welche die erste und nächste nach der Anberaumung gewesen, ein Wort zu erwähnen.

Ist es aber nothwendig, lieber Nachbar, daß die Erscheinung auf dem Berge die erste galiläische Erscheinung muß gewesen sein; ist es zugleich ausgemacht, daß dem ungeachtet die Erscheinung an dem See Tiberias, dem sogenannten galiläischen Meere, vor jener Erscheinung vorhergegangen, nun, so haben wir ja zwei erste gali-

läische Erscheinungen. Zwei erste! — — Zwei gar? Ei, lieber Nachbar, was ist denn das, zwei erste? Ist es ein Räthsel? oder ist es ein Widerspruch? Mir ist es nur ein Räthsel. Dem Ungenannten war es ein Widerspruch. Und Ihnen, Nachbar? O! Ihnen ist es weder das Eine, noch das Andre. Ihnen sind zwei erste zwei erste! Sie können nichts, als den Mann beklagen, der zwei so verschiedne Zwei lieber in Widerspruch stellen als trennen will. Die Kleinigkeit, daß sowol das Eine als das Andre von diesen Zwei in einem und ebendemselben Betracht das Erste sein soll, ist ja so eine Kleinigkeit! —

Mehr will ich hierüber nicht sagen. Wer gewisse Dinge nicht sogleich fühlt, dem sind sie auf keine Weise fühlbar zu machen. Der

Zehnte Widerspruch

ohnedem ist mit dem neunten so genau verbunden, daß ich bei Gelegenheit seiner noch Alles nachholen könnte, was ich etwa bisher beizubringen vergessen hätte. Ja, er ist, dieser zehnte Widerspruch, nichts als die fernere stückweise Auseinandersetzung des neunten. Und dieser Stücke macht der Ungenannte besonders drei, in welchen allen seine erkannten Widersprüche sehr leicht zu rechtfertigen sind, nachdem wir in dem Vorigen den Hauptgrund derselben gesichert haben.

Nämlich wenn der Ungenannte berechtiget gewesen ist, die Erscheinung auf dem Berge und die Erscheinung am Meere in Galiläa für einerlei Erscheinung zu halten, die nur durch die immer wachsenden Abweichungen der mündlichen Erzählung in den ersten dreißig bis vierzig Jahren zu solcher Verschiedenheit gediehen (er war zu dergleichen aber dadurch berechtiget, weil die Erscheinung auf dem Berge als die anberaumte Erscheinung nothwendig die erste, wenigstens die erste in Galiläa sein mußte, und gleichwol die Erscheinung am galiläischen Meere nach der Rechnung des Johannes noch vor jene fällt), so ist er allerdings auch berechtiget gewesen, darin einen Widerspruch zu finden, daß Matthäus die galiläische Erscheinung zur ersten macht, Johannes aber vor selbiger zwei Erscheinungen zu Jerusalem vorhergehen läßt.

Nun hätte ich meines Theils hierauf blos geantwortet, daß Johannes die Erscheinungen überhaupt zähle, Matthäus aber nur die erste und vornehmste Erscheinung in Galiläa namhaft

mache, als welches nach seiner einmal gemachten Anlage genug war. Doch mein Nachbar weiß den Aal ganz anders zu fassen; weil Matthäus, sagt er, kein Protokoll abgeschrieben habe, weil er nur der einen Erscheinung erwähne, weil er (er, der erste Evangelist!) nicht für nöthig gehalten, seinen Lesern von mehrern etwas zu melden, so sei aus ihm überhaupt nicht zu schließen, in welcher Ordnung die Erscheinung auf dem Berge gefolgt sei. Freilich, Ordnung ist nur unter den Mehrern, aber Eines, was aus diesen geordneten Mehrern herausgerissen wird, muß doch noch immer Merkmale seines gehabten Platzes behalten, oder man hat auf eine höchst unvorsichtige Art dieses Eine für das Einzige erklärt. Auch hat Matthäus seiner einen Erscheinung noch immer jene Merkmale gelassen, indem er sagt, daß es die anberaumte gewesen. Nur die Harmonisten halten für gut, auf diese seine Anberaumung gar nicht zu achten und ihn die erste die beste Erscheinung aus dem Glückshafen greifen zu lassen. Mein weltkluger Nachbar will ein Gleichniß aus der neuesten Geschichte geben und sagt: „Es kömmt die Rede auf den letzten Krieg; ich erwähne besonders der Schlacht bei Roßbach; erkläre ich sie dadurch für die erste oder letzte?" Ei nicht doch! Sie könnten so einen Fehler machen! Aber, lieber Nachbar, wenn Ihnen ein Andrer den ganzen letzten preußischen Krieg in folgendem Epitome erzählen wollte: „Der König, nachdem er fast aus allen seinen Staaten vertrieben war, hatte sich die vornehmsten seiner Feinde, die Franzosen und Reichstruppen, nach Sachsen wie bestellt. Sie kamen voll Uebermuths und Spottes, als hätten sie den Sieg schon in Händen. Aber wie ein Donnerstrahl aus hellem Himmel überfiel er sie bei Torgau. Da erkannten sie wieder, mit wem sie zu thun hatten, und machten Friede; Etliche aber blieben noch seine Feinde," was würden Sie von einem solchen Erzähler wol denken? Würden Sie ihn auch durchhelfen wollen, wie Sie den Matthäus durchzuhelfen suchen? Denn gerade ein solcher Erzähler wäre nach Ihrer Auslegung Matthäus. Er ließe Christum seine Jünger nach Galiläa bestellen, wo sie ihn sehen würden, und hierauf verschwiege er nicht allein, daß ungeachtet dieser Bestellung er ihnen erst an andern Orten mehrmalen erschienen sei, sondern gedächte auch nicht einmal seiner ersten Erscheinung dort in Galiläa, gedächte anstatt der ersten, wenigstens anstatt der frühern, welches die am Ufer der See gewesen, einer spätern, und wer weiß wie viel spätern, auf einem Berge! — Aber gottlob, daß Matthäus nur nach Ihrer Auslegung, lieber Nachbar, ein so abgeschmackter

Erzähler ist! nur nach der Auslegung der abgeschmackten Harmonisten ein so abgeschmackter Erzähler! Man bleibe ihm mit diesen vom Leibe, und er erzählt als ein planer gesunder Mann, dessen Erzählung wol unrichtig sein kann, aber ungereimt doch wahrlich nicht ist.

Ebenso ist es mit den übrigen Umständen beschaffen. Matthäus und Johannes widersprechen sich offenbar in jedem derselben, sobald man annehmen muß, daß die Erscheinungen am See Tiberias und auf dem Berge ursprünglich nur eine Erscheinung gewesen.

Umsonst schreien Sie, lieber Nachbar, so laut und so oft: „Aber wer heißt Euch, das annehmen? Aber könnt Ihr denn nicht Zwei zählen? Wer hier nicht Zwei zählen kann, muß nicht wollen!" — Gott erbarm's! wir wollten gern, aber wie können wir? Wie können wir Zwei zählen, da wir nicht wissen, wo wir anfangen sollen? nicht wissen, welches wir Eins nennen sollen? Will ich die Erscheinung an dem See mit dem Johannes Eins nennen, so ruft die Erscheinung auf dem Berge: „Nein, ich bin Eins, oder mein Gewährsmann Matthäus war blödsinnig!" Will ich nun diese Eins nennen, so ruft mir Johannes entgegen: „Darfst Du mich Lügen strafen? Glaubst Du, daß ich nicht Drei zählen kann?" — So werden wir ewig von einer Seite zu der andern geworfen, zählen ewig Eins und Eins und kommen in alle Ewigkeit nicht bis auf Zwei.

Wie bewundre ich Sie, lieber Nachbar! wie bewundre ich Sie! Sie können Zwei zählen, und was das Sonderbarste ist, können mit dem nämlichen Zahlpfennige in die Hand eines jeden Kindes Zwei zählen! — Ist das Kind artig, so lächelt es und schweigt. —

Und schweigt. — O daß ich nicht auch so artig gewesen bin wie dieses Kind! daß ich nicht auch jeden neuen Druck des nämlichen Zahlpfennigs für einen neuen Zahlpfennig mehr lächelnd hingenommen und geschwiegen habe!

Doch diese Reue kömmt zu spät; auch ist das Uebel, unter dessen Gefühl sie mich am Meisten nagen könnte, überstanden; ich bin fertig. Ich bin fertig, fertig mit Vertheidigen und Beantworten. Nicht zwar fertig mit Vertheidigung meines ganzen Ungenannten, der ich weit entfernt bin, mich zu unterziehen; nicht zwar fertig mit Beantwortung der ganzen Schrift meines Nachbars, die ich nicht einmal ganz lesen mögen, aber doch fertig mit Vertheidigung dessen, was ich von den Fragmenten des Unge=

nannten zu dem Meinigen gemacht habe; aber doch fertig mit Beantwortung dessen, was in den Unterredungen meines Nachbars gegen das gerichtet ist, wovor ich mit dem Ungenannten für einen Mann zu stehen mir einfallen lassen.

Gott verhüte, daß ich mich mit Diesem auf ein Mehrers einlassen sollte, was mir etwa, selbst bei der flüchtigen und nur mich betreffende Dinge suchenden Durchlesung, als contraband aufgestoßen wäre! Er behalte z. E., was er von der gänzlichen Unwissenheit eines geistlichen Messias sagt, in welcher die Apostel bei Lebzeiten Christi schlechterdings gestanden, unangefochten! Er behalte unangefochten, was er von dem spöttischen Unglauben der versammelten Jünger sagt, als die von Emmaus zu ihnen eintreten! Er kitzele sich an so scandalösen Albernheiten immerhin und freue sich, mit dem muthwillig ausgebrochenen und zerschlagnen Schlußsteine eines wichtigen Bogens unbedeutende Lücken zugemauert zu haben! Was geht es mich an? Ich will fertig sein und bin fertig.

Habe ich aber meine Muße auch so schon nicht zum Besten angewandt, was thut das? Wer weiß, ob ich sie mit etwas Andern nicht noch schlechter angewandt hätte? Mein Vorsatz war es wenigstens, sie gut anzuwenden. Meine Ueberzeugung war es wenigstens, daß ich sie so gut anwenden könne. Ich überlasse es der Zeit, was meine aufrichtig gesagte Meinung wirken soll und kann. — Vielleicht *soll* sie so viel nicht wirken, als sie wirken *könnte*. Vielleicht soll nach Gesetzen einer höhern Haushaltung das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beißen, ehe wir seines Lichts und seiner Wärme zugleich genießen können. — Ist das, so verzeihe Du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wenn und wo sie sich ergießen soll, einem unnütz geschäftigen Knechte! Er wollte Schlamm Dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwissend mit weggeworfen, so sind Deine Goldkörner unverloren!

* * *

Nach diesem unwillkürlichen Ausbruche meiner innigsten Empfindung darf ich ruhig auf den Schlamm zurücksehen, den ich hier zu Hause geführt habe.

Auf diesen Schlamm, auf diesen Schlamm, großer Gott! wenn auch einige Goldkörner darunter wären, versetzt trotzig und keck mein Nachbar das vollendete Gebäude seines Glaubens!

Denn hier muß ich meinen Leser an die obigen Standorte erinnern, auf welchen mein Ungenannter und ich und mein Nachbar halten. An meines Ungenannten zu voreiliges auch darum, an mein bescheidenes obschon, an meines Nachbars dreistes denn.

Welch ein Mann, mein Nachbar! welch ein Christ! Die Widersprüche, aus welchen mein Ungenannter zu viel schloß, die Widersprüche, die ich der Wahrheit unbeschadet zugebe, diese Widersprüche — nein, nicht diese Widersprüche — die Antworten, die glücklichen Antworten, die sein Scharfsinn so sonder alle Mühe auf diese Widersprüche fand, — diese seine — wie man will — kunstlosen oder kunstreichen Antworten — was spott' ich? — Diese ekeln Mißgeburten seines eigenen Gehirnes — deren man freilich den langen Tag über nicht so viele ersäufen kann, als er die folgende Nacht wieder auszubrüten im Stande ist, sind das, was seine Ueberzeugung an der Gewißheit der Auferstehung Christi vollendet hat.*) Zwar zweifelte er nie an diesem großen Vorfalle; aber doch nach dem Angriffe meines Ungenannten, nachdem ihm dieser Gelegenheit gegeben, schärfer zuzusehen und mit Bewunderung zu bemerken, wie auch in anscheinenden Kleinigkeiten die Evangelisten so genau sind: wie weit stärker und fester ist sein Glaube geworden!**) Und nun sage man mir noch mehr, daß die Einwürfe der Ungläubigen nichts Gutes stiften!

Gott! Gott! worauf können Menschen einen Glauben gründen, durch den sie ewig glücklich zu werden hoffen!

Nur noch ein Wort von mir selbst, und ich schließe. — Ich fühle es sehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt itzt, da ich diese Duplik***) ende, als da ich sie anfing. Ich fing so ruhig

---

*) Unterr., S. 1.

**) S. 76.

***) Duplik, nicht Replik. Denn die Evangelisten und mich halte ich für den angeklagten Theil. Die Anklage erhob mein Ungenannter mit der unbilligen Aeußerung, daß wegen einiger Widersprüche in Kleinigkeiten den Evangelisten aller Glaube abzusprechen sei. Hierauf ließ ich mich in meinen Gegensätzen ein und antwortete ohne Umschweif, was ich für die kürzeste und unfehlbarste Antwort hielt. Diese Antwort mißfiel meinem Nachbar, der sie vermuthlich mehr für eine verdeckte hämische Bestätigung der Anklage als für eine Antwort hielt. Er wollte lieber eine alte verschrieene Waare das 999ste Mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazine eine frische holen, die mehr Abgang fände. Aber dafür erkläre ich nun auch seine Antwort laut für ebendas, wofür er meine stillschweigend erklärt hat: für Anklage der Evangelisten mehr, für nur anders gewandte, aber auf das Nämliche hinauslaufende Anklage, als für Antwort. Und das ist sie auch wirklich, indem es ihm damit nicht um die Glaubwürdigkeit jedes einzeln Evan=

an, so fest entschlossen, Alles, was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgiltig zu sagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede sein, daß ich Vieles so warm, so theilnehmend gesagt habe, als ich mich schämen würde, in einer Sache meines einzigen Halses [1]) zu sprechen. Besonders wollte ich durchaus nicht über das Edle oder Unedle, über das Moralische oder Unmoralische gewisser Hiebe und Stöße meines Kampfpaares urtheilen, und habe es doch gethan. Ich wollte blos die Gründe dieses Urtheils meinen Leser beiläufig abnehmen lassen, und habe ihm das Urtheil selbst oft wörtlich vorgesprochen. Was soll ich thun? Mich entschuldigen? Mit der albernen Miene eines unausgelernten Heuchlers um Vergebung bitten? Versprechen, daß ich ein andermal besser auf meiner Hut sein wolle?

Kann ich das? Ich versprechen? — Ja, ja! ich verspreche, — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgiltig zu bleiben. Wenn der Mensch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennet, nicht warm und theilnehmend werden darf, wenn und wo darf er es denn?

---

gelisten, sondern blos um die Glaubwürdigkeit einer gewissen Harmonie eigner Schöpfung zu thun ist, die, wenn sie erwiesen wäre, die Evangelisten gerade noch verdächtiger machen würde, als sie der Ungenannte zu machen weder Fug noch Willen gehabt hat. Also Durlik! — [Unter einer Duplik versteht man in der Gerichtssprache die zweite Verantwortungsschrift oder die Antwort des Beklagten auf die Replik, d. i. die zweite Verhandlung des Klägers. Ankläger ist in unserem Falle der Ungenannte, angeklagt sind die Evangelisten. In ihrem Namen erhebt Lessing in seinen „Gegensätzen" die Einsprache; hierauf replicirt der Superintendent Reß. Gegen diese Replik richtet sich die vorliegende Schrift Lessing's, die also mit Recht Duplik heißt. — A. d. H]

1) „meines einzigen Halses" steht im Original; vielleicht ist es Druckfehler, statt „eigenen", wie schon Guhrauer vermuthet (G. E. Lessing, II. 2. 167). — A. d. H.



Eine Parabel.

Quae facilem ori paret bolum.
Etymologista vetus.

Nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben

an den Herrn Pastor Goeze in Hamburg.

——— 1

Ehrwürdiger Mann!

Ich würde ehrwürdiger Freund sagen, wenn ich der Mensch wäre, der durch öffentliche Berufung auf seine Freundschaften ein günstiges Vorurtheil für sich zu erschleichen gedächte. Ich bin aber vielmehr Der, der durchaus auf keinen seiner Nächsten dadurch ein nachtheiliges Licht möchte fallen lassen, daß er der Welt erzählet, er stehe oder habe mit ihm in einer von den genauern Verbindungen gestanden, welche die Welt Freundschaft zu nennen gewohnt ist. —

Denn berechtiget wäre ich es allerdings, einen Mann Freund zu nennen, der mir mit Verbindlichkeit zuvorgekommen ist; den ich auf einer Seite habe kennen lernen, von welcher ihn Viele nicht kennen wollen; dem ich noch Verbindlichkeit habe, wenn es auch nur die wäre, daß seine Wächterstimme noch meines Namens schonen wollen.

Doch wie gesagt, ich suche blos durch meine Freunde ebenso wenig zu gewinnen, als ich möchte, daß sie durch mich verlieren sollten.

Also nur Ehrwürdiger Mann! Ich ersuche Sie, die Güte zu haben, nachstehende Kleinigkeit in einige Ueberlegung zu ziehen. Besonders aber dringe ich darauf, Sich über die beigefügte Bitte nicht blos als Polemiker, sondern als rechtschaffner Mann und Christ auf das Baldigste zu erklären 2c.

Die Parabel.

Ein weiser, thätiger König eines großen, großen Reiches hatte in seiner Hauptstadt einen Palast von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz besonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in selbem Alle um sich versammelt hatte, die er als Gehilfen oder Werkzeuge seiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur; denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber sie gefiel doch und entsprach doch.

Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erregen, wenn sie Reichthum und Schmuck mehr zu verachten als zu entbehren scheinen.

Sie entsprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Palast stand nach vielen, vielen Jahren noch in ebender Reinlichkeit und Vollständigkeit da, mit welcher die Baumeister die letzte Hand angelegt hatten: von außen ein Wenig unverständlich, von innen überall Licht und Zusammenhang.

Was Kenner von Architektur sein wollte, ward besonders durch die Außenseiten beleidiget, welche mit wenig hin und her zerstreuten, großen und kleinen, runden und viereckten Fenstern unterbrochen waren, dafür aber desto mehr Thüren und Thore von mancherlei Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch so wenige Fenster in so viele Gemächer genugsames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfingen, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu so viele und vielerlei Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wol schicklicher wäre und ebendie Dienste thun würde. Denn daß durch die mehrern kleinen Eingänge ein Jeder, der in den Palast gerufen würde, auf dem kürzesten und unfehlbarsten Wege gerade

dahin gelangen solle, wo man seiner bedürfe, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Und so entstand unter den vermeinten Kennern mancherlei Streit, den gemeiniglich Diejenigen am Hitzigsten führten, die von dem Innern des Palastes viel zu sehen die wenigste Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da etwas, wovon man bei dem ersten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig sehr leicht und kurz machen müsse, was ihn aber gerade am Meisten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigsten Fortsetzung die reichste Nahrung verschaffte. Man glaubte nämlich verschiedne alte Grundrisse zu haben, die sich von den ersten Baumeistern des Palastes herschreiben sollten, und diese Grundrisse fanden sich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteristik so gut als verloren war.

Ein Jeder erklärte sich daher diese Worte und Zeichen nach eignem Gefallen. Ein Jeder setzte sich daher aus diesen alten Grundrissen einen beliebigen neuen zusammen, für welchen neuen nicht selten Dieser und Jener sich so hinreißen ließ, daß er nicht allein selbst darauf schwor, sondern auch Andere darauf zu schwören bald beredte, bald zwang.

Nur Wenige sagten: „Was gehen uns Eure Grundrisse an? Dieser oder ein andrer, sie sind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigste Weisheit den ganzen Palast erfüllet, und daß sich aus ihm nichts als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet."

Sie kamen oft schlecht an, diese Wenigen! Denn wenn sie lachenden Muths manchmal einen von den besondern Grundrissen ein Wenig näher beleuchteten, so wurden sie von Denen, welche auf diesen Grundriß geschworen hatten, für Mordbrenner des Palastes selbst ausgeschrieen.

Aber sie kehrten sich daran nicht und wurden gerade dadurch am Geschicktesten, Denjenigen zugesellet zu werden, die innerhalb des Palastes arbeiteten und weder Zeit noch Lust hatten, sich in Streitigkeiten zu mengen, die für sie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundrisse nicht sowol beigelegt als eingeschlummert war, — einsmals um Mitternacht erscholl plötzlich die Stimme der Wächter: „Feuer! Feuer in dem Palaste!"

Und was geschah? Da fuhr Jeder von seinem Lager auf, und Jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Palaste, sondern in seinem eignen Hause, lief nach dem Kostbarsten, was er zu haben glaubte — nach seinem Grundrisse. „Laßt uns den nur retten!" dachte Jeder; „der Palast kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier stehet!"

Und so lief ein Jeder mit seinem Grundrisse auf die Straße, wo, anstatt dem Palaste zu Hilfe zu eilen, Einer dem Andern es vorher in seinem Grundrisse zeigen wollte, wo der Palast vermuthlich brenne. „Sieh, Nachbar! hier brennt er! Hier ist dem Feuer am Besten beizukommen." — „Oder hier vielmehr, Nachbar, hier!" — „Wo denkt Ihr Beide hin? Er brennt hier!" — „Was hätt' es für Noth, wenn er da brennte? Aber er brennt gewiß hier!" — „Lösch' ihn hier, wer da will. Ich lösch' ihn hier nicht." — „Und ich hier nicht!" — „Und ich hier nicht!"

Ueber diese geschäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Palast, wenn er gebrannt hätte. — Aber die erschrocknen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten.

Die Bitte.

Ein Andres ist ein Pastor, ein Andres ein Bibliothekar. So verschieden klingen ihre Benennungen nicht, als verschieden ihre Pflichten und Obliegenheiten sind.

Ueberhaupt denke ich, der Pastor und Bibliothekar verhalten sich gegen einander wie der Schäfer und der Kräuterkenner.

Der Kräuterkenner durchirret Berg und Thal, durchspähet Wald und Wiese, um ein Kräutchen aufzufinden, dem Linneus noch keinen Namen gegeben hat. Wie herzlich freuet er sich, wenn er eines findet! Wie unbekümmert ist er, ob dieses neue Kräutchen giftig ist oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht nützlich sind — (und wer sagt es denn, daß sie nicht nützlich wären?) — so ist es doch nützlich, daß die Gifte bekannt sind.

Aber der Schäfer kennt nur die Kräuter seiner Flur und schätzt und pflegt nur diejenigen Kräuter, die seinen Schafen die angenehmsten und zuträglichsten sind.

So auch wir, ehrwürdiger Mann! — Ich bin Aufseher von Bücherschätzen und möchte nicht gern der Hund sein, der das

Heu bewacht, ob ich schon freilich auch nicht der Stallknecht sein mag, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt. Wenn ich nun unter den mir anvertrauten Schätzen etwas finde, von dem ich glaube, daß es nicht bekannt ist, so zeige ich es an. Vors Erste in unsern Katalogen, und dann nach und nach, so wie ich lerne, daß es diese oder jene Lücke füllen, Dieses oder Jenes berichtigen hilft, auch öffentlich, und bin ganz gleichgiltig dabei, ob es Dieser für wichtig oder Jener für unwichtig erkläret, ob es dem Einen frommet oder dem Andern schadet. Nützlich und verderblich sind ebenso relative Begriffe als groß und klein.

Sie hingegen, ehrwürdiger Mann, würdigen alle literarische Schätze nur nach dem Einflusse, den sie auf Ihre Gemeinde haben können, und wollen lieber zu besorglich als zu fahrlässig sein. Was geht es Sie an, ob etwas bekannt oder nicht bekannt ist? wenn es nur Einen auch von den Kleinsten ärgern könnte, die Ihrer geistlichen Aufsicht anvertrauet sind.

Recht gut! Ich lobe Sie darum, ehrwürdiger Mann. Aber weil ich Sie lobe, daß Sie Ihre Pflicht thun, so schelten Sie mich nicht, daß ich die meinige thue — oder, welches einerlei ist, zu thun glaube.

Sie würden vor Ihrer Todesstunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der bewußten Fragmente den geringsten Antheil hätten. — Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern, aber vor meiner Todesstunde werde ich nie zittern. Am Allerwenigsten deswegen, daß ich gethan habe, was verständige Christen itzt wünschen, daß es die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Cäsarea, zu Constantinopel mit den Schriften des Celsus, des Fronto, des Porphyrius,[1]) wenn sie es hätten thun können, möchten gethan haben. Um die Schriften des

---

1) Ueber Celsus vergl. die Anm. zu S. 10. — Nach Minucius Felix hat ein gewisser Fronto, wahrscheinlich der berühmte Rhetor und Lehrer des Marc-Aurel, Marcus Cornelius Fronto, eine Schrift oder Rede gegen die Christen herausgegeben, die von gemeinen Schmähungen nicht frei war. Sie ist gänzlich verloren, und auch die im Anfange unseres Jahrhunderts von Angelo Mai entdeckten Fragmente der Reden und Briefe Fronto's enthalten keine Spur derselben. — Der berühmte neuplatonische Philosoph Porphyrius (eigentl. Malchus, geb. 233 zu Batanea in Syrien, gest. um 304 in Rom) bekämpfte in seinen 15 Büchern „*Κατὰ Χριστιανῶν*" namentlich die Lehre von der Gottheit Christi. Die Schrift wurde 435 auf Befehl Theodosius' II. öffentlich verbrannt und ist verloren; doch besitzen wir bei den Kirchenvätern zahlreiche Fragmente derselben. — A. d. H.

Letztern, sagt ein Mann, der sich auf solche Dinge verstehet, gäbe itzt mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchenvater hin.

Und ich hoffe ja nicht, ehrwürdiger Mann, daß Sie sagen werden: „Jene alten Feinde der Religion hätten es allerdings verdient, daß ihre Schriften sorgfältiger wären aufbehalten worden. Aber wozu der Neuern ihre aufbewahren, die nach siebzehnhundert Jahren doch nichts Neues sagen könnten?"

Wer weiß das, ohne sie gehört zu haben? Wer von unsern Nachkommen glaubt das, ohne es zu sehen? Dazu bin ich der festen Meinung, daß Welt und Christenthum noch so lange stehen werden, daß in Betracht der Religion die Schriftsteller der ersten zweitausend Jahre nach Christi Geburt der Welt ebenso wichtig sein werden, als uns itzt die Schriftsteller der ersten zweihundert Jahre sind.

Das Christenthum geht seinen ewigen, allmähligen Schritt, und Verfinsterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Secten des Christenthums sind die Phases desselben, die sich nicht anders erhalten können als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonn' und Planet und Betrachter auf dem nämlichen Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieser schrecklichen Stockung!

Also, ehrwürdiger Mann, mißbilligen Sie es wenigstens weniger hart, daß ich ehrlich genug gewesen, ebensowol sehr unchristliche Fragmente als eine sehr christliche Schrift des Berengarius von ihrem Untergange zu retten und an das Licht zu bringen.

Doch das ist die Bitte noch nicht, ehrwürdiger Mann, die ich Ihnen zu thun habe. Ich bitte von gewissen Leuten nichts, was ich nicht allen Falls auch Recht hätte, von ihnen zu fodern. Und mit dieser Bitte allerdings können Sie es halten, wie Sie wollen.

Sondern meine eigentliche Bitte ist der Art, daß Sie die Gewährung derselben mir nicht wohl verweigern können. Sie haben mir Unrecht gethan; und einem ehrlichen Manne ist nichts angelegner, als Unrecht, welches er nicht thun wollen und doch gethan, wieder gut zu machen.

Es besteht aber dieses mir zugefügte Unrecht darin, daß Sie eine von mir geschriebene Stelle ganz wider ihren Zusammenhang zu commentiren das Unglück gehabt. Ihr Kopf war eben wärmer als helle. Ich erkläre mich an einem Gleichnisse.

Wenn ein Fuhrmann, der in einem grundlosen Wege mit seinem schwerbeladenen Wagen festgefahren, nach mancherlei vergeblichen Versuchen, sich loszuarbeiten, endlich sagt: „Wenn alle Stränge reißen, so muß ich abladen," wäre es billig, aus dieser seiner Rede zu schließen, daß er gern abladen wollen, daß er mit Fleiß die schwächsten, mürbesten Stränge vorgebunden, um mit guter Art abladen zu dürfen? Wäre der Befrachter nicht ungerecht, der aus diesem Grunde die Vergütung alles Schadens, selbst alles innern von außen unmerklichen Schadens, an welchem ebensowol der Einpacker Schuld könnte gehabt haben, von dem Fuhrmanne verlangen wollte?

Dieser Fuhrmann bin ich, dieser Befrachter sind Sie, ehrwürdiger Mann. Ich habe gesagt: wenn man auch nicht im Stande sein sollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen so geschäftig ist, so bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Christen unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben. Dieses zu unterstützen, schrieb ich die Stelle nieder, die eine so unmilde Ausdehnung von Ihnen erdulden müssen. Ich soll und muß gesagt haben, daß auf die Einwürfe gegen die Bibel sich schlechterdings nichts antworten lasse, daß es nur umsonst sei, darauf antworten zu wollen. Ich soll und muß die letzte unfehlbare Zuflucht des Christen dem Theologen je eher je lieber zu nehmen angerathen haben, damit ein schwacher, aber großsprecherischer Feind desto eher das Feld behaupten könne!

Das ist nicht die wahre Vorstellung meiner Gedanken, ehrwürdiger Mann. Gleichwol kann es bei Ihnen auch nicht Vorsatz gewesen sein, eine so falsche Vorstellung meiner Gedanken zu machen. Sie waren in Zuversicht auf Ihre gute Sache, die Sie auch von mir angegriffen zu sein vermeinten, zu hastig, Sie übereilten Sich.

Ehrwürdiger Mann, die sich am Leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Denn sie sind größten Theils ebenso fertig, ihre Uebereilung zu bekennen; und eingestandene Uebereilung ist oft lehrreicher als kalte überdachte Unfehlbarkeit.

Sonach erwarte ich denn auch von Ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie in einem der nächsten Stücke Ihrer Freiwilligen Beiträge eine so gut als freiwillige Erklärung zu thun nicht ermangeln werden, des Inhalts: daß allerdings noch ein

gewisser Gesichtspunkt übrig sei, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle sehr unschuldig erscheine; daß Sie diesen Gesichtspunkt übersehen; daß Sie weiter keine Ursache haben, diesen übersehenen Gesichtspunkt, nachdem Sie von mir darauf geführet worden, nicht für den zu halten, auf welchen ich hier gearbeitet.

Nur eine solche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt thun, den Sie, ehrwürdiger Mann, über meine Absichten verbreiten zu wollen scheinen. Nur nach einer solchen Erklärung darf ich auf das wieder begierig sein, was Ihnen ferner gegen mich zu erinnern gefallen möchte. Ohne eine solche Erklärung aber, ehrwürdiger Mann, muß ich Sie schreiben lassen — so wie ich Sie predigen lasse.

Das Absagungsschreiben.

Mein Herr Pastor,

Mit vorstehenden friedlichen Blättern glaubte ich von Ihnen abzukommen, und schon freute ich mich in Gedanken auf den Freiwilligen Beitrag, in welchem Ihre heilige Faust das christliche Panier wieder über mich schwenken würde.

Indeß aber entweder mich die Presse oder ich die Presse nicht genugsam fördern konnte, erhalte ich das 61—63ste Stück besagter Beiträge [1]) — und bin wie vernichtet!

Das hat der nämliche Mann geschrieben? Wie soll die Nachwelt, auf welche die Freiwilligen Beiträge doch ganz gewiß kommen werden, einen so plötzlichen Sprung von Weiß auf Schwarz sich erklären? — „Goeze," wird die Nachwelt sagen, „Goeze wäre der Mann gewesen, der in einem Athem

---

1) Die beiden ersten Aufsätze Göze's gegen Lessing erschienen zuerst in den von Ziegra in Hamburg herausgegebenen „Freywilligen Beyträgen zu den Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit", der sogenannten „schwarzen Zeitung". In dem ersten ganz objectiv gehaltenen Aufsatze (Stück 55—56) wird Lessing's Name nirgend genannt; in dem zweiten dagegen (Stück 61—63), in welchem die Schrift des Superintendenten Reß, „Die Auferstehungsgeschichte" ꝛc., angezeigt wird, wird Lessing heftig angegriffen, z. B. von ihm gesagt, „er habe sich zum Pflegevater der von dem Verfasser der Fragmente hinterlassenen Mißgeburt aufgeworfen" u. dgl. — A. d. H.

gegen einen und ebendenselben Schriftsteller sauersüße Complimente zwischen den Zähnen murmeln und aus vollem Halse laute Verleumdungen ausstoßen können? Er hätte zugleich die Katze und den Eber gespielt? Die Katze, die um den heißen Brei gehet, und den Eber, der blind auf den Spieß rennet? Das ist unglaublich! In dem 55sten Stück ist sein Eifer noch so gemäßiget, noch so ganz anonymisch; er nennet weder Sack noch Esel, auf die sein Stecken zuschlägt; und auf einmal, im 61sten Stücke, ist Lessing namentlich hinten und vorne, muß Lessing namentlich geknippen werden, so oft er den Krampf in seine orthodoxen Finger bekömmt? Dort will er das Wasser kaum regen, und hier, Plumps! Das ist unbegreiflich! Nothwendig müssen also zwischen dem 55sten und 61sten Stücke dieser kostbaren Blätter, wie wir sie itzt haben, alle diejenigen verloren gegangen sein, die uns dieses Plumps! erklären würden."

So wird die Nachwelt sagen, Herr Pastor. Doch was kümmert uns die Nachwelt, Herr Pastor, die vielleicht auch so nicht sagen wird? Genug, Sie wissen selbst am Besten, wie sehr sich die Nachwelt irren würde, und ich berühre diese Saite blos, um es bei der itztlebenden Welt — versteht sich, der Welt, die wir Beide füllen — zu entschuldigen, falls auch mein Ton, den ich mir künftig mit dem Hrn. Pastor Goeze erlauben dürfte, ihr von dem allzu viel abzuweichen scheinen sollte, den ich noch bisher anzugeben für schicklicher gehalten.

Denn wahrlich, Herr Pastor, der zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich setzen, werden allmählig zu viel! Erwarten Sie nicht, daß ich sie Ihnen alle vorrechne! es würde Sie kitzeln, wenn Sie sähen, daß ich alle gefühlt habe. Ich will Ihnen nur sagen, was daraus kommen wird.

Ich will schlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verschrieen werden, der es mit der Lutherischen Kirche weniger gut meinet als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit besser mit ihr meine als Der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchte.

Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Funken Lutherischen Geistes? — Sie? der Sie auch nicht einmal Luther's Schulsystem zu übersehen im Stande sind? — Sie? der Sie mit stillschweigendem Beifall von ungewaschenen, auch wol treulosen Händen die Seite des Luther'schen Gebäudes, die ein Wenig gesunken war, weit über den Wasserpaß hinausschrauben lassen?

— Sie? der Sie den ehrlichen Mann, der freilich ungebeten, aber doch aufrichtig den Männern bei der Schraube zuruft: „Schraubt dort nicht weiter, damit das Gebäude nicht hier stürze!“ — der Sie diesen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen?

Und warum? — Weil dieser ehrliche Mann zugleich den schriftlich gegebenen Rath eines ungenannten Baumeisters, das Gebäude lieber ganz abzutragen, — gebilliget? unterstützt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? — nicht doch! — nur nicht unterschlagen zu dürfen geglaubt.

O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, Herr Pastor, wo der gute Mann,[1]) der dieses ausrief, nur noch dieses ausrufen konnte. — Erst soll uns hören, erst soll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!

O daß er es könnte, er, den ich am Liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, Du! — Großer, verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die,[2]) Deine Pantoffeln in der Hand, den von Dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgiltig daherschlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset, wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie Du es itzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde! Wer — —

Aber ich vergesse mich und würde noch mehr Sie vergessen, Herr Pastor, wenn ich auf eine dergleichen Aeußerung Ihnen vertraulich zuspräche: „Herr Pastor, bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden, bis dahin, was aber gewiß kömmt, gewiß! gewiß! — wäre es nicht besser, Unsersgleichen schwiegen? Unsersgleichen verhielten sich nur ganz leidend? Was Einer von uns zurückhalten will, möchte der Andere übereilen, so daß der Eine mehr die Absichten des Andern beförderte als seine eignen. Wie wäre es, Herr Pastor, wenn wir den Strauß, den ich noch mit Ihnen auszufechten habe, den ersten und letzten sein ließen? Ich bin bereit, kein Wort weiter mit Ihnen zu verlieren, als was ich schon verloren habe.“

---

1) Dieser „gute Mann“ ist bekanntlich Johannes Huß, der, als er ein altes Mütterchen ein Bündel Holz zu seinem Scheiterhaufen schleppen sah, die Worte ausgerufen haben soll: „O sancta simplicitas!“ — A. d. H.

2) Das Folgende scheint auf das Sprichwort bei Zinkgref anzuspielen: „Doctor Luther's Schuhe sind nicht allen Dorfpfaffen gerecht“. (Dies vermuthet Nodnagel, „Lessing's Dramen“, S. 24.) — A. d. H.

Denn nein, das werden Sie nicht wollen. Goeze hat noch keinem seiner Gegner das letzte Wort gelassen, ob er sich gleich immer das erste genommen. Er wird, was ich zu meiner Vertheidigung sagen müssen, als Angriff betrachten. Denn der Tummelplatz des seligen Ziegra[1]) muß ihm nicht vergebens nun ganz angestorben sein.

Ich beklage; denn sehen Sie, Herr Pastor, es wird mir unmöglich sein, nicht gegen Ihren Stachel zu läcken, und die Furchen, fürchte ich, die Sie auf dem Acker Gottes mich mit aller Gewalt wollen ziehen lassen, werden immer krümmer und krümmer werden.

Nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämische Anspielung, jeden, wenn Gott will, giftigen Biß, jeden komischen Ausbruch Ihres tragischen Mitleids, jeden knirschenden Seufzer, der es beseufzet, nur ein Seufzer zu sein, jede pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an Ihre Freiwilligen Beiträge spicken und würzen werden, aufmutzen oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen sollte, als er hat. Auch haben dieserlei Pharmaka ihren Credit längst verloren.

Sondern nur Eines werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht, der einem Jeden Vernunft und Gelehrsamkeit abspricht, welcher Vernunft und Gelehrsamkeit anders braucht als Sie. Besonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie nur noch aus unzusammenhängenden Bruchstücken kennen, so schülerhaft und bubenmäßig zu behandeln fortfahren. Denn Mann gegen Mann — nicht Sache gegen Sache — zu schätzen, so war dieser Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrsamkeit sieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend sind. Das glauben Sie mir indeß, Herr Pastor, auf mein Wort!

Und sonach meine ritterliche Absage nur kurz. Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben,

---

1) Ueber Ziegra's „Freywillige Beyträge" vergl. die Anm. zu S. 100. Ziegra starb im Anfange des Jahres 1778. Aber Göze verwahrt sich gegen die in den Worten Lessing's liegende Behauptung, als sei er der Nachfolger des sel. Ziegra an den „Freywilligen Beyträgen" geworden. Meine Lessing dies mit seinen Worten, so sei „solches die unverschämteste Unwahrheit." („Lessing's Schwächen", S. 62.) In der That war nicht Göze, sondern der Licentiat Wittenberg Ziegra's Nachfolger in der Redaction der „Freywilligen Beyträge". — A. d. H.

so viel das Zeug halten will: ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse, wo Sie nicht Recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren.*)

---

*) „Diese Parabel hat mein Bruder unter dem Titel: „Der Palast im Feuer. Eine Parabel mit ihrer Erklärung", aufs Neue herausgeben wollen und schon die Stellen, zu welchen Erklärungen kommen sollten, auf besondere Seiten geschrieben. Es ist davon aber weiter nichts da als ein Entwurf zur Vorrede, der so lautet: „Diese Parabel ist nicht das Schlechteste, was ich geschrieben. — — — Die albern Deutungen des Herrn Goeze nöthigen mich, mein eigner Ausleger zu werden. — Goeze läßt sich träumen, daß ich damit auf die Händel zielen wollen, welchen die Fragmente erregen. — Und ich habe sie bestimmt, die ganze Geschichte der christlichen Religion darunter vorzustellen."" — Anm. v. Karl G. Lessing (im Theolog. Nachlaß, S. 21).

Axiomata,

wenn es deren in dergleichen Dingen giebt.

— — — — Acumine pollentibus notionem praedicati in notione subjecti indivulso nexu cum ea cohaerentem pervidendi.

Wolfii Ph. r.

Wider den Herrn Pastor Goeze in Hamburg.

——— 2

Der Bogen, oder wie viel es geben wird, den ich zu schreiben mich niedersetze, dürfte mir deswegen sehr sauer werden, weil ich kaum weiß, für wen ich ihn schreibe. Ich weiß nur, wider wen, und habe so wenig Hoffnung, daß er auch für den werden könne, wider den er gerichtet ist, daß ich diese Hoffnung kaum in einen Wunsch zu verwandeln wage.

Ueber eine Stelle nämlich, von der ich mir bewußt bin, daß ich sie mit Ueberlegung und in guter Meinung geschrieben habe, hat der Hr. Pastor Goeze in Hamburg Erinnerungen gemacht und in zweierlei Zeitungen abdrucken lassen, die mich lieber als Gegner der christlichen Religion brandmarkten.

Ich mag die Stelle, so wie ich sie geschrieben habe, hier nicht wiederholen. Und das um so viel weniger, da ich den einzeln Sätzen derselben, die ich wie lauter Axiome dahin gepflanzt haben soll, eine etwas andre Ordnung geben will. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein mein Gegner mich besser verstehen lernt; besonders wenn er findet, daß seine eignen Einwendungen mir behilflich gewesen, mich besser zu erklären. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein

meine Sätze vollends werden, was sie noch nicht waren. Denn wer weiß nicht, daß Axiomata Sätze sind, deren Worte man nur gehörig verstehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln?

Gleich anfangs stutzt der Hr. Pastor gewaltig, daß mir weder die bisherigen Bestreitungen, noch die bisherigen Vertheidigungen der christlichen Religion so ganz gefallen. Er stutzt; aber wenn ich ihn nur bewegen kann, das Ding, welches ihn so scheu macht, erst recht anzusehen, so soll er es beruhiget wol hoffentlich vorbeigehen.

Wenn ich heucheln wollte, dürfte ich mich nur so erklären, daß alle Schuld meiner unbefriedigten Erwartung auf die Bestreitungen der Religion fiele. Daß diese ohne Ausnahme ganz schief und verfehlt sind, wird mir der Hr. Pastor gern zugeben. Wenn ich nun sagte: „Wie der Angriff, so die Vertheidigung. Was kann der Gottesgelehrte dafür, daß man seine gute Sache auf keiner andern Seite, mit keinen bessern Waffen angreifen wollen? Wenn man die Festungen von oben herab belagern wird, so wird man auch darauf denken, sie von oben herein zu beschirmen."

Doch ich verachte alle Ausflüchte, verachte Alles, was einer Ausflucht nur ähnlich sieht. Ich habe es gesagt und sage es nochmals: auch an und für sich selbst sind die bisherigen Vertheidigungen der christlichen Religion bei Weitem nicht mit allen den Kenntnissen, mit aller der Wahrheitsliebe, mit allem dem Ernste geschrieben, den die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfodern!

Und allerdings ist diese meine allgemeine Aeußerung aus Induction entstanden, und zwar aus einer so vollständigen, so genau erwogenen Induction, als ich in meiner Verfassung zu machen nur im Stande gewesen.

Nun, so führe man diese Induction erst vor unsern Augen! ruft mein Gegner in einem schon triumphirenden Tone mir zu.

Lieber Herr Pastor, ich wünschte sehr, diese Zumuthung wäre nicht gedruckt an mich ergangen. Es ist eine wahre Kanzelzumuthung, und Sie wissen wol, wie man einer dergleichen Zumuthung begegnet. Ebenfalls durch eine Zumuthung.

Wenn ich sage, alles Quecksilber verraucht über dem Feuer, muß ich Demjenigen zu Gefallen, dem die Allgemeinheit meiner Behauptung nicht ansteht, alles Quecksilber aus der ganzen

Natur zusammenbringen und es vor seinen Augen verrauchen lassen? Ich dächte, bis ich das im Stande bin, spräche ich blos zu ihm: „Guter Freund, alles Quecksilber, das ich noch über Feuer brachte, das verrauchte wirklich. Kennst Du welches, das nicht verraucht, so bring es, damit ich es auch kennen lerne, und Du sollst Dank haben."

Alle die unzähligen großen und kleinen Schriften, die auch nur seit diesem Jahrhunderte für die Wahrheit der christlichen Religion geschrieben worden, auf die Capelle zu bringen — welch ein Zumuthen! War es dem Hrn. Pastor doch Ernst damit, wollte er nicht blos mich damit verhöhnen, nicht blos sich an meiner Verlegenheit weiden, entweder zu widerrufen, oder mich einer Arbeit ohne Ende zu unterziehen: nun gut, so beweise er es durch eine Kleinigkeit. Sie soll ihm nur ein Wort kosten, diese Kleinigkeit.

Nämlich er nenne mir nur diejenige Schrift, mit welcher ich meinen Versuch des Verrauchens zuerst machen soll. Er nenne mir sie nur, und ich bin bereit. Ist es eine, die ich schon kenne, so darf mir nicht bange sein. Ist es eine, die ich nicht kenne, und mein Versuch schlägt fehl, desto besser. Ich nehme für eine große Belehrung eine kleine Beschämung gern vorlieb.

Nur Eines muß ich mir dabei ausbedingen. Er muß nicht thun, als ob Der, welcher gewisse Beweise einer Sache bezweifelt, die Sache selbst bezweifle. Der geringste Fingerzeig, dahin ausgestreckt, ist Meuchelmord. Was kann ich dafür, daß man neuerer Zeit Nebenbeweise zu einer Gewißheit und Evidenz erheben wollen, die sie schlechterdings nicht haben können? Was kann ich dafür, daß man die ganze Sache nicht in den bescheidenen Schranken lassen wollen, innerhalb welchen sie alle ältere Theologen gesichert genug hielten? Oder ist dem Hrn. Pastor die Geschichte der Dogmatik so wenig bekannt, daß er von diesen Veränderungen nichts weiß? Wie kömmt er, und er insbesondere dazu, sich gegen einen Mann zu erklären, der nur mit diesen Veränderungen unzufrieden ist? Er ist ja sonst kein Freund von theologischen Neuerungen. Warum will er nur diese gegen mich in Schutz nehmen? Weil ich mich nicht überall nach der theologischen Schulsprache ausgedruckt habe, die ihm geläufig ist? Ich bin Liebhaber der Theologie und nicht Theolog. Ich habe auf kein gewisses System schwören müssen. Mich verbindet nichts, eine andre Sprache als die meinige zu reden. Ich bedaure alle ehrliche Männer, die nicht so glücklich sind, dieses von

sich sagen zu können. Aber diese ehrlichen Männer müssen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit welchem *sie* an die Krippe gebunden sind. Sonst hört mein Bedauern auf, und ich kann nichts, als sie verachten.

So viel von dem Grausale, der dem Hrn. Pastor gleich am Eingange des Weges aufstieß. Nun von der Stelle selbst, die ich, wie gesagt, nicht ganz in der nämlichen Ordnung, aber doch in allen ihren Worten, in ihrem ganzen Sinne gegen die Mißdeutungen des Hrn. Pastors zu retten mich gezwungen sehe. Die logische Ordnung unsrer Gedanken ist nicht immer die, in welcher wir sie Andern mittheilen. Aber sie ist die, welche vor allen Dingen der Gegner aufsuchen muß, wenn sein Angriff nach der Billigkeit sein soll. Und so hätte der Hr. Pastor mit dem 3ten meiner Sätze anfangen müssen, wie folget.

I. (3)

Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehöret.

Dieses geschrieben zu haben, darf mich nicht reuen. Aber darauf geantwortet haben, wie der Hr. Pastor *Goeze* darauf antwortet, möchte ich um Alles in der Welt nicht.

„In diesem Satze," antwortet er, „liegen zwei Sätze. Einmal: die Bibel enthält das, was zur Religion gehört. Zweitens: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehört. In dem ersten Satze räumt der Hr. H.[1]) das ein, was er in dem vorhergehenden geleugnet hat. Enthält die Bibel das, was zur Religion gehört, so enthält sie die Religion objective selbst."

Ich erschrecke! Ich soll geleugnet haben, daß die Bibel die Religion *enthalte*? Ich? Wo das? Gleich in dem Vorhergehenden? Doch wol nicht damit, daß ich gesagt habe: die Bibel *ist* nicht die Religion? Damit?

Lieber Herr Pastor, wenn Sie mit allen Ihren Gegnern so zu Werke gegangen sind! Ist denn *Sein* und *Enthalten* einerlei? Sind es denn ganz identische Sätze: die Bibel *enthält* die Religion, und die Bibel *ist* die Religion? Man wird mir doch nimmermehr in Hamburg den ganzen Unterschied zwischen *Brutto* und *Netto* wollen streitig machen? Da, wo so

1) „Der Hr. H." = „der Herr Herausgeber." — A. d. H.

viele Waaren ihre bestimmte Tara haben, wollte man mir auf die h. Schrift, auf eine so kostbare Waare nicht auch eine kleine Tara gut thun? — Nun, nun, der Hr. Pastor ist auch wirklich so unkaufmännisch nicht. Denn er fährt fort:

„Der zweite Satz kann zugegeben werden, wenn man einen Unterschied macht zwischen dem, was wesentlich zur Religion gehört, und zwischen dem, was zur Erläuterung und Bestätigung der Hauptsätze, welche eigentlich das Wesen der Religion ausmachen, gehöret."

Gut! Also handeln wir doch schon um das Brutto. Und wie, wenn auch ganz unnöthige Emballage darunter wäre? — Wie, wenn auch nicht Weniges in der Bibel vorkäme, das schlechterdings weder zur Erläuterung noch zur Bestätigung, auch des allergeringsten Satzes der Religion, diene? Was andere, auch gute Lutherische Theologen von ganzen Schriften der Bibel behauptet haben, darf ich doch wol von einzeln Nachrichten in dieser und jener Schrift behaupten? Wenigstens muß man ein Rabbi oder ein Homilet sein, um nur eine Möglichkeit oder ein Wortspiel auszugrübeln, wodurch die Hajiemim des Ana, die Crethi und Plethi des David, der Mantel, den Paulus zu Troas vergaß,[1] und hundert andere solche Dinge in einige Beziehung auf die Religion können gebracht werden.

Also der Satz: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehöret, ist ohne Einschränkung wahr. Auch kann er durch seinen gehörigen Gebrauch der Religion unendlich vortheilhafter, als durch seinen Mißbrauch ihr schädlich werden. Mißbrauch ist von allen Dingen zu besorgen, und ich hätte nichts dagegen, daß man sich im Voraus darwider decket. Nur hätte das auf eine passendere Art geschehen müssen, als es in folgendem Zusatze des Hrn. Pastors geschehen ist.

„Soll aber dieser Satz der Bibel zum Nachtheil gereichen, so ist er völlig unkräftig, ebenso unkräftig, als wenn ich sagen wollte: Wolff's System der Mathematik enthält Scholia, und diese verringern den Werth desselben."

---

1) Von dem Horiter Ana wird Gen. 36, 24 erzählt, daß er הַיֵּמִם, d. i. nach Luther's Uebersetzung „Maulpferde", nach der jetzt gewöhnlichen Auslegung aber „warme Quellen" gefunden habe. — „Crethi und Plethi" heißt das Corps der Leibwächter des Königs David (2. Sam. 8, 18; 15, 18; 20, 7 u. a. O.); nach Gesenius' Vorgange übersetzt man die beiden Wörter jetzt gewöhnlich durch „Scharfrichter und Läufer". — Nach 2. Timoth. 4, 13 soll Timotheus dem Paulus den Mantel mitbringen, den er in Troas bei Carpus gelassen. — A. d. H.

Wie gesagt, bei mir soll dieser Satz der Bibel zu keinem Nachtheile gereichen. Er soll sie vielmehr mit Eins unzähligen Einwürfen und Spöttereien entziehen und in die aufgegebnen Rechte alter Urkunden wieder einsetzen, denen man Ehrerbietung und Schonung schuldig ist.

Mit Ihrem Exempel[1]) hiernächst, Herr Pastor, bin ich mehr zufrieden, als Sie glauben. Freilich verringern die Scholia in Wolff's Elementen der Mathematik nicht den Werth derselben. Aber sie machen doch, daß nun nicht Alles darin demonstrirt ist. Oder glauben Sie, daß die Scholia ebenso gewiß sein müssen als die Theoremata? Nicht zwar, als ob nicht auch Scholien demonstrirt werden könnten, sondern sie brauchen es hier nur nicht. Es hieße die Demonstration verschwenden, wenn man alle die Kleinigkeiten damit versehen wollte, die man in ein Scholion bringen und auch nicht bringen kann. — Eine ähnliche Verschwendung der Inspiration ist von ebenso wenig Nutzen, aber von unendlich mehr Aergerniß.

II. (4)

Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehrern gleich unfehlbar sei.

Nicht? Sondern was denn? Unwidersprechliche Wahrheit. Unwidersprechlich? dem so oft widersprochen worden! dem noch itzt so Viele widersprechen! So Viele, die auch Christen sein wollen und Christen sind. Freilich nicht Wittenbergisch-Lutherische Christen, freilich nicht Christen von Calov's[2]) Gnaden, aber doch Christen und selbst Lutherische Christen von Gottes Gnaden.

Wenn indeß Calov und Goeze doch Recht hätten! Letzterer führt wenigstens ein so treffliches Dilemma an. „Entweder," sagt er, „dieses Mehrere ist von Gott eingegeben, wenigstens gebilliget, oder nicht. Ist das Erste, so ist es ebenso unfehlbar wie das Wesentliche. Nimmt man aber das Letzte an, so verliert das Erste auch seine Zuverlässigkeit."

1) Göze bemerkt („Etwas Vorläufiges", S. 8): „Soll aber dieser Satz („Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört") der Bibel zum Nachtheile gereichen, so ist er völlig unkräftig, ebenso unkräftig, als wenn ich sagen wollte: Wolf's System der Mathematik enthält Scholia (d. h. Erläuterungssätze), und diese verringern den Werth desselben." — A. d. H.

2) Calov (1612—1686) ist der Hauptvertreter der streitsüchtigen, verknöcherten Lutherischen Orthodoxie des siebzehnten Jahrhunderts. — A. d. H.

Wenn dieses Dilemma richtig ist, so muß es auch gelten, wenn ich anstatt des Mehrern irgend ein ander Subject setze, von welchem das nämliche doppelte Prädicat zu gelten scheinet. Z. E.: „Das Moralisch-Böse ist entweder durch Gott geworden, wenigstens von ihm gebilliget, oder nicht. Ist das Erste, so ist es ebenso göttlich und also ebenso gut als das Gute. Nimmt man aber das Letzte an, so können wir auch nicht wissen, ob Gott das Gute erschaffen und gebilliget habe. Denn Böses ist nie ohne Gutes, und Gutes nie ohne Böses."

Was denkt mein Leser? Wollen wir beide Dilemmata behalten, oder beide verwerfen? Ich bin zu dem Letzten entschlossen. Denn wie, wenn sich Gott bei seiner Inspiration gegen die menschlichen Zusätze, die selbst durch die Inspiration möglich wurden, ebenso verhalten hätte wie bei seiner Schöpfung gegen das Moralisch-Böse? Wie, wenn er, nachdem das eine und das andere Wunder einmal geschehen war, das, was diese Wunder hervorgebracht hatten, seinem natürlichen Laufe überlassen hätte? Was schadet es, daß in diesem Falle die Grenzen zwischen menschlichen Zusätzen und geoffenbarten Wahrheiten so genau nicht mehr zu bestimmen wären? Ist doch die Grenzscheidung zwischen dem Moralisch-Bösen und dem Moralisch-Guten ebenso unbestimmbar. Haben wir aber darum gar kein Gefühl vom Guten und Bösen? Würden sich deswegen gar keine geoffenbarte Wahrheiten von menschlichen Zusätzen unterscheiden? Hat denn eine geoffenbarte Wahrheit gar keine innere Merkmale? Hat ihr unmittelbar göttlicher Ursprung an ihr und in ihr keine Spur zurückgelassen als die historische Wahrheit, die sie mit so vielen Fratzen gemein hat?

Also gegen den Schluß des Hrn. Pastors hätt' ich das und sonst noch Manches einzuwenden. Aber er will auch nicht sowol durch Schlüsse beweisen als durch Gleichnisse und Schriftstellen.

Und diese letztern, die Schriftstellen, werden doch wol unwidersprechlich sein? Wenn sie das doch wären! Wie gern wollte ich den ewigen Zirkel vergessen, nach welchem die Unfehlbarkeit eines Buches aus einer Stelle des nämlichen Buches, und die Unfehlbarkeit der Stelle aus der Unfehlbarkeit des Buches bewiesen wird! Aber auch die sind so wenig unwidersprechlich, daß ich denken muß, der Hr. Pastor hat nur gerade die allerzweifelhaftesten für mich aufgesucht, um die triftigern auf eine bessere Gelegenheit zu versparen.

Wenn Christus von der Schrift sagt, sie zeuge von ihm, hat er damit sagen wollen, daß sie nur von ihm zeuge? Wie liegt in diesen Worten die Homogenität aller biblischen Bücher, sowol in Ansehung ihres Inhalts als ihrer Eingebung? Könnte die Schrift nicht ebensowol von Christo zeugen, wenn auch nur das eingegeben wäre, was sich darin als ausdrückliche Worte Gottes oder der Propheten auszeichnet?

Und die πασα γραφη des Paulus! — Ich brauche den Hrn. Pastor nicht zu erinnern, wem er erst über die wahre Erklärung dieser Stelle genug thun muß, ehe er fortfährt, sich ihrer so geradehin zu bedienen. Eine andere Construction giebt den Worten des Paulus einen so andern Sinn, und diese Construction ist ebenso grammatisch, mit dem Zusammenhange ebenso übereinstimmend, hat ebenso viele alte und neue Gottesgelehrten für sich als die in den gemeinsten Luther'schen Dogmatiken gebilligte Construction, daß ich gar nicht einsehe, warum es schlechterdings bei dieser bleiben soll. Luther selbst hat in seiner Uebersetzung nicht sowol diese als jene befolgt. Er hat kein και gelesen, und schlimm genug, wenn durch diese Variante, so wie man dieses και mitnimmt oder wegläßt, die Hauptstelle[1]) von dem principio cognoscendi der ganzen Theologie so äußerst schwankend wird!

Endlich das feste prophetische Wort![2]) — Woher der Beweis, daß unter dem prophetischen Worte auch alle historischen Worte verstanden werden? Woher? Die historischen Worte sind das Vehiculum des prophetischen Wortes. Ein Vehiculum aber soll und darf die Kraft und Natur der Arzenei nicht haben. Was hat der Hr. Pastor an dieser Vorstellung auszusetzen? Daß es nicht seine, nicht seine Wittenbergische Vorstellung ist, das weiß ich. Wenn aber nur das Deutschland durch zwei Zeitungen erfahren sollen, warum hat er sich und mir die Sache nicht noch leichter gemacht? Warum hat er nicht kurz und gut in Bausch und Bogen erklärt, daß meine ganze Stelle den Compendien der Wittenbergischen Orthodoxie platterdings widerspreche? Zugegeben, und herzlich gern! hätte ich sodann ebenso kurz antworten können.

---

1) Die Stelle steht 2. Timoth. 3, 16. Das entscheidende „καί" haben die besten Codices. — A. d. H.

2) 2. Petri 1, 19. — Unter einem Vehikel versteht man in der Heilkunde einen unwesentlichen Stoff, welchem man kräftige Arzneikörper in geringerer Menge zusetzt, um deren Masse, Form u. s. w. zu verändern. — A. d. H.

III. (1)

Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion.

Wenn es wahr ist, daß die Bibel mehr enthält, als zur Religion gehöret, wer kann mir wehren, daß ich sie, insofern sie Beides enthält, insofern sie ein bloßes Buch ist, den Buchstaben nenne und dem bessern Theile derselben, der Religion ist oder sich auf Religion beziehet, den Namen des Geistes beilege?

Zu dieser Benennung ist Derjenige sogar berechtiget, der das innere Zeugniß des h. Geistes annimmt. Denn da dieses Zeugniß sich doch nur bei denjenigen Büchern und Stellen der Schrift mehr oder weniger äußern kann, welche auf unsere geistliche Besserung mehr oder weniger abzwecken, was ist billiger, als nur solcherlei Bücher und Stellen der Bibel den Geist der Bibel zu nennen? Ich denke sogar, es streife ein Wenig an Gotteslästerung, wenn man behaupten wollte, daß die Kraft des h. Geistes sich ebensowol an dem Geschlechtsregister der Nachkommen des Esau[1]) beim Moses als an der Bergpredigt Jesu beim Matthäus wirksam erzeigen könne.

Im Grunde ist dieser Unterschied zwischen dem Buchstaben und dem Geiste der Bibel der nämliche, welchen andere, auch gute Lutherische Theologen schon längst zwischen der heiligen Schrift und dem Worte Gottes gemacht haben. Warum hat Hr. Pastor Goeze nicht erst mit Diesen angebunden, ehe er einem armen Laien ein Verbrechen daraus macht, in ihre Fußtapfen zu treten?

IV. (2)

Folglich sind die Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.

Ganz gewiß hat eine Folge die Natur des Grundsatzes, aus welchem sie hergeleitet wird. Jener ist theils zugegeben, theils erwiesen. Sind Einwürfe gegen zufällige Erläuterungen der Hauptsätze der christlichen Religion keine Einwürfe gegen die Hauptsätze selbst, so können noch weniger Einwürfe gegen bib-

1) 1. Mos. 36. — A. d. H.

lische Dinge, die auch nicht einmal zufällige Erläuterungen der Religion sind, Einwürfe gegen die Religion sein.

Ich brauche also hier nur noch auf die Instanz[1]) des Hrn. Pastors zu antworten. Freilich, wenn eine Landesverfassung gerade nicht weniger und nicht mehr enthält als die Landesordnung, so hat derjenige Unterthan, der muthwillige Einwürfe gegen die Landesverfassung macht, auch die Landesordnung muthwillig angegriffen. Aber wozu wären denn sodann ganz verschiedne Benennungen? Warum hieße nicht das Eine sowol als das Andere Landesordnung oder Landesverfassung? Daß das Eine anders heißt als das Andere, ist ja ein offenbarer Beweis, daß das Eine auch etwas Anders ist als das Andere. Denn vollkommene Synonyma giebt es nicht. Ist aber das Eine etwas Anders als das Andere, so ist es ja nicht wahr, daß das Eine bestreiten, nothwendig auch das Andere bestreiten heißen muß. Denn der Umstand, welcher die zweifache Benennung veranlaßt hat, sei noch so klein, so kann der Einwurf auch doch nur diesen kleinen Umstand betreffen, und das, was der Hr. Pastor so spöttisch Antithese nennt, ist völlige Rechtfertigung. Ich will mich an einem Exempel erklären, das ihm ganz nahe ist. Die Sammlung Hamburgischer Gesetze des Hrn. Syndicus Klefeker (wenn sie fertig geworden, was ich itzt nicht weiß) enthält doch wol die vollständigste und zuverlässigste Verfassung der Stadt Hamburg? könnte doch wol auch diesen Titel führen? Wenn sie ihn nun führte, könnte ich keinen Einwurf gegen dieses Werk machen, ohne mich der Autorität der Hamburgischen Gesetze selbst entgegenzustellen? Könnte mein Einwurf nicht die historischen Einleitungen betreffen, die Hr. Klefeker einer jeden

---

1) Die „Instanz" Göze's gegen Lessing's Behauptung: „Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehrern gleich unfehlbar sei," lautet folgendermaßen: „Nein! dieses ist nicht Hypothese, sondern unwidersprechliche Wahrheit. Entweder dieses Mehrere ist von Gott eingegeben, oder wenigstens gebilligt, oder nicht. Ist das erste, so ist es ebenso unfehlbar, als das wesentliche. Nimt man aber das letzte an, so verlieret das erste auch alle Zuverläßigkeit. Welcher großer Herr würde es zugeben, daß diejenigen, denen er es aufgetragen hätte, eine Landesverfassung nach seinem Willen abzufassen, wenn es auch nur zur Erläuterung und Bestätigung dienen solte, aus ihrem eigenen Gehirne solche Dinge mit einfließen ließen, welche er selbst für falsch und unrichtig erkennete. Würde, wenn solches den Unterthanen bekant würde, oder wenn sie im Stande wären, solches zu entdecken, nicht seine gesamte Landesverfassung dadurch alles Ansehen verlieren? Wer sol bey der Bibel vest setzen, was darin unfehlbar ist, und was zu dem Wesentlichen oder Mehrern gehört?" („Etwas Vorläufiges", S. 8 f.) — A. d. H.

Classe von Gesetzen vorausgeschickt hat? Oder haben diese historischen Einleitungen dadurch die Kraft der Gesetze erhalten, weil sie mit den Gesetzen in einem Bande abgedruckt worden? Woher weiß der Hr. Pastor, daß die historischen Bücher der Bibel nicht ohngefähr solche Einleitungen sein sollen? welche Bücher Gott ebenso wenig einzugeben oder auch nur zu genehmigen brauchte, als Bürgerschaft und Rath nöthig hatten, diese Einleitungen in ihren besondern Schutz zu nehmen. Genug, daß Klefekern alle Archive der Stadt offen stunden! Hat er sie nicht sorgfältig genug gebraucht, so brauche sie ein Andrer besser, und damit gut. Vielmehr wäre es ein ärgerlicher Mißbrauch, eine unnütze Verschleuderung der gesetzgebenden Macht, wenn man ihr Ansehen an zwei so verschiedene Dinge so ganz gleich hätte vertheilen wollen: an die Gesetze und an die Geschichte der Gesetze.

V. (5)

Auch war die Religion, ehe eine Bibel war.

Hierwider sagt der Hr. Pastor: „Aber doch nicht, ehe eine Offenbarung war.“ — Was er damit will, ist mir ganz unbegreiflich. Freilich kann eine geoffenbarte Religion nicht eher sein, als sie geoffenbaret worden. Aber sie kann doch eher sein, als sie niedergeschrieben worden. Davon ist ja nur die Rede. Ich will ja nur sagen: die Religion war, ehe das Geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde. Sie war, ehe es noch ein einziges Buch von der Bibel gab, die itzt sie selbst sein soll. Was soll nun die windschiefe Frage, die mich in meinen eignen Gedanken irre machen könnte? — Mehr weiß ich hierauf nicht zu erwidern.

VI. (6)

Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der Erste von ihnen schrieb, und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam.

„Alles dieses,“ sagt der Hr. Pastor, „kann ich dem Herausgeber einräumen.“ — Kann? warum denn nur kann? — Muß mir der Hr. Pastor einräumen.

Muß er mir das aber einräumen, so räumt er mir ja auch

zugleich ein, daß das mündlich geoffenbarte Christenthum weit früher gewesen als das aufgeschriebne, daß es sich erhalten und ausbreiten können, ohne aufgeschrieben zu sein. Mehr will ich ja nicht, und ich weiß wiederum gar nicht, warum er mir auch hier die Frage entgegensetzt: „War denn das Christenthum schon, ehe Christus und die Apostel geprediget hatten?“

Diese Frage soll diesen Satz zu seiner Absicht unbrauchbar machen; welche Absicht der folgende Satz enthält. Da wollen wir sehen.

Hier möchte ich vorläufig nur auch gern eine Frage oder zwei thun, blos um mich zu belehren, blos den ganzen Sinn des Hrn. Pastors zu fassen. — „Wenn, so lange Christus und die Apostel predigten, so lange die außerordentlichen Gaben des h. Geistes in den Gemeinen wirksam waren, die Fortpflanzung der christlichen Religion durch mündlichen Unterricht besser zu erhalten war als durch Schriften,“ fing der Gebrauch der Schriften erst an, als jene außerordentlichen Gaben aufhörten, oder fing er früher an? Fing er früher an, und ist es unleugbar, daß diese Gaben nicht zugleich mit den Aposteln aufhörten, sondern noch Jahrhunderte fortdauerten: entlehnten in diesem Zeitraume die Gaben den Beweis von den Schriften, oder die Schriften von den Gaben? Jenes hat keinen Verstand, und war dieses, sind wir nicht sehr übel daran, daß die nämlichen Schriften, welche die ersten Christen auf den Beweis der Gaben glaubten, wir ohne diesen Beweis glauben müssen? Fing hingegen der Gebrauch der Schriften nicht eher an, als die Wundergaben aufhörten, woher nehmen wir den Beweis, daß die Schriften in die Stelle der Wundergaben nicht sowol getreten, als treten sollen?

Und doch erhellet aus der Geschichte, daß dieses allerdings der Fall ist. Allerdings ist zu erweisen, daß, so lange die Wundergaben und besonders die unmittelbare Erleuchtung der Bischöfe Statt hatten, man aus dem geschriebenen Worte weit weniger machte. Es war ein Verbrechen sogar, dem Bischofe nicht anders als auf das geschriebene Wort glauben zu wollen. Und das nicht ohne Grund. Denn die *εμφυτος δωρεα της διδαχης*, die in den Bischöfen war, war ebendieselbe, welche in den Aposteln gewesen war; und wenn Bischöfe das geschriebene Wort anführten, so führten sie es freilich zur Bestätigung ihrer Meinung, aber nicht als die Quelle ihrer Meinung an.

Dieses bringt mich nahe zu der Absicht wieder zurück, in

welcher ich den Satz, bei welchem wir halten, und den nächstvorgehenden vorausgeschickt habe. Zu der Folge nämlich:

VII. (7)

Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhangen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der christlichen Religion auf ihnen beruhen.

D. i. wenn es wahr ist, daß die Religion des A. und N. Testaments eine geraume Zeit schon geoffenbaret war, ehe das Geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde, und eine noch geraumere Zeit bestand, ehe alle die Bücher fertig wurden, die wir itzt zum Kanon des A. und N. Testaments rechnen, so muß sie ja wol ohne diese Bücher sich denken lassen. Ohne diese Bücher, sage ich. Ich sage nicht: ohne den Inhalt dieser Bücher. Wer mich Dieses statt Jenem sagen läßt, läßt mich Unsinn sagen, um das große, heilige Verdienst zu haben, Unsinn zu widerlegen. Nochmals und nochmals: ohne diese Bücher. Auch hat, so viel ich weiß, noch kein Orthodox behauptet, daß die Religion in einem dieser Bücher zuerst, durch eines dieses Bücher ursprünglich geoffenbaret worden und so wie die übrigen dazu gekommen, allmählig mit angewachsen sei. Vielmehr gestehen es gelehrte und denkende Theologen einmüthig, daß in diesen Büchern blos gelegentlich, bald mehr bald weniger, davon aufbehalten worden. — Dieses Mehrere oder Wenigere wäre schon wahr gewesen, ehe es gelegentlich schriftlich aufbehalten wurde; und sollte itzt für uns nur wahr sein, weil es schriftlich aufbehalten worden? —

Hier sucht sich zwar der Hr. Pastor mit einer Unterscheidung zu helfen: ein Andres, will er, sei die Wahrheit der Religion, und ein Andres unsre Ueberzeugung von dieser Wahrheit. „Die Wahrheit der christlichen Religion,“ sagt er, „beruhet allerdings auf sich selbst; sie bestehet auf ihrer Uebereinstimmung mit den Eigenschaften und Willen Gottes und auf der historischen Gewißheit der Factorum, auf welche ihre Lehrsätze sich zum Theil gründen. Allein unsere Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion beruhet doch lediglich und allein auf diesen Schriften.“ Aber wenn ich diese Worte recht verstehe, so sagt der Hr. Pastor entweder etwas sehr Unphilosophisches, oder er schlägt sich selbst und ist völlig meiner Meinung. Vielleicht auch, daß er sich so unphilosophisch ausdrücken mußte, um nicht gar zu deutlich meiner Meinung zu scheinen. Denn man überlege doch

nur! Wenn die Wahrheit der christlichen Religion theils — (dieses theils hat er freilich nicht buchstäblich hingeschrieben, aber sein Sinn erfodert es doch nothwendig —), wenn sie, sage ich, theils auf sich selbst, d. i. auf ihrer Uebereinstimmung mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes, theils auf der historischen Gewißheit der Factorum beruhet, auf die sich einige ihrer Lehrsätze gründen: entspringt nicht aus diesem doppelten Grunde auch eine doppelte Ueberzeugung? Hat nicht jeder einzelne Grund seine Ueberzeugung für sich? Was braucht einer von beiden die Ueberzeugung des andern zu entlehnen? Ist es nicht fauler Leichtsinn, dem einen die Ueberzeugung des andern zu Gute kommen zu lassen? Ist es nicht leichtsinnige Faulheit, die Ueberzeugung des einen auf beide erstrecken zu wollen? Warum soll ich Dinge, die ich deswegen für wahr halten muß, weil sie mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes übereinstimmen, nur deswegen glauben, weil andre Dinge, die irgend einmal in Zeit und Raum mit ihnen verbunden gewesen, historisch erwiesen sind?

Es sei immerhin wahr, daß die biblischen Bücher alle die Facta erweisen, worauf sich die christlichen Lehrsätze zum Theil gründen; Facta erweisen, das können Bücher, und warum sollten es diese nicht können? Genug, daß die christlichen Lehrsätze sich nicht alle auf Facta gründen. Die übrigen gründen sich, wie zugegeben, auf ihre innere Wahrheit, und wie kann die innere Wahrheit irgend eines Satzes von dem Ansehen des Buches abhangen, in dem sie vorgetragen worden? Das ist offenbarer Widerspruch.

Noch kann ich mich über eine Frage nicht genug wundern, die der Hr. Pastor mit einer Zuversicht thut, als ob nur eine Antwort darauf möglich wäre. „Würde," fragt er, „wenn die neutestamentlichen Bücher nicht geschrieben und bis auf uns gekommen wären, wol eine Spur von dem, was Christus gethan und gelehret hat, in der Welt übriggeblieben sein?" — Gott behüte mich, jemals so klein von Christi Lehren zu denken, daß ich diese Frage so geradezu mit Nein zu beantworten wagte! Nein, dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn mir es ein Engel vom Himmel vorsagte! Geschweige, da mir es nur ein Luther'scher Pastor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann, und nur Deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die Du nicht aufzuschreiben, die

Du zu predigen befahlest, wenn sie auch nur wären geprediget worden, sollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe? Deine Worte sollten erst, in todte Buchstaben verwandelt, Worte des Lebens geworden sein? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten und zu bessern? Ist mündliche Ueberlieferung nichts? Und wenn mündliche Ueberlieferung tausend vorsätzlichen und unvorsätzlichen Verfälschungen unterworfen ist, sind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Aeußerung seiner unmittelbaren Gewalt nicht ebensowol die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälschungen bewahren können, als wir sagen, daß er die Bücher bewahret hat? — O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger Deines Wortes sein will und so keck vorgiebt, daß Du, Deine Absicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den Du Dir gefallen lassen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der außer diesem einzigen Wege, den er sieht, alle andere Wege, weil er sie nicht sieht, platterdings leugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie so vermessen werde! —

Wie viel kleine Nachrichten und Begriffe sind nicht auch wirklich durch bloße mündliche Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzet worden, ohne deren Hilfe wir schwerlich wol die Schriften des N. T. vollkommen so verstehen und auslegen würden, als wir mit ihrer Hilfe thun? Dieses gilt nicht allein von den Katholiken, die es eingestehen, sondern auch von den Protestanten, ob deren es schon Wenige zugeben.

Das apostolische Glaubensbekenntniß ist offenbar mehr aus einem mündlich überlieferten Lehrbegriffe entstanden, als unmittelbar aus der Schrift gezogen worden. Wäre es dieses, so würde es gewiß theils vollständiger, theils bestimmter sein. Daß es dieses nicht ist, läßt sich weniger aus der Muthmaßung erklären, daß es nur ein Formular für Täuflinge sein sollen, als daher, daß es den mündlich überlieferten Glauben enthält, der zur Zeit seiner Abfassung, als man die Bücher des N. Testaments so sorgfältig noch nicht durchsiebt hatte, auch den Grund noch nicht erkannte, sie so sorgfältig durchsieben zu müssen, gänge und gäbe war.

Doch wo gerathe ich hin? — Wohin der Hr. Pastor mir leichter ein Kreuz nachschlagen kann, mir lieber einen Fluch nachrufen wird, als mir folgen. — Also zurück und weiter!

VIII. (8)

War ein Zeitraum, in welchem sie (die christliche Religion) bereits so ausgebreitet war, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwol noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist, so muß es auch möglich sein, daß Alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge und die von ihnen gelehrte Religion doch bestünde.

Es ist nicht spöttische Parodie, es ist mein herzlicher Ernst, wenn ich zum Theil die Worte des Hrn. Pastors gegen ihn selbst kehre und sage: „Bei aller Achtung, welche ich für die sonstige Geschicklichkeit und Verdienste des Hrn. Pastors um die theologische Literatur habe, kann ich mich doch nicht entbrechen, das, was er gegen diesen Satz erinnert, entweder für höchst gefährliche Heterodoxie oder für höchst hämische Verleumdung zu erklären."[1]) — Er wähle! Auch steht ihm Beides zu Diensten.

Zuerst also seine Erinnerungen von Seiten der Verleumdung. — Ein handgreifliches Sophisma! ruft er. Ei! aber doch wol nicht nur für einen Mann, an dem die Hand verständiger und rechtgläubiger ist als der Kopf? „Denn," sagt er, „man setze nur für die Worte: in welchem gleichwol noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist, diese: in welchem gleichwol noch kein Wort aus dem von ihr geprediget war, was bis auf uns gekommen ist, so wird uns die Falschheit desselben in die Augen leuchten." — Vortrefflich! — Wo ist der Schriftsteller, dem ich nicht ein Sophisma, dem ich nicht eine Gotteslästerung anflicken will, sobald ich ihm statt seiner Worte andere unterschieben darf? Andere? blos andere? Wenn es der billige, der christliche Hr. Pastor dabei bewenden ließe! Aber er schiebt mir statt meiner guten, statt meiner, wenn auch nicht einen wahren Sinn, doch einen Sinn habenden Worte Worte unter, die schlechterdings gar keinen

1) Die von Lessing hier „parodirten" Worte Göze's lauten: „Bey aller Achtung, welche ich für die sonstige Geschicklichkeit und Verdienste des Herrn Herausgebers um die weltliche Gelehrsamkeit habe, kan ich mich doch nicht entbrechen, diesen ganzen Schlus für ein handgreifliches Sophisma zu erklären." („Etwas Vorläufiges", S. 12.) — A. d. H.

Sinn haben. Ich sage: Die christliche Religion war, ehe von der christlichen Religion etwas aufgeschrieben wurde. Damit soll ich gesagt haben: Die christliche Religion war, ehe die christliche Religion geprediget, geoffenbaret wurde. Das ist, ich soll gesagt haben: Die christliche Religion war, ehe die christliche Religion war. Bin ich denn aus dem Tollhause entlaufen, um so etwas zu sagen, zu schreiben?

Der Hr. Pastor fährt hierauf fort, mir Dinge vorzuhalten, an denen ich nie gezweifelt habe. Und warum? wozu? Damit seine Zeitungsleser glauben sollen, ich zweifle allerdings daran? — Schön! Seiner sehr anständig!

Nur wenn er nochmals in die Frage fällt: „Woher können wir nun die Lehren und Thaten Christi und seiner Apostel wissen?" und er sich selbst darauf antwortet: „Allein aus den Schreiben der Evangelisten und Apostel," muß ich mich nochmals gegen dieses allein verwahren. Mit dem Zusatze, daß der größere Theil der Christen ihm dieses allein ebenso wenig zugiebt. Oder sind die Katholiken keine Christen? Wäre ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten! Ich dächte, wie nur das gegen das Christenthum gelten kann, worauf weder Katholik noch Protestant zu antworten weiß, so müsse auch nur das zum Christenthum gehören, was dem Katholiken und Protestanten gemein ist. Wenigstens kleidet es einen Theologen, von welchem Theile er auch sei, sehr schlecht, einen Satz, von dem er weiß, daß ihn der andere Theil behauptet, in dem Munde eines Dritten, da, wo dieser Dritte weder Katholik noch Protestant sein will, als einen Solchen zu verdammen, der die ganze christliche Religion schlechterdings aufhebe.

Und hier fängt sich die Heterodoxie des Hrn. Pastors an. Wie? die christliche Religion selbst würde verloren gehen, wenn es möglich wäre, daß die Schriften der Evangelisten und Apostel verloren gingen? Wie? So hat man noch keinen zuverlässigen Lehrbegriff aus diesen Schriften gezogen, der sich in andern Schriften erhalten würde? So ist Derjenige, der seinen ganzen Glauben nur aus einem dergleichen Lehrbegriffe hat, kein Christ? So wird Niemand gesund, als wer die Arzenei mitsammt der Schachtel verschlingt? — Man gebe nur Acht, nun werde ich müssen gesagt haben, daß nicht allein die Schriften der Evan-

gelisten und Apostel, sondern auch Alles das, was jemals aus diesen Schriften gezogen worden, verloren gehen und dennoch die christliche Religion bestehen könnte. — Nun werde ich müssen gesagt haben, daß die christliche Religion bestehen könne, obgleich die christliche Religion verloren gänge.

Und doch darf man nur auf meine Absicht zurücksehen, in welcher ich die ganze Stelle geschrieben habe, die dem Hrn. Pastor ein solches Aergerniß ist. Ich will Einwürfe gegen den minder wichtigen Theil der Bibel auf ihren wahren Belang herabsetzen. Das ist meine Absicht. Und nur in dieser Absicht sage ich, daß Derjenige, dessen Herz mehr Christ ist als der Kopf, sich ganz und gar an diese Einwürfe nicht kehre, weil er fühle, was Andere sich zu denken begnügen, weil er allen Falls die ganze Bibel entbehren könnte. Er ist der zuversichtliche Sieger, der die Festungen liegen läßt und das Land einnimmt. Der Theolog ist der furchtsame Soldat, der sich an den Grenzfestungen den Kopf zerstößt und kaum das Land darüber zu sehen bekömmt.

A propos! — Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wollte ein abgesetzter Luther'scher Prediger aus der Pfalz mit seiner Familie, die aus zusammengebrachten Kindern beiderlei Geschlechts bestand, sich nach einer von den Colonien des britischen Amerika begeben. Das Schiff, worauf er überging, scheiterte an einer kleinen unbewohnten Bermudischen Insel, und von dem Schiffsvolke ersoff außer der Familie des Predigers fast Alles. Der Prediger fand diese Insel so angenehm, so gesund, so reich an Allem, was zur Unterhaltung des Lebens gehört, daß er sich gern gefallen ließ, die Tage seiner Wallfahrt daselbst zu beschließen. Der Sturm hatte unter Andern eine kleine Kiste an das Land getrieben, in welcher bei allerlei Geräthschaft für seine Kinder auch ein Katechismus Lutheri sich befand. Es versteht sich, daß dieser Katechismus bei gänzlichem Mangel aller andern Bücher ein sehr kostbarer Schatz für ihn wurde. Er fuhr fort, seine Kinder daraus zu unterrichten, und starb. Die Kinder unterrichteten ihre Kinder wieder daraus und sturben. Nur erst vor zwei Jahren ward wieder einmal ein englisches Schiff, auf welchem ein hessischer Feldprediger war, an diese Insel verschlagen. Der Feldprediger — ich könnte es aus seinen eigenen Briefen haben — ging mit einigen Matrosen, die frisches Wasser einnehmen sollten, ans Land und erstaunte nicht wenig, sich auf einmal in einem ruhigen lachenden Thale, unter einem nackten, fröhlichen Völkchen zu finden, das Deutsch sprach, und zwar ein

Deutsch, in welchem er nichts als Redensarten und Wendungen aus Luther's Katechismus zu hören glaubte. Er ward neugierig darob, und siehe, er fand, daß das Völkchen nicht allein mit Luthern sprach, sondern auch mit Luthern glaubte, und so orthodox glaubte als nur immer ein Feldprediger. Einige Kleinigkeiten ausgenommen. Der Katechismus war, wie natürlich, in den anderthalbhundert Jahren aufgebraucht, und sie hatten nichts davon mehr übrig als die Bretterchen des Einbandes. „In diesen Bretterchen," sagten sie, „steht das Alles, was wir wissen." — „Hat es gestanden, meine Lieben!" sagte der Feldprediger. — „Steht noch, steht noch!" sagten sie. „Wir können zwar selbst nicht lesen, wissen auch kaum, was Lesen ist, aber unsere Väter haben es ihre Väter daraus herlesen hören. Und diese haben den Mann gekannt, der die Bretterchen geschnitten. Der Mann hieß Luther und lebte kurz nach Christo."

Ehe ich weiter erzähle, Hr. Pastor: waren diese guten Leutchen wol Christen, oder waren sie keine? Sie glaubten sehr lebhaft, daß es ein höchstes Wesen gebe, daß sie arme, sündige Geschöpfe wären, daß dieses höchste Wesen dem ohngeachtet durch ein andres ebenso hohes Wesen sie nach diesem Leben ewig glücklich zu machen die Anstalt getroffen. — Hr. Pastor, waren diese Leutchen Christen, oder waren sie keine?

Sie müssen nothwendig sagen: sie waren keine. Denn sie hatten keine Bibel. — Barmherziger Gott! Unbarmherziger Priester! — Nein, ich erzähle Ihnen von diesem lieben, fröhlichen, glücklichen Völkchen weiter nichts.[1])

Lieber schwatzen wir noch einen Augenblick über ein Ding, von dem es weit verzeihlicher ist, keine richtigen Begriffe zu haben. Der Hr. Pastor will beweisen, daß „überdem mein Satz der Erfahrung und Geschichte offenbar widerspreche." Aber was er des Falls anführet, ist so kahl, so oben abgeschöpft, daß er dergleichen Tiraden sich höchstens nur in seinen Texten erlauben müßte. Man höre nur! „Von dem neunten Jahrhunderte an," sagt er, „bis auf den Anfang des funfzehnten

---

1) Göze nennt Lessing's „Fiction" eines christlichen Volks ohne Bibel eine „Fratze, die eben so stark beweiset, daß die lutherische Religion ohne Bibel bestehen kan, als Herrn Lessing's und Aesop's Fabeln beweisen, daß Thiere Vernunft und Sprache haben." Diese geringschätzige Meinung Göze's von der beweisenden Kraft einer Fabel geißelt Lessing in seinem *Nathan* in der bekannten Unterredung zwischen dem Tempelherrn und dem Patriarchen, Akt 4, Scene 2. — A. d. H.

war ein Zeitraum, in welchem die Schriften der Evangelisten und Apostel beinahe verloren gegangen waren. Wer kannte außer wenigen Gelehrten die Bibel? Sie steckte in Handschriften und Uebersetzung bis auf die Erfindung der Druckerei in den Klöstern." Warum sollen vom neunten bis zum funfzehnten Jahrhundert der Abschriften des N. Testaments wenigere gewesen sein als vom fünften bis aufs neunte? Warum vom fünften bis aufs neunte wenigere als vom ersten bis aufs fünfte? Gerade umgekehrt! die Codices der neutestamentlichen Schriften vermehrten sich mit der Folge der Zeit. Gerade waren dergleichen Codices im ersten und zweiten Jahrhunderte am Seltensten, und so selten, daß ganze große Gemeinden nur einen einzigen Codicem besaßen, den die Presbyteri der Gemeinde unter ihrem Schlosse hielten, und den auch ohne ihre besondere Erlaubniß Niemand lesen durfte. Getraut er sich von dem Zeitraume, den er angiebt, ebendas zu erweisen? Ich glaube meines wenigen Theils daß in diesem Zeitraume mehr Abschriften der Bibel in dem einzigen Deutschland gewesen als in den zwei ersten Jahrhunderten in der ganzen Welt, den Grundtext des A. Testaments etwa ausgenommen. Oder will er zu verstehen geben, daß man mit dem neunten Jahrhunderte angefangen habe, dem gemeinen Manne die Bibel aus den Händen zu spielen? Das muß er wol; denn er fährt fort: „Der große Haufe erfuhr aus derselben nichts mehr, als was ihm die römische Klerisei davon sagte, und diese sagte ihm nichts mehr, als was er ohne Nachtheil ihres Interesse wissen konnte. Wie war in dieser Zeit die christliche Religion in Absicht auf den großen Haufen beschaffen? War sie mehr als ein verwandeltes Heidenthum?" — Die strenge Wahrheit ist, daß die Bibel auch vor dem neunten Jahrhunderte nie in den Händen des gemeinen Mannes gewesen war. Der gemeine Mann hatte nie mehr daraus erfahren, als ihm die Klerisei daraus mittheilen wollen. Und so hätte sich die Religion schon weit eher verschlimmern müssen, wenn es nicht wahr wäre, daß sie sich auch ohne unmittelbaren Gebrauch der Bibel erhalten könnte. „Cui assentiunt," möchte ich aus dem Irenäus[1]) hinzusetzen, „multae gentes barbaro-

1) Von dem wahrscheinlich aus Smyrna gebürtigen Bischof Irenäus von Lugdunum in Gallien, der im Jahre 202 unter Septimius Severus den Märtyrertod erlitten hat, besitzen wir, zum Theil allerdings nur in einer barbarischen lateinischen Uebersetzung, eine Schrift gegen die Gnostiker, „Adversus haereses libri V", eine Hauptquelle für die Dogmengeschichte des 2. Jahrhunderts. Die oben citirte Stelle ist aus dem 4. Capitel des dritten Buches. — A. d. H.

rum, eorum, qui in Christum credunt, sine charta et atramento scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem.“ Endlich, wenn die christliche Religion vom neunten bis zum funfzehnten Jahrhunderte nur daher so verfiel, weil die Schrift beinahe verloren war, warum hätte sie sich denn nicht allgemeiner wieder aufgerichtet, seitdem die Schrift durch die Druckerei gleichsam wiedergefunden worden? Hat denn die römische Kirche seitdem nur eine einzige ihrer alten Lehren fahren lassen? Giebt es nicht Middletone,[1]) die sie noch itzt für nichts Bessers als für ein abgeändertes Heidenthum halten? Ich bin gewiß, der Hr. Pastor ist dieser erbaulichen Meinung sogar selbst. — Aber die Reformation doch? Diese haben wir doch wol ganz dem ungehindertern häufigern Gebrauch der Bibel zu danken? — Auch das ist so ungezweifelt nicht. Denn die Reformation kam weniger dadurch zu Stande, daß man die Bibel besser zu brauchen anfing, als dadurch, daß man die Tradition zu brauchen aufhörte. Auch haben wir dem ungehindertern häufigern Gebrauche der Bibel ebensowol den Socinianismus zu danken als die Reformation.

So wenigstens denke ich, unbekümmert, wie sehr sich der Hr. Pastor darüber wundert. Ich wundre mich nicht einmal, daß er sich wundert. Der Himmel erhalte uns nur noch lange in dem nämlichen Verhältnisse, daß er sich wundert und ich mich nicht.

IX. (9)

Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist.

Jede scharfsinnige Unterscheidung läßt sich von Einem, der seiner Sprache nur ein Wenig mächtig ist, in eine Antithese bringen. Weil nun aber freilich nicht jede Antithese auf einer scharfsinnigen Unterscheidung beruhet, weil oft nur ein bloßes Wetterleuchten des Witzes ist, was ein zerschmetternder Strahl des Scharfsinnes sein sollte, zumal bei den lieben Dichtern, so ist der Name Antithese ein Wenig verdächtig geworden. Das kömmt nun den Herren sehr gut zu Passe, die, ich weiß nicht welchen natürlichen Widerwillen gegen allen Scharfsinn haben,

1) Conyers Middleton, geb. 1683, gest. 1760 als Professor in Cambridge, schrieb „Miscellaneous Works“ (1752 ff.), theils theologischen, theils antiquarischen Inhalts, u. A. — A. d. H.

besonders, wenn er sich nicht in ihre Alltagsworte kleidet. Sie schreien: „Antithese! Antithese!" Und damit haben sie Alles widerlegt.

Auch diese Antithese sagt nichts! sagt der vielsagende Hr. Pastor. „Denn sind die Evangelisten und Apostel Männer, welche geredet und geschrieben haben, getrieben durch den h. Geist, so ist die christliche Religion wahr, weil die Evangelisten und Apostel, oder eigentlich weil Gott selbst sie gelehret hat. Der zweite Satz steht blos müssig da."

Nun denn! so muß ich schon das Maaß meiner Sünden häufen und eine Antithese mit einer andern Antithese unterstützen: Auch das, was Gott lehret, ist nicht wahr, weil es Gott lehren will, sondern Gott lehrt es, weil es wahr ist.

Steht der zweite Satz hier auch müssig? — Ja, wenn wir nicht wüßten, was diese Herren sich für einen schönen Begriff von dem Willen Gottes machten! Wenn wir nicht wüßten, daß nach ihrem Sinne Gott etwas wollen könne, blos weil er es wolle! Und auch das ließe sich in gewissem Verstande von Gott noch sagen; so daß ich kaum weiß, wie ich ihren Unsinn in Worte fassen soll.

X. (10)

Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erkläret werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Das erste Wort, was der Hr. Pastor hierauf erwidert, ist: Gut! Und so freuete ich mich schon. Doch er läßt auf dieses gut ein aber folgen, und das sonderbarste aber von der Welt. Sogleich ist nichts mehr gut, auch das nicht, was wir oben aus seinem eignen Munde haben.

Oben (VII. 7) hatte er selbst uns belehret, daß die innere Wahrheit der christlichen Religion auf der Uebereinstimmung mit den Eigenschaften Gottes beruhe; und nun weiß er auf einmal von dieser innern Wahrheit kein Wort mehr, sondern setzt die hermeneutische Wahrheit entweder lediglich an ihre Stelle oder erklärt doch wenigstens die hermeneutische Wahrheit für die einzige Probe der innern. Als ob die innere Wahrheit eine Probe noch brauchte! Als ob nicht vielmehr die innere Wahrheit die Probe der hermeneutischen sein müßte!

Man höre nur! Ich will des Hrn. Pastors vermeinte

Widerlegung und meine Antwort in eine Art von Dialog bringen, welcher der Kanzeldialog heißen könnte. Nämlich ich unterbreche den Hrn. Pastor, aber der Hr. Pastor hält sich nicht für unterbrochen. Er redet fort, ohne sich zu bekümmern, ob unsere Worte zusammenklappen oder nicht. Er ist aufgezogen und muß ablaufen. Also ein Dialog und kein Dialog.

Er. „Gut; aber Derjenige, der mir die schriftlichen Ueberlieferungen aus ihrer innern Wahrheit erklären will, muß mich vorher überzeugen, daß er selbst von der innern Wahrheit derselben eine richtige und gegründete Vorstellung habe —"

Ich. Vorher? Warum vorher? Indem er das Eine thut, thut er ja auch das Andre. Indem er mir die innere Wahrheit eines geoffenbarten Satzes erklärt (ich sage: erklärt, nicht: blos erklären will), beweiset er ja wol genugsam, daß er selbst von dieser innern Wahrheit eine richtige Vorstellung habe.

Er. — „und daß er sich nicht selbst ein Bild davon mache, das seinen Absichten gemäß ist."

Ich. Wenn seine Absichten keine innere Güte haben, so können die Religionssätze, die er mir beibringen will, auch keine innere Wahrheit haben. Die innere Wahrheit ist keine wächserne Nase, die sich jeder Schelm nach seinem Gesichte bossiren kann, wie er will.

Er. „Woher aber will er die Erkenntniß der innern Wahrheit der christlichen Religion nehmen —"

Ich. Woher die innere Wahrheit nehmen? Aus ihr selbst. Deswegen heißt sie ja die innere Wahrheit, die Wahrheit, die keiner Beglaubigung von außen bedarf.

Er. — „als aus den schriftlichen Ueberlieferungen oder aus den Schriften der Evangelisten und Apostel —"

Ich. Was müssen wir aus diesen nehmen? Die innere Wahrheit oder unsere erste historische Kenntniß dieser Wahrheit? Jenes wäre ebenso seltsam, als wenn ich ein geometrisches Theorem nicht wegen seiner Demonstration, sondern deswegen für wahr halten müßte, weil es im Euklides steht. Daß es im Euklides steht, kann gegründetes Vorurtheil für seine Wahrheit sein, so viel man will. Aber ein Anders ist, die Wahrheit aus Vorurtheil glauben, und ein Anders, sie um ihrer selbst willen glauben. Beides kann vielleicht in der Anwendung auf das Nämliche hinausführen; aber ist es darum das Nämliche? — Also ist es blos die historische Kenntniß der innern Wahrheit, die wir einzig und allein aus den Schriften der Evangelisten und

Apostel sollen schöpfen können? Aber der größere Theil der Christen versichert, daß es noch eine andere Quelle dieser historischen Kenntniß gebe, nämlich die mündliche Ueberlieferung der Kirche. Und allerdings ist es unwidersprechlich, daß die mündliche Ueberlieferung einmal die einzige Quelle derselben gewesen, und daß sich schlechterdings keine Zeit angeben läßt, wenn sie nicht blos zur zweiten Quelle geworden, sondern ganz und gar Quelle zu sein aufgehört habe. Doch dem sei, wie ihm wolle. Ich will hier nur Protestant sein; die neutestamentlichen Schriften mögen die einzige Quelle unserer historischen Kenntniß der Religion immerhin sein. Hat sich die erste, einzige Quelle seit siebzehnhundert Jahren nie ergossen? Ist sie nie in andere Schriften übergetreten? nie und nirgends in ihrer ursprünglichen Lauterkeit und Heilsamkeit in andere Schriften übergetreten? Müssen schlechterdings alle Christen aus ihr selbst schöpfen? Darf sich schlechterdings kein Christ an den nähern, zugänglichern Tiefen begnügen, in welche sie übergetreten ist? Das, das ist ja nur hier die Frage. — Darf er, warum könnten die Schriften der Evangelisten und Apostel nicht ohne seinen Nachtheil verloren sein? verloren gehen? Warum dürfte er sie nicht als verloren gegangen ansehen, so oft man ihm mit Einwürfen gegen Stellen derselben zusetzt, die in dem Wesen seiner Religion nichts verändern? — Darf er nicht, so darf er ohne Zweifel vornehmlich darum nicht, weil bis auf diesen Tag noch kein vollständiger untrieglicher Lehrbegriff aus ihnen gezogen worden, auch vielleicht ein dergleichen Lehrbegriff nun und nimmermehr aus ihnen gezogen werden kann. Denn nur dann wäre es allerdings nothwendig, daß Jeder mit seinen eignen Augen zusähe, Jeder sein eigner Lehrer, Jeder sein eigner Gewissensrath aus der Bibel würde. Aber wie bedauerte ich sodann Euch, arme unschuldige Seelen, in Ländern geboren, deren Sprache die Bibel noch nicht redet! in Ständen geboren, die überall noch des ersten Grades einer bessern Erziehung ermangeln, noch überall nicht lesen lernen! Ihr glaubt Christen zu sein, weil Ihr getauft worden. Unglückliche! Da hört Ihr ja: daß l e s e n k ö n n e n ebenso nothwendig zur Seligkeit ist, als g e t a u f t s e i n!

Er. — „in der gehörigen Verbindung mit den Schriften des Alten Testaments."

Ich. Nun vollends gar! — Ich sorge, ich sorge, liebe fromme Idioten, Ihr müßt noch Hebräisch lernen, wenn Ihr Eurer Seligkeit wollt gewiß sein!

Er. „Ich werde seiner Vernunft hier nichts einräumen, ob ich gleich alle Zeit voraussetze, daß die Lehrsätze der Religion, welche mir als die christliche vorgeprediget wird, nie einem allgemeinen und unstreitigen Grundsatze der Vernunft widersprechen müssen."

Ich. Hr. Pastor! Hr. Pastor! — Also besteht die ganze Vernunftmäßigkeit der christlichen Religion darin, daß sie nicht unvernünftig ist? — Und Sie schämen Sich nicht in Ihr theologisches Herz, so etwas zu schreiben? — Schreiben Sie es, so predigen Sie es auch. Und das läßt man Sie in Hamburg predigen?

Er. „Wir erkennen also die Wahrheit der christlichen Religion nur alsdenn, wenn unsere Begriffe von derselben ebendiejenigen sind, welche die schriftlichen Ueberlieferungen, die in der h. Schrift enthalten sind, davon in unsern Seelen hervorbringen sollen."

Ich. — Sollen! Aber welche sollen sie hervorbringen? — Können Sie es leugnen, Hr. Pastor, können Sie es Sich selbst verhehlen, daß nur wenige Stellen des ganzen N. T. bei allen Menschen die nämlichen Begriffe hervorbringen? daß der bei Weiten größere Theil bei Diesen diese, bei Andern andere Begriffe hervorbringt? Welches sind die rechten, die hervorgebracht werden sollen? Wer soll das entscheiden? Die Hermeneutik? Jeder hat seine eigene Hermeneutik. Welches ist die wahre? Sind sie alle wahr, oder ist keine wahr? Und dieses Ding, dieses mißliche, elende Ding soll die Probe der innern Wahrheit sein! Was wäre denn ihre Probe?

Er. „Freilich können die schriftlichen Ueberlieferungen der christlichen Religion keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat."

Ich. Mich dünkt, Hr. Pastor, daß Sie oben ganz so freigebig nicht waren, wo es Ihnen innere Wahrheit eines Lehrsatzes genug schien, daß er geschrieben da stehe. Sie sind doch wol nicht nur darum so freigebig, weil Sie aus der Sache, mit der Sie es sind, im Grunde nicht viel machen? weil Ihnen eine geoffenbarte Wahrheit, bei der sich nichts denken läßt, ebenso lieb ist als eine, bei der sich etwas denken läßt?

Er. „Das soll sie aber auch nicht."

Ich. Schön, daß sie nicht soll, was sie nicht kann! — Wenn aber die schriftliche Ueberlieferung der christlichen Religion innere Wahrheit weder geben kann noch geben soll, so hat auch

die christliche Religion ihre innere Wahrheit nicht von ihr. Hat sie sie nicht von ihr, so hängt sie auch von ihr nicht ab. Hängt sie von ihr nicht ab, so kann sie auch ohne sie bestehen. Dahin will ich ja nur.

Er. „Ihr Zweck ist also dieser: die innere Wahrheit derselben zu entdecken und zu beweisen."

Ich. Soll entdecken so viel heißen, als: zuerst bekannt machen, so habe ich schon bewiesen, daß die Schrift die innere Wahrheit der christlichen Religion der Welt nicht zuerst bekannt gemacht hat. Hier setze ich noch hinzu, daß sie itzt den einzeln Menschen dieses noch weniger thut. Denn wir kommen Alle mit den Grundbegriffen der Religion bereits versehen zu ihr. — Und beweisen! Soll beweisen hier nur so viel heißen, als: einen schriftlichen Belag geben, in welchem die Worte des zu beweisenden Satzes enthalten sind, so hat ja der Hr. Pastor selbst schon eingestanden, daß ein solcher Belag der innern Wahrheit nichts helfen kann, nichts helfen soll. Soll aber beweisen hier heißen, was es eigentlich heißt: die Verbindung einer Wahrheit mit andern anerkannten und ungezweifelten Wahrheiten darthun, so kann ja jedes andere Buch dieses ebensowol als die Schrift, besonders nachdem es ihr die Schrift vorgethan. Und so wäre wieder nicht einzusehen, warum die christliche Religion itzt nicht ganz ohne die Schrift sollte bestehen können.

Er. „Folglich sind es leere Worte, wenn man die innere Wahrheit der christlichen Religion und die Ueberlieferungen, oder deutlicher die heilige Schrift, einander als zwei verschiedne Dinge entgegensetzen will." —

Ich. Entgegensetzen? Wer will denn diese zwei Dinge einander entgegensetzen? Ich? Ich behaupte ja nur, daß sie itzt von einander ganz unabhängig sein können. Sind denn jede zwei verschiedne Dinge einander entgegengesetzt? Wer das behauptet, mag freilich leere Worte machen; ich mache durchaus keine. Ich will dem Theologen die Schrift nicht nehmen, der allein an ihr seine Künste zu zeigen gelernt hat. Ich sehe es zu wohl ein, wie viel das gelehrte Studium der Schrift allen andern Kenntnissen und Wissenschaften aufgeholfen hat, in welche Barbarei wir leicht wieder versinken könnten, wenn es ganz aus der Welt verbannet würde. Aber der Theolog soll uns Christen sein gelehrtes Bibelstudium nur nicht für Religion aufdringen wollen! Er soll nur nicht gleich über Unchristen schreien, wenn er auf einen ehrlichen Laien stößt, der sich an dem

Lehrbegriffe begnügt, den man längst für ihn aus der Bibel gezogen, und diesen Lehrbegriff nicht sowol deswegen für wahr hält, weil er aus der Bibel gezogen, sondern weil er einsieht, daß er Gott anständiger und dem menschlichen Geschlechte ersprießlicher ist als die Lehrbegriffe aller andern Religionen; weil er *fühlt*, daß ihn dieser christliche Lehrbegriff beruhiget.

Er. — „Ebenso vergeblich, als wenn man sagen wollte: man muß die Gesetze eines Gesetzgebers aus seiner innern Gerechtigkeit erklären. Umgekehrt! die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers muß aus seinem Gesetze erkannt und beurtheilet werden."

Ich. Der Hr. Pastor sind doch in allen Ihren Instanzen und Erläuterungen ganz sonderbar unglücklich. Umgekehrt! sage ich nun wiederum. Und wenn die Wahrheit kein Wetterhahn ist, so wird sie es hoffentlich wol bei meinem Commando bewenden lassen. Was? die Gesetze eines Gesetzgebers müßten nicht aus seiner innern Gerechtigkeit erklärt werden? Wenn der Buchstabe des Gesetzes Einen trifft, den der Gesetzgeber zu treffen unmöglich kann die Absicht gehabt haben; wenn dem Buchstaben nach Strafe auf Einen fällt, auf dessen in ihrer Art einzige Handlung, die der Gesetzgeber nicht vorhersehen können, vielmehr Belohnung als Strafe stehen müßte: verläßt der Richter nicht mit Fug den Buchstaben und holt seinen Ausspruch aus der innern Gerechtigkeit her, von der er annimmt, daß sie dem Gesetzgeber beigewohnet habe? — Was? die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers müsse aus seinen Gesetzen erkannt und erklärt werden? *Solon* war doch wol auch Gesetzgeber? Und *Solon* würde sehr unzufrieden gewesen sein, wenn man ihm nicht eine lautrere, vollkommnere Gerechtigkeit hätte zutrauen wollen, als aus seinen Gesetzen sichtbar war. Denn als man ihn fragte, ob er seinen Bürgern die besten Gesetze gegeben habe, was antwortete er? *„Ὅτι οὐ τους καθαπαξ καλλιστους, ἀλλ᾽ ὧν ἐδυναντο τους καλλιστους."* „Die besten schlechterdings nun freilich nicht, aber doch die besten, deren sie fähig waren." Also: —

Doch ich bin es herzlich satt, mit einem Tauben länger zu reden. Sonst könnte ich hier nicht unschicklich einer Anwendung dieser Worte des *Solon* noch gedenken, die dem Hrn. Pastor höchst ärgerlich sein würde, wenn er nicht etwa schon wüßte, daß sie ein Kirchenvater gemacht hat. Und doch, was würden ohne Ausnahme die armen Kirchenväter für Wischer von unsern Luther'schen Pastoren bekommen, wenn sie itzt schrieben! Dieser

nämliche Kirchenvater entbricht sich nicht, eine zweifache christliche Religion gelten zu lassen: eine für den gemeinen Mann und eine andere für den feinern, gelehrtern Kopf, die unter jener nur verborgen liege. So weit gehe ich doch noch lange nicht. Bei mir bleibt die christliche Religion die nämliche; nur daß ich die Religion von der Geschichte der Religion will getrennet wissen. Nur daß ich mich weigere, die historische Kenntniß von ihrer Entstehung und ihrer Fortpflanzung und eine Ueberzeugung von dieser Kenntniß, die schlechterdings bei keiner historischen Wahrheit sein kann, für unentbehrlich zu halten. Nur daß ich die Einwürfe, die gegen das Historische der Religion gemacht werden, für unerheblich erkläre, sie mögen beantwortet werden können oder nicht. Nur daß ich die Schwächen der Bibel nicht für Schwächen der Religion halten will. Nur daß ich die Prahlerei des Theologen nicht leiden kann, welcher dem gemeinen Manne weis macht, jene Einwürfe wären alle schon längst beantwortet. Nur daß ich den kurzsichtigen Hermeneutiker verschmähe, der Möglichkeiten auf Möglichkeiten thürmet, um die Möglichkeit zu erhärten, daß diese Schwächen auch wol keine Schwächen sein könnten; der eine kleine Bresche, welche der Feind geschossen, nicht anders zu stopfen weiß, als durch einen weit größern Wallbruch, den er anderwärts mit eignen Händen macht.

Und damit soll ich mich an der christlichen Religion versündiget haben? Damit? Damit, daß ich geschrieben: „Was gehen den Christen des Theologen Hypothesen und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlet. Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funken erfährt, was kümmert es ihn, ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob Keiner von Beiden Recht hat?“

Doch daß ich auch das geschrieben habe, läßt der Hr. Pastor seinen Zeitungslesern zu melden wohl bleiben. Gleichwol ist nur zur Rechtfertigung eines Christen solcher Art die ganze Stelle hinzugefügt worden, über die er einen so kauderwälschen Commentar zu machen für gut befunden. Nur dieses war die Absicht dieser Stelle. Nur dem fühlenden Christen sollte darin eine Schanze versichert werden, in welche er sich getrost werfen könne, wenn er mit seinen muthigern Theologen das Feld nicht mehr zu halten wage. Daß die Theologen, und die Theologen einer jeden Secte den Wahlplatz nicht so bald räumen, auch nicht so bald zu räumen brauchen, besonders wenn sie sich nur

mit Ihresgleichen herumschlagen, wer weiß das nicht? Habe auch ich es nicht genug gesagt? Habe ich nicht mit ausdrücklichen Worten bekannt, daß jeder Theolog in dem Geiste seines angenommenen Systems Antworten genug haben werde? Habe ich nicht selbst einen Versuch gemacht, ihm mit einigen dieser Antworten vorzugreifen? Taugt dieser mein Versuch nicht viel, wie leicht möglich ist, so mach' es besser, wer kann! Das wünsche ich ja nur. Blos darum machte ich ja nur die Fragmente bekannt. Oder meint man, weil ich völlig befriedigende Antworten wünschte und hoffte, hätte ich meinen Trost auf den Fall, daß dergleichen Antworten nicht erfolgten, lieber zurückbehalten sollen? Warum das? Wollte ich denn durch diesen Trost im Voraus alle Antworten für überflüssig erklären? Er war ja blos dem einfältigen Christen und nicht dem Theologen gegeben, dieser Trost; wenigstens nur demjenigen Theologen zugleich gegeben, der über seine höhere Weisheit nicht verlernt hat, auch blos einfältiger Christ zu sein.

Daß diesen Trost, den ich für das unersteiglichste Bollwerk des Christenthums halte, der Hr. Pastor einen strohernen Schild nennt, thut mir seinetwegen sehr leid. Er ist, fürchte ich, in seinen theologischen Kriegen von der Heterodoxie des Feindes nicht unangesteckt geblieben; mehr davon angesteckt worden, als er sich auf einer Hamburgischen Kanzel wird wollen merken lassen; mehr, als er sich vielleicht noch selbst abgemerkt hat. Denn auch er muß also alles innere Gefühl des Christenthums leugnen. Und wenn man ihn auf der Kanzel noch nicht ausrufen hören: „Gefühl! Was Gefühl? Gefühl ist ein stroherner Schild. Unsere Hermeneutik, unsere symbolischen Bücher, das, das sind das Alles schirmende, undurchdringliche, diamantene Schild des Glaubens!“ so kömmt es vermuthlich nur daher, weil selbst in den symbolischen Büchern auf den strohernen Schild noch gerechnet wird. Von Stroh möchte er daher auch immer sein; denn es giebt dort mehr stroherne Schilde. Wenn er nur nicht zugleich so schmal wäre! Aber da hat nur eben ein einzelner Mensch, die Religion im Herzen, darunter Raum. Was soll ein Pastor damit, wenn er nicht auch seine Bibel, nicht auch seine ganze liebe Gemeinde mit Eins darunter bergen kann?

Wie treuherzig der Hr. Pastor auch sonach allen seinen werthen Herren Collegen anräth, lieber offenbar feldflüchtig zu werden, als sich dieses Schildes zu bedienen, ist wol noch werth, mit seinen eignen Worten gehört zu werden: „Ich würde,“ sagt er

mit bebender Stimme, „den Christen, der zugleich Theolog ist, sehr bedauern, wenn er sich aus Mangel andrer Gründe in der traurigen Nothwendigkeit sehen sollte, diesen aus Stroh geflochtenen Schild den in den Fragmenten befindlichen feurigen Pfeilen entgegenzuhalten." — Das würde gewisser Maßen auch ich thun. Wenigstens würde ich die Achseln über ihn zucken, daß er sein Handwerk so schlecht verstünde. Aber wer sprach denn von einem Christen, der zugleich Theolog ist? Sollen denn, müssen denn alle Christen zugleich Theologen sein? Ich habe noch immer die besten Christen unter Denen gefunden, die von der Theologie am Wenigsten wußten. Warum können Die nicht einen strohernen Schild haben, die unter feurige Pfeile nicht kommen? Hilft ein stroherner Schild gegen feurige Pfeile nicht, so hilft er doch gegen Hiebe. — Der entschlossene Hr. Pastor fährt fort: „Ich würde ihm (dem Christen, der zugleich Theolog ist) lieber rathen, gar die Flucht zu nehmen." — Wenn er glaubt, daß er schlechterdings den Theologen seiner Secte beibehalten muß: Glück auf den Weg! Genug, daß Diejenigen bei der Fahne halten, die nur Christen sind! — „Denn durch Anwendung dieser von dem Hrn. Herausgeber an die Hand gegebnen Sätze würde er die Bibel preisgeben, um die Religion zu retten; aber welche Religion?" — Welche? Die nämliche, aus welcher die Bibel entstand. Die nämliche, die man in spätern Zeiten, als sie in ihrer ursprünglichen Lauterkeit sollte verloren gegangen sein, wieder aus der Bibel zog. Oder ist noch keine zuverlässig daraus gezogen worden? Ist die daraus gezogene nur provisorie, nicht wirklich die christliche? Das muß wol; denn der Hr. Pastor sagt so ganz entscheidend: „Gewiß nicht die christliche, als welche mit der Bibel steht und fällt." — Das thut mir leid! Und die Bibel steht und fällt? Doch wol mit ihrer Theopneustie? Allerdings muß er sagen: Wenn ohne Bibel kein Christenthum ist, so ist ohne Theopneustie keine Bibel.

Und hier sei mir erlaubt, mich auf die Stelle eines Andern zurückzuziehen, an welche mich die nämlichen Worte stehen und fallen erinnern. „Die Frage," sagt ein Mann,*) der sich um die Bibel zu verdient gemacht hat, als daß es ihm, nach des

*) Michaelis, in s. Einleitung in die Schriften des N. T., S. 73. n. a. — [Der berühmte Göttinger Professor Johann David Michaelis (1717—1791) ist der eigentliche Begründer der Einleitungswissenschaft in das N. T. Seine „Einleitung in die göttlichen Schriften des Neuen Bundes" erschien zuerst im Jahre 1750 zu Göttingen in einem Bde.; 2. Aufl. 1765; 3. Aufl. 1777; 4. Aufl. 1788. 2 Bde. 4°. — A. d. H.]

Hrn. Pastors eigner Art zu folgern, nicht mit der christlichen Religion ein Ernst sein sollte, — „die Frage, ob die Bücher des N. Testaments von Gott eingegeben sind, ist der christlichen Religion nicht völlig so wichtig als die vorige, ob sie ächt sind. Sie steht und fällt nicht so schlechterdings mit ihr. Gesetzt, Gott hätte keines der Bücher des N. Testaments inspirirt, sondern Matthäum, Marcum, Lucam, Johannem, Paulum blos sich selbst überlassen, zu schreiben, was sie wußten, die Schriften wären aber nur alt, ächt und glaubwürdig, so würde die christliche Religion die wahre bleiben. Die Wunder, durch die sie bestätiget ist, würden ihre Wahrheit ebenso gut beweisen, wenn auch die Zeugen derselben nicht inspirirte, sondern blos menschliche Zeugen wären; denn ohnehin setzen wir bei Untersuchung der Wahrheit dieser Wunder gar nicht das göttliche Ansehen der Schriftsteller zum Voraus, sondern betrachten sie blos als menschliche Zeugen. Wären die Wunder wahr, die der Evangelist erzählte, so würden auch die Reden Christi, die dadurch bestätiget sind, ein untriegliches Gottes Wort sein, doch mit dieser kleinen Furcht und Ausnahme, daß der Erzähler vielleicht etwas nicht recht gefasset und es uns nicht völlig richtig aufbehalten haben könnte; und aus den Briefen der Apostel, gesetzt, sie hätten in Nebensachen gefehlt, würden wir doch die so oft wiederholten Hauptsachen der christlichen Religion, die zu predigen Christus sie aussandte, so gut lernen können, als etwa aus Bülfingern[1]) Wolffens Lehrsätze der Philosophie. Es wäre also ganz wohl möglich, daß Jemand an der göttlichen Eingebung der sämmtlichen Schriften des N. T. einen Zweifel hätte, oder sie sogar leugnete, und doch die christliche Religion von Herzen glaubte; ja, es giebt wirklich so Denkende, zum Theil in der Stille, zum Theil auch öffentlich, die man nicht sogleich zu den Unchristen rechnen darf. Gar nicht zu ihrer Verunglimpfung, sondern blos als Factum sei es gesagt: manche alte Ketzer, die die Schriften des N. Testamentes für ächt, aber doch nicht für untriegliches Principium cognoscendi gelten ließen, sondern sich zu Richtern über die Apostel aufwarfen, könnten wol ebenso gedacht haben." —

---

1) Georg Bernhard Bilfinger (Bülfinger oder Bülffinger, 1693—1750) ist einer der bedeutendsten Wolffianer. Er schrieb eine „Disput. de triplici rerum cognitione, historica, philosophica et mathematica", Tub. 1722, eine „Commentatio de harmonia animi et corporis humani maxime praestabilita ex mente Leibnitii", Fıcf. et Lips 1723, u. A. — A. d. H.

Wie weit würde der Schutz dieser Stelle über mich herausreichen, wenn ich unter dieser Stelle Schutz suchen müßte! Aber das brauche ich nicht, und noch weniger habe ich die Sitte boshafter Bettelleute hiermit nachmachen wollen, die sich einen hastigen Hund nicht anders vom Leibe zu halten wissen, als dadurch, daß sie ihn auf einen andern hetzen. Denn wenn ich den Hrn. Pastor Goeze kenne, so versteht er seinen Vortheil zu wohl, daß er nicht lieber mich festhalten, als frischerdings auf einen Michaelis losgehen sollte.

Anti-Goeze.

Multa sunt sic digna revinci, ne gravitate adorentur.

Tertullianus.

D. i. Nothgedrungener Beiträge
zu den Freiwilligen Beiträgen des Hrn. Past. Goeze

Erster.
(Gott gebe, letzter!)

———3

(S. 71tes Stück der Freiwilligen Beiträge.[1]))

Lieber Herr Pastor,

Poltern Sie doch nicht so in den Tag hinein! ich bitte Sie. — Ich gehe ungern daran, daß ich meiner Absage schon so bald nachleben muß. Aber Sie glaubten wol sonst, es sei mein Ernst nicht. — Sehen Sie also, welchen Plan zu meiner Fehde gegen Sie ich hiermit anlege. Auch schließen Sie auf den Ton aus dem Lemma[2]) des Tertullian und den fernern Worten, die bei ihm folgen. Ueberschreien können Sie mich alle acht Tage; Sie wissen, wo. Ueberschreiben sollen Sie mich gewiß nicht.

Gott weiß es, ich habe nichts dagegen, daß Sie und alle Schulrectores in Niedersachsen gegen meinen Ungenannten zu Felde ziehen. Vielmehr freue ich mich darüber; denn ebendarum zog ich ihn an das Licht, damit ihn recht Viele prüfen, recht

---

1) Ueber die „Freiwilligen Beiträge" vergl. S. 100. — A. d. H.

2) Lemma (eig. das Genommene, vom griech. λαμβάνειν, nehmen) hier so viel wie „entlehnter Satz", „Wahlspruch", „Motto". — A. d. H.

Viele widerlegen könnten. Ich hoffe auch, er wird noch Zeit genug unter die rechten Hände kommen, unter welchen er mir noch nicht zu sein scheinet; und sodann glaube ich wirklich der christlichen Religion durch seine Bekanntmachung einen größern Dienst erwiesen zu haben als Sie mit allen Ihren Postillen und Zeitungen.

Wie? weil ich der christlichen Religion mehr zutraue als Sie, soll ich ein Feind der christlichen Religion sein? Weil ich das Gift, das im Finstern schleichet, dem Gesundheitsrathe anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben? Denn kurz, Herr Pastor — Sie irren Sich sehr, wenn Sie glauben, daß der Ungenannte ganz aus der Welt geblieben wäre, wenn ich ihm nicht hereingeholfen hätte. Vernehmen Sie, daß *das* Buch ganz existiret, und bereits in mehrern Abschriften existiret, wovon, ich weiß nicht wie, nur Fragmente des *ersten Entwurfs* sich in *die* Bibliothek verlaufen haben, die ich der Welt freilich nutzbarer hätte machen können, wenn ich alle darin befindlichen plattdeutsche Bibeln von Wort zu Wort für Sie conferiret hätte.[1])

Versichern Sie indeß nicht selbst, daß diese *leidigen* Fragmente schon ein paar Werke hervorgebracht haben, deren Nutzen den besorglichen Schaden derselben unendlich überwiege? Und ich, ich, der ich die causa sine qua non dieser vortrefflichen Werke

---

1) Obige Stelle bezieht sich auf eine Gefälligkeit, die Göze von Lessing erbeten, und die sonst jeder Bibliothekar einem jeden fremden Gelehrten gern zu erzeigen pflegt. Göze erzählt darüber („Lessing's Schwächen", S. 28 f.): „Als ich anfing, an meiner Historie der Niedersächsischen Bibeln .... zu arbeiten, und die erste Ausgabe des Niedersächsischen Neuen Testaments, welche 1523 zu Wittenberg von Melchior Lotther gedruckt worden, recensiren wolte; so hatte ich davon kein anders Exemplar, als ein, hier auf der Stadtbibliothek befindliches, dem aber das letzte Blat fehlete, auf welchem allein der Nahme des Druckers, der Ort und die Jahrzahl befindlich ist .... Da ich aber wuste, daß sich davon ebenfals ein, und zwar volständiges Exemplar ... in der wolfenbüttel'schen Bibliothek befand; so schrieb ich an Herrn Leßing. Ich legte ihm ein Blat bey, auf welches ich verschiedene unfehlbare Merkmahle des in meinen Händen befindlichen Exemplars, mit Anführung der Blatzahl und der Columne verzeichnet hatte. Ich ersuchte ihn, diese Merkmahle mit dem dortigen Exemplare zu vergleichen, und wenn sich, wie ich gewis glaubte, die Uebereinstimmung fünde, unter das Blat blos das Wort: Concordat nebst seinem Nahmen zu setzen, und mir alsdenn solches zurück zu schicken." Göze's Brief traf Lessing am Sterbebette seiner Frau und blieb unbeantwortet. Daß Göze über diese, wie er glaubte, absichtliche Vernachlässigung von Seiten des „Hofrathes", wie er selbst sagt, „verdrießlich" wurde, ist erklärlich und entschuldbar; daß es ihn aber „in Harnisch gebracht" und in seinen Streit mit Lessing „persönliche Gereiztheit" gemischt (vgl. Guhrauer. II. 2. 176, u. Stahr, II. 239), erscheint durch die Thatsachen nicht begründet. — A. d. H.

bin, sollte des Falls ein Reichshofrathsconclusum[1]) zu besorgen haben? Vielmehr verspreche ich mir eine Belohnung von dem Reichshofrathe, sobald es nicht blos die traurige Pflicht des Reichshofraths sein wird, Unrecht zu steuern und böse Handlungen zu ahnden, — sobald aufgeklärtere, tugendhaftere Zeiten, wie wir unter einem Joseph II. sie uns immer mehr und mehr versprechen dürfen, auch dem Reichshofrathe Muße und Stoff geben werden, verborgene Tugend aufzusuchen und gute Thaten zu belohnen. Bis dahin hat es wenigstens keine Noth, daß nur Einer in den ersten Gerichten des Reichs sein sollte, der so dächte — wie Goeze.

Schön, vortrefflich, ganz in Luther's Geiste ist es von diesem Luther'schen Pastor gedacht, daß er den Reichshofrath zu einem Schritte gern verhetzen[2]) möchte, der, vor zweihundertundfunfzig Jahren mit Ernst gethan, uns um alle Reformation gebracht hätte! Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doctor der Theologie hat? Wenn es itzt keinem Doctor

---

1) Die Worte Göze's, auf welche Lessing sich hier allein beziehen kann und in denen er eine Drohung mit dem Reichshofrathe zu finden glaubt, lauten: „Die Fragmente eines Ungenannten, welche der Herr Hofrath Leßing durch den Druck der Welt mitgetheilet, sonderlich das fünfte unter denselben, in welchem der Verfasser die Wahrheit der Auferstehung Christi zu stürzen, und die Apostel als die ärgsten Betrüger und Lügner darzustellen sucht, sind gewis das ärgste, das man denken kan. Nur derjenige kann Unternehmungen von dieser Art als etwas gleichgültiges ansehen, der die christliche Religion entweder für ein leeres Hirngespinst, oder gar für einen schädlichen Aberglauben hält, und der nicht eingesehen hat, oder nicht einsehen wil, daß die ganze Glückseligkeit der bürgerlichen Verfassung unmittelbar auf derselben beruhe, oder der den Grundsatz hat: So bald ein Volk sich einig wird, Republik seyn zu wollen, so darf es, folglich die biblischen Aussprüche, auf welchen die Rechte der Obrigkeit beruhen, als Irthümer verwirft." („Etwas Vorl.", S. 18.) — A. d. H.

2) Worauf Lessing hier eigentlich hinzielt, ist nicht klar ersichtlich. Der Reichshofrath hatte schon unter dem 26. Febr. 1778, also mehrere Monate vor der Abfassung obiger Worte, Bahrdt's „Neueste Offenbarungen Gottes" verboten, und es ist daher die Möglichkeit einer „Verhetzung" dazu durch Göze ausgeschlossen. Auch auf Göze's Schrift gegen diese „Neuesten Offenbarungen Gottes" können sich Lessing's Worte nicht wohl beziehen, da diese Schrift schon im Jahre 1773 erschienen war, Lessing aber von einer gegenwärtig beabsichtigten Verhetzung redet. Daß sich Göze gegen den Ausdruck „verhetzen" verwahrt („Lessing's Schwächen", S. 95 ff.), wird man ihm nicht verdenken können. Göze hatte in jener Schrift den nicht gerade schwierigen Nachweis geführt, daß Bahrdt's angebliche Uebersetzung des N. T. „eine vorsätzliche Fälschung und frevelhafte Schändung des Wortes Gottes" sei. Eine solche Fälschung sind Bahrdt's „Neueste Offenbarungen Gottes" ohne Frage, und es bleibt deshalb auffällig, daß Lessing dieses Machwerk mit Luther's Uebersetzung der Bibel auf eine Stufe stellt. — A. d. H.

der Theologie erlaubt sein soll, die Bibel aufs Neue und so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann, so war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich setze hinzu: so war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu übersetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit, nämlich gegen die, daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen werde. Den Ungrund dieses von seiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erst erweisen; er mußte die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten; er mußte sie als schon erfochten voraussetzen, ehe er sich an seine Uebersetzung machen konnte. Das Alles braucht ein itziger protestantischer Uebersetzer nicht; die Hände sind ihm durch seine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundsatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache lesen dürfe, lesen müsse, nicht genug lesen könne. Er thut also etwas, was ihm Niemand streitig macht, d a ß er es thun könne, anstatt daß Luther etwas that, wobei es noch sehr streitig war, o b er es thun dürfe. — Das ist ja sonnenklar. — Kurz, B a h r d t e n s oder eines andern Itztlebenden Uebersetzung verdammen, heißt der Luther'schen Uebersetzung den Proceß machen, wenn jene auch noch so sehr von dieser abgehen. Luther's Uebersetzung ging von den damals angenommenen Uebersetzungen auch ab; und mehr oder weniger, darauf kömmt nichts an.

Der wahre Lutheraner will nicht bei Luther's Schriften, er will bei Luther's Geiste geschützt sein; und Luther's Geist erfodert schlechterdings, daß man k e i n e n Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert A l l e daran, wenn man auch nur E i n e m verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntniß Andern mitzutheilen. Denn ohne diese Mittheilung im Einzeln ist kein Fortgang im Ganzen möglich.

Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, daß unsere Luther'schen Pastores unsere Päpste werden; — daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen; — daß diese unserm Forschen, der Mittheilung unsers Erforschten Schranken setzen dürfen: so bin ich der Erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertauscht. — Hoffentlich werden Mehrere so entschlossen denken, wenngleich nicht Viele so entschlossen reden dürften. Und nun, Herr Pastor, arbeiten Sie nur darauf los, so viele Protestanten als möglich wieder in den

Schooß der katholischen Kirche zu scheuchen! So ein Luther'scher Eifrer ist den Katholiken schon recht. Sie sind ein Politicus wie ein Theolog. —

Das eine der vortrefflichen Werke, die ohne mich in des Nichts unfruchtbaren Lenden geblieben wären, sind die Unterredungen meines Nachbars, dessen gutem Willen ich bereits in meiner Duplik alle mögliche Gerechtigkeit erwiesen habe. Sie wissen nun ohne Zweifel, Herr Pastor, daß damals, als Sie mich auffoderten, auf diese Unterredungen zu antworten, ich bereits darauf geantwortet hatte. Die Reihe zu reden ist nun an Ihnen, und es soll mich verlangen, wie weit es Ihre Exegetik treiben wird, das Wort Gottes in den Augen vernünftiger Menschen lächerlich zu machen. Es soll mich verlangen, aus welchen Gründen, mit welcher Stirne Sie die unverdauten Einfälle eines vermuthlichen Laien, wie mein Nachbar ist, den weit bessern Antworten vorziehen werden, die auf die Einwürfe meines Ungenannten schon vorhanden waren. —

Das zweite dieser Werke ist des Herrn Mascho Vertheidigung der christlichen Religion oder, wie ich lieber sagen möchte, die Vertheidigung der christlichen Religion des Herrn Mascho. Denn wahrlich, die Vertheidigung ist nicht so sehr sein eigen als die Religion, die er vertheidiget. Und was? diese hätten Sie gelesen gehabt, Herr Pastor, ganz gelesen gehabt, als Sie das 71ste Mal dieses Jahr in Ihr Horn stießen? — Ja?

So kann es denn das Publicum nicht zeitig genug erfahren, wie mancherlei Maaß und Gewichte Goeze und Compagnie in Hamburg haben! [1])

Es thut mir leid, daß ich dieses sonst gute Haus so

---

1) Göze erklärte im 30. Beitrage des „Altonaer Postreuters", „daß er die fragliche Recension des Mascho'schen Buches gar nicht verfaßt habe." Richtet sich nun auch Lessing's obige Beschuldigung „mancherlei Maaßes und Gewichtes" gegen „Göze und Compagnie", so erscheint dagegen die weitere Ausführung, welche Göze ganz allein verantwortlich macht, nicht als gerechtfertigt; denn Göze war thatsächlich weder Redacteur, noch, wie Lessing in seiner „Antwort" (unten, S. 157) sich ausdrückt, Director der „Freiwilligen Beiträge", sondern lieferte nur dann und wann Aufsätze in diese Zeitschrift und hatte sonst kein Verhältniß zu derselben. Das von Lessing in seiner Antwort angeführte Beispiel Nicolai's und der „Allgemeinen Bibliothek" ist hiemit nicht zu vergleichen; das Verhältniß Göze's war das eines dem Unternehmen fernstehenden zeitweiligen Correspondenten, während Nicolai das anregende, leitende und bestimmende Element der von ihm herausgegebenen „Allgemeinen Bibliothek", die wirkliche Seele des Unternehmens war. — A. d. H.

blamiren muß. Aber warum braucht es auch sein richtiges volles Gewicht nicht wenigstens gegen seine alten Freunde? Warum will es mit seinem richtigen vollen Gewichte sich nur erst Freunde machen, aber nicht erhalten?

Armer Mascho, lassen Sie den neidischen Mann, der alle Handlungen einzig in seine Canäle lenken will, nur erst mit mir fertig sein! er wird Sie schon auch nach Hause leuchten. Itzt thut er mit Fleiß, als ob er nicht merkte, auf welcher Seite Sie hinken. Er braucht Hilfe, Tros Rutulusve fuat, — seine Partie muß sich wenigstens in den Zeitungen immer vergrößern. Aber warten Sie nur!

Doch ist es nicht unschicklich, in einem Briefe einen Andern anzureden als Den, an welchen der Brief gestellet ist? Ich wende mich also wieder zu Ihnen, Herr Pastor, und frage Sie nochmals: haben Sie des Herrn Mascho Vertheidigung, welche Sie so rühmen, wirklich gelesen?

Wirklich? — Nun, so ist es erwiesen, Herr Pastor, was ich Ihnen Schuld gebe. Sie haben mancherlei Maaß und Gewicht, welches dem Herrn ein Gräuel ist. Mit einem andern bevortheilen Sie mich, mit einem andern bedienen Sie den Herrn Mascho. Wovor Sie bei mir Andere warnen, das preisen Sie bei ihm Andern an. Die nämlichen Species, die Sie nach meiner Verschreibung als gefährlich und tödtlich nicht administriren wollen, verkaufen Sie auf sein Recipe in der nämlichen Quantität oder in einer noch bedenklichern als höchst unschuldig und heilsam.

Oder das Ding, Herr Pastor, in Ihrer sinnreichen Metapher des strohernen Schildes auszudrücken: Herr Mascho streitet schlechterdings unter dem nämlichen strohernen Schilde, mit welchem Sie mich der Welt so lächerlich und verdächtig gemacht haben. Wie kömmt es denn, daß dieses stroherne Schild nur an meinem Arme schlimmer als keines ist, an seinem aber für eine gar hübsche taugliche Waffe passiren muß?

Nämlich behauptet nicht auch Herr Mascho (S. 10), daß die Bibel zwar eine Offenbarung enthält, aber keine ist?

Unterscheidet nicht auch Herr Mascho (S. 249) den Buchstaben von dem Geiste der Bibel?

Lehret nicht auch Herr Mascho (S. 202), daß die Religion eher gewesen als die Bibel?

Und sind denn das nicht die drei Sätze, um welche der Herr Pastor den Tanz mit mir angefangen?

Sie können nicht sagen, Herr Pastor, daß Sie diese Sätze bei ihm nicht gefunden. Denn sie stehen nicht allein mit deutlichen Worten da, sondern Alles, Alles, was Herr Mascho sagt, bezieht sich, gründet sich darauf.

Ja noch mehr: ebendiese Sätze, die ich für bloße Betrachtungen gebe, mit welchen sich Diejenigen beruhigen können, die sich an dem Christenthume ohne Theologie begnügen wollen oder begnügen müssen, ebendiese Sätze macht Herr Mascho zu Grundsätzen, nicht des Christenthums, sondern der Theologie.

Denn das ganze System von Inspiration, welches Sie annehmen, Herr Pastor, in dessen Geiste Sie die uns gemeinschaftlichen, aber nicht zu einerlei Absicht gemeinschaftlichen Sätze bei mir anfeindeten, was ist es dem Herrn Mascho? — Was es mir bei Weiten noch nicht ist.

Es ist ihm ebendas, was meinen Ungenannten in den Naturalismus gestürzt hat. Es ist ihm das, was jeden nicht besser organisirten Kopf, als meinem Ungenannten zu Theil geworden war, in den Naturalismus nothwendig stürzen muß. Das ist es ihm; das ist es ihm auf allen Blättern.*)

Und nun, Herr Pastor, sein Sie auf Ihrer Hut! Ich warne Sie auf den Wink des Herrn Mascho. Ehe Sie es Sich versehen, liegen Sie, nach dem Herrn Mascho, in ebendem Abgrunde, in welchem mein Ungenannter nun jammert, und dann ist keine Hilfe für Sie, als entweder da zu verzweifeln, oder mit Eins alle den Plunder aufzugeben, der noch vor 50 bis 60 Jahren in unsern Lehrbüchern Religion hieß,**) und alle die schönen Siebensachen dafür anzunehmen, die man seit dieser Zeit in der Religion erfunden hat und noch täglich erfindet.***)

Sogar werden Sie gezwungen sein, solcher schönen Siebensachen nicht wenige anzunehmen, die Herr Mascho selbst unter Ihren Augen erfindet. Er hat bereits Dinge in seinem Körbchen, die jedem guten Alltagschristen völlig fremd und unerhört sind: über gewisse jüdische Ideen, die wir sehr unrecht ganz vergessen haben;†) über das große Pfingstwunder;††) über — was weiß ich!

---

*) S. Vorr., IV, VIII, X, XII; desgleichen in der Schrift selbst, S. 258, 271, 306, und wo nicht?

**) Vorr., XV.

***) S. 3, 4.

†) S. 82.

††) S. 113.

Und o, welch neues Unglück drohet dem Hamburgischen Katechismus wieder in Hamburg selbst! Denn Herr Mascho ist mit nichts weniger zufrieden als mit unsern bisherigen Religionsunterrichten, deren nothwendige Berichtigung und Verbesserung er aus den leidigen Fragmenten meines Ungenannten erst recht erkannt hat. Seine, seine Ideen müssen vor allen Dingen in unsere Katechismen, oder es geht nimmermehr gut!*)

Wie, Herr Pastor? das wollten Sie gestatten? Als unserm guten Freunde Alberti[1]) ehedem so etwas beifiel, wem hat es die Hamburgische Kirche zu danken, daß er nicht damit durchdrang, als Ihnen? Und nun sollte Herr Mascho damit durchdringen, indem Ihre ganze Aufmerksamkeit, Ihr ganzer Eifer nur auf mich gerichtet ist?

Erkennen Sie doch die Diversion, die man Ihnen zu machen sucht, und lassen mich in Ruhe! Es könnte ja gar sein, daß ich und Mascho uns verstünden! Doch das muß ich Ihnen nicht zweimal sagen, wenn unsre List gelingen soll.

---

*) Vorr., XIII; S. 26, 36, 71, 111, u. m.

1) Alberti war seit 1755 Diakonus an der Katharinenkirche in Hamburg, also Göze's nächster Amtsbruder. Seine „Anleitung zum Gespräch über die Religion" erschien im December 1771. In der Vorrede bemerkt Alberti, „wenn sich irgend Einer finden sollte, der auch nur von fern die Absicht merken ließe, seine Rechtgläubigkeit in Verdacht zu ziehen, so werde er nicht weiter Wissenschaft davon nehmen, viel weniger sich mit einem Solchen in einen Streit einlassen." Er deutet hiemit auf Göze hin, der allerdings schon mehrfach mit ihm in theologische Streitigkeiten verwickelt war (man vergl. z. B. die im Anhang zum XVII. Theile unserer Ausgabe mitgetheilte Predigt Lessing's „über zwei Texte"). Da nun die „Anleitung" alle Grundlehren der christlichen Kirche entweder ignorirte oder rationalistisch verwässerte, so war es erklärlich, daß Göze gegen die Verbreitung dieses „Katechismus" in seiner Gemeinde protestirte. Während des darauf sich entspinnenden Streites starb Alberti, am 30. März 1772, an der Schwindsucht. Hierauf bezieht sich Lessing's Bemerkung im 11. Anti-Göze (S. 210). — A. d. H.

Anti-Goeze.

Bella geri *placeat* nullos habitura triumphos!

Luc.

Zweiter.

————4

Mein Herr Hauptpastor,

Ich erhielt Ihr Etwas Vorläufiges gegen meine — wenn es nicht Ihre erste Lüge ist — mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion rc. am Abend des Osterabends[1]) und hatte noch eben Zeit, den herrlichen Vorlauf zu kosten. Der soll mir auf das Fest schmecken! dachte ich. Und er hat mir geschmeckt. Gott gebe, daß mir der Nachlauf zu seiner Zeit auch so schmecken, auch so wohl bekommen mag!

Aber was das nun wieder ist! Der Herr Hauptpastor verweisen mir in Ihrem Etwas Vorläufigen, welches ich der Geschmeidigkeit wegen lieber das Vorläufige Etwas nennen will, mit so vielem Ernst und Nachdruck meine Aequivoken*)

---

1) D. i. „des Ostersonnabends". — Der etwas weitläufige Titel von Göze's erster Schrift lautet: „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofraths Leßlng's mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion, und auf den einigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift". — A. d. H.

*) Der Herr Hauptpastor schreiben Equivocen, und das mehr wie einmal (S. VII, IX, 55). Es kann also weder Schreib= noch Druckfehler sein; sondern diese spaßhafte Orthographie ward beliebt, — um auch ein Wortspielchen zu machen. *Aequivocum*, quasi dicas *equi vocem*. Denn freilich, was ist äqui=

und Wortspiele, und dennoch mache ich schon wieder ein so häßlich Ding und äquivocire und wortspiele mit vorläufig und Vorlauf, ohne auch nur im Geringsten vorher zu erklären, ob ich den Vorlauf von der Kelter oder von der Blase verstehe.

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpastor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden ist! Jeder Mensch hat seinen eignen Stil so wie seine eigne Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum Besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am Reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir schreiben, aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wol nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein schwanker, schiefer Sinn liegen muß? daß Niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten

---

voker als das Wiehern des Pferdes? Für den Cardanus zwar nicht, aber doch für uns Andere, die wir uns auf das Wiehern nicht so gut verstehen als Cardanus. — Oder sollte der Herr Hauptpastor hier wol noch spaßhafter sein wollen und zugleich ein Wort im Sinne gehabt haben, welches Luther in seinem Hanswurst von Wolfenbüttel braucht? Der Bibliothekar zu Wolfenbüttel erinnerte ihn an dies Buch, dies Buch an dies Wort, und ich freue mich herzlich, daß ich seinem Witze so auf die Spur komme. Das nenne ich doch noch eine Nachahmung Luther's! — [Ueber Hieronymus Cardanus vergl. Th. XIV. S. 19 f. Er erklärt die Astrologie, Chiromantie, Alchemie und Magie bald für trügerische Künste, bald lehrt er selbst magische Charaktere zeichnen, schreibt sich einen Genius oder Spiritus familiaris zu, leitet alle Schicksale und Fehler der Menschen aus der bei ihrer Geburt stattfindenden Constellation her und giebt sich selbst für einen Propheten und Thaumaturgen aus, der aus dem Wiehern eines Pferdes und anderen Anzeichen Schicksale und Zukunft vorauszusagen verstehe. — Die ziemlich unsaubere Stelle aus Luther's Schrift „Wider Hans Wurst" (d. h. wider Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel), auf die Lessing anspielt, lautet wörtlich: „Du solltest nicht ehe ein Buch schreiben, du hättest denn ein F..z von einer alten Sau gehöret, da solltest du dein Maul gegen auffsperren und sagen: Dank habe du schöne Nachtigall, da höre ich einen Text, der ist für mich. Halt vest Rüdem (wol = Rüde, d. i. Hatzhund), das wird gut in ein Buch zu drücken, nirgend denn zu Wolfenbüttel, wider die Schristler, und den Churfürsten. O wie sollen sie die Nasen davor zuhalten, und werden müssen bekennen, daß Heinz Potzenhut auch ein Schreiber sey worden; ja, so solltest du Bücher schreiben, die könntest du verstehen." Luther's Werke v. Walch, Bd. 17. S. 1726. — A. d. H.]

Ausdruckes bedienet? daß den kalten, symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt ächten Glanz und muß auch bei Spötterei und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen.

Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Stil! — Ich gebe den meinen aller Welt preis, und freilich mag ihn das Theater ein Wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichnen soll; und Alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht wie Ovid die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler, er ist seine Erbsünde. Nämlich er verweilt sich bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus, wodurch er sich nicht selten in allzu entfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatische Arbeiten mit verstärkt haben; denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben, weil es wol gewiß ist, daß in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Uebergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der Eine oder der Andere braucht. Diese Erscheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Geschmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdecket, der uns am Besten weiterbringen kann! Und so wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den besten prosaischen Schriftsteller bilde. Ich denke sogar, selbst Cicero, wenn er ein besserer Dialogist gewesen wäre, würde in seinen übrigen in Eins fortlaufenden Schriften so wunderbar nicht sein. In diesen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nämliche, die sich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfodern einen gesetzten, immer gleichen Schritt,

dieser verlangt mitunter Sprünge, und selten ist ein hoher Springer ein guter ebner Tänzer.

Aber, Herr Hauptpastor, das ist mein Stil, und mein Stil ist nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings soll auch meine Logik sein, was mein Stil ist: eine Theaterlogik. So sagen Sie. Aber sagen Sie, was Sie wollen, die gute Logik ist immer die nämliche, man mag sie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, sie anzuwenden, ist überall die nämliche. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde sie gewiß auch zu einer Predigt nicht entstehen; so wie Der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hilfe auch eine nur erträgliche Komödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerschöpflichste Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham[1]) gute Komödien gemacht hätte? Gewiß nicht; denn seine Predigten sind allzu elend. Aber wer zweifelt wol, daß Molière und Shakespeare vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn sie anstatt des Theaters die Kanzel hätten besteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpastor, den guten Schlosser[2]) wegen seiner Komödien so erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: Darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich: Warum nicht, wenn er kann? Die zweite: Darf ein Komödienschreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: Warum nicht, wenn er will? —

Doch wozu alles dieses Geschwätz? Was gehen mich itzt die Armseligkeiten des Stils und Theaters an, itzt, da ein so schreckliches Halsgericht über mich verhangen wird? — Da steht er, mein unbarmherziger Ankläger, und wiehert Blut und Verdam-

---

1) Pater Abraham a Sancta Clara, eigentlich Ulrich Megerle (geb. 1642, seit 1669 kaiserlicher Hofprediger in Wien, gest. 1709), ist berühmt durch den possenhaften und burlesken Ton, der in seinen Schriften und namentlich auch in seinen Predigten herrscht. Letztere sind bekanntlich das Vorbild zu der Kapuzinade in „Wallenstein's Lager". — A. d. H.

2) Schlosser hatte als Student einige Schauspiele geschrieben und ließ dieselben, als er bereits Pastor in Bergedorf bei Hamburg war, von der Ackermann'schen Gesellschaft aufführen und schließlich auch drucken. Darüber griff ihn Göze (1769) an, indem er erklärte, es gezieme sich für einen Pastor nicht, zugleich für die Bühne und für die Kanzel zu arbeiten. Es folgte ein heftiger Streit, in dem sich Göze durch eine eigene Schrift: „Ueber die Unsittlichkeit der heutigen Schaubühne" zu rechtfertigen suchte (1770). Lessing's Verdienste um das Drama werden in dieser Schrift ausdrücklich anerkannt mit der Bemerkung, daß hier das Werk den Meister lobe. — A. d. H.

mung; und ich einfältiger Tropf stehe bei ihm und lese ihm ruhig die Federn vom Kleide. —

Ich muß, ich muß entbrennen, — oder meine Gelassenheit selbst, meine Kälte selbst machen mich des Vorwurfs werth.

Wie, Herr Hauptpastor? Sie haben die Unverschämtheit, mir mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf die christliche Religion Schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu schreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie itzt an mir verdammen, ich ehedem aus Ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern werth. Daß ich Ihre Stirn nicht habe, das allein hindert mich. Ich unterstehe mich nicht, zu sagen, was ich nicht erweisen kann; und Sie — Sie thun alle sieben Tage, was Sie nur einen Tag in der Woche thun sollten. Sie schwatzen, verleumden und poltern; für Beweis und Eviction mag die Kanzel sorgen.

Und die einen so infamirenden Titel führet, — was enthält diese Goezische Scharteke? Nichts enthält sie als elende Recensionen, die in den Freiwilligen Beiträgen schon stehen, oder werth sind, darin zu stehen. Doch ja, sie enthält auch einen zum dritten Male aufgewärmten Brei, den ich längst der Katze vorgesetzt habe. Und dennoch sollen und müssen sich des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo diesen beschnuffelten, beleckten Brei wieder in den Mund schmieren lassen.

Ist es von einem rechtschaffenen Gelehrten — ich will nicht sagen von einem Theologen — begreiflich, daß er unter einem solchen Titel widerlegte Beschuldigungen nochmals in die Welt schickt, ohne auf ihre Widerlegung die geringste Rücksicht zu nehmen? — „So hat er denn wol von dieser Widerlegung nichts gewußt?" — O doch! Er weiß sehr wohl, daß sie vorhanden ist; er hat davon gehört; nur gelesen hat er sie noch nicht, und nach dem Feste wird es sich zeigen, ob er es für nöthig findet, darauf zu antworten. —

Und inzwischen, Herr Hauptpastor, inzwischen haben Sie dennoch die Grausamkeit, Ihre Beschuldigungen zu wiederholen? in diesem geschärften Tone zu wiederholen? — Also sind Sie allwissend? Also sind Sie untrieglich? — Also kann schlechterdings in meiner Widerlegung nichts stehen, was mich in einem unschuldigern Lichte zeigte? was Sie einen Theil Ihrer Klage zurückzunehmen bewegen könnte? Also wie Sie eine Sache einmal an=

sehen, so, vollkommen so, sind Sie gewiß, daß Sie dieselbe von nun an bis in Ewigkeit ansehen werden?

In diesem einzigen Zuge, Herr Hauptpastor, stehen Sie mir ganz da, wie Sie leiben und leben. Sie haben vor dem Feste nicht Zeit, die Vertheidigung des Beklagten zu hören. Sie wiederholen die Anklage und schlagen seinen Namen getrost an Galgen. Nach dem Feste, nach dem Feste werden Sie schon sehen, ob auf seine Vertheidigung der Name wieder abzunehmen ist oder nicht!

Gegen einen solchen Mann wäre es möglich, die geringste Achtung beizubehalten? — Einem Dritten vielleicht. Aber nicht Dem, nach dessen Kopfe diese Steine zielen. Gegen einen solchen Mann sollte es nicht hinwiederum erlaubt sein, sich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmörderischer sein, als sein Verfahren ist?

Gleichwol, Herr Hauptpastor, befürchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Grenzen der Wiedervergeltung überschreiten werde! Ich werde diese Grenzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch so höhnend, auch noch so verachtend, auch noch so wegwerfend schreibe. Sie können einen ungesitteten Gegner vielleicht an mir finden, aber sicherlich keinen unmoralischen.

Dieser Unterschied zwischen ungesittet und unmoralisch, der sehr wichtig ist, obgleich beide Wörter ihrer Abkunft nach vollkommen das Nämliche bedeuten müßten, soll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre unmoralische Art zu disputiren will ich in ihr möglichstes Licht zu setzen suchen, sollte es auch nicht anders als auf die ungesittetste Weise geschehen können.

Itzt ist mein Bogen voll, und mehr als einen Bogen sollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersäufen wollen, tropfenweise auf den entblößten Scheitel fallen zu lassen.

Anti-Goeze.

> Avolent quantum volent paleae levis fidei quocunque afflatu tontationum, eo purior massa frumenti in horrea domini reponetur.
>
> *Tertull.*

Dritter.

5

Also — „meine mittelbaren und unmittelbaren feindseligen Angriffe auf die christliche Religion."

Nun dann! So hält Hr. Goeze doch wenigstens einen Spruch im Neuen Testamente für nicht eingegeben, für nicht göttlich, sondern für eine blos menschliche gute Lehre, von welcher er Ausnahmen nach Gutdünken machen darf. Verdammet nicht, so werdet Ihr auch nicht verdammt!

Zwar nein! Er selbst verdammt ja nicht. Er wiederholt nur die Verdammung, welche der h. Geist ausgesprochen. Er hat blos die Ehre und das Vergnügen, den Herren Basedow, Teller, Semler, Bahrdt,[1] den Verfassern der Allge-

---

1) Mit dem bekannten pädagogischen Neuerer Johann Bernhard Basedow (geb. 1723 in Hamburg, seit 1761 Professor am Gymnasium in Altona, gest. 1790 in Magdeburg) gerieth Göze seit 1764 in einen heftigen Streit, in welchem Letzterer für eine streng religiöse Erziehung der Jugend auftrat. — Wilhelm Abraham Teller (1734—1804) ist einer der bedeutendsten Berliner Aufklärungstheologen und langjähriger Mitarbeiter der „Allgemeinen deutschen Bibliothek". Seit 1767 war er Propst in Cöln an der Spree und Mitglied des Ober-

meinen Bibliothek,[1]) und meiner Wenigkeit die Verdammung anzukündigen. Denn da steht's: Wer nicht gläubt, der wird verdammt! — ihm nicht glaubt, nicht gerade das Nämliche glaubt, was er glaubt — wird verdammt!

Warum sollte er also nicht trotz seines fleißigen Verdammens, welches ja nur das unschuldige Echo des Donners ist, selig zu werden hoffen? Ich bilde mir ein, daß er selbst durch dieses Verdammen selig zu werden hoffet. Was Wunder? hoffte nicht jene fromme Hure durch Kinderzeugen selig zu werden? Die Worte, worauf sie sich gründete, stehn auch da.

Und wie säuberlich, wie sanft, wie einschmeichelnd er noch mitunter bei diesem kitzligen Geschäfte zu Werke geht! Ganz in dem Tone und in der Manier eines gewissen *Monsieur Loyal*[2]) in einer gewissen Komödie, die man vor gewissen Leuten nicht gern nennet. Er ist für meinen Ruhm — ha! was liegt an dieser Seifenblase? — er ist für meine Seligkeit so besorgt! Er zittert so mitleidig vor meiner Todesstunde! Er sagt mir sogar hier und da recht artige Dinge, — nur damit es mich nicht allzu sehr schmerze, daß er mich aus dem Hause meines Vaters wirft.[3])

Ce Monsieur Loyal porte un air bien déloyal!

Doch was thut Alles das zur Sache? Laßt uns die Beschuldigungen selbst vornehmen. — Genug, daß mich mein Herz nicht verdammet, und ich also mit aller Freudigkeit zu Gott einem jeden intoleranten Heuchler, der mir so kömmt, die Larve vom Gesicht

---

Consistoriums. — Johann Salomo Semler (1725—1790), seit 1751 Professor der Theologie in Halle, ist Begründer der historisch-biblischen Kritik und einer freieren Ansicht vom Kanon der h. Schrift. Gegen ihn hat Göze eine ganze Reihe von Streitschriften herausgegeben. — Ueber Göze's Streit mit Bahrdt vergl. S. 139. Anm. 2. — A. d. H.

1) Die von Christoph Friedrich Nicolai 1765 begründete und herausgegebene „Allgemeine deutsche Bibliothek", welche 1792 durch vom Ministerium Wöllner verursachte Censurschwierigkeiten mit ihrem 106. Bande zu erscheinen aufhören mußte, war das Hauptorgan der Berlinischen Aufklärung im Fridericianischen Zeitalter und stand mit dem orthodoxen Göze in häufiger Fehde. — A. d. H.

2) Monsieur Loyal heißt in Molière's „Tartüffe" der frömmelnde Gerichtsdiener, der (Act 5, Sc. 4) auftritt, um unter gottseligen Redensarten Herrn Orgon aus seinem eigenen Hause zu werfen. Mit den Worten:

„Ce monsieur Loyal porte un air bien déloyal"

charakterisirt ihn Dorine kurz und treffend. Auf Deutsch lassen sie sich etwa so wiedergeben: „Dieser Herr Redlich sieht recht unredlich aus." — A. d. H.

3) Nach Ev. Joh. 14, 2. — A. d. H.

reißen darf — und reißen will, — sollte auch die ganze Haut daran hängen bleiben!

Von meinen mittelbaren Angriffen demnach zuerst! — Unter diesen versteht der Hr. Hauptpastor „den von mir veranstalteten Druck der Fragmente und die von mir übernommene Advocatur des Verfassers derselben."

Jenes ist notorisch; ich kann es so wenig leugnen, als ich es leugnen möchte, wenn ich auch könnte. Dieses will ich durchaus von mir nicht gesagt, — wo möglich auch nicht gedacht wissen. Wenigstens in dem Sinne nicht, welchen der Hr. Hauptpastor damit verbindet.

Ich habe die Fragmente drucken lassen, und ich würde sie noch drucken lassen, wenn mich auch aller Welt Goezen darüber in den tiefsten Abgrund der Hölle verdammten. Die Gründe, warum ich es mit gutem Gewissen thun zu können geglaubt, habe ich verschiedentlich auch schon beigebracht. Aber Hr. Goeze will mir nicht eher zugestehen, daß diese Gründe das Geringste verfangen, als bis ich ihn überführe, daß die nämlichen Gründe mich rechtfertigen würden, „wenn ich Fragmente drucken ließe, in welchen die Gerechtsame des hohen Hauses, dem ich diene, die Ehre und Unschuld der ehemaligen großen und unbescholtenen Minister desselben und selbst des regierenden Herrn so angegriffen würden, als dort in jenen Fragmenten die Wahrheit der christlichen Religion, die Ehre und Unschuld der h. Apostel und selbst unsers ewigen Königs angegriffen wirklich werde."

Wie kindisch! und wie pfiffig, wie boshaft zugleich! — Denn lassen Sie uns doch, Hr. Hauptpastor, vor allen Dingen die Sache auf beiden Theilen erst gleichmachen. Sie haben eine Kleinigkeit auch in die andre Wagschale zu legen vergessen, und Sie wissen wol, im Gleichgewichte giebt jede Kleinigkeit den Ausschlag. Also nur dieses erst berichtiget, und ich hoffe, Sie werden mir das beizubringende glaubwürdige Zeugniß meiner Obern gütigst erlassen.

Nämlich nehmen Sie doch nur an, daß dergleichen historische und politische Fragmente, als durch deren Druck Sie mich gern auf das Eis führen möchten, von der Beschaffenheit wären, daß ihr Ungrund nicht allein klar und deutlich in die Augen leuchte, sondern sie zugleich auch einen unverhofften Anlaß und Stoff gäben, die Ehre und die Gerechtsamen des nämlichen Hauses noch von mehrern Seiten zu verherrlichen und zu erhärten: was ist sodann Ihr Zweifel, ob ich dergleichen Fragmente wol dürfe

drucken lassen? worauf gründet er sich? Darauf, daß es doch wol mit jener Ehre und jenen Gerechtsamen noch so ausgemacht nicht sei? Darauf, daß man einen wandelbaren Grund nicht noch mehr untergraben müsse? selbst in der Absicht nicht, ihn zu verstärken? — O, Herr Hauptpastor, das Durchlauchtigste Haus meines Herrn ist Ihnen für diese Schmeichelei, für diese Besorgniß recht sehr verbunden! recht sehr! — Darüber getraue ich mir allen Falls Ihnen ein glaubwürdiges Zeugniß von meinen Obern beizubringen.

Oder darf ich, was ich bei den Gerechtsamen des Hauses annehme, dem ich diene, bei der Wahrheit der Religion nicht annehmen, die ich bekenne? Darf ich nicht darauf rechnen, daß alle Einwendungen gegen diese wenigstens ebensowol zu beantworten sind als gegen jene? Darf ich nicht erwarten, daß auch hier neue Einwürfe neue Erörterungen, geschärftere Zweifel geschärftere Auflösungen veranlassen werden? Nicht?

„Allerdings!" ruft der Hr. Hauptpastor, „allerdings! Die Religion, betrachtet als Inbegriff der zu unsrer Seligkeit geoffenbarten Wahrheiten, gewinnet allerdings, je aufrichtiger und scharfsinniger sie bestritten wird. Aber das ist nur die objective Religion, nur die objective! Mit der subjectiven ist es ganz anders. Die subjective Religion verlieret unwidersprechlich durch dergleichen Bestreitungen unendlich mehr, als jene nur immer dadurch gewinnen kann! Folglich — —"

Und was ist diese subjective Religion? — „Die Gemüthsverfassung der Menschen in Absicht auf die Religion, ihr Glaube, ihre Beruhigung, ihr Vertrauen auf uns, ihre Lehrer. Die, die periclitiren bei jedem Worte, das in deutscher Sprache gegen unsere allerheiligste Religion geschrieben wird."

So? Bei Gott! ein tiefgedachter Unterschied, den ich ja in seinen Schulterminis zu lassen bitte, wenn er nicht ausgepfiffen und gerade gegen seine Bestimmung gebraucht werden soll.

Denn wenn es wahr ist, daß die Religion bei allen und jeden Anfällen, die auf sie geschehen, objective gewinnt und nur subjective verliert, wer will behaupten, daß es also nach dem größern Gewinne oder nach dem größern Verluste entschieden werden müsse, ob dergleichen Anfälle überhaupt zu dulden sind oder nicht? Ja, wenn Gewinn und Verlust hier völlig homogene Dinge wären, die man nur von einander abzuziehn brauche, um sich durch den Ueberrest bestimmen zu lassen! Aber der Gewinn ist wesentlich, und der Verlust ist nur zufällig. Der Gewinn

erstreckt sich auf alle Zeiten; der Verlust schränkt sich nur auf den Augenblick ein, so lange die Einwürfe noch unbeantwortet sind. Der Gewinn kömmt allen guten Menschen zu Statten, die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben; der Verlust trifft nur Wenige, die weder wegen ihres Verstandes, noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verlust trifft nur die paleas levis fidei, nur die leichte christliche Spreu, die bei jedem Windstoße der Bezweiflung von den schweren Körnern sich absondert und auffliegt.

Von dieser, sagt Tertullian, mag doch verfliegen, so viel als will! Avolent quantum volent! — Aber nicht so unsre heutigen Kirchenlehrer. Auch von der christlichen Spreu soll kein Hülschen verloren gehen! Lieber wollen sie die Körner selbst nicht lüften und umwerfen lassen.

Ueberhaupt läßt sich Alles, was Tertullian*) von den Ketzereien seiner Zeit mit so vieler Scharfsinnigkeit sagt, vollkommen auf die Schriften der Ungläubigen und Freigeister unsrer Zeit anwenden. Was sind diese Schriften auch anders als Ketzereien? Nur daß ihnen gerade noch das gebricht, was die eigentlichen Ketzereien so fürchterlich macht. Sie zielen unmittelbar auf keine Spaltung und Trennung; sie machen keine Parteien und Rotten. Die alten Ketzer lehrten mehr mündlich als schriftlich und fingen immer damit an, daß sie sich Anhänger zu verschaffen suchten, welche ihren vorzutragenden Lehren sogleich ein politisches Gewicht geben könnten. Wie viel unschädlicher schickt itzt ein Mißgläubiger seine Grillen blos in die Druckerei und läßt sie so viel Anhänger sich machen, als sie ohne sein weiteres Zuthun sich zu machen vermögen. —

Die freigeisterischen Schriften sind also offenbar das kleinere Uebel; und das kleinere Uebel sollte verderblicher sein als das große? Wenn das größere Uebel sein muß, auf daß Die, so rechtschaffen sind, offenbar werden, — ut fides habendo tentationem haberet etiam probationem: warum wollen wir das kleinere nicht dulden, das ebendieses Gute hervorbringt?

O Ihr Thoren! die Ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt und hier ein anders am felsigten Ufer zerschmettert! — O Ihr Heuchler! denn wir kennen Euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist Euch zu thun, Ihr hättet sie denn versichert; Euch

*) *De praescript. haereticorum.*

ist lediglich um Euer eignes Gärtchen zu thun, um Eure eigne kleine Bequemlichkeit, kleine Ergetzung. Der böse Sturmwind! da hat er Euch ein Lusthäuschen abgedeckt, da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt, da Eure ganze kostbare Orangerie in sieben irdenen Töpfen umgeworfen. Was geht es Euch an, wie viel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne Eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bei Eurem Zaune vorbei? oder nimmt die Backen wenigstens weniger voll, sobald er an Euren Grenzsteinen anlangt?

Wenn Tertullian von Denen, die sich zu seiner Zeit an den Ketzereien so ärgerten, über deren Fortgang so wunderten, sagt: „Vane et inconsiderate hoc ipso scandalizantur, quod tantum haereses valeant," was würde er von Ihnen sagen, Herr Hauptpastor, der Sie um die papierne Grundlage einer möglichen Ketzerei so ein Lärmen anfangen? Um Fragmente eines Ungenannten! Würde er nicht auch sagen: „Kurzsichtiger, — nihil valebunt, si illa tantum valere non mireris? Dein Lärmen selbst ist Schuld, wenn diese Fragmente mehr Schaden anrichten, als sie anzurichten bestimmt sind. Der Ungenannte wollte sich keinen Namen erschreiben; sonst hätte er sich genannt. Er wollte sich kein Häuschen sammlen; sonst hätte er's bei seinen Lebzeiten gethan. Mit einem Worte: der diese Fragmente drucken ließ, hat weit weniger Verantwortung als Du, der Du das laute Zeter über sie anstimmst. Jener hat nur gemacht, daß Mehrere sie lesen können; Du machst, daß Mehrere sie wirklich gelesen haben und nun lesen müssen." —

Vielleicht, daß der Herr Hauptpastor diesen Verweis aus dem Munde eines Kirchenvaters lieber hört als aus meinem! —

Antwort[1]) auf die Anzeige

im 30sten Beitrage des Altonaer Postreuters.

1) Habe ich denn auch dem Herrn Goeze die Recension des Mascho'schen Buchs einzig und allein in die Schuh gegossen? Habe ich nicht ausdrücklich gesagt: Goeze und Compagnie?

---

1) Ueber diese „Antwort" vergl. Anm. zu S. 141, und über die „Allgemeine Bibliothek" Anm. 1 zu S. 152. — A. d. H.

Die Compagnieschaft mit den Freiwilligen Beiträgern kann er doch nicht ableugnen, mit welchen er sich einer gemeinschaftlichen Firma bedient? Meint denn der Herr Hauptpastor, weil er sich außer dieser gemeinschaftlichen Firma auch noch einer besondern, ihm allein eignen, von Zeit zu Zeit bedienet, daß er für jene gar nicht mit einstehen darf? Ich will es ihm zugeben, wenn er wenigstens nun, da er weiß, daß das Buch des Herrn Mascho ebendie Grundsätze enthält, die er an mir verdammet, nächstens den Herrn Mascho in den Fr. Beitr. ebenso behandelt als mich. — 2) Warum muß denn Herr Nicolai immer dem Herrn Goeze namentlich büßen, so oft in der Allgemeinen Bibliothek etwas vorkömmt, was ihm nicht ansteht? Herr Nicolai ist auch nicht Director der A. B. Herr Nicolai bekömmt auch nicht alle Aufsätze vorher zu sehen, die in der A. B. Platz finden. Vielleicht, daß er selbst nie ein Wort gegen ihn geschrieben hat. Was sich Herr Goeze mit Nicolai erlaubt, das sollte ich mir nicht mit Goezen erlauben dürfen? — 3) Und von dieser Kleinigkeit, wenn ich mich auch damit geirret hätte, sollen die Leser auf meine übrigen Behauptungen einen Schluß machen? Ja, wenn sie so schließen wollen, wie Herr Goeze oder Herr E. schließt! Dieser Herr E. mag sein, wer er will. Näher zu kennen verlange ich ihn gar nicht.

Anti-Goeze.

Tonto sin saber Latin,
Nunca es gran tonto.

Francis. de Roxas.

Vierter.

6

Wenn doch indeß das Eine ohne dem Andern sehr füglich sein könnte? — Wenn es gar wohl möglich wäre, „daß die christliche Religion objective allen Vortheil aus den Einwürfen der Freigeister ziehen könnte, ohne subjective den geringsten Schaden zu besorgen?"

Das wäre allerdings das Bessere. Aber wie? wodurch? — Hier ist es, wo man mit einem Einfalle aufgezogen kömmt, der pedantisch genug klingt, um gründlich sein zu können. Ein Andrer würde ihn blos lächerlich machen; ich, ich will ihn prüfen. Denn mir ist das Pedantische fast Empfehlung.

Es dürfte, sagt man, nur ausgemacht sein, daß der Streit nie anders als in der Sprache der Gelehrten geführt würde. „Schreibt lateinisch, Ihr Herrn! schreibt lateinisch! — Ja! wer fleißiger in den Classen gewesen wäre! wer Lateinisch könnte!"

— Nicht weiter, Herr Subconrector, [1]) oder man merkt Ihre

---

1) Durch diese Titulatur fand sich der Subrector am Gymnasium in Lübeck, M. Friedrich Daniel Behn, der eine „Vertheidigung der biblischen Geschichte von der Auferstehung Jesu" herausgegeben hatte, sehr gekränkt, und er entgegnete in einem „Anti-Leßing" genannten

wahre Absicht. Sie möchten Ihrem lieben Latein nur gern eine Empfehlung mehr verschaffen. „Lernt Latein, Jungens, lernt Latein! Alle Einwürfe gegen die Religion sind lateinisch geschrieben! Wenn Ihr auch selbst keine schreiben wollt, müßt Ihr die geschriebenen doch kennen.“ — Und nun lernen die Jungens Latein, daß Ihnen der Kopf raucht.

Doch ich habe gesagt, daß ich den Einfall nicht blos lächerlich machen, sondern prüfen will. — Es wäre denn, wie ich fast besorge, daß Dieses auf Jenes hinausliefe. Und das wäre doch meine Schuld wol nicht. Genug, ich will ernsthaft und ordentlich zu Werke gehen.

Also wer gegen die Religion schreiben will, soll nicht anders als lateinisch schreiben dürfen, damit der gemeine Mann nicht geärgert werde. —

Und in den Ländern, wo der gemeine Mann ziemlich Latein verstehet, als in Polen, Ungarn — da müssen wol sonach die Einwürfe gegen die Religion griechisch geschrieben werden? — Natürlich! Was für ein schöner pädagogischer Handgriff, nun auch die griechische Sprache in diesen Ländern gemein zu machen! Denn es versteht sich, daß die in andern Ländern wider die Religion geschriebenen lateinischen Bücher in diese Länder nicht kommen.

Aber schon wieder auf das Lächerliche zu, das ich so gern vermeiden möchte! — „Was läge daran, wenn der Vorschlag in Polen und Ungarn nicht hülfe? er hülfe doch vors Erste in Deutschland.“ —

Streitbogen (o. O. 1778), worin er zunächst nach Lessing's treffender Bezeichnung (s. S. 210) den „Hochzeitbitter-Beweis“ führt, „daß ein Subrector in einer Reichsstadt ebenso viel sei als ein Bibliothekar, der Hofrath heiße,“ sodann aber nachweist, daß die von Lessing bespöttelte Ansicht über den Gebrauch der lateinischen Sprache in seiner Schrift gar nicht enthalten sei. Es scheint, daß Lessing die Schrift, deren Verf. er hier an den Pranger stellt, gar nicht gelesen hatte. Wenigstens beruft er sich im „elften Anti-Göze“ (S. 211) auf die Autorität Göze's, in dessen Recension von Behn's Buche allerdings Folgendes zu lesen ist („Etwas Vorläufiges“, S. 43): „In dem zweiten (Abschnitte) beklagt er den Unfug, daß die bittersten, und oft von dem angreifenden Theile mit ärgerlichen und lästernden Ausdrücken gegen die heil. Schrift und gegen die aus derselben hergeleitete Religion geführten Angriffe in deutscher Sprache geschehen, oder aus fremden Sprachen in dieselbe übersetzet werden, als wodurch die Vertheidiger der guten Sache in die Nothwendigkeit gesetzet werden, sich ebendieser Sprache zu bedienen.“ Lessing bemerkt zwar (S. 211), er habe den Subrector Behn ja nirgends genannt, doch ist Derselbe auch ohne Namen deutlich von ihm gekennzeichnet. Uebrigens ist, abgesehen von jenem „Hochzeitbitter-Beweise“, Behn's „Anti-Leßing“ eine in durchaus würdigem Tone gehaltene Streitschrift. — A. d. H.

Gewiß? er hülfe? — Kann ein Vorschlag helfen, der weder thulich, noch billig, noch klug, noch christlich ist? — Das ist, was ich so ernsthaft erweisen will als möglich.

Zwar daß er thulich wäre, müßte ich wol voraussetzen lassen. Ich müßte zugeben, daß ein Reichsgesetz darüber gemacht werden könne und dürfe. Denn ein geringers Verbot als ein Reichsgesetz würde nichts fruchten. Der Kopf, oder wenigstens ewige Gefangenschaft bei Wasser und Brod und ohne Tinte und Feder müßte im ganzen heiligen römischen Reiche darauf stehen, wenn Jemand wider heilige Sachen anders als römisch schriebe. Das Gesetz läge schon in dem Namen des heiligen römischen Reichs, und sollte nicht thulich sein?

Nun gut, so sei es thulich; aber wäre es denn billig? — Kann überhaupt ein Gesetz billig sein, das ebenso viel unfähige Leute zu etwas berechtigen, als fähige davon ausschließen würde? — Und wer sieht nicht, daß dieses hier geschähe? Oder ist es das Latein selbst, welches die Fähigkeit gewähret, Zweifel gegen die Religion zu haben und vorzutragen? Ist es die Unkunde des Lateins selbst, welche diese Fähigkeit allen Menschen ohne Ausnahme aberkennet? Ist kein gewissenhafter, nachdenklicher Mann ohne Latein möglich? Giebt es keinen Dummkopf, keinen Narren mit Latein? Ich will auf dem Einfalle des de Roxas[1]) nicht bestehen, daß das Latein erst den rechten Narren macht; aber den rechten Philosophen macht es doch auch nicht. — Darzu von was für einem Latein können ist die Rede? Von dem bis zum Schreiben. Wenn nun Baco,[2]) der kein Latein schreiben konnte, Zweifel gegen die Religion gehabt hätte, so hätte auch Baco diese Zweifel unterdrücken müssen? So hätte jeder Schulcollege, der ein lateinisches Programma zusammenraspeln kann, eine Erlaubniß, die Baco nicht hatte? Ich finde zwar nicht, daß Baco wie Huart[3]) dachte,

---

1) Francisco de Rojas (Roxas), geb. um 1601 zu Toledo, ist einer der bedeutendsten dramatischen Dichter Spaniens. Sein Drama „Außer meinem König — Keiner" (Del Rey abajo ninguno y Garcia del Castannar) ist eines der populärsten Stücke der spanischen Bühne. — A. d. H.

2) Der englische Staatsmann und Philosoph Baco von Verulam (geb. 1561, gest. 1626), der Bahnbrecher einer neuen Methode in der wissenschaftlichen Forschung, schrieb selbst sein philosophisches Hauptwerk ursprünglich englisch, und es wurde dann erst ins Lateinische übersetzt. — A. d. H.

3) Das berühmte Werk des spanischen Arztes Juan Huarte (geb. um 1520) „Examen de ingenios para las sciencias" (Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften) ist von Lessing selbst ins Deutsche übersetzt worden (Wittenberg 1752). — A. d. H.

der es geradezu für das Zeichen eines schiefen Kopfes, eines Stümpers hielt, zu glauben, daß er sich in einer fremden Sprache besser werde ausdrücken können als in seiner. Aber Baco konnte vielleicht doch denken: „Wie ich Latein schreiben möchte, kann ich nicht; und wie ich kann, mag ich nicht." — Wenn Mehrere wüßten, welch Latein sie schrieben, so würden noch Wenigere Latein schreiben. Es wäre denn freilich, daß sie müßten. Ein Muß, das vielleicht der Sprache zuträglich sein könnte, aber nimmermehr den Sachen.

Und wenn schon in diesem Betracht, daß man sonach dem kleinern Nutzen den größern aufopferte, das unbillige Gesetz auch nicht klug wäre, wäre es nur in diesem Betracht unklug? Wäre es nicht auch darum unklug, weil es dem gemeinen Manne nothwendig Verdacht gegen die Güte einer Sache erwecken müßte, die man sich unter seinen Augen zu behandeln nicht getraute? von deren Prüfung ihm die lateinischen Männer durch ihre Dolmetscher nur so viel mittheilen ließen, als sie für dienlich erachteten? — Wäre es nicht auch darum unklug, weil es den Schaden, dem es vorbauen soll, gerade vermehret? Die Einwendungen gegen die Religion sollen lateinisch geschrieben werden, damit sie unter weniger Leuten Schaden anrichten. Unter wenigern? Ja, unter wenigern in jedem Lande, in welchem das Lateinische nur bei einer gewissen Classe von Leuten üblich wäre; aber auch in ganz Europa? in der ganzen Welt? Schwerlich wol. Denn sollten auch nur in Europa zusammen nicht mehr Menschen sein, welche Lateinisch könnten und doch nicht im Stande wären, jedem übeln Eindrucke wahrscheinlicher Zweifel zu widerstehen und zu begegnen, als dergleichen schwache Menschen, die nicht Lateinisch könnten, in jedem einzeln Lande? Seele ist für den Teufel Seele; oder wenn er einen Unterschied unter Seelen macht, so gewänne er ja wol noch dabei. Er bekäme z. E. für die Seele eines deutschen Michel's, der nur durch deutsche Schriften hätte verführt werden können, die Seele eines studirten Franzosen oder Engländers. Er bekäme für einen trocknen Braten einen gespickten.

Sein Votum also, das Votum des Teufels, hätte das unkluge Gesetz gewiß, wenn es auch nicht noch obendarein unchristlich wäre, wie schon daraus zu vermuthen, daß es unbillig ist. — Ich verstehe aber unter „unchristlich", was mit dem Geiste des Christenthums, mit der letzten Absicht desselben streitet.

Nun ist, so viel ich mit Erlaubniß des Herrn Hauptpastor Goeze davon verstehe, die letzte Absicht des Christenthums nicht unsere Seligkeit, sie mag herkommen, woher sie will, sondern unsre Seligkeit vermittelst unsrer Erleuchtung; welche Erleuchtung nicht blos als Bedingung, sondern als Ingredienz zur Seligkeit nothwendig ist, in welcher am Ende unsre ganze Seligkeit besteht. Wie ganz also dem Geiste des Christenthums zuwider, lieber zur Erleuchtung so Vieler nichts beitragen, als Wenige vielleicht ärgern wollen! Immer müssen diese Wenige, die niemals Christen waren, niemals Christen sein werden, die blos unter dem Namen der Christen ihr undenkendes Leben so hinträumen, immer muß dieser verächtliche Theil der Christen vor das Loch geschoben werden, durch welches der bessere Theil zu dem Lichte hindurch will. Oder ist dieser verächtlichste Theil nicht der wenigste? Muß er wegen seiner Vielheit geschont werden? — Was für ein Christenthum hat man denn bisher geprediget, daß dem wahren Christenthume noch nicht einmal der größere Haufe so anhängt, wie sich's gehöret? — Wenn nun auch von diesen Namenchristen sich einige ärgerten, einige von ihnen auf Veranlassung in ihrer Sprache geschriebener freigeisterischen Schriften sogar erklärten, daß sie nicht länger sein wollten, was sie nie waren, was wäre es denn nun mehr? Tertullian fragt, und ich mit ihm: „Nonne ab ipso Domino quidam discentium scandalizati diverterunt?“ Wer, ehe er zu handeln, besonders zu schreiben beginnt, vorher untersuchen zu müssen glaubt, ob er nicht vielleicht durch seine Handlungen und Schriften hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Bösewichte, der Feigenblätter sucht, dergleichen in die Hände spielen werde, der entsage doch nur gleich allem Handeln, allem Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm vorsätzlich zertreten; aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden soll, wenn ich einen von ungefähr zertrete, so weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht rühre, keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es sich einmal befindet, zu leben aufhöre. Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstöret, bringt Leben und Tod, bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt; soll lieber kein Tod sein und keine Bewegung, oder lieber Tod und Bewegung?

Und so ist es mit diesem Wunsche beschaffen, daß die Feinde der Religion sich nie einer andern als der lateinischen Sprache bedienen dürften, mit diesem Wunsche, der so gern Gesetz werden

möchte! So ist es schon itzt damit beschaffen; und wie meinet man, daß es mit aller Untersuchung der Wahrheit überhaupt aussehen würde, wenn er nun erst Gesetz wäre? — Man urtheile aus den Krallen, welche die geistliche Tyrannei in einem ihrer grimmigsten, zum Glück noch gefesselten Tiger bereits zu entblößen wagt!

Ich ziele hiermit auf das, was der Herr Hauptpastor S. 79 und 80 über diesen Punkt sagt; und wer es noch nicht riecht, wohin alle die Einschränkungen und Bedingungen abzielen, mit und unter welchen es vergönnt bleiben könne, Einwürfe gegen die Religion zu machen, der hat den Schnupfen ein Wenig zu stark.

„Verständigen" — heißt es alldort —, „verständigen und gesetzten Männern kann es vergönnt bleiben, bescheidene Einwürfe gegen die christliche Religion und selbst gegen die Bibel zu machen." — Aber von wem soll die Entscheidung abhangen, wer ein gesetzter und verständiger Mann ist? Ist Der blos ein verständiger Mann, der Verstand genung hat, die Verfolgung zu erwägen, die er sich durch seine Freimüthigkeit zuziehen würde? Ist Der blos ein gesetzter Mann, der gern in dem bequemen Lehnstuhle, in den ihn sein Amt gesetzt hat, ruhig sitzen bliebe und daher herzlich wünscht, daß auch Andre, wenn sie schon so weich nicht sitzen, dennoch ebenso ruhig sitzen bleiben möchten? Sind nur das bescheidene Einwürfe, die sich bescheiden, der Sache nicht ans Leben zu kommen? die sich bescheiden, nur so weit sich zu entwickeln, als ohngefähr noch eine Antwort abzusehen ist?

Das Letztere muß wol. Denn der Herr Hauptpastor fährt fort: „Es wird solches nöthig sein, um die Lehrer in Othem zu erhalten." — So? nur darum? So soll alle Bestreitung der Religion nur eine Schulübung, nur ein Spiegelgefechte sein? Sobald der Präses dem Opponenten einen Wink giebt, sobald der Opponent merkt, daß der Respondent nichts zu antworten haben werde, und daß den Herrn Präses zu sehr hungert, als daß dieser selbst mit gehöriger Ruhe und Umständlichkeit darauf antworten könne, muß die Disputation aus sein? müssen Präses und Opponent freundschaftlich mit einander zum Schmause eilen? — Doch wol nein; denn der Herr Hauptpastor setzt ja noch hinzu: „und um solche Zeiten der Ruhe zu verhüten, unter welchen die Christenheit von dem 9ten bis zum 15ten Jahrhundert beinahe völlig zu Grunde

gegangen wäre." — Vortrefflich! Aber weiß der Herr Hauptpastor wol, daß selbst in diesen barbarischen Zeiten doch noch mehr Einwürfe gegen die christliche Religion gemacht wurden, als die Geistlichen zu beantworten Lust hatten? Bedenkt er wol, daß diese Zeiten nicht darum der christlichen Religion so verderblich wurden, weil Niemand Zweifel hatte, sondern darum, weil sich Niemand damit an das Licht getrauen durfte? darum, weil es Zeiten waren, wie der Herr Hauptpastor will, daß unsere werden sollen?

Anti-Goeze.

> Cognitio veritatis omnia falsa, si modo proferantur, etiam quae prius inaudita erant, et dijudicare et subvertere idonea est.
>
> *Augustinus ad Dioscorum.*

Fünfter.

———7

O glückliche Zeiten, da die Geistlichkeit noch Alles in Allem war, — für uns dachte und für uns aß! Wie gern brächte Euch der Herr Hauptpastor im Triumphe wieder zurück! Wie gern möchte er, daß sich Deutschlands Regenten zu dieser heilsamen Absicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen süß und sauer, er stellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wenn sie nicht hören wollen, — so mögen sie fühlen! Witz und Landessprache sind die Mistbeete, in welchen der Same der Rebellion so gern und so geschwind reifet. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac, Damiens[1]) sind nicht in den Beichtstühlen, sind auf dem Parnasse gebildet.

---

1) Jacques Clement, ein noch nicht 25 Jahre alter Dominicanermönch, ermordete, von seinem Prior, wie erzählt wird, zu der That entflammt, am 31. Juli 1589 den König Heinrich III. von Frankreich. — François Ravaillac (geb. 1578), eine Zeit lang Mitglied des Ordens der Feuillants, ermordete am 14. Mai 1610 den König Heinrich IV. von Frankreich. Auch ihn trieb religiöser Fanatismus und vielleicht directer geistlicher Einfluß zum Königsmord. — Robert François Damiens (geb. 1715), Schlosserlehrling, dann Soldat, der mehrmals desertirte, Bedienter und Schüler eines Jesuitencollegiums, machte am 5. Jan. 1757 einen Mordversuch auf König Ludwig XV. von Frankreich. Damiens war halb wahnsinnig, als er die That beging. — A. d. H.

Doch auf diesem Gemeinorte des Herrn Hauptpastors lasse ich mich wol wieder ein andermal treffen. Itzt will ich nur, wem es noch nicht klar genug ist, vollends klar machen, daß Herr Goeze schlechterdings nicht gestattet, was er zu gestatten scheinet; und daß ebendas die Klauen sind, die der Tiger nur in das hölzerne Gitter schlagen zu können sich so ärgert.

Ich sage nämlich: es ist mit seiner Erlaubniß, Einwürfe gegen Religion und Bibel, gegen das, was er Religion und Bibel nennt, machen zu dürfen, nur Larifari. Er giebt sie und giebt sie nicht; denn er verclausulirt sie von allen Seiten so streng und rabulistisch, daß man sich, Gebrauch davon zu machen, wohl hüten muß.

Die Clausel in Ansehung der Sprache habe ich genugsam beleuchtet. Auch habe ich die Clausel in Ansehung der Personen und der Absicht berühret. Aber noch ist die Clausel in Ansehung der Punkte selbst übrig, welche die Einwürfe nur sollen treffen können; und diese verdient um so mehr, daß wir uns einen Augenblick dabei verweilen, je billiger sie klingt, je weniger man dem ersten Ansehen nach etwas dagegen einzuwenden haben sollte.

„Nur müßte," sind die Worte des Herrn Hauptpastors, „der angreifende Theil die Freiheit nicht haben, die heiligen Männer Gottes, von welchen die ganze Christenheit glaubt, daß sie geredet und geschrieben haben, getrieben von dem heiligen Geiste, als Dummköpfe, als Bösewichter, als Leichenräuber zu lästern."

Wie gesagt, dieses klingt so billig, daß man sich fast schämen sollte, eine Erinnerung dagegen zu machen. Und doch ist es im Grunde mehr nicht als Pfiff oder Armseligkeit. Denn verstehen wir uns nur erst recht!

Will der Herr Hauptpastor blos, daß der angreifende Theil die Freiheit nicht haben müßte, dergleichen Schimpfworte, als er ihm in den Mund legt, anstatt aller Gründe zu gebrauchen? Oder will er zugleich, daß der angreifende Theil auch die Freiheit nicht haben müßte, solche Dinge und Thatsachen zu berühren, aus deren Erweisung erst folgen würde, daß den Aposteln jene Benennungen gewisser Maßen zukommen? Das ist die Frage, deren er sich wol nicht versehen hat.

Will er blos Jenes, so ist seine Forderung höchst gerecht; aber sie betrifft eine Armseligkeit, über die sich der Christ lieber

hinwegsetzt. Leere Schimpfworte bringen ihn nicht auf, sie mögen wider ihn selbst oder wider seinen Glauben gerichtet sein. Ruhige Verachtung ist Alles, was er ihnen entgegensetzt. Wehe seinem Gegner, der nichts anders hat, womit er ihn bestreite, und ihn doch bestreitet! —

Will der Herr Hauptpastor aber auch zugleich Dieses, so geht er mit Pfiffen um, deren sich nur eine theologische Memme schuldig macht, und Jeder muß sich ihm widersetzen, dem die Wahrheit der christlichen Religion am Herzen liegt. — Denn wie? So hat die christliche Religion kranke Stellen, die schlechterdings keine Betastung dulden? die man selbst der Luft nicht auslegen darf? Oder hat sie keine solche Stellen, warum sollen ihre Freunde immer und ewig den Vorwurf hören, „daß man nur nicht Alles sagen dürfe, was man gegen sie sagen könnte?" Dieser Vorwurf ist so erniedrigend, ist so marternd! Ich wiederhole es: nur eine theologische Memme kann ihm nicht ein Ende gemacht zu sehen wünschen, kann durch ihr Betragen länger dazu berechtigen. Nicht daß mir der theologische Renommist lieber wäre, welcher mitten vom Pflaster dem leuteschenen Freigeiste, der sich an den Häusern hinschleicht, ein Schnippchen schlägt und trotzig zuruft: „Komm heraus, wenn Du was hast!" Ich kann Beide nicht leiden; und das Sonderbarste ist, daß auch hier nicht selten Memme und Renommist in einer Person sind. Sondern ich glaube, daß der wahre Christ weder den Einen noch den Andern spielt, zu mißtrauisch auf seine Vernunft, zu stolz auf seine Empfindung. —

So viel gegen die Foderung des Herrn Hauptpastors, im Allgemeinen betrachtet. Ich komme auf den einzeln Fall, den er dabei im Sinne hat. Denn mein Ungenannter muß es doch wol sein sollen, der sich einer Freiheit bedienet, die er nicht haben müßte.

Aber wo hat er sich denn ihrer bedienet? Wo hat er denn die Apostel als Dummköpfe, Bösewichter, Leichenräuber gelästert? Ich biete dem Herrn Hauptpastor Trotz, mir eine einzige Stelle in den Fragmenten zu zeigen, wo er mit solchen Ehrentiteln um sich wirft. Der Herr Hauptpastor sind es einzig und allein selbst, dem sie hier zuerst über die Zunge oder aus der Feder, — zuerst in die Gedanken gekommen. Er, er mußte im Namen des Ungenannten die Apostel lästern, damit er den Ungenannten lästern könne.

Und daß man ja nicht glaube, als ob ich meinen Ungenannten blos damit schützen wolle, daß jene Ehrentitel nicht buchstäblich bei ihm zu finden! Mein Ungenannter hat sogar nichts von den Aposteln positiv behauptet, was sie derselben würdig machen könnte, nirgends ihnen den Gehalt derselben gerade auf den Kopf zugesagt.

Es ist nicht wahr, daß mein Ungenannter schlechthin sagt: „Christus ist nicht auferstanden, sondern seine Jünger haben seinen Leichnam gestohlen." Er hat die Apostel dieses Diebstahls weder überwiesen, noch überweisen wollen. Er sahe zu wohl ein, daß er sie dessen nicht überweisen könne. Denn ein Verdacht, selbst ein höchst wahrscheinlicher Verdacht ist noch lange kein Beweis.

Mein Ungenannter sagt blos: dieser Verdacht, welchen sein Gehirn nicht ausgebrütet, welcher sich aus dem Neuen Testamente selbst herschreibt, dieser Verdacht sei durch die Erzählung des Matthäus von Bewahrung des Grabes nicht so völlig gehoben und widerlegt, daß er nicht noch immer wahrscheinlich und glaublich bleibe; indem besagte Erzählung nicht allein ihrer innern Beschaffenheit nach höchst verdächtig, sondern auch ein *ἅπαξ λεγόμενον* sei, dergleichen in der Geschichte überhaupt nicht viel Glauben verdiene, und hier desto weniger, weil sich selbst Diejenigen nie darauf zu berufen getrauet, denen an der Wahrheit derselben am Meisten gelegen gewesen.

Wer sieht nun nicht, daß es sonach hier weniger auf die Wahrheit der Sache als auf die glaubwürdige Art der Erzählung ankömmt? Und da die Erzählung einer sehr wahren Sache sehr unglaublich sein kann, wer erkennt nicht, daß diese Unglaublichkeit jener Wahrheit nur insoweit präjudicirt, als man die Wahrheit einzig und allein von der Erzählung will abhangen lassen?

Doch gesetzt auch, mein Ungenannter hätte sich in diesen Grenzen nicht gehalten, er hätte nicht blos zeigen wollen, was jeder gute Katholik ohne Anstoß glauben und behaupten kann, daß in der schriftlichen Erzählung der Evangelisten und Apostel einzig und allein gewisse heilige Begebenheiten so ungezweifelt nicht erscheinen, daß sie nicht noch einer anderweitigen Bekräftigung bedürfen; gesetzt, er hätte das Wahrscheinliche für wahr, das Glaubliche für unleugbar gehalten, er hätte es schlechterdings für ausgemacht gehalten, daß die Apostel den Leichnam Jesu entwendet: so bin ich auch sodann noch überzeugt, daß er diesen Männern, durch welche gleichwol so unsäglich viel

Gutes in die Welt gekommen, wie er selbst nicht in Abrede ist, daß er, sage ich, diesen uns in aller Absicht so theuren Männern die schimpflichen Namen Betrieger, Bösewichter, Leichenräuber[1]) würde erspart haben, die dem Herrn Hauptpastor so geläufig sind.

Und zwar würde er sie ihnen nicht blos aus Höflichkeit erspart haben, nicht blos aus Besorglichkeit, das Kalb, wie man zu sagen pflegt, zu sehr in die Augen zu schlagen, sondern er würde sie ihnen erspart haben, weil er überzeugt sein mußte, daß ihnen zu viel damit geschähe.

Denn wenn es schon wahr ist, daß moralische Handlungen, sie mögen zu noch so verschiednen Zeiten, bei noch so verschiednen Völkern vorkommen, in sich betrachtet immer die nämlichen bleiben, so haben doch darum die nämlichen Handlungen nicht immer die nämlichen Benennungen, und es ist ungerecht, irgendeiner eine andere Benennung zu geben, als die, welche sie zu ihren Zeiten und bei ihrem Volk zu haben pflegte.

Nun ist es erwiesen und ausgemacht, daß die ältesten und angesehnsten Kirchenväter einen Betrug, der in guter Absicht geschiehet, für keinen Betrug gehalten und diese nämliche Denkungsart den Aposteln beizulegen sich kein Bedenken gemacht haben. Wer diesen Punkt von einem unverdächtigen Theologen selbst belegt und aufs Reine gebracht lesen will, der lese Ribov's Programm de Oeconomia patrum. Die Stellen sind unwidersprechlich, die Ribov daselbst mit Verschwendung zusammenträgt, um zu beweisen, daß die Kirchenväter fast ohne Ausnahme der festen Meinung gewesen, „integrum omnino Doctoribus et coetus Christiani Antistitibus esse, ut dolos versent, falsa veris intermisceant et imprimis religionis hostes fallant, dummodo veritatis commodis et utilitati inserviant.“ Auch sind die Stellen der andern Art, wo die Kirchenväter den Aposteln selbst eine dergleichen οἰκονομίαν, eine dergleichen falsitatem dispensativam beilegen, ebenso unleugbar. Was Hieronymus unter Andern vom h. Paulus versichert,*) ist so naiv, daß es dem naiven

*) Paulus in testimoniis, quae sumit de veteri testamento, quam artifex, quam prudens, quam dissimulator est ejus, quod agit!

1) Es ist richtig, daß die „Fragmente eines Ungenannten“ den Ausdruck Leichenräuber nicht gebrauchen; dagegen aber haben sie den Verdacht, daß die Jünger Jesu dessen Leichnam gestohlen, als wahrscheinlich und glaubhaft bezeichnet. Ein Aehnliches ist der Fall mit dem Ausdruck Betrieger. — A. d. H.

Ribov selbst auffällt, darum aber nicht weniger die wahre Meinung des Hieronymus bleibt.

Man sage nicht, daß diese uns itzt so befremdende Vorstellung von der Aufrichtigkeit der ersten Kirchenväter und Apostel bloße Vortheile der Auslegungskunst, bloßen Wörterkram betreffe. Worte und Handlungen liegen nicht so weit aus einander, als man insgemein glaubt. Wer fähig ist, eine Schriftstelle wider besser Wissen und Gewissen zu verdrehen, ist zu allem Andern fähig, kann falsch Zeugniß ablegen, kann Schriften unterschieben, kann Thatsachen erdichten, kann zu Bestätigung derselben jedes Mittel für erlaubt halten.

Gott bewahre mich, daß ich zu verstehen geben sollte, daß die Apostel zu diesem Allen fähig gewesen, weil sie die Kirchenväter zu Einem für fähig gehalten! Ich will nur die Frage veranlassen: ob in ebendem Geiste, in welchem wir itzt in Ansehung dieses Einen über sie urtheilen, ein billiger Mann allen Falls nicht auch in Ansehung des Uebrigen urtheilen müßte, wenn es ihnen wirklich zur Last fiele?

Und so ein billiger Mann war mein Ungenannter allerdings. Er hat keine Schuld, die in leichtem Gelde gemacht war, in schwerem wiedergefodert. Er hat kein Verbrechen, welches unter nachsehendern Gesetzen begangen war, nach spätern geschärfteren Gesetzen gerichtet. Er hat keine Benennung, die dem Abstracto der That zu ihrer Zeit nicht zukam, dem Concreto des Thäters zu unsrer Zeit beigelegt. Er hat immer in seinem Herzen dafür halten können, daß wir betrogen sind; aber er hat sich wohl gehütet, zu sagen, daß wir von Betriegern betrogen sind.

Vielmehr spielt Jeder, welcher meinen Ungenannten dieses Letztere sagen läßt, weil er ihn überführen kann, daß er das Erstere geglaubt habe, selbst einen Betrug, um einen Pöbel in Harnisch zu bringen, der keinen Unterschied zu machen fähig ist. Ob aber diese Absicht auch zu den Absichten gehört, die einen Betrug entschuldigen, das lasse ich dahingestellt sein. Ich sehe wenigstens den Nutzen, der daraus entspringen soll, noch nicht ein, und ich muß erst erfahren, ob selbst der Pöbel itziger Zeit nicht schon klüger und vernünftiger ist als die Prediger, die ihn so gern hetzen möchten.

Herr Goeze weiß sehr wohl, daß mein Ungenannter eigentlich nur behauptet, daß die Apostel es ebenfalls gemacht, wie es alle Gesetzgeber, alle Stifter neuer Religionen und Staaten zu machen für gut befunden. Aber das fällt dem Pöbel, für den er

schreibt und prediget, nicht so recht auf. Er spricht also mit dem Pöbel die Sprache des Pöbels und schreiet, daß mein Ungenannter die Apostel als Betrieger und Bösewichter lästere. — Das klingt! das thut Wirkung! — Vielleicht, wie gesagt, aber auch nicht. Denn auch der geringste Pöbel, wenn er nur von seiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, gesitteter, besser, anstatt daß es bei gewissen Predigern ein Grundgesetz ist, auf dem nämlichen Punkte der Moral und Religion immer und ewig stehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren standen. Sie reißen sich nicht von dem Pöbel, — aber der Pöbel reißt sich endlich von ihnen los.

Anti-Goeze.

Non leve est, quod mihi impingit tantae urbis pontifex.
Hieron. adv. Ruffinum.

Sechster.

———8

Ich habe erwiesen (Anti-Goeze III.), daß die Vortheile, welche die Religion objective aus den Zweifeln und Einwürfen ziehet, mit welchen die noch ununterjochte Vernunft gegen sie angeht, so wesentlich und groß sind, daß aller subjective Nachtheil, der daraus mehr befürchtet wird, als daß er wirklich daraus entstehe, in keine Betrachtung zu kommen verdienet; welches auch schon daher klar ist, weil der subjective Nachtheil nur so lange dauert, bis der objective Vortheil sich zu äußern beginnet, in welchem Augenblicke sofort objectiver Vortheil auch subjectiver Vortheil zu werden anfängt. — Ich habe erwiesen, daß sonach die Kirche, welche ihr wahres Beste verstehet, sich nicht einfallen lassen kann, die Freiheit, die Religion zu bestreiten, auf irgend eine Weise einzuschränken; weder in Ansehung der Sprache noch in Ansehung der Personen einzuschränken, von welchen allein und in welcher allein die Bestreitung geschehen dürfe. (A.-G. IV.) — Ich habe erwiesen, daß am Wenigsten eine Ausnahme von Punkten gemacht werden dürfe, welche die Bestreitung nicht treffen solle (A.-G. V.), indem dadurch ein Verdacht entstehen würde, welcher der Religion sicherlich mehr Schaden brächte,

als ihr die Bestreitung der ausgenommenen Punkte nur immer bringen könnte. —

Wenn nun hieraus erhellet, daß die Kirche auch nicht einmal das Recht muß haben wollen, die Schriften, die gegen sie geschrieben worden, von welcher Beschaffenheit sie auch sein mögen, in ihrer Geburt zu ersticken oder zu ihrer Geburt gar nicht gelangen zu lassen, es sei denn durch die bessere Belehrung ihrer Urheber; wenn selbst diese Urheber, in welchen sie nur den Irrthum verfolget, alle die Schonung von ihr genießen, welche man Denjenigen so gern widerfahren läßt, die uns wider ihren Willen, der nur auf unser Verderben geht, Gutes erzeigen: wie kann sie Den für ihren Feind erkennen, in welchem sie nicht einmal den eigenen Irrthum zu verfolgen hat, welcher blos fremde Irrthümer bekannt macht, um ihr den daraus zu erwartenden Vortheil je eher je lieber zu verschaffen? Wie kann der Herausgeber eines freigeisterischen Buches eine Ahndung von ihr zu besorgen haben, mit der sie nicht einmal den Verfasser desselben ansehen würde? —

Als Hieronymus[1]) eine seinem eignen Urtheile nach der wahren christlichen Religion höchst verderbliche Schrift aus dem Griechischen übersetzte — es waren des Origenes Bücher *περὶ ἀρχῶν*; man merke wohl, übersetzte! und übersetzen ist doch wol mehr als blos herausgeben — als er diese gefährliche Schrift in der Absicht übersetzte, um sie von den Verkleisterungen und Verstümmlungen eines andern Uebersetzers, des Ruffinus, zu retten, d. i. um sie ja in ihrer ganzen Stärke, mit allen ihren Verführungen der lateinischen Welt vorzulegen, und ihm hierüber eine gewisse schola Tyrannica Vorwürfe machte, als habe er ein sehr strafbares Aergerniß auf seiner Seele: was

---

1) Ueber Hieronymus vergl. die Anm. zu S. 16. Er verweilte längere Zeit mit Tyrannius Rufinus in Aquileja, wo Letzterer 371 Christ geworden war, und wurde mit ihm befreundet. Später wandten sich beide Männer nach dem Osten; aber hier wurde ihre Freundschaft gestört durch ihre verschiedene Stellung zu dem großen Origenes. Rufinus übersetzte dessen Schriften und namentlich sein berühmtes Buch „*περὶ ἀρχῶν*" ins Lateinische, jedoch so, daß er möglichst die heterodoxen Stellen im orthodoxen Sinne umänderte. Dieser corrumpirten Uebersetzung setzte Hieronymus eine wortgetreue entgegen, um die Heterodoxie des Origenes Jedem klar vor Augen zu stellen. Wegen dieses „Verrathes" an dem verehrten Origenes wurde er von Rufinus und seinem Anhange (der schola Tyrannica, d. h. der Schule des Tyrannius Rufinus) heftig angegriffen, erlebte aber die Freude, daß Origenes und seine Anhänger verdammt wurden. — A. d. H.

war seine Antwort? „O impudentiam singularem! Accusant medicum, quod venena prodiderit.“ — Nun weiß ich freilich nicht, was er mit jener schola Tyrannica eigentlich sagen wollen. Und es wäre doch erstaunlich, wenn es auch damals schon unter den christlichen Lehrern Leute gegeben hätte wie Goeze! — Aber eine ähnliche Antwort habe ich doch schon für mich auch gegeben:*) „Weil ich das Gift, das im Finstern schleichet, dem Gesundheitsrathe anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben?“

Freilich, als ich die Fragmente herauszugeben anfing, wußte ich oder äußerte ich doch den Umstand noch nicht, den ich zur Entschuldigung eines Unternehmens, bei welchem ich darauf keine Rücksicht nahm oder nehmen konnte, hier brauchen zu wollen scheine. Ich wußte oder äußerte noch nicht, daß das Buch ganz vorhanden sei, an mehrern Orten vorhanden sei und in der Handschrift darum keinen geringern Eindruck mache, weil der Eindruck nicht in die Augen falle. Aber ich scheine auch nur mich dieses Umstandes zu meiner Rechtfertigung bedienen zu wollen.

Ich bin ohne ihn dadurch gerechtfertigt genug, daß ich, als ich einmal eine sehr unschuldige Stelle aus dem Werke meines Ungenannten gelegentlich bekannt gemacht hatte, aufgefodert wurde, mehr daraus mitzutheilen. Ja, ich will noch mehr Blöße geben.

Ich will geradezu bekennen, daß ich auch ohne alle Auffoderung würde gethan haben, was ich gethan habe. Ich würde es vielleicht nur etwas später gethan haben.

Denn einmal habe ich nun eine ganz abergläubische Achtung gegen jedes geschriebene und nur geschrieben vorhandene Buch, von welchem ich erkenne, daß der Verfasser die Welt damit belehren oder vergnügen wollen. Es jammert mich, wenn ich sehe, daß Tod oder andere dem thätigen Manne nicht mehr und nicht weniger willkommene Ursachen so viel gute Absichten vereiteln können, und ich fühle mich sofort in der Befassung, in welcher sich jeder Mensch, der dieses Namens noch würdig ist, bei Erblickung eines ausgesetzten Kindes befindet. Er begnügt sich nicht, ihm nur nicht vollends den Garaus zu machen, es unbeschädigt und ungestört da liegen zu lassen, wo er es findet: er schafft oder trägt es in das Findelhaus, damit es wenigstens Taufe und

*) Anti-Goeze, I. S. 138.

Namen erhalte. Eines denn freilich wol lieber als das andere, nachdem ihm das eine mehr angelächelt als das andere, nachdem ihm das eine den Finger mehr gedrücket als das andere.

Gerade so wünschte ich wenigstens — denn was wäre es nun, wenn auch darum noch so viel Lumpen mehr der Gestalt verarbeitet werden müßten, daß sie Spuren eines unsterblichen Geistes zu tragen fähig würden? — wünschte ich wenigstens, alle und jede ausgesetzte Geburten des Geistes mit Eins in das große für sie bestimmte Findelhaus der Druckerei bringen zu können; und wenn ich deren selbst nur wenige wirklich dahin bringe, so liegt die Schuld gewiß nicht an mir allein. Ich thue, was ich kann, und Jeder thue nur ebenso viel. Selbst die Ursache liegt oft in mir nicht allein, warum ich eher diese als jene hinbringe, warum ich mir von dem gesundern und freundlichern Findlinge den Finger umsonst muß drücken lassen; sondern es wirken auch hier meistens so viel kleine unmerkliche Ursachen zusammen, daß man mit Recht sagen kann: habent sua fata libelli.

Aber nie habe ich diese meine Schwachheit — wodurch ich, ich weiß nicht, ob ich sagen soll: zum Bibliothekar geboren oder zum Bibliothekar von der Natur verwahrloset bin —, nie habe ich diese meine Schwachheit denken können, ohne meine individuelle Lage glücklich zu preisen. Ich bin sehr glücklich, daß ich hier Bibliothekar bin und an keinem andern Orte. Ich bin sehr glücklich, daß ich dieses Herrn Bibliothekar bin und keines andern. —

Unter den heidnischen Philosophen, welche in den ersten Jahrhunderten wider das Christenthum schrieben, muß ohne Zweifel Porphyrius[1]) der gefährlichste gewesen sein, so wie er aller Vermuthung nach der scharfsinnigste und gelehrteste war. Denn seine 15 Bücher *κατὰ χριστιανῶν* sind auf Befehl des Constantinus und Theodosius so sorgsam zusammengesucht und vernichtet worden, daß uns auch kein einziges kleines Fragment daraus übriggeblieben. Selbst die dreißig und mehr Verfasser, die ausdrücklich wider ihn geschrieben hatten, worunter sich sehr große Namen befinden, sind darüber verloren gegangen; vermuthlich, weil sie zu viele und zu große Stellen ihres Gegners, der nun einmal aus der Welt sollte, angeführet hatten. — Wenn

1) Ueber den Porphyrius vergl. die Anm. zu S. 97. — A. d. H.

es aber wahr sein sollte, was Isaak Vossius[1]) den Salvius wollen glauben machen,*) daß dem ohngeachtet noch irgendwo ein Exemplar dieser so fürchterlichen Bücher des Porphyrius vorhanden sei, in der Mediceischen Bibliothek zu Florenz nämlich, wo es aber so heimlich gehalten werde, daß Niemand es lesen, Niemand das Geringste der Welt daraus mittheilen dürfe, wahrlich, so möchte ich dort zu Florenz nicht Bibliothekar sein, und wenn ich Großherzog zugleich sein könnte. Oder vielmehr ich möchte es nur unter dieser Bedingung sein, damit ich ein der Wahrheit und dem Christenthume so nachtheiliges Verbot geschwind aufheben, geschwind den Porphyrius in meinem herzoglichen Palaste drucken lassen und geschwind das Großherzogthum, welches mir itzt schon im Gedanken zur Last ist, geschwind wieder an seine Behörde abgeben könnte. —

Abälard[2]) ist der Mann, den ich oben**) in Gedanken hatte, als ich sagte, daß selbst in jenen barbarischen Zeiten mehr Einwürfe gegen die Religion gemacht worden, als die Mönche zu beantworten Lust hatten, die beliebter Kürze und Bequemlichkeit wegen Den nur gleich zu allen Teufeln zu schicken bereit waren,

---

*) Ritmeieri Conringiana Epistolica, p. 71.

**) Anti-Goeze, IV. S. 164.

1) Der berühmte Philolog Isaak Vossius war 1618 zu Leyden geboren und begab sich, nach mehreren gelehrten Reisen nach England, Frankreich und Italien, im Jahre 1648 in Folge einer Einladung der Königin Christine nach Schweden, siedelte jedoch später nach England über und starb 1689 als Kanonikus zu Windsor. — A. d. H.

2) Peter Abälard, geb. 1079 zu Pallet bei Nantes, gest. 1142, eine durch Schicksale und wissenschaftliche Bedeutung gleich anziehende Persönlichkeit, gehört zu den Begründern und ersten bedeutenden Vertretern der scholastischen Theologie. Vom h. Bernhard von Clairvaux, einem der einflußreichsten Männer seiner Zeit (geb. 1091, gest. 1153), dem gegenüber Abälard allerdings als Vertreter der Kritik und des Rationalismus angesehen werden darf, obwol weder bei ihm noch bei der Scholastik überhaupt von Kritik oder Rationalismus im wahren Sinne des Wortes die Rede sein kann, wurde er als Ketzer angeklagt und in einer des sonst so frommen Mannes keineswegs würdigen Weise verfolgt. — Ein Theil von Abälard's Schriften, insbesondere sein Briefwechsel mit Heloise, sein Commentar zum Römerbrief und seine Einleitung in die Theologie, wurde zuerst aus den Manuscripten des Staatsrath François d'Amboise durch Quercetanus (Duchesne) Paris 1616 herausgegeben. Die beiden französischen Benedictiner Edmund Martène (geb. 1654) und Ursin Durand (geb. 1682) edirten sodann die Theologia Christiana im 5. Bande ihres Thesaurus novus anecdotorum (Par. 1717), und der östreichische Benedictiner Bernhard Pez (1683—1735) fügte dazu noch die Ethik des Abälard oder das Buch: „Scito te ipsum" im 3. Bande seines Thesaurus anecdotorum novissimus (Augsb. 1721). — A. d. H.

der sich mit seinen Einwürfen an das Licht wagte. Denn sollte man wol glauben, daß trotz den Streitigkeiten, welche der h. Bernhardus dem Abälard gegen verschiedene seiner Schriften erregte, trotz der Sammlung, welche Amboise mit seiner nicht geringen Gefahr von den Schriften des Abälard's machte, trotz den Nachlesen, welche Martene und Durand und B. Petz zu dieser Sammlung gehalten haben, uns doch noch dasjenige Werk [1]) des Abälard mangelt, aus welchem die Religionsgesinnungen desselben vornehmlich zu ersehen sein müßten? D'Achery [2]) hatte es, ich weiß nicht in welcher Bibliothek gefunden, hatte eine Abschrift davon genommen und war Willens, es drucken zu lassen. Aber D'Achery ging oder mußte mit andern Gelehrten — auch Benedictinern ohne Zweifel — vorher noch darüber zu Rathe gehen, und so konnte aus dem Drucke nichts werden: die glücklich aufgefundene Schrift des Abälard, „in quo, genio suo indulgens, omnia christianae religionis mysteria in utramque partem versat", ward zu ewigen Finsternissen verdammet.*) Die Abschrift des D'Achery kam in die Hände des Martene und Durand, und Diese, welche so viel historischen und theologischen Schund dem Untergange entrissen hatten, hatten ebenso wenig das Herz, noch ein Bißchen Schund mehr der Welt aufzubewahren, weil es doch nur philosophischer Schund war. — Arme Scharteke! Gott führe Dich mir in die Hände; ich lasse Dich so gewiß drucken, so gewiß ich kein Benedictiner bin! — Aber wünschen, einer zu sein, könnte ich fast, wenn man nur als

---

*) Thes. Anecdot., T. V. Praef.

1) Dieses so lange vermißte Werk des Abälard ist das Buch „Sic et Non" (Ja und Nein). Dasselbe wurde zuerst von Victor Cousin in seinen Ouvrages inédits d'Abélard (Paris 1836), jedoch unvollständig, und sodann vollständig, nach einem Münchener Codex, von Henke und Lindenkohl (Marburg 1851) herausgegeben. Jedoch sind aus demselben „die Religionsgesinnungen" Abälard's nicht „vornehmlich zu ersehen"; denn es ist keine dialektische Besprechung der christlichen Dogmen nach rationellen Gründen, sondern es wird nur für und gegen jedes Dogma eine Anzahl Autoritäten aus der classischen und kirchlichen Literatur aufgeführt und das Urtheil über dieselben einfach dem Leser überlassen. Bei diesem Charakter der Schrift begreift man um so weniger die Geheimnißkrämerei der Benedictiner. Wahrscheinlich fürchteten sie nur den Titel des Buches, auf welchen schon Abälard's Ankläger Bernhard hinwies, ohne den Inhalt zu kennen. — A. d. H.

2) Der Benedictiner d'Achery (Acherius od. Dacherius, geb. 1609, gest. 1685) gab eine Sammlung kirchen- und profangeschichtlicher Schriften heraus unter dem Titel: Veterum aliq. scriptorum spicilegium (Par. 1655—77 in 13 Bden.). — A. d. H.

ein solcher mehr dergleichen Manuscripte zu sehen bekäme. Was wäre es, wenn ich auch gleich das erste Jahr wieder aus dem Orden gestoßen würde?

Und das würde ich gewiß. Denn ich würde zu viel wollen drucken lassen, wozu mir der Orden den Vorschub verweigerte. Der alte Lutheraner würde mich noch zu oft in den Nacken schlagen, und ich würde mich nimmermehr bereden können, daß eine Maxime, welche der päpstischen Hierarchie so zuträglich ist, auch dem wahren Christenthume zuträglich sein könne.

„Doch das Alles heißt ja nur eine Missethat durch das Jucken entschuldigen wollen, welches man, sie zu begehen, unwiderstehlich fühlet. Wenn es denn Deine Schwachheit ist, Dich verlassener Handschriften anzunehmen, so leide auch für Deine Schwachheit! Genug, von dieser Handschrift hätte schlechterdings nichts müssen gedruckt werden, weil sie wenigstens ebenso schlimm ist als das Toldos Jeschu." [1])

Wohl angemerkt! Und also hätte auch wol Toldos Jeschu nicht müssen gedruckt werden? Also waren Die, welche es unter uns bekannt, und durch den Druck bekannt machten, keine Christen? Freilich war Der, welcher es den Christen zuerst gleichsam unter die Nase rieb, nur ein getaufter Jude. Aber Porchetus? Aber Luther? Und Wagenseil, der sogar das hebräische Original retten zu müssen glaubte! O der unbesonnene, der heimtückische Wagenseil! Sonst bekam unter tausend Juden kaum einer das Toldos Jeschu zu lesen; nun können es alle lesen. Und was er auch sonst noch einmal vor dem Richterstuhl Gottes schwer wird zu verantworten haben, der böse Wagenseil! aus seiner Ausgabe hat der abscheuliche Voltaire seine scurrilen Auszüge gemacht, die er zu machen wol unterlassen haben würde, wenn er das Buch erst in den alten Drucken des Raymundus oder Porchetus hätte aufsuchen müssen. —

Nicht wahr, Herr Hauptpastor? Ich setze hinzu: die er zu machen auch wol gar hätte müssen bleiben lassen, wenn Wagenseil das Lästerbuch anstatt hebräisch und lateinisch, hebräisch und deutsch hätte drucken lassen. Das wäre denn ein kleines Exempelchen, von welchem allgemeinen Nutzen es ist, wenn die Schriften

---

1) Die Toldos Jeschu (hebr. תולדות ישו, deutsch: „Geschichte Jesu") sind ein Erzeugniß jüdischer Lästersucht ohne allen historischen Gehalt. Der Altdorfer Professor Joh. Christoph Wagenseil (1633—1705) gab dieselben in seinen „Tela ignea Satanae" heraus (Altdorf 1681). — A. d. H.

wider die Religion nur lateinisch zu haben sind. Nicht wahr, Herr Hauptpastor?

Indeß, Herr Hauptpastor, hat doch Wagenseil in der weitläuftigen Vorrede zu seinen Telis igneis Satanae sein Unternehmen so ziemlich gut vertheidiget. Und wollen Sie wol erlauben, daß ich nur eine einzige Stelle daraus hersetze, in welcher auch ich mit eingeschlossen zu sein glaube? Es ist die, welche den Hauptinhalt der ganzen Vorrede in wenig Worte faßt. „Neque vero non legere tantum Haereticorum scripta, sed et opiniones illorum manifestare librorumque ab iis compositorum sive fragmenta aut compendia, sive integrum contextum, additis quidem plerumque confutationibus, aliquando tamen etiam sine iis, publice edere, imo et blasphemias impiorum hominum recitare, viri docti piique olim et nunc fas esse arbitrati sunt.“

Anti-Goeze.

Ne hoc quidem nudum est intuendum, qualem causam vir bonus, sed etiam quare et qua mente defendat.
Quinctilianus.

Siebenter.

———9

Aber der Herr Hauptpastor wird ärgerlich werden, daß ich ihm so Schritt vor Schritt auf den Leib rücke, um ihn endlich in dem Winkel zu haben, wo er mir nicht entwischen kann. Er wird schon itzt, ehe ich ihn noch ganz umzingelt habe, mir zu entwischen suchen und sagen: „Ei, wer spricht denn auch von dem bloßen Drucke? Der ließe sich freilich noch so so beschönigen. Das eigentliche Verbrechen stecket da, daß der Herausgeber der Fragmente zugleich die Advocatur des Verfassers übernommen hat."

Advocatur? Die Advocatur des Verfassers? — Was hatte denn mein Ungenannter für eine Advocatur, die ich an seiner Statt übernommen? Die Advocatur ist die Befugniß, vor gewissen Gerichten gewisse Rechtshändel führen zu dürfen. Daß mein Ungenannter irgendwo eine solche Befugniß gehabt habe, wüßte ich gar nicht. — Es wäre denn, daß man seine Befugniß, den gesunden Menschenverstand vor dem Publico zu vertheidigen, darunter verstehen wolle. Doch diese Befugniß hat ja wol ein Jeder von Natur, giebt sich ja wol ein Jeder von selbst, braucht Keiner erst lange von dem Andern zu übernehmen. Sie ist weder eine Fleischbank noch ein Pastorat.

Doch dem guten Herrn Hauptpastor die Worte so zu mäkeln! So genau bei ihm auf das zu sehn, was er sagt, und nicht vielmehr auf das, was er sagen will? Er will sagen, daß ich übernommen, der Advocat des Ungenannten zu sein, mich zum Advocaten des Ungenannten aufgeworfen. Das will er sagen, und ich wette Zehne gegen Eins, daß ihn kein Karrenschieber anders versteht. —

So habe er es denn auch gesagt! — Wenn ich nur sähe, wo der Weg nun weiter hinginge. Denn auch hier laufen Straßen nach allen Gegenden des Himmels. — Freilich, wenn ich wüßte, was für einen Begriff der Herr Hauptpastor von einem Advocaten sich mache, so wollte ich den geraden Weg, in seine Gedanken einzudringen, bald finden. —

Sollte der Herr Hauptpastor wol Wunders halben hier einmal gar den rechten Begriff sich machen? Sollte er wol gar den wahren Advocaten kennen und meinen? den ehrlichen Mann unter diesem Namen meinen, der der Gesetze genau kundig ist und keinen Handel übernimmt, als solche, von deren Gerechtigkeit er überzeugt ist? — Nein, nein! den kann er nicht meinen. Denn ich habe nirgend gesagt, daß ich die ganze Sache meines Ungenannten völlig so, wie sie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie gesagt; vielmehr habe ich gerade das Gegentheil gesagt. Ich habe gesagt und erwiesen, daß, wenn der Ungenannte auch noch in so viel einzeln Punkten Recht habe und Recht behalte, im Ganzen dennoch daraus nicht folge, was er daraus folgern zu wollen scheine.

Ich darf kühnlich hinzusetzen, was einer Art von Prahlerei ähnlich sehen wird. Genug, daß billige Leser Fälle kennen, wo dergleichen abgedrungene Prahlerei nöthig ist, und Leser von Gefühl wohl empfinden, daß ich mich hier in einem nicht der geringsten dieser Fälle befinde. — Ich habe es nicht allein nicht ausdrücklich gesagt, daß ich der Meinung meines Ungenannten zugethan sei, ich habe auch bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das Geringste geschrieben oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte aussetzen könnte, ein heimlicher Feind der christlichen Religion zu sein. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geschrieben, in welchen ich nicht allein die christliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem besten Lichte gezeigt, sondern auch die christlich-Lutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidiget habe.

Diese Kleinigkeiten kennt der Herr Hauptpastor größten Theils selbst, und er hat mir ehedem mündlich und gedruckt seinen Beifall darüber zu bezeigen beliebt. Wie erkennt er denn nun erst auf einmal den Teufel in mir, der sich, wo nicht in einen Engel des Lichts, doch wenigstens in einen Menschen von eben nicht dem schlimmsten Schlage verstellt hatte? Sollte ich wirklich umgeschlagen sein, seitdem ich die nämliche Luft mit ihm nicht mehr athme? Sollten mich mehrere und bessere Kenntnisse und Einsichten, die ich seit unsrer Trennung zu erlangen ebenso viel Begierde als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzsichtiger und schlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klippe, die ich in dem stürmischen Alter brausender Aufwallungen vermieden habe, itzt erst nachlässig scheitern, da sanftere Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem ich ebenso freudig zu landen hoffe als er?

Gewiß nicht, gewiß nicht! ich bin noch der nämliche Mensch; aber der Herr Hauptpastor betrachtet mich nicht mehr mit dem nämlichen Auge. Die Galle hat sich seiner Sehe bemeistert, und die Galle trat ihm über. — Wodurch? Wer wird es glauben, wenn ich es erzähle! Tantaene animis coelestibus irae? — Doch ich muß meinen Nachtisch nicht vor der Suppe aufzehren. [1])

Ich komme auf die Advocatur zurück und sage: der wahre eigentliche Advocat meines Ungenannten, der mit seinem Clienten über den anhängigen Streit ein Herz und eine Seele wäre, bin ich also nicht, kann ich also nicht sein. Ja, ich kann auch nicht einmal der sein, der von der Gerechtigkeit der Sache seines Clienten nur eben einen kleinen Schimmer hat und sich dennoch, entweder aus Freundschaft oder aus andern Ursachen, auf gutes Glück mit ihm auf das Meer der Chicane begiebt, fest entschlossen, jeden Windstoß zu nutzen, um ihn irgendwo glücklich ans Land zu setzen. Denn der Ungenannte war mein Freund nicht, und ich wüßte auch sonst nichts in der Welt, was mich bewegen können, mich lieber mit seinen Handschriften als mit funfzig andern abzugeben, die mir weder so viel Verdruß noch so viel Mühe machen würden, wenn es nicht das Verlangen wäre, sie so bald als möglich, sie noch bei meinen Lebzeiten widerlegt zu sehen.

Bei Gott! die Versicherung dieses Verlangens, weil ich bis itzt noch wenig Parade damit machen wollen, ist darum keine

1) Lessing spielt hier auf die S. 138, Anm. 1 berichtete, von Göze erbetene Gefälligkeit an. Eine ausführlichere Erzählung des Vorfalls, die Lessing hier dem Leser verspricht, findet sich nicht. — A. d. H.

leere Ausflucht. Aber freilich, eigennützig ist dieses Verlangen, höchst eigennützig. Ich möchte nämlich gar zu gern selbst noch etwas von der Widerlegung mit aus der Welt nehmen. Ich bedarf ihrer. Denn daß ich als Bibliothekar die Fragmente meines Ungenannten las, war nicht mehr als billig, und daß sie mich an mehrern Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten so mancherlei Dinge, welche mein Bißchen Scharfsinn und Gelehrsamkeit gehörig aus einander zu setzen nicht zureicht. Ich sehe hier und da auf tausend Meilen keine Antwort, und der Herr Hauptpastor wird sich freilich nicht vorstellen können, wie sehr eine solche Verlegenheit um Antwort ein Wahrheit liebendes Gemüth beunruhiget.

Bin ich mir denn nun nichts? Habe ich keine Pflicht gegen mich selbst, meine Beruhigung zu suchen, wo ich sie zu finden glaube? Und wo konnte ich sie besser zu finden glauben als bei dem Publico? Ich weiß gar wohl, daß ein Individuum seine einzelne zeitliche Wohlfahrt der Wohlfahrt Mehrerer aufzuopfern schuldig ist. Aber auch seine ewige? Was vor Gott und den Menschen kann mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich nicht befreien zu wollen, als durch ihre Bekanntmachung Schwachgläubige zu ärgern? — Darauf antworte mir der Herr Hauptpastor! —

Allerdings habe ich keine besondere Erlaubniß gehabt, von den mir anvertrauten literarischen Schätzen auch dergleichen feurige Kohlen der Welt mitzutheilen. Ich habe diese besondere Erlaubniß in der allgemeinen mit eingeschlossen zu sein geglaubt, die mir mein gnädigster Herr zu ertheilen geruhet. Habe ich durch diesen Glauben mich seines Zutrauens unwürdig bezeigt, so beklage ich mein Unglück und bin strafbar. Gern, gern will ich auch der billigen Gerechtigkeit darüber in die Hände fallen, wenn Gott mich nur vor den Händen des zornigen Priesters bewahret!

Und was wird dieser zornige Priester nun vollends sagen, wenn ich bei Gelegenheit hier bekenne, daß der Ungenannte selbst an das Licht zu treten sich nicht übereilen wollen. Daß ich ihn schon itzt an das Licht gezogen, ist nicht allein ohne seinen Willen, sondern wol gar wider seinen Willen geschehen. Dieses läßt mich der Anfang eines Vorberichts besorgen, der mir unter seinen Papieren allerdings schon zu Gesichte gekommen war, noch ehe ich mich zu dem Dienste seines Einführers in die Welt entschloß. Er lautet also: „Die Schrift, wozu ich hier den Vor-

bericht mache, ist schon vor vielen Jahren von mir aufgesetzt worden. Jedoch habe ich sie bei Gelegenheit eines öftern Durchlesens an manchen Stellen vermehrt, an andern eingekürzt oder geändert. Blos meine eigene Gemüthsberuhigung war vom ersten Anfange der Bewegungsgrund, warum ich meine Gedanken niederschrieb, und ich bin nachher nimmer auf den Vorsatz gerathen, die Welt durch meine Einsichten irre zu machen oder zu Unruhen Anlaß zu geben. Die Schrift mag im Verborgenen zum Gebrauch verständiger Freunde liegen bleiben; mit meinem Willen soll sie nicht durch den Druck gemein gemacht werden, bevor sich die Zeiten mehr aufklären. Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß ich ihn, obwol ohne meine Schuld, mit Wahrheiten ärgern und in einen wüthenden Religionseifer setzen sollte. Lieber mag der Weise sich des Friedens halber unter den herrschenden Meinungen und Gebräuchen schmiegen, dulden und schweigen, als daß er sich und Andere durch gar zu frühzeitige Aeußerung unglücklich machen sollte. Denn ich muß es zum Voraus sagen, die hierin enthaltenen Sätze sind nicht katechismusmäßig, sondern bleiben in den Schranken einer vernünftigen Verehrung Gottes und Ausübung der Menschenliebe und Tugend. Da ich aber mir selbst und meinen entstandenen Zweifeln zureichend Genüge thun wollte, so habe ich nicht umhin können, den Glauben, welcher mir so manche Anstöße gemacht hatte, von Grund aus zu untersuchen, ob er mit den Regeln der Wahrheit bestehen könne oder nicht."

Luther und alle Heiligen! Herr Hauptpastor, was haben Sie da gelesen! Nicht wahr? so gar strafbar hätten Sie mich nimmermehr geglaubt? — Der Ungenannte war bei aller seiner Freigeisterei doch noch so ehrlich, daß er die Welt durch *seine* Einsichten nicht irre machen wollte: und ich, ich trage kein Bedenken, sie durch *fremde* Einsichten irre zu machen. Der Ungenannte war ein so friedlicher Mann, daß er zu keinen Unruhen Anlaß geben wollte: und ich, ich setze mich über alle Unruhen hinweg, von welchen Sie, Herr Hauptpastor, am Besten wissen, wie sauer es itzt einem treufleißigen Seelensorger wird, sie auch nur in einer einzigen Stadt zur Ehre unsrer allerheiligsten Religion zu erregen. Der Ungenannte war ein so behutsamer Mann, daß er keinen Menschen mit Wahrheiten ärgern wollte: und ich, ich glaube ganz und gar an kein solches Aergerniß, fest überzeugt, daß nicht Wahrheiten, die man blos zur Untersuchung vorlegt, sondern allein Wahrheiten, die man sofort in Ausübung bringen

will, den gemeinen Haufen in wüthenden Religionseifer zu versetzen fähig sind. Der Ungenannte war ein so kluger Mann, daß er durch allzu frühzeitige Aeußerungen weder sich noch Andere unglücklich machen wollte: und ich, ich schlage als ein Rasender meine eigene Sicherheit zuerst in die Schanze, weil ich der Meinung bin, daß Aeußerungen, wenn sie nur Grund haben, dem menschlichen Geschlechte nicht früh genung kommen können. Mein Ungenannter, der, ich weiß nicht wenn schrieb, glaubte, daß sich die Zeiten erst mehr aufklären müßten, ehe sich, was er für Wahrheit hielt, öffentlich predigen lasse: und ich, ich glaube, daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu untersuchen, ob das, was er für Wahrheit gehalten, es auch wirklich ist.

Das ist Alles wahr, Herr Hauptpastor, das ist Alles wahr. Wenn nur bei der löblichen Bescheidenheit und Vorsicht des Ungenannten nicht so viel Zuversicht auf seinen Erweis, nicht so viel Verachtung des gemeinen Mannes, nicht so viel Mißtrauen auf sein Zeitalter zum Grunde läge! Wenn er nur zu Folge dieser Gesinnungen seine Handschrift lieber vernichtet, als zum Gebrauche verständiger Freunde hätte liegen bleiben lassen! — Oder meinen Sie auch, Herr Hauptpastor, daß es gleichviel ist, was die Verständigen im Verborgenen glauben, wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel fein in dem Gleise bleibt, in welchem allein ihn die Geistlichen zu leiten verstehen? Meinen Sie?

Anti-Goeze.

Ex hoc uno capitulo comprobabo, ferream te frontem possidere fallaciae.
Hierony. adv. Ruff.

Achter.

——————10

Heida! wo wollte ich in meinem Vorigen hin? Es hat sich wohl, daß der Herr Hauptpastor den Namen Advocat in seiner eigentlichen Bedeutung nehmen sollte! Advocat heißt bei Seinesgleichen weiter nichts als Zungendrescher, und das, das bin ich ihm. Ein feiler Zungendrescher in Sachen des Ungenannten bin ich ihm, und er hat blos die Güte, das minder auffallende Wort zu brauchen.

Was Wunder auch? Sein guter Freund, der Reichspostreiter, ehedem selbst ein Advocat,[1] scheinet, ohne Zweifel aus eigner Erfahrung, ebenden Begriff vom Advocaten zu haben; wie aus einem Epigramm zu sehen, welches er neulich in einem seiner Beiträge mit einfließen lassen. Ich weiß die schönen Zeilen nicht mehr, aber die Spitze war, daß nichts als Schreien zum Advocaten gehöre. Dieses Epigramm soll zu seiner Zeit

1) Lessing meint den Licentiaten der Rechte Wittenberg, Redacteur des „Altonaer Postreuters“ und seit Ziegra's Tode (1778) der „Freiwilligen Beiträge“. Diesem „achten Anti-Göze“, der mehr gegen ihn als gegen Göze gerichtet ist, setzte Wittenberg seinen „Anti-Lessing“ entgegen, worin er Lessing's Derbheiten mit gleicher Münze bezahlte und ihn außerdem als einen Ausbreiter verderblicher Schmähschriften gegen die Religion auf die bestehenden Reichsgesetze verwies, die dergleichen Verbrechen mit Strafe belegten. — A. d. H.

zwischen der Börse und dem Rathhause in Hamburg einiges Aufsehen gemacht haben, und es hätte dem Verfasser leicht ebenso bekommen können, wie ihm mehrere Epigramme bekommen sind, wenn er nicht die Klugheit gehabt hätte, noch zur rechten Zeit zu erklären, daß er selbst das Epigramm nicht gemacht habe. Dieses schrieb man mir aus Hamburg und setzte hinzu: „Das fand sich auch wirklich. Nicht der Reichspostreiter, sondern des Reichspostreiters Pferd hatte das Epigramm gemacht."

Doch das Pferd dieses Reiters kümmert mich ebenso wenig als der Reiter dieses Pferdes. Mag doch noch ferner Eines mit dem Andern immer durchstechen und das Pferd, was es sich schämt gemacht zu haben, auf den Reiter, sowie der Reiter in gleichem Falle auf das Pferd schieben. Ihr gemeinschaftlicher Sattel ist ein Maulthier; damit gut! — Es sollte mir leid sein, wenn der Reichspostreiter nicht ebensowol Miller's Jests, als den Dedekind gelesen hätte. —

Und so wende ich mich wieder zu dem geistlichen Herrn, dem dieser Postreiter nur manchmal vorspannt. Ja, ja, so ist es und nicht anders. Wenn mich der Herr Hauptpastor den Advocaten des Ungenannten nennet, so meint er blos einen gedungnen Zungendrescher, dem es gleichviel ist, was für einer Sache er seinen Beistand leihet, wenn es nur eine Sache ist, bei der er recht viele Ränke und Kniffe, von ihm genannt Heuremata, anbringen und Richter und Gegentheil so blenden und verwirren kann, daß dieser gern mit dem magersten Vergleiche vorlieb nimmt, ehe jener das Urtheil an den Knöpfen abzählt oder blindlings aus dem Hute greift.

So ein Kerl bin ich dem Herrn Hauptpastor! Dahin zielet 1) seine ewige Klage über meine Art zu streiten. Dahin zielet 2) sein Vorwurf, daß ich meinen Ungenannten mit unverdienten Lobsprüchen an das Licht gezogen. Dahin zielet 3) seine Beschuldigung, daß ich Alle, welche bisher noch gegen ihn geschrieben und sich der christlichen Religion wider ihn angenommen haben, mit dem bittersten Spotte abgewiesen.

Was meine Art zu streiten anbelangt, nach welcher ich nicht sowol den Verstand meiner Leser durch Gründe zu überzeugen, sondern mich ihrer Phantasie durch allerhand unerwartete Bilder und Anspielungen zu bemächtigen suchen soll, so habe ich mich schon zur Hälfte darüber erklärt.*) Ich suche allerdings durch

*) Anti-Goeze, II.

die Phantasie mit auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und verstehet, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle gute Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden. Lächerlich also ist es, wenn der Herr Hauptpastor etwas verschreien will, was er nicht kann, und weil er es nicht kann. Und noch lächerlicher ist es, wenn er gleichwol selbst überall so viel Bestreben verräth, es gern können zu wollen. Denn unter allen nüchtern und schalen Papierbesudlern braucht keiner mehr Gleichnisse, die von nichts ausgehen und auf nichts hinauslaufen, als er. Selbst witzig sein und spotten möchte er manchmal gern; und der Reichspostreiter oder dessen Pferd hat ihm auch wirklich das Zeugniß gegeben, „daß er die satirische Schreibart gleichfalls in seiner Gewalt habe." — Worauf sich aber wol dieses gleichfalls beziehen mag? — Ob auf die anständige Schreibart, welche sonst in der Schrift des Herrn Hauptpastors herrschen soll? Ob auf die Gründe, mit welchen er streiten soll? — Darüber möchte ich mir denn nun wol competentere Richter erbitten als den Postreiter und sein Pferd. — Oder ob auf mich? Ob der Postreiter sagen wollen, daß der Herr Hauptpastor ebenso gut als ich die satirische Schreibart in seiner Gewalt habe? — Ja, darin kann der Postreiter und sein Pferd leicht Recht haben. Denn ich habe die satirische Schreibart Gott sei Dank gar nicht in meiner Gewalt, habe auch nie gewünscht, sie in meiner Gewalt zu haben. Das Einzige, was freilich mehrere Pferde Satire zu nennen pflegen, und was mir hierüber zu Schulden kömmt, ist dieses, daß ich einen Postreiter einen Postreiter und ein Pferd ein Pferd nenne. Aber wahrlich, man hat Unrecht, wenn man Offenherzigkeit und Wahrheit, mit Wärme gesagt, als Satire verschreiet. Häckerling und Haber können nicht verschiedner von einander sein, mein gutes Pferd! Ich will Dich besser lehren, was Satire ist. Wenn Dein Reiter — sonst genannt der Schwager, weil er schwägerlich die Partei eines Jeden hält, dem er vorreitet — sagt, daß eine anständige Schreibart in den Schriften des Herrn Hauptpastors herrsche; wenn er sagt, daß der Herr Hauptpastor mit Gründen streite: glaube mir, das, das ist Satire! Das ist ebenso platte Satire, als wenn er Dich einen Pegasus nennen wollte, indem Du eben unter ihm in die Knie sinkest. Glaube mir,

Scheckchen, Du kennst diesen abgefeimten Schwager noch nicht recht; ich kenne ihn besser. Er hat sonst auch mir vorgeritten, und Du glaubst nicht, was für hämische Lobsprüche sein ironisches Hörnchen da vor mir her geblasen. Wie er es mir gemacht hat, so macht er es Allen, und ich bedaure den Herrn Hauptpastor, wenn er, durch so ein boshaftes Lob eingeschläfert, sich nicht im Ernst auf die Gründe gefaßt hält, die der Schwager in ihm schon will gefunden haben. Er kann ja allen Falls den Schwager auch nur fragen, welches diese Gründe sind. — Denn komm an, Scheckchen — weil ich doch einmal angefangen habe, mit einem Pferde zu räsonniren —, sage Du selbst, edler Houyhnhnm[1]) — (man muß seinen Richter auch in einem Pferde ehren) — sage Du selbst, mit was für Gründen kann der Mann streiten, der sich auf meine Gegengründe noch mit keinem Worte eingelassen hat? der, anstatt zu antworten, nur immer seine alte Beschuldigungen wörtlich wiederholt und höchstens ein paar neue hinzusetzt, die er ebenso wenig gut zu machen gedenkt? Seit der Zeit, da Du sein erstes Cartel in die weite Welt getragen, das Du großmüthig einem noch stumpf gerittenern Pferde abnahmest, hat er nicht aufgehört, mich mündlich und schriftlich zu schmähen, ob ich ihm gleich auf jenes sein Cartel wie ein Mann geantwortet zu haben glaube. Warum widerlegt er meine Axiomata nicht, wenn er kann? Warum bringt er nur immer neue Lästerungen gegen mich auf die Bahn? Warum paßt er mir in allen hohlen Wegen so tückisch auf und zwingt mich, ihm nicht als einem Soldaten, sondern als einem Buschklepper zu begegnen? Ist das guter Krieg, wenn er den Männern des Landes aus dem Wege geht, um die Weiber und Kinder desselben ungestört würgen zu können? Der Begriff ist der Mann; das sinnliche Bild des Begriffes ist das Weib; und die Worte sind die Kinder, welche Beide hervorbringen. Ein schöner Held, der sich mit Bildern und Worten herumschlägt und immer thut, als ob er den Begriff nicht sähe! oder immer sich einen Schatten von Mißbegriff schafft, an welchem er zum Ritter werde. Er versprach einst, den Liebhabern solcher Leckerbissen eine ganze große Schüssel Fricassee von diesen Weibern und Kindern meines Landes vorzusetzen.*) Aber er hat sein

*) Etwas Vorl., Vorr., VII.

1) In Jonathan Swift's berühmter Satire „Gulliver's Reisen" kommt Gulliver auch in das Land der Houyhnhnms. Dies sind höchst edle und weise Pferde, die den neuen Ankömmling nur mit Verachtung aufnehmen, da sie ihn für eine Abart der auf der Insel lebenden Affen halten. — A. d. H.

Versprechen wieder zurückgenommen; denn es ist freilich ganz etwas Anders, hier und da ein Weib oder ein Kind in meinem Lande meuchlings zu morden, und ganz etwas Anders, dieser Weiber und Kinder zusammen mehrere oder gar alle in die Pfanne zu hauen. Er fand bald, daß er auch davon die Nase weglassen müsse, und ich muß bekennen, daß er mich damit um einen sehr lustigen Triumph gebracht hat. Denn die Gelegenheit wird mir so bald nicht wiederkommen, ohne Großsprecherei zeigen zu können, daß auch da, wo ich mit Worten am Meisten spiele, ich dennoch nicht mit leeren Worten spiele; daß überall ein guter triftiger Sinn zum Grunde liegt, auch wenn nichts als lauter ägyptische Grillen und chinesische Fratzenhäuserchen daraus emporsteigen. Das, wie gesagt, kann ich nicht mehr zeigen, und mit Analysirung der Proben, die der Herr Hauptpastor in der ersten blinden Hitze gegeben, will ich auch ein Pferd nicht aufhalten, das mehr zu thun hat. Lieber, wenn Du meinest, edler Houyhnhnm, daß ich die Widerlegung meiner Axiomen von ihm noch zu erwarten habe, will ich Dich bitten, ihm durch den Schwager ein Wort im Vertrauen zukommen zu lassen, dieweil er es noch nutzen kann. — Aber warum durch den Schwager? Als ob ich Dir minder zutraute als dem Schwager? Als ob der Herr Hauptpastor Dich mit mindrer Aufmerksamkeit hören würde als den Schwager? — Sei Du es also nur selbst, der dem Herrn Hauptpastor meine Wünsche und Erwartungen und Besorgnisse mittheilet! Sage Du ihm nur selbst, wie sehr ich mich darauf freue, endlich auch einmal von ihm belehret zu werden! Ich bin äußerst unruhig, bis ich seine Gründe in aller ihrer Stärke gegen die meinigen abwägen kann, denen ich gleichfalls alle ihre Schärfe zu ertheilen nur auf Gelegenheit warte. Ich habe Manches in den Axiomen hingeworfen, von welchem ich wohl weiß, daß es eine nähere Erörterung bedarf und verdienet; aber ich bin auch gefaßt darauf, und es sollte mir sehr leid thun, wenn er nirgends anbeißen, sich auf nichts, was eigentlich zur Sache gehöret, einlassen wollte. Gleichwol muß ich es leider besorgen! Denn denke nur, edler Houyhnhnm, denke nur, was er mir eben itzt*) schon im Voraus von seinem bald zu eröffnenden Feldzuge wissen läßt! Da steht auf einer Anhöhe eine armselige Vedette; die, die will er mit Heereskraft vors Erste verjagen. Ich habe ein Histörchen erzählt von einem hessischen Feldprediger

*) Lessing's Schwächen, S. 5.

(könnte auch ein braunschweigischer gewesen sein), der auf einer Insel, die in keiner Geographie steht, gute Luther'sche Christen fand, die von dem Katechismus sehr wenig und von der Bibel ganz und gar nichts wußten. Nun ist ihm das Ding, weil der Reichspostreiter nichts davon mitgebracht hat, weil auch Du ohne Zweifel nichts davon weißt, so unbegreiflich, als ob es gar nicht möglich wäre, und ich soll es ihm beweisen, wie man wirklich geschehene Dinge zu beweisen pflegt: mit glaubwürdigen Zeugen, mit rechtskräftigen Documenten und dergleichen. Kann ich das, so will er es glauben, es mag möglich sein oder nicht. Kann ich das aber nicht, so will er der ganzen Welt erklären, daß ich ein Betrieger bin, und mir die gesammten hessischen Feldprediger wegen dieser groben Verleumdung eines ihrer Collegen auf den Hals hetzen. Ja, er treibt seine Rache wol noch weiter und giebt mich bei der englischen Regierung an, der die bermudischen Inseln schon seit 1609 ein wohlthätiger Sturm[1]) sammt und sonders geschenkt hat, daß ich ihr auch dieses Inselchen schaffen muß, ich mag es hernehmen, woher ich will. Wahrlich, edler Houyhnhnm, wenn er das thut, so bin ich ohne Rettung verloren! Denn sieh nur! welches Du und der Schwager vielleicht auch nicht wissen: der hessische Feldprediger ist seitdem bei Saratoga[2]) mit gefangen worden, und die bösen Amerikaner wechseln vor der Hand nicht aus. Gut, daß Ihr Beide das wenigstens wißt und es mir bezeugen könnt! Wie kann ich nun dem Herrn Hauptpastor den Feldprediger sogleich zur Stelle schaffen? Er muß warten, bis der Handel mit den Amerikanern zu Ende ist und die Hessen wieder zu Hause sind. Dann will ich mein Möglichstes thun, ihn zu befriedigen, vorausgesetzt, daß der ausgewechselte Feldprediger auf der Heimreise nicht stirbt. Damit aber doch auch meine Widerlegung nicht so lange verschoben bleiben darf, was hindert, daß er indeß die historische Wahrheit meiner Erzählung bei Seite setzt und sie als bloße zweckmäßige Erdichtung betrachtet? Folget aus dem blos möglichen Falle nicht ebendas, was aus dem wirk-

---

1) Die im atlantischen Ocean, in der Nähe von Nordamerika gelegenen Bermudas oder Somersinseln wurden im Jahre 1522 von dem Spanier Juan Bermudez entdeckt. Aber ihre Colonisation wurde erst im Jahre 1609 durch den Engländer George Somers, den ein Sturm dahin verschlagen hatte, begonnen. — A. d. H.

2) Bei dem Städtchen Saratoga im Staate Newyork wurde am 13. Oct. 1777 ein englisches Corps unter Bourgoyne von den Amerikanern geschlagen und mußte sich am 17. Oct. an den General Gates ergeben. — A. d. H.

lichen Falle folgen würde? Ist die Frage, „ob Menschen, welche sehr lebhaft glauben, daß es ein höchstes Wesen giebt; daß sie arme sündige Geschöpfe sind; daß dieses höchste Wesen dem ohngeachtet durch ein andres ebenso hohes Wesen sie nach diesem Leben ewig glücklich zu machen die Anstalt getroffen — ob Menschen, welche das und weiter nichts glauben, Christen sind, oder keine" — in beiden Fällen nicht die nämliche? Ueberlege es doch nur selbst, lieber — Gaul! Denn was brauchst Du viel, dieses zu können, ein Houyhnhnm zu sein, der Du doch einmal nicht bist? Ueberlege es nur und suche es dem Herrn Hauptpastor, so gut Du kannst, begreiflich zu machen. Auf jene Frage soll er antworten, auf jene Frage, und um die Colonie sich unbekümmert lassen! — Hörst Du? — Hiemit lebe wohl, Gaul, und grüß mir den Schwager!

Anti-Goeze.

> Qui auctorem libri dogmatici absconditum mihi revelat, non tam utilitati meae quam curiositati servit; immo non raro damnum mihi affert, locum faciens praejudicio auctoritatis.
>
> *Heumannus de libr. an. et pseud.*

Neunter.

11

Die Klage über meine Art zu streiten konnte ich nur in dieser nämlichen Art beantworten, und ich lasse es mir gar wohl gefallen, daß der Herr Hauptpastor meine Antwort selbst zu einem Beweise seiner Klage macht. Warum sollte ich ihm nicht mit gutem Vorsatze noch mehrere Beweise zu einer Klage liefern, die ich verachte?

2. Aber der Vorwurf, daß ich den Ungenannten mit unverdienten und unmäßigen Lobsprüchen beehret, in der doppelt schelmischen Absicht, bei flachen Lesern ein günstiges Vorurtheil für ihn zu erschleichen und die Gegner abzuschrecken, die sich etwa wider ihn rüsten möchten: dieser Vorwurf ist ernsthafter und verdienet eine ernsthaftere Antwort. Nur Schade, daß ich diese ernsthaftere Antwort nicht so einleuchtend zu machen im Stande bin. Denn dieses zu können, müßte schon das ganze Werk des Ungenannten der Welt vor Augen liegen, indem sich alle meine Lobsprüche blos und allein auf eine Beschaffenheit desselben beziehen, aus einer Beschaffenheit desselben entsprungen sind. Und aus welcher? Aus einer solchen, die sich gar wohl auch von

einem Werke denken läßt, das in der Hauptsache sehr weit vom Ziele schießt. Ich habe es ein freimüthiges, ernsthaftes, gründliches, bündiges, gelehrtes Werk genannt: lauter Eigenschaften, aus welchen die Wahrheit der darin abgehandelten Materie noch keines Weges folget, und die ich gar wohl auf den Verfasser übertragen dürfen, ohne ihn deswegen als einen Mann anzunehmen oder zu empfehlen, auf den man sich in allen Stücken verlassen könne. Es setzen daher auch diese Lobsprüche im Geringsten nicht voraus, daß ich ihn näher oder aus mehrern Werken kenne, noch weniger, daß ich ihn persönlich kenne oder gekannt habe.

Denn so empfindlich es auch immer dem Herrn Hauptpastor mag gewesen sein, daß ich geradezu gesagt, „mein Ungenannter sei des Gewichts, daß in allen Arten der Gelehrsamkeit sieben Goezen nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend sind," so getraue ich mir doch diese Aeußerung einzig und allein aus dem gut zu machen, was mir von seinem Werke in den Händen ist. Der Herr Hauptpastor muß nur nicht, was ich von allen Arten der Gelehrsamkeit sage, auf alle Minutissima dieser Arten ausdehnen. So möchte es z. E. mir allerdings wol schwer zu erweisen sein, daß mein Ungenannter von allen plattdeutschen Bibeln eine ebenso ausgebreitete gründliche Kenntniß gehabt als der Herr Hauptpastor.[1]) Kaum dürften ihm die verschiednen Ausgaben der Lutherischen Bibelübersetzung selbst so vollkommen bekannt gewesen sein als dem Herrn Hauptpastor, welcher so außerordentliche Entdeckungen darin gemacht, daß er auf ein Haar nun angeben kann, um wie weit mit jeder Ausgabe die Orthodoxie des seligen Mannes gewachsen. Aber Alles dieses sind doch nur Stäubchen aus der Literargeschichte, welchen mein Ungenannter nur siebenmal siebenmal so viel andere Stäubchen ebendaher entgegenzusetzen haben dürfte, um mich nicht zum Lügner zu machen. Und so mit den übrigen Kenntnissen allen! Selbst mit denen, die der Ungenannte actu gar nicht, sondern nur virtualiter besaß. Die Ursache ist klar. Er war ein selbstdenkender Kopf, und selbstdenkenden Köpfen ist es nun einmal gegeben, daß sie das ganze Gefilde der Gelehrsamkeit übersehen und jeden Pfad desselben zu finden wissen, sobald es der Mühe verlohnet, ihn zu betreten. Ein Wievieltheilchen eines solchen

---

1) Göze hat eine „Historie der Niedersächsischen Bibeln" verfaßt. — A. d. H.

Kopfes dem Herrn Hauptpastor zu Theil worden, bleibt seinem eignen unparteiischen Ermessen anheimgestellt. Gnug, daß 7 mal 7 nur 49 macht, und auch ein Neunundvierzigtheilchen meines Ungenannten noch aller Hochachtung werth und siebenmal mehr ist, als man an allen Orten und Enden der Christenheit zu einem Pastor oder Hauptpastor erfodert.

Doch halt! Ich habe ja meinen Ungenannten auch einen ehrlichen unbescholtenen Mann genannt, und dieses setzt doch wol voraus, daß ich ihn näher und persönlich kenne? — Auch dieses nicht! Und ohne mich viel mit dem Quilibet praesumitur etc. zu decken, will ich nur gleich sagen, was für Grund in seinem Werke ich gefunden habe, ihm auch diese Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nämlich, obschon mein Ungenannter freilich alle geoffenbarte Religion in den Winkel stellet, so ist er doch darum so wenig ein Mann ohne alle Religion, daß ich schlechterdings Niemanden weiß, bei dem ich von der blos vernünftigen Religion so wahre, so vollständige, so warme Begriffe gefunden hätte als bei ihm. Diese Begriffe trägt das ganze erste Buch seines Werkes vor, und wie viel lieber hätte ich dieses erste Buch an das Licht gebracht als ein andres Fragment, welches mir seine voreiligen Bestreiter abgedrungen haben! Nicht sowol, weil die speculativen Wahrheiten der vernünftigen Religion darin in ein größer Licht durch neue und geschärftere Beweise gestellet worden, sondern vielmehr weil mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit darin gezeigt wird, welchen Einfluß diese Wahrheiten auf unsere Pflichten haben müssen, wenn die vernünftige Religion in einen vernünftigen Gottesdienst übergehen soll. Alles, was er von diesem, von diesem Einflusse insbesondere sagt, trägt das unverkennlichste Merkmal, daß es aus einem ebenso erleuchteten Kopfe als reinem Herzen geflossen, und ich kann mir unmöglich einbilden, daß in ebendiesem Kopfe bei ebendiesen erhabenen Einsichten, in ebendiesem Herzen bei ebendiesen edeln Neigungen tolle vorsätzliche Irrthümer, kleine eigennützige Affecten hausen und herrschen können. „In eodem pectore,“ sagt Quinctilian, „nullum est honestorum turpiumque consortium, et cogitare optima simul ac deterrima non magis est unius animi, quam ejusdem hominis bonum esse ac malum.“ — Das also, das war es, warum ich meinen Ungenannten einen ehrlichen unbescholtenen Mann nennen zu können glaubte, ohne aus seinem bürgerlichen Leben Beweise dafür zu haben!

Freilich glaubte ich einmal, ihn in der Person des Wertheimischen Bibelübersetzers[1]) näher zu kennen, und noch kürzlich hätte mich die ungesuchte Aeußerung eines hiesigen ehrlichen Mannes in solchem Glauben bestärken können. Dieser Mann hat ehedem, wie noch gar wohl bekannt, mit Schmidten vielen Umgang gepflogen, und ich habe sein schriftliches Zeugniß in Händen. Doch Herr Mascho hat durch so viel Schlüsse a priori meinen Wahn, oder wofür er es sonst halten mag, so kräftig bestritten, daß ich ganz und gar keine Achtung für dergleichen Schlüsse in rebus facti haben müßte, wenn ich nicht wenigstens sollte zweifelhaft geworden sein. Zwar hinken einige dieser Schlüsse ein Wenig sehr, z. E. der, welcher von der Wolffischen Philosophie hergenommen ist, die sich Schmidt so ganz zu eigen gemacht hatte, und von welcher bei meinem Ungenannten keine Spur zu finden sein soll. Denn mit Erlaubniß des Herrn Mascho, das eben angeführte erste Buch ist ganz auf Wolffische Definitionen gegründet, und wenn in allen übrigen die strenge mathematische Methode weniger sichtbar ist, so hat ja wol die Materie mit Schuld, die ihrer nicht fähig war. Auch muß ich dem Herrn Mascho aufrichtig bekennen, daß ich nicht einsehe, wie mein Vorgeben, die Handschrift des Ungenannten habe wenigstens ein Alter von 30 Jahren, darum nicht stattfinden könne, weil Wettstein's[2]) und des Spruches 1. Johann. 5, 7 darin gedacht werde. Es ist wahr, Wettstein's Neues Testament kam erst 1751 heraus; aber die Prolegomena waren doch bereits 1730 erschienen, und die Streitigkeit über den Spruch Johannis ist ja wol noch älter. Allein was würde es helfen, wenn ich auch in diesen Kleinigkeiten Recht bekäme? Herr Mascho weiß so unzählig andere Particularia von meinem Ungenannten, welche alle auf den Wertheim'schen Schmidt nicht passen, daß schwerlich an diesen weiter gedacht werden kann; wenn uns Herr Mascho nur noch vorher zu sagen beliebt, woher er diese Particularia hat.

Von mir hat er sie gewiß nicht. Sondern vermuthlich hat er sie von einem gewissen E., der in den Altonaer Beiträgen (St. 30) den Verfasser der Fragmente „einen leider nur zu bekannten Ungenannten nennet," wenn dieser E. nicht vielmehr, was er so dreist in die Welt schreibt, von dem Herrn Mascho

1) Vergl. über Diesen Th. XV. S. 84. Anm. 1. — A. d. H.

2) Vergl. Th. XV. S. 166. Anm. 2. — A. d. H.

hat. Nach Belieben! Nur daß sich Keiner auf mich berufe! Denn ich für mein Theil, sobald ich merkte, daß ich mich in meiner Vermuthung mit Schmidten wol möchte übereilet haben, machte mir das Gesetz, einer solchen Vermuthung nie wieder nachzuhängen. Ja, ich faßte sofort den Entschluß, auch wenn ich den wahren Namen ganz zuverlässig erführe, ihn dennoch nun und nimmermehr der Welt bekannt zu machen. Und bei diesem Entschlusse, so mir Gott hilft, bleibt es, gesetzt auch, daß ich ihn wirklich seitdem erfahren hätte.

Welche elende Neugierde, die Neugierde nach einem Namen! nach ein paar Buchstaben, die so oder so geordnet sind! Ich lasse es gelten, wenn wir zugleich mit dem Namen und durch den Namen erfahren, wie weit wir dem Zeugnisse eines Lichtscheus trauen können. Aber da, wo von Zeugnissen, von Dingen, die lediglich auf Zeugnissen beruhen, gar nicht die Rede ist, wo die Vernunft auf ihrem eignen Wege nur Gründe prüfen soll: was soll da der Name Deß, der das bloße Organ dieser Gründe ist? Er nutzt nicht allein nichts, sondern schadet auch wol öfters, indem er einem Vorurtheile Raum giebt, welches alle vernünftige Prüfungen so jämmerlich abkürzt. Denn entweder der Ungenannte wird als ein Mann erkannt, dem es auch sonst weder an Willen noch an Kraft, die Wahrheit zu erkennen, gefehlt hat: und sogleich läßt sich der Pöbel, dem das Denken so sauer wird, von ihm blindlings hinreißen; oder es findet sich, daß der Ungenannte schon sonst wo übel bestanden: und sogleich will eben der Pöbel ganz und gar weiter mit ihm nichts zu schaffen haben, der festen schönen Meinung, daß Dem, der an einem Sinne verwahrloset ist, nothwendig alle fünfe mangeln müssen. — So urtheilen selbst Literatores, die es sonst für keine kleine Sache halten, auf anonyme und pseudonyme Schriftsteller Jagd zu machen, und ich sollte unphilosophischer urtheilen und handeln als diese Männer, welche, so zu reden, ein Recht haben, unnütze und unphilosophische Entdeckungen zu machen? „Prudentis est," sagt Heumann[1]) an dem nämlichen Orte, woher das Lemma[2])

---

1) Christoph August Heumann (geb. 1681, seit 1717 Rector der Gelehrtenschule und seit 1734 Professor an der Universität in Göttingen, gest. 1763), ein durch Vielseitigkeit und Gründlichkeit seines Wissens ausgezeichneter Gelehrter, schrieb außer vielen anderen Werken ein „Schediasma de anonymis et pseudonymis" in 2 Büchern (Jena 1711). — A. d. H.

2) Ueber die Bedeutung des Wortes „Lemma" vergl. S. 137. Anm. 2. — A. d. H.

dieses Stücks genommen ist, „ita quosvis dogmaticos libros legere, quasi auctor plane sit ignotus.“ Hier ist das quasi wirklich. Der Leser braucht nicht erst wieder zu vergessen, was er nicht weiß.

Und nun stelle man sich vor, was ich für Augen möge gemacht haben, als ich im Gefühl dieser meiner Gesinnungen folgende Stelle des Herrn Hauptpastors las:*) „Zuletzt erinnere ich den Herrn L. noch, daß es nun für ihn Pflicht sei, den Verfasser der Fragmente zu nennen, da er mit der Entdeckung seines Namens gedrohet und es versucht hat, seinen Gegnern dadurch Furcht einzujagen, da es ihm nicht unbekannt sein kann, was für gelehrte unbescholtene Männer für Verfasser dieser Mißgeburten ausgegeben worden. Die Schuld, daß ihre Asche so unverantwortlich besudelt wird, fällt auf ihn zurück, wofern er mit der Wahrheit länger zurückhält, und er kann solche zu offenbaren um so viel weniger Bedenken tragen, da er seinen Autor und dessen Arbeit schon vorläufig mit solchen Lobsprüchen beehret hat.“

Wie? Ich soll gedroht haben, den Verfasser der Fragmente zu nennen? Wo das? Und darauf soll sich meine Pflicht gründen, mit seinem Namen nicht länger hinter dem Berge zu halten? darauf? Wie die Pflicht, so der Bewegungsgrund zu Erfüllung derselben! Ich habe gewarnet, dem Ungenannten nicht gar zu bubenmäßig und schülerhaft zu begegnen, damit man sich nicht allzu sehr schämen müsse, wenn man endlich einmal erführe, wer er gewesen. Heißt das drohen? Heißt das drohen, daß man es durch mich erfahren soll? daß ich endlich den Namen aussprechen will? — Wenn der Herr Hauptpastor hier nicht mit gutem Wissen und Vorsatz eine Lüge hingeschrieben hat, so ist es doch ein Beweis, wie er mich lieset. Er lieset nie das, was ich geschrieben habe, sondern immer nur das, was er gerne möchte, daß ich geschrieben hätte.

---

*) Freiw. Beitr., 5. S. 75.

Anti-Goeze.

Aergerniß hin, Aergerniß her! Noth bricht Eisen und hat kein Aergerniß. Ich soll der schwachen Gewissen schonen, sofern es ohne Gefahr meiner Seelen geschehen mag, wo nicht, so soll ich meiner Seelen rathen, es ärgere sich daran die ganze oder halbe Welt.

Luther.

Zehnter.

12

Hiernächst ist es mir allerdings völlig unbekannt, was für gelehrte und unbescholtene Männer, ohne Zweifel auf Vorspiegelung der Herren Mascho und S. in Hamburg, für Verfasser der Fragmente ausgegeben werden. Aber es freuet mich, daß man dort doch Mehrere kennet, die so etwas könnten geschrieben haben. Es macht Keinem Schande, wer er auch sei; und was der Herr Hauptpastor von unverantwortlicher Besudelung ihrer Asche sagt, will weder nach der eigentlichen, noch nach der verblümten Bedeutung mir in den Kopf. Asche nimmt es gar nicht übel, mit Koth vermengt zu werden, und der Geist, der diese Asche belebte, steht vor den Augen Deß, dem es keine Mühe macht, das Eigene von dem Angelogenen zu unterscheiden. Die tappende Neugier der Sterblichen ist für Beide ein Spiel, das des Zusehens nicht werth ist, und welcher Vernünftige diese Neugierde am Ersten zu befriedigen sucht, erzürnet die spielenden Kinder am Meisten.

Wenn der Herr Hauptpastor unter diese neugierigen spielenden Kinder nicht selbst gerechnet werden will, so sage er doch

nur, in welcher ernsthaften Absicht sonst er gern den Namen meines Ungenannten wissen möchte! Kann er seine Asche noch einmal zu Asche brennen lassen? Sollen seine Gebeine in der Erde, welche sie willig aufnahm, nicht länger ruhen? Sollen sie in Staub zermalmet, auf das Wasser geworfen, in den Wind zerstreuet werden? Die Erde, in beiden Fällen, lieber Herr Hauptpastor, nimmt sie ja doch wieder auf. Oder wollen Sie nur das Vergnügen haben, daß Sie in ganz Deutschland herumschreiben können, ob und wo irgend noch ein Anverwandter oder Nachkomm zu finden, den Sie es können empfinden lassen, daß er in seiner Linie oder in seinen Nebenlinien, aufsteigend oder absteigend, einen solchen Bösewicht gehabt habe? — Wem ist es zu verargen, wenn er so heillos von Ihnen urtheilet? Denn ganz ohne Grund kann der Mensch ja doch nicht handeln. —

Ich wollte noch eben in Ansehung des bekannt zu machenden Namens eines so höllischen Abenteurers, wofür Goeze und die Wenigen seines Gelichters den Ungenannten halten, einen ganz andern Vorschlag thun, indem mir der 45ste Beitrag zum Reichspostreiter gebracht wird.

O bravo! Der nämliche E., welcher in dem 40sten Beitrage uns versicherte, daß der Ungenannte „leider nur gar zu bekannt sei", findet nun für gut, wie er sich ausdrückt, „der sehr weit ausgebreiteten Lüge, als ob ein gewisser ehmaliger berühmter Lehrer am Hamburgischen Gymnasio Verfasser der Fragmente sei,[1]) öffentlich zu widersprechen." Er fügt hinzu, „daß er dieses um so viel zuversichtlicher thun könne, da der Herr Licentiat Wittenberg[2]) Briefe von dem Sohne dieses berühmten Mannes in Händen habe, worin derselbe jenes Vorgeben für eine Lüge und Verleumdung erkläret, und deren Einsicht der Herr Besitzer einem Jeden, dem daran gelegen ist, gern erlauben werde."

Kann sein, kann nicht sein! — Aber vor allen Dingen eine Frage an den Reichspostreiter oder an diesen mehrbelobten E. im Reichspostreiter: Wird an beiden Orten des Reichspostreiters

---

1) Dieser „ehmalige berühmte Lehrer am Hamburgischen Gymnasio" ist H. S. Reimarus, der wirkliche Verfasser der Fragmente, und sein Sohn ist der Hamburger Arzt J. A. H. Reimarus. S. Th. XV. S. 3. — A. d. H.

2) Ueber den Licentiaten Wittenberg vergl. die Anm. zu S. 186. — A. d. H.

der nämliche Mann verstanden oder nicht? — Wenn nicht der nämliche: ist es nicht wahre Vexirerei des Publicums, sich hier des nicht rechten so feierlich anzunehmen und von dem rechten, von dem es dort leider nur gar zu bekannt war, daß er und kein Andrer der wahre Verfasser der Fragmente sei, so gänzlich zu schweigen? — Wenn aber der nämliche: was sollen wir von einem Manne denken, dem es gleich leicht wird, eine Lüge zu besiegeln und sich der nämlichen Lüge wegen fast zu gleicher Zeit vor der ganzen Welt auf das Maul zu schlagen? Der Reichspostreiter kann sich allen Falls mit seinem Relata refero schützen, aber auch er? Der Reichspostreiter muß jeden Tag sein Blatt voll haben; was kümmert es den, womit es voll wird? Ihn hingegen zwang nichts, über Hals über Kopf drucken zu lassen, daß ein elendes Gerede eine ganz bekannte Sache sei; er war an Ort und Stelle, diesem Gerede sogleich auf den Grund zu kommen, er durfte nur ebenden Weg einschlagen, auf welchem die Unzuverlässigkeit desselben sich nun soll erwiesen haben. Warum ist er der Erste und Einzige, der die Lüge in die Welt schrieb? Warum ist er der Erste und Einzige, der dieser Lüge, die vielleicht Niemand geglaubt hat, itzt widerspricht? Sollte ihn blos der Kitzel getrieben haben, itzt mit guter Manier einen noch bedeutendern Fingerzeig thun zu können? —

An den Briefen, auf welche er sich beruft, zweifle ich im Geringsten nicht. Auch zweifle ich nicht an der Bereitwilligkeit des Herrn Licentiat Wittenberg, diese Briefe einem Jeden, der es verlangt, zu zeigen. Ich bin sogar versichert, daß er sie Mehrern zeigen wird, als sie zu sehen verlangen werden. Auf diese Weise wird allerdings jede Verleumdung auf die allerunschuldigste Weise verbreitet, und das erste Böse, was ich von dem Herrn Licentiat von nun an höre, will ich auf die nämliche Weise zu widerlegen bedacht sein.

Doch was kann auch wol der Herr Licentiat dafür, wenn eine ebenso dumme als boshafte Klatsche*) (Klätscher wäre

---

*) Ich kann mir kaum die Mühe nehmen, die Dummheit und Bosheit dieser Klatsche zugleich aus dem zu erweisen, was sie von mir sagt. Auch möchte ich sie nicht gern abschrecken, sich noch fernerhin an mir lächerlich zu machen, in der süßen Meinung, daß sie mich lächerlich gemacht habe. Doch ein paar Worte, unter den Text geworfen, können doch auch nicht schaden. — Gleich anfangs also geifert Mutter Else, oder wie sie sonst heißen mag: „da die schlechte Beschaffenheit meiner Sache mir nicht erlaube, bei der Sache selbst zu bleiben, so ergreife ich Nebendinge und lasse die Hauptsache unbeantwortet." — Mütter-

hier viel zu gut) die Unverschämtheit hat, sich auf ihn zu berufen und ihn in läppische unnütze Händel zu verwickeln? Denn daß der Herr Licentiat selbst nicht vollkommen mit mir einsehen sollte, wie läppisch und unnütz diese ganze Namenjagd sei, wird mich hoffentlich Niemand bereden wollen, der ihn kennt. Und gesetzt auch, daß er darin nicht mit mir einig wäre, daß der entdeckte Name sogar zur Prüfung der Sache schädlich werden könne, so wird er doch nicht in Abrede sein, daß er wenigstens der Ruhe und dem Leumunde aller Derer nachtheilig zu sein nicht fehlen werde, welche sich in dem entdeckten Verfasser einen Anverwandten oder Freund zu erkennen nicht entbrechen wollten. — Die Neugier eines ehrlichen Mannes steht da gern stille, wo Wahrheitsliebe sie nicht weiter treibt und Liebe des Nächsten sie still zu stehen bittet.

Freilich desto besser, wenn die Briefe, welche Herr Licentiat Wittenberg in Händen hat, einen Mann aus dem Spiele setzen, welchen mancher schwache Gesell sich als seinen Gewährsmann wol wünschen möchte. In der That wüßte ich auch selbst keinen neuern Gelehrten in ganz Deutschland, für welchen ein Vorurtheil in dergleichen Dingen zu haben verzeihlicher wäre, als eben ihn.

---

chen, und wenn Ihr noch zwanzigmal das Wort Sache in einem Athem heraussprudelt, so wißt Ihr doch von der Sache gerade so viel wie nichts. Aber seid doch so gut und nennt mir ein einziges von jenen Nebendingen, und Ihr sollt alle Eure Zähne, oder wenn Ihr lieber wollt, einen Mann wieder haben! Denn begreift doch nur, Else, daß ich ja nicht der angreifende Theil, sondern der angegriffene bin, und also überall mit hin muß, wohin mich Euer Seelensorger, der Herr Hauptpastor Goeze, schleppt! Freilich schleppt er mich an manchen Ort, wo wir Beide nichts zu suchen haben; aber ist das meine Schuld? Muß ich ihm nicht allerwärts, wo er mich vor den Augen Israel's dem Herrn opfern will, in das heilige Messer fallen? Ich schneide mich freilich oft genug in diesem heiligen Messer, aber ich wehre mir es endlich doch von der Kehle. — Zweitens, gutes Mütterchen, hat Euch dieser liebe Herr Seelensorger weis gemacht, daß er sich an den bösen Nicolai blos als an den Verleger der Allgemeinen Bibliothek zu halten pflege. Seht, das hat er Euch wol weis machen können, aber wem er es sonst weis machen wird, der ist der Zweite. Denkt nur, wenn ich wegen der Freiwilligen Beiträge mich an Euch halten wollte, weil vielleicht unter den Lumpen, woraus das Papier dazu gemacht worden, sich einige von Euern alten Hemden befunden, was würdet Ihr sagen? Und doch ist wahrlich Eines dem Andern nicht sehr aus dem Wege. Denn ebenso wenig Ihr wißt, was man mit Euren alten Hemden macht, ebenso wenig weiß der Verleger, als bloßer Verleger, was der Gelehrte, den er bezahlt, auf sein weißes Papier drucken läßt; und er ist Das ebenso wenig verbunden zu wissen, als Ihr Jenes. Habt Ihr denn auch nie gehört, Else, daß Euer Herr Seelensorger noch bei viel mehrern Verlegern ebenso übel zu Gaste gewesen ist als bei Nicolai? Warum hat er sich denn nie auch an jene Verleger gehalten? Warum denn nur an den Verleger Nicolai? Nein, Else, glaubt mir, er hat es nicht mit Nicolai dem Verleger zu thun, sondern mit Nicolai dem Mitarbeiter an der A. B., welcher sich bis itzt, so

Aber ebendaher möchte ich auch auf diesen Mann keinen Fingerzeig geben, und wenn er mir selbst in eigner verklärter Person die Papiere aus jenem Leben gebracht hätte, mit dem ausdrücklichen Verlangen, sie unter seinem Namen herauszugeben; und wenn er mir seitdem auch immer über die zweite Nacht wieder erschiene und das nämliche Gesuch, ich weiß nicht unter welchen Drohungen oder Versprechungen, wiederholte. Ich würde zu ihm sagen: „Lieber Geist, herausgeben will ich Deine Handschrift recht gern, ob ich gleich wohl merke, daß die Sache nicht ohne Gefahr ist und man mir vorwerfen wird, daß ich die schwachen Gewissen nur damit ärgern wollen. Denn was dieses Aergerniß betrifft, darüber denke ich wie Luther. Genug, ich kann ohne Gefahr meiner Seele Deine Schrift nicht unter den Scheffel stellen. Sie hat Zweifel in mir erregt, die ich mir muß heben lassen. Und wer kann sie mir anders heben als das Publicum? Mich an den und jenen berühmten Gottesgelehrten durch Privatbriefe deshalb zu wenden, das kostet Geld und Zeit, und ich habe deren keines viel zu versplittern. Also wie gesagt, herausgeben will ich Deine

---

viel ich weiß, noch allein genannt hat. Und so, so will ich mich auch an den Herrn Hauptpastor Goeze wegen der Freiwilligen Beiträge halten, er mag schreien, wie er will. Mit gefangen, mit gehangen. Er nennt sich in dieser Bande, und das ist mir genug. Das ist mir so lange genug, bis er wenigstens öffentlich sein Mißfallen zu erkennen giebt, daß seine Herren Collegen ein Buch rühmen, und in Beziehung wider mich rühmen, das von Silbe zu Silbe die nämlichen Sätze enthält, um deren willen er mich so gern zum Teufel beten möchte. — Und nun drittens, Else, was wißt denn Ihr von der Orthographie? Ich habe nie eine Vettel orthographisch schreiben sehen. Das klatscht Ihr wieder nur so nach und merkt nicht, daß auch Ihr dadurch Anlaß gebt, daß ich mich auf Nebendinge einlassen muß. Sagt selbst, was hat es mit der Auferstehungsgeschichte oder mit sonst einem Punkte in den Fragmenten und meiner Widerlegung derselben zu schaffen, daß ich schreibe vorkömmt und bekömmt, da es doch eigentlich heißen müsse vorkommt und bekommt? Es kränkt Euch, daß ein so großer Sprachkundiger wie ich — (niemals sein wollen) — in solchen Kleinigkeiten fehlt? Ei, gutes Mütterchen! weil Ihr ein gar so zartes Herz habt, muß ich Euch ja wol zurechte weisen. Nehmt also Eure Brille zur Hand und schlagt den Adelung nach! Was leset Ihr hier? „Ich komme, du kommst, er kommt; im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart: du kömmst, er kömmt." Also sagt man doch Beides? Und warum soll ich denn nicht auch Beides schreiben können? Wenn man in der vertraulichen Sprechart spricht: „du kömmst, er kömmt", warum soll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch schreiben können? Weil Ihr und Eure Gevattern nur das Andre sprecht und schreibt? Ich ersuche Euch höflich, Else, allen Euern Gevattern bei der ersten Zusammenkunft von mir zu sagen, daß ich unter den Schriftstellern Deutschlands längst mündig geworden zu sein glaube und sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehudelt lassen sollen! Wie ich schreibe, will ich nun einmal schreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein Andrer auch so schreiben soll?

Schrift gern; aber warum soll ich sie nicht anders herausgeben als mit Deinem Namen? Bist Du in jenem Leben eitler geworden, als Du in diesem warest? Oder gehört Dein Name auch mit zu den Beweisen? Wenn Du auf diesem kindischen ärgerlichen Ehrgeize bestehest, so weiß ich wol, woher Du kömmst. Die Glorie, die Du da um Deinen Kopf hast, ist Betrug; denn Du bist klein genug, noch eine andre neben ihr zu verlangen." —

Diese Phantasie erinnert mich wieder an den Vorschlag, den ich oben zu thun im Begriffe war. — Hat mein Ungenannter nicht aus Ueberzeugung geschrieben, nicht aus innerm Drang, was er für wahr hielt, auch seinem Nächsten mitzutheilen, so kann er keinen andern Bewegungsgrund gehabt haben als unselige Ruhmsucht, gloriae cupiditatem sacrilegam, und ich finde in der ganzen Geschichte ihn mit Niemanden zu vergleichen als mit dem Unsinnigen, der den Tempel der Diana zu Ephesus verbrennen wollte, „ut opere pulcherrimo consumpto nomen ejus per totum terrarum orbem disjiceretur." Als nun der Phantast diesen seinen Schwindel auf der Folter bekannte, was thaten die Epheser? Sie beschlossen, um ihn von der empfindlichsten Seite zu strafen, daß Niemand seinen Namen nennen solle, und wir würden es noch nicht wissen, wie der stolze Narr geheißen, hätte sich Theopomp [1]) in seinen Geschichtbüchern dieser klugen Verfügung unterwerfen wollen. Ich folge den weisen Ephesern, nenne trotz dem Theopomp, nach dem Beispiel des Valerius, den ungeheuren Geck auch noch nicht und trage an: Wie, wenn wir ein Gleiches unter uns ausmachten und den Frevler nie nennten (gesetzt, daß wir seinen Namen wüßten oder erführen), der aus Ehrsucht den Felsen sprengen wollen, auf welchen Christus seine Kirche gegrün-

---

1) Theopompus von Chios lebte im 4. vorchristlichen Jahrhundert und schrieb außer einer „Hellenica" betitelten Fortsetzung des Thucydides auch eine allgemeine Geschichte seiner Zeit (von Ol. 105, 1. an) unter dem Titel „Pilippica", worin er den „ungeheuren Gecken" Herostrat, der aus eitler Ruhmsucht den herrlichen Dianentempel zu Ephesus anzündete, namhaft machte, während der römische Historiker Valerius Maximus (1. Jahrh. nach Chr.) in seinen „Factorum et dictorum memorabilium libri novem", einer planmäßig angelegten Anekdotensammlung, zwar das Factum erwähnt, aber den Namen des Urhebers verschweigt. Er sagt (lib. VIII. c. 14): „Illa vero gloriae cupiditas sacrilega. Inventus est enim, qui Dianae Ephesiae templum incendere vellet, ut opere pulcherrimo consumpto nomen ejus per totum terrarum orbem disjiceretur; quem quidem mentis furorem eculeo impositus detexit. Ac bene consuluerant Ephesii decreto memoriam taeterrimi hominis abolendo, nisi Theopompi magnae facundiae ingenium historiis eum suis comprehendisset." — A. d. H.

det? — Ich stelle mir vor, ich sammle die Stimmen, fange an von den Patribus conscriptis des Lutherthums, einem Ernesti, einem Semler, einem Teller, einem Jerusalem, einem Spalding rc., und komme herab bis auf den kleinsten Dorfpriester, der in den Freiwilligen Nachrichten seiner Nothdurft pfleget: und Alle, Alle stimmen für Ja.

Nur Einer, Einer nur, der Hauptpastor Goeze, stimmet für Nein. „Nein!“ donnert er, „und nochmals Nein! Nicht genug, daß der Ungenannte dort ewig zu Schanden geworden, er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden werden. Amen!“ fügt er hinzu, „Amen!“

Anti-Goeze.

Pro boni viri officio, si quando eum ad defensionem nocentium ratio duxerit, satisfaciam.

Quinctilianus.

Elfter.

13

Ich komme endlich auf das Dritte, wodurch ich mich als den Advocaten des Ungenannten erzeigen soll. Es soll in meinem Betragen gegen Diejenigen bestehen, die sich der christlichen Religion wider ihn annehmen.

Diese Rüge enthält Zweierlei, auf deren Jedes ich verschieden antworten muß. Entweder man findet es nur sonderbar und unrecht, daß ich überhaupt noch den Ungenannten bei seinen Gegnern vertrete, oder man findet es zugleich so viel sonderbarer und unrechter, daß ich es in dem Tone thue, den man mir so hoch aufmutzt.

Auf Erstres glaube ich schon zum Theil damit geantwortet zu haben, daß ich mich erkläret, nicht als Advocat für ihn zu sprechen, der ihn seine Sache will gewinnen machen. Ich spreche blos als ehrlicher Mann, der ihn nur so tumultuarisch nicht will verdammt wissen. Höchstens spreche ich so, als ein zugegebner Advocat für einen Verbrecher spricht, und rede nur statt seiner, und rede nur, wie man es im gemeinen Leben auszudrücken pflegt, in seine Seele. Hierzu aber bin ich um so mehr verpflichtet, da ich das Mehrere von seinen Papieren in Händen habe. Es wäre Verrath an der Unschuld, er mag nun viel oder wenig Anspruch auf Unschuld machen können, wenn ich in diesen mehrern Papieren das Geringste, das ihm auf irgend eine Weise zu Statten käme, fände und nicht anzeigte. Der Verrath wäre von mir

um so viel größer, da ich ungebeten sein Herausgeber geworden bin und als literarische Proben Stücke aus ihm mitgetheilet habe, die aus aller Verbindung gerissen sind, durch welche allein sie ihr wahres Leben erhalten. Warum hat man diese Proben durchaus nicht wollen sein lassen, was sie sein sollen? Warum hat man sie einer größern Aufmerksamkeit gewürdiget, als Fragmente von aller Art verdienen, auf die kein Mensch sich einzulassen verbunden ist? Warum hat man sogar Verbindungspartikeln, durch welche sich der Ungenannte auf etwas anderweits Erwiesenes beziehet, für bloßes Blendwerk ausgegeben und dadurch sowol meine als seine Redlichkeit in den lieblosesten Verdacht gezogen? — Doch davon an einem andern Orte.

Hier lasse man mich nur noch hinzufügen, was ich mich nicht schämen darf zu wiederholen, da es einmal gestanden ist. Ich habe den Ungenannten auch darum in die Welt gestoßen, weil ich mit ihm allein nicht länger unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne nochmals, daß ich seinen Zuraunungen nicht immer so viel entgegenzusetzen wußte, als ich gewünscht hätte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen oder weiter aus einander bringen, und dieser Dritte kann Niemand sein als das Publicum.

Verliere ich nun aber nicht alle den Nutzen, den ich mir aus diesem Schritte versprach, wenn ich nicht auf jedes Wort, auf jede Miene aufmerksam bin, mit welcher man ihn im Publico empfängt? Ich muß Jeden fragen, der über ihn stutzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erschrickt, oder über ihn poltert: „Wie verstehen Sie das? wie beweisen Sie das?“ Auch werde ich mich mit der ersten der besten Antwort des ersten des besten Gegners schwerlich begnügen können. Denn wenn sie auch wirklich die beste wäre, so ist das Beste doch nicht immer gut, und ich kenne für tausend Zweifel die besten Antworten sehr wohl, ohne eine einzige gute darunter zu finden.

Daß man mir aber nur nicht eine so schwer zu befriedigende Nachforschung als einen Beweis dessen vorwerfe, was ich so eifrig abzulehnen suche! Ich erzeige mich auch dadurch so wenig als den Advocaten des Ungenannten, daß ich mich vielmehr (weil es doch einmal Advocat heißen soll) als den Advocaten der Religion damit erweise, die der Ungenannte angreift. Denn was hat er zu thun, der rechtschaffene Advocat, ehe er eine Sache übernimmt? Nachdem er seinen Clienten lange genug angehöret, sich ein Langes und Breites von ihm vorsagen lassen, in die Länge

und in die Quere ihn ausgefragt,*) „in aliam rursus ei personam transeundum est *agendusque adversarius*, proponendum, quidquid omnino excogitari contra potest, quicquid recipit in ejusmodi disceptatione natura.“ Gerade so auch ich! Aber wer den Vertheidigern der Religion sodann am Schärfsten widersprechen wird, wird es darum mit der Religion nicht am Schlimmsten meinen. Denn ich werde nur darum die Vertheidiger der Religion „interrogare quam *infestissime* ac premere,“ weil auch hier „dum omnia quaerimus, aliquando ad verum, ubi minime expectavimus, pervenimus,“ weil auch hier „optimus est in dicendo patronus incredulus.“

Nun habe ich freilich dieser Pflicht gegen mich selbst zur Zeit noch wenig Genüge leisten können. Aber ich hoffe in Zukunft es besser zu thun, und es mit aller der Kälte, mit alle dem Glimpfe gegen die Personen zu thun, die mit jener Strenge und Wärme für die Sache bestehen können, welche allein Quinctilian bei seinem infestissime kann gedacht haben.

„Ei nun ja!“ höre ich den Herrn Hauptpastor rufen — und bin bei dem zweiten Gliede dieser Rüge. „Ei nun ja! Da verlasse sich Einer darauf und binde mit ihm an! Wir haben die Erfahrung davon, ich und sein Nachbar. Wie höhnend, wie verachtend, wie wegwerfend hat er wider uns geschrieben!“

Fühlen Sie das, Herr Hauptpastor? Desto besser. So habe ich meinen Zweck mit Ihnen erreicht, aber noch lange nicht gethan, was Sie verdienen. Denn einmal gehören Sie zu den Gegnern meines Ungenannten noch gar nicht. Sie haben bis diese Stunde ihn noch in nichts widerlegt, Sie haben blos auf ihn geschimpft. Sie sind bis diese Stunde nur noch als mein Gegner anzusehen, nur noch als der Gegner eines Gegners des Ungenannten. Und nächst dem haben Sie wider diesen Gegner des Ungenannten Sich Dinge erlaubt, die Sie zum Theil kaum gegen den Ungenannten Sich hätten erlauben müssen. Sie haben mich feindseliger Angriffe auf die christliche Religion beschuldiget, Sie haben mich förmlicher Gotteslästerungen beschuldiget. Sagen Sie selbst, wissen Sie infamirendere Beschuldigungen als diese? Wissen Sie Beschuldigungen, die unmittelbarer Haß und Verfolgung nach sich ziehen? Mit diesem Dolche kommen Sie auf mich eingerannt, und ich soll mich nicht anders als den Hut in der Hand gegen Sie vertheidigen können? soll ganz ruhig und bedächtig stehn bleiben, damit ja

*) Quinctilianus, L. XII.

nicht Ihr schwarzer Rock bestaubt werde? soll jeden Athemzug so mäßigen, daß ja Ihre Perrücke den Puder nicht verliere? Sie schreien über den Hund: „Er ist toll!" wohl wissend, was die Jungen auf der Gasse daraus folgern, und der arme Hund soll gegen Sie auch nicht einmal blaffen? blaffend Sie nicht Lügen strafen? Ihnen nicht die Zähne weisen? Das wäre doch sonderbar. Hieronymus sagt, daß die Beschuldigung der Ketzerei (wie viel mehr der Irreligion!) der Art sei, „in qua tolerantem esse, impietas sit, non virtus." Und doch, doch hätte ich mich lieber dieser Gottlosigkeit schuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen setzen sollen, die keine ist? Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unsers weibischen Zeitalters! Firniß seid Ihr und nichts weiter. Aber ebenso oft Firniß des Lasters, als Firniß der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darstellungen diesen Firniß haben oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren, und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll. — Sagen Sie an, Herr Hauptpastor, was habe ich gegen Sie geschrieben, warum Sie nicht nach wie vor Hauptpastor in Hamburg sein und bleiben könnten? Ich hingegen könnte das nicht sein, könnte das nicht bleiben, was ich bin, wenn Ihre Lüge Wahrheit wäre. Sie wollen mir die Nase abschneiden, und ich soll Ihrer nicht mit ein Wenig assa foetida räuchern? —

Dieses ist nun freilich der Fall meines Nachbars nicht ganz. Aber ihn habe ich auch nirgends so behandelt als den Herrn Hauptpastor. Blos sein wiederholter Vorwurf, daß der Ungenannte die Wahrheit, die er gar wohl einsehe, nur nicht einsehen wolle; blos dieser Vorwurf, welcher einen Menschen so ganz in einen Teufel verwandelt; blos dieser Vorwurf, von dessen Gifte, wie ich bewiesen habe, ein großer Theil auf mich zurücke spritzt, hat mich im Fortgange des Wortwechsels bitterer gegen ihn gemacht, als ich zu sein mir vorgenommen hatte. Und wie bitter bin ich denn gegen ihn gewesen? Das Bitterste ist doch wol, daß ich von ihm gesagt habe, „er schreibe im Schlafe?" Mehr nicht? Und daraus will der Herr Hauptpastor schließen, daß das Testament Johannis, in welchem die allgemeine brüderliche Liebe so sehr empfohlen wird, von mir unmöglich sein könne? Nun wohl, so hat Hieronymus,[1]) aus welchem ich das Testament

1) Ueber Hieronymus vergl. S. 16. Anm. 3. — Der Presbyter Vigilantius, wahrscheinlich aus Spanien, war dem Hieronymus durch den bekann-

Johannis genommen, ebenso wenig von dieser Liebe gehabt als ich, und ich bin lange zufrieden, daß ich deren doch ebenso viel habe als Hieronymus, wenn schon nicht ganz so viel als der Herr Hauptpastor Goeze, der seine Herren Collegen aus brüderlicher Liebe eher ewig schlafen macht,[1]) als ihnen das Schlafen vorwirft. Denn gerade sagt Hieronymus einem seiner Gegner nicht mehr und nicht weniger, als ich meinem Nachbar gesagt habe. Dem Vigilantius nämlich schreibt er mit dürren Worten: „Ego reor, et nomen tibi *κατ' ἀντίφρασιν* impositum. Nam tota mente dormitas et profundissimo non tam somno stertis quam lethargo.“ Auch wiederholt der heilige Mann das böse Wortspiel überall, wo er von dem Vigilantius spricht; und wenn ich recht gezählt habe, mag er ihn wol ebenso oft ausdrücklich Dormitantius nennen, als ich meinen Nachbar in seinem Schlafe zu stören mir die Freiheit genommen habe. Ich fürchte auch im Geringsten nicht, daß der Nachbar selbst diesen kleinen Spaß so hoch aufgenommen haben sollte, daß er sich mit mir nicht weiter abzugeben beschlossen hätte. Darunter würde ich allerdings zu viel verlieren, und lieber will ich gleich hier mit folgenden Worten des Augustinus ihn um Verzeihung bitten: „Obsecro te per mansuetudinem Christi, ut si te laesi, dimittas mihi, nec me vicissim laedendo malum pro malo reddas. Laedes enim, si mihi tacueris errorem meum, quem forte inveneris in scriptis meis.“ —

Nun eben wollte ich noch die Frage thun, welchem Gegner meines Ungenannten sonst ich auf eine unanständige abschreckende Art begegnet bin, als mit Eins ein Ritter, das Visir weder auf- noch niedergeschoben, in den Kampfplatz gesprengt kömmt und gleich von Weiten in dem wahren Ton eines Homerischen Helden mir zuruft:*) „Ich sollte —? Woher wissen Sie —? Warum thaten Sie —? Nicht wahr —?“ Und hierauf ein Geschrei über Verleumdung und ein Hochzeitbitter-Beweis, daß ein Subrector in einer Reichsstadt ebenso viel sei als ein Bibliothekar, der Hofrath heiße! — Ei, meinetwegen noch zehnmal mehr! Aber gilt das mir? Ich kenne Sie nicht, edler Ritter. Mit Erlaubniß, wer sind Sie? Sie sind doch wol nicht gar Herr M. Friedrich

---

ten Bischof Paulinus von Nola empfohlen worden, verdarb es dann aber mit dem berühmten Kirchenlehrer, indem er dessen Eitelkeit verletzte und seine Orthodoxie anzweifelte. Der verletzte Kirchenvater ergoß nun die ganze Schale seines Zornes über den armen Vigilantius. — A. d. H.

1) Vergl. S. 144, Anm. 1. — A. d. H.

*) Anti-Lessing.

Daniel Behn, des Lübeckischen Gymnasii Subrector?[1]) Wahrlich? O wie bedaure ich, daß ich den Herrn Subrector durch meinen vierten Anti-Goeze wider alle mein Wollen so in den Harnisch geschrieben habe! Aber bedenken Sie doch nur! Ich habe Sie nirgends genannt; ich habe Ihre Schrift nirgends angezogen; ich habe Ihre Worte nirgends gebraucht. Sie sagen selbst, daß die Meinung, die ich lächerlich mache, Ihre Meinung nicht sei. Und leicht möglich, daß sie es wirklich nicht ist, obgleich der Herr Hauptpastor Goeze sie um ein Großes so vorstellt, indem er uns sagt, wie sehr Sie in Ihrem zweiten Abschnitte den Unfug beklagen, daß man die christliche Religion in deutscher Sprache bestreite. Wie, wenn ich es also nur mit diesem Manne zu thun hätte, der Alles für Unfug erklärt, was nicht in seinen Kram taugt? Wie, wenn ich es nur mit Denen zu thun hätte, die mir diese nämliche Meinung hundertmal mündlich geäußert haben? Woher erhellet denn, daß ich der Welt zu verstehen geben wollen, als ob auch Sie dieser nämlichen Meinung wären? Daher, weil ich sie einem Subconrector in den Mund gelegt habe? Aber Sie sind ja nicht Subconrector, sondern Subrector. Warum muß ich denn Diesen lieber in Jenen herabgewürdiget, als unter Jenem Diesen gar nicht gemeint haben? Darf ich denn einen Pedanten nicht Subconrector nennen, weil Herr Behn Subrector ist? Oder wollen Sie den Unterscheid zwischen objectiver und subjectiver Religion schlechterdings zuerst erfunden, zuerst gebraucht haben, so daß ich Sie nothwendig dadurch kenntlich gemacht hätte, daß ich ihn nachgebraucht? — Ich merke, mein lieber Herr Subrector, Sie sind ein Wenig sehr stolz, aber doch noch hitziger als stolz, und mich jammert Ihrer Classe! So oft ein Knabe lacht, muß er über den Herrn Subrector gelacht haben, — et vapulat.

---

1) Vergl. die Anm. zu S. 158. — A. d. H.

Anmerkung des Herausgebers.

Lessing hatte noch eine weitere Fortsetzung des Anti-Goeze beabsichtigt, wie dies aus einer Mittheilung seines Bruders, K. G. Lessing, in dem von Letzterem herausgegebenen Theologischen Nachlaß Lessing's (Berlin 1784, S. 22) hervorgeht, worin er sagt:

Daß er diesen Anti-Goeze fortsetzen wollen, erhellet daraus, daß ich unter seinen Papieren einen Bogen finde, darauf der Titel zum 12ten Stück, so wie er abgedruckt werden sollen, steht und so heißt:

Anti-Goeze

Nihil apparet in eo ingenuum, nihil moderatum, nihil pudens, nihil pudicum.

Cicero.

Zwölfter.

Braunschweig 1778.

Gotth. Ephr. Lessing's

nöthige Antwort

auf eine sehr unnöthige Frage

des Hrn. Hauptpastor Goeze in Hamburg.[1])

Endlich scheinet der Herr Hauptpastor Goeze, nach so langem ärgerlichen Aufheben, welches nur bei der schlechtesten Art von Klopffechtern im Gebrauch ist, zur Klinge kommen und bei der Klinge bleiben zu wollen.

Wenigstens äußert er nun,*) daß er auf den Punkt, über welchen er mit mir streite —

> ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge, wenn sie schon längst verloren gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen wäre —

sich sofort weiter gehörig einlassen wolle, sobald ich eine bestimmte Erklärung würde von mir gegeben haben, was für eine Religion ich unter der christlichen Religion verstehe.[2])

Wenn ich mich weniger rein wüßte, wer könnte es mir verdenken, wenn ich mich dieser Anfoderung, die eine wahre Ca=

---

*) Lessing's Schwächen, Zweites Stück. S. 66.

1) Ueber die Varianten des Textes der Ausgabe von 1791 vgl. Vorbem., S. 6 f. — A. d. H.

2) Daß Göze's Forderung weiter ging, als Lessing hier angiebt, ist in den Vorbemerkungen zu Th. XV (S. 17) bemerkt. — A. d. H.

lumnie enthält, aus ebendem Grunde weigerte, aus welchem er sich einer weit weniger verfänglichen Anforderung von mir zu entziehen für gut findet. Er sagt nämlich:*) der Bibliothekar in Wolfenbüttel habe dem Hauptpastor in Hamburg nichts zu befehlen. Sehr wahr! Aber was hat denn der Hauptpastor in Hamburg dem Bibliothekar in Wolfenbüttel zu befehlen, daß er ihn öffentlich vorladen darf, auf eine Frage zu antworten, die voraussetzt, daß er befriedigend nicht darauf antworten könne?

Doch der Bibliothekar will es so genau nicht nehmen. Denn der Bibliothekar, wie gesagt, weiß sich rein und muß herzlich lachen, wenn der Hauptpastor versichert zu sein vorgiebt,**) „daß ich, wenn ich voraus hätte sehen können, daß die Controvers diesen Lauf nehmen werde, mich wohl gehütet haben würde, mich so frühzeitig zu verrathen und die wahren Gedanken meines Herzens zu offenbaren."

Ich habe nichts mehr gewünscht als das, und es soll sich gleich zeigen, wer von uns Beiden, ob der Hauptpastor oder der Bibliothekar, mit der längern Nase nun abziehen wird.

Denn kurz, ich antworte auf die vorgelegte Frage so bestimmt, als nur ein Mensch von mir verlangen kann: daß ich unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verstehe, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind.

Damit sich der Herr Hauptpastor auch keine Whiston'sche[1]) Falle träumen[2]) lasse, setze ich hinzu, daß ich sogar das sogenannte Symbolum der Apostel und das sogenannte[3]) Symbolum des Athanasius mit darunter begreifen will, ob es schon ausgemacht ist, daß diese zu jenen gar nicht gehören.

---

*) S. 64.
**) S. 69.

1) William Whiston (geb. 1667, gest. 1752), als Mathematiker ein Schüler Newton's, als Theologe der Hauptvertreter des Unitarismus in England, verlor im Jahre 1710 wegen antitrinitarischer Ansichten die Professur der Mathematik in Cambridge, in der er auf den großen Newton gefolgt war. Trotz dieser antitrinitarischen Ansichten, die er auch durch zahlreiche Schriften zu verbreiten und historisch zu begründen suchte, blieb Whiston Mitglied der anglikanischen Kirche bis zum Jahre 1747, wo er durch das Verlesen des ihm verhaßten sogenannten Athanasianischen Glaubensbekenntnisses in der Kirche am Trinitatisfeste zum Austritt bewogen wurde. — A. d. H.

2) „Falle hier träumen" nach der Ausgabe von 1791. — A. d. H.

3) „sogenannte" fehlt in der Ausg. von 1791. — A. d. H.

Bei dieser Erklärung könnte ich es bewenden lassen und dürfte ruhig abwarten, wie der Herr Hauptpastor seinen Feldzug nunmehr weiter anzustellen belieben werde. Denn nunmehr ist es an ihm, zu beweisen:

1) warum nothwendig die in jenen Glaubensbekenntnissen enthaltenen Lehren sich verlieren müßten, wenn die Bibel sich verlöre;
2) warum diese Lehren längst verloren gegangen sein müßten, wenn die Bibel verloren gegangen wäre;
3) warum wir diese Lehren gar nicht wissen könnten, wenn die Bibel niemals gewesen wäre.

Doch ich will an unnöthiger Verlängerung unserer Streitigkeit nicht Schuld haben und füge daher folgende kurze Säze hinzu, bei welchen mich der Herr Hauptpastor jeder Zeit festhalten kann. Nur muß er mich bei keinem derselben eher festhalten wollen, als bis er seinen Beweis geführt hat. Denn sonst würde offenbar eine gelehrte Streitigkeit zu einem Inquisitionsverhör werden. Genug, daß er ungefähr daraus sieht, was ich in recessu habe, und worauf er sich gefaßt halten muß.

§. 1.

Der Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse heißt[1]) bei den ältesten Vätern Regula fidei.

§. 2.

Diese Regula fidei ist nicht aus den Schriften des Neuen Testaments gezogen.

§. 3.

Diese Regula fidei war, ehe noch ein einziges Buch des Neuen Testaments existirte.

§. 4.

Diese Regula fidei ist sogar älter als die Kirche. Denn die Absicht, zu welcher, die Anordnung, unter welcher eine Gemeinde zusammengebracht wird, ist ja wol früher als die Gemeinde.

§. 5.

Mit dieser Regula fidei haben sich nicht allein die ersten Christen bei Lebzeiten der Apostel begnügt, sondern auch die nachfolgenden Christen der ganzen ersten vier Jahrhunderte haben sie für vollkommen hinlänglich zum Christenthume gehalten.

---

1) „hieß" nach der Ausg. von 1791. — A. d. H.

§. 6.

Diese Regula fidei also ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbauet worden, und nicht die Schrift.

§. 7.

Diese Regula fidei ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbauet worden, nicht[1]) Petrus und dessen Nachfolger.

§. 8.

Die Schriften des Neuen Testaments, so wie sie unser itziger Kanon enthält, sind den ersten Christen unbekannt gewesen, und die einzeln Stücke, welche sie ohngefähr daraus kannten, haben bei ihnen nie in dem Ansehen gestanden, in welchem sie bei Einigen von uns nach Luther's Zeiten stehen.

§. 9.

Die Laien der ersten Kirche durften diese einzelne Stücke gar nicht einmal lesen, wenigstens nicht ohne Erlaubniß des Presbyters lesen, der sie in Verwahrung hatte.

§. 10.

Es ward sogar den Laien der ersten Kirche zu keinem geringen Verbrechen gerechnet, wenn sie dem geschriebenen Worte eines Apostels mehr glauben wollten als dem lebendigen Worte ihres Bischofs.

§. 11.

Nach der Regula fidei sind selbst die Schriften der Apostel beurtheilet worden. Nach ihrer mehrern Uebereinstimmung mit der Regula fidei ist die Auswahl unter diesen Schriften gemacht worden, und nach ihrer wenigern Uebereinstimmung mit derselben sind Schriften verworfen worden, ob sie schon Apostel zu Verfassern hatten oder zu haben vorgegeben wurden.

§. 12.

Die christliche Religion ist in den ersten vier Jahrhunderten aus den Schriften des Neuen Testaments nie erwiesen, sondern höchstens nur beiläufig erläutert und bestätiget worden.

§. 13.

Der Beweis, daß die Apostel und Evangelisten ihre Schriften in der Absicht geschrieben, daß die christliche Religion ganz und vollständig daraus gezogen und erwiesen werden könne, ist nicht zu führen.

---

1) „und nicht" 1791. — A. d. H.

§. 14.

Der Beweis, daß der heil. Geist durch seine Leitung es dennoch, selbst ohne die Absicht der Schriftsteller, so geordnet und veranstaltet, ist noch weniger zu führen.

§. 15.

Die Authentie der Regula fidei ist viel leichter und richtiger zu erweisen als die Authentie der neutestamentlichen Schriften.[1])

§. 16.

Auf die unstreitig erwiesene Authentie der Regula fidei ist auch weit sichrer die Göttlichkeit derselben zu gründen, als man itzt auf die Authentie der neutestamentlichen Schriften derselben Inspiration gründen zu können vermeinet; welches eben, um es beiläufig zu sagen, der neu gewagte Schritt ist, welcher den Bibliothekar mit allen neumodischen Erweisen der Wahrheit der christlichen Religion so unzufrieden macht.

§. 17.

Auch nicht einmal als authentischer Commentar der gesammten Regula fidei sind die Schriften der Apostel in den ersten Jahrhunderten betrachtet worden.

§. 18.

Und das war eben der Grund, warum die älteste Kirche nie erlauben wollte, daß sich die Ketzer auf die Schrift beriefen. Das war eben der Grund, warum sie durchaus mit keinem Ketzer aus der Schrift streiten wollte.

§. 19.

Der ganze wahre Werth der apostolischen Schriften in Absicht der Glaubenslehren ist kein anderer, als daß sie unter den Schriften der christlichen Lehrer obenan stehen und,[2]) sofern sie mit der Regula fidei übereinstimmen, die ältesten Beläge derselben, aber nicht die Quellen derselben sind.

§. 20.

Das Mehrere, was sie über die Regula fidei enthalten, ist nach dem Geiste der ersten vier Jahrhunderte zur Seligkeit nicht nothwendig, kann wahr oder[3]) falsch sein, kann so oder so verstanden werden.

---

1) §. 15. fehlt in der Ausgabe von 1791. Hat ihn, wie wahrscheinlich ist, Lessing selbst getilgt, so that er dies wol deshalb, weil er ihm mit Rücksicht auf den Anfang von §. 16. überflüssig erschien. Uebrigens sind die Ziffern über den folgenden Paragraphen erst in den späteren Drucken geändert worden. — A. d. H.

2) „daß sie" heißt es in der Ausg. von 1791 statt „und". — A. d. H.

3) „wahr und falsch" in der Ausg. von 1791. — A. d. H.

Diese Sätze habe ich aus eigner sorgfältigen, mehrmaligen Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte gesammlet, und ich bin im Stande, mich mit dem gelehrtesten Patristiker darüber in die schärfste Prüfung einzulassen. Der Belesenste hatte in dieser Sache nicht mehr Quellen als ich. Der Belesenste kann also auch nicht mehr wissen als ich, und es ist gar nicht wahr, daß so tiefe und ausgebreitete Kenntnisse erfordert werden, um in allen diesen Stücken auf den Grund zu kommen, als sich Manche wol einbilden und Manche die Welt gern bereden möchten.

Ich sollte vielleicht noch etwas über die Unschädlichkeit dieses meines Systems beifügen und zugleich den besondern Nutzen und Vortheil zeigen, den die christliche Religion in Absicht ihrer itzigen Feinde davon zu erwarten habe. Doch dazu wird mir der fernere Fortgang der Controvers schon noch Gelegenheit geben, besonders, wenn es dem Herrn Hauptpastor gefallen sollte, sie von unserer übrigen Katzbalgerei abzusondern und ohne Vermischung mit neuen Verleumdungen zu behandeln.

Ihm dazu um so viel mehr Lust zu machen, habe ich mich in diesem Bogen aller Gleichnisse, aller Bilder, aller Anspielungen sorgfältig enthalten und bin es weiter zu thun erbötig, wenn er sich ebender Präcision und Simplicität in seinen Gegensätzen bedienen will.

Der nöthigen Antwort

auf eine sehr unnöthige Frage

des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg

Erste Folge.

Si licet et falsi positis ambagibus oris
Vera loqui sinitis — — —

Ovid.

Ich habe meine Erklärung, was für eine Religion ich unter der christlichen Religion verstehe, ohne Anstand abgegeben. Aber anstatt des Beweises, den ich darauf erwarte, der Herr Goeze darauf versprochen (nämlich, daß diese christliche Religion sich nothwendig mit der Bibel verlieren müsse, daß sie ohne Bibel weder werden noch dauern können), muß ich nun hören, daß es eine Ungereimtheit sei, einen dergleichen Beweis von ihm zu fodern.

„Diese Foderung," sagt er,*) „ist so ungereimt, als eine sein kann. Ich bin in dieser Sache der Respondent. Herr L. ist der Opponent. Ich behaupte eine Wahrheit, welche von allen vernünftigen Christen, von allen Lehrern der christlichen Kirche, ohne

---

*) Lessing's Schwächen, 3. Stück. S. 128.

Unterschied der verschiedenen Parteien, in welche dieselbe getheilet ist, selbst die Socinianer nicht ausgenommen, als ein keinem Zweifel unterworfener Grundsatz angenommen ist: daß die Bibel der einige Lehrgrund der christlichen Religion ist, ohne welchen dieselbe nicht erwiesen, nicht fortgepflanzet werden, also nicht bestehen könne."

Ich will mich auf jene Kathederetikette, welche ebensowol für mich als für ihn zu erklären ist, nicht einlassen. Wer beweisen kann, läßt sich nicht lange nöthigen, zu beweisen. Ich will nur sogleich den Nagel auf den Kopf zu treffen suchen und rund heraus erklären:

1) daß es nicht wahr ist, daß alle Lehrer der christlichen Kirche ohne Unterschied der verschiedenen Parteien die Bibel für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion halten;
2) daß die Socinianer eben dadurch ihre Sache so gut wie gewonnen haben, wenn man die Bibel zum einigen Lehrgrunde der christlichen Religion macht.

1. Es ist notorisch, daß die Lehrer der christlich-katholischen Kirche die Bibel so wenig für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion annehmen, daß sie ihn nicht einmal für den vornehmsten gelten lassen, indem bei ihnen das Ansehen der Bibel dem Ansehen der Kirche schlechterdings untergeordnet ist; indem bei ihnen es nicht darauf ankömmt, was die Bibel sagt, sondern darauf, was die Kirche sagt, daß es die Bibel sage oder sagen hätte können. Haben einige Katholiken, welche gern Proselyten unter den Protestanten machen wollen, sich nachgebender hierüber erklärt, so geht mich dieses nichts an, und der eigentliche Lehrbegriff der römischen Kirche ist nach diesen wenigen Achselträgern nicht zu bestimmen. Alle und jede rechtgläubige Katholiken glauben die Bibel und der Bibel, weil sie Christen sind, sind aber nicht Christen, weil sie die oder der Bibel glauben. — Und nun möchte ich gern wissen, mit welchem Fuge ein Lutherischer Pastor und ein verdorbener Advocat einem Manne mit dem Reichsfiscale drohen können,[1] weil er aufrichtig genug ist, als Lutheraner lieber seine Zuflucht zu einem Lehrsatze der römischen

1) Daß diese Drohung mit dem Reichsfiscale nicht von Göze, sondern lediglich von dem Licentiaten Wittenberg ausgegangen ist, wurde von uns bereits in den Vorbemerkungen zu Th. XV (S. 18), sowie in der Anm. zu S. 186 bemerkt. — A. d. H.

Kirche zu nehmen, als die ganze christliche Religion unter Einwürfen der Freigeister erliegen zu lassen, die blos die Bibel und nicht die Religion treffen, die blos das Buch treffen, in welchem, nach dem höchst neuen und bis auf diesen Tag unerwiesenen Lehrsatze der strengern Lutheraner, die Religion einzig und allein enthalten sein soll. — Diese Herren mögen sich nur selbst vor dem Reichsfiscale in Acht nehmen! Denn es wird dem Reichsfiscale leicht begreiflich zu machen sein, daß nur sie und Ihresgleichen die Stänker sind, welche den Groll, den die im deutschen Reiche geduldeten Religionsparteien gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten, indem sie Alles, was katholisch ist, für unchristlich verdammen und durchaus keinen Menschen, auch nicht einmal einen armen Schriftsteller, dem es nie in die Gedanken gekommen ist, sich eine Partei zu machen, auf den aus feiger Klugheit verwüsteten und öde gelassenen Confiniis beider Kirchen dulden wollen.

2. Was ich von den Socinianern sage, liegt am Tage. Wer die Gottheit Christi nicht mit ins Neue Testament bringt, wer sie nur aus dem Neuen Testamente holen will, dem ist sie bald abdisputirt. Daher ist den Socinianern der Grundsatz, daß sowol die Gottheit Christi als die übrigen Wahrheiten der christlichen Religion einzig aus den Schriften der Evangelisten und Apostel erwiesen werden müssen, sehr willkommen gewesen, und es läßt sich leicht zeigen, daß es ebenfalls Feinde der Gottheit Christi, daß es die Arianer gewesen, welche ihn zuerst angenommen haben. —

Also nur alsdann, wenn Herr Goeze sowol dieses als jenes abzuleugnen und das Gegentheil davon zu erhärten im Stande ist, will ich ihm allen Falls den Beweis des Hauptsatzes, zu welchem er sich anheischig gemacht hat, schenken und den Erweis meiner Gegensätze antreten. Aber bis dahin muß er mir nicht übel nehmen, wenn ich geradezu äußere, daß er dasjenige nicht beweisen kann, wovon er so trotzig vorgiebt, daß er es nicht zu beweisen brauche. Denn wenn er nicht damit sagen will, daß man es ohne Beweis annehmen müsse, so muß es wenigstens doch anderswo erwiesen sein, und er kann ja diesen anderswo geführten Beweis, mich zu beschämen, mit leichter Mühe abschreiben oder auch nur mit einem Worte nachweisen.

Ich sage, daß ich sodann meine Gegensätze zu erweisen nicht anstehen will. Aber werde ich damit nicht zu spät kommen? Hat Herr Goeze nicht bereits mit einer einzigen Stelle des

Irenäus[1]) alle meine 20 Gegensätze auf einmal niedergeschlagen? „Da die Kirchenväter," sagt er, „bei Herr Lessing mehr gelten als die Bibel" — (Verleumdung! die neutestamentlichen Schriften gelten mir nur nicht viel mehr als die ersten Kirchenväter) — „so will ich ihm eine Stelle aus dem Irenäo entgegensetzen, welche sein Gewäsche und überhaupt seine in der Antwort angegebenen 20 Sätze auf einmal niederschlagen kann. Dieser ehrwürdige Vater des zweiten Jahrhunderts schreibt adv. Haer. lib. III. cap. 1: „Non enim per alios dispositionem nostrae salutis cognovimus quam per eos, per quos Evangelium pervenit ad nos, quod quidem tunc praeconaverunt, postea vero per Dei voluntatem in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae futurum." Es wird sich zeigen, ob Herr Lessing Stellen in Vorrath habe, welche hinlänglich sein werden, dieses Zeugniß niederzuschlagen."

Und was sich itzt schon zeigt, ist dieses, daß Herr Goeze, wenn er sich in der Geschwindigkeit nicht besser beritten macht, auf dem ausgeschriebenen Turniere nur eine sehr armselige Figur spielen wird. — Er hätte den Irenäus, den er citiret, selbst gelesen? Unmöglich! Er hat dieses einzelne Stellchen, Gott weiß in welcher Luther'schen Polemik, blos aufgelesen. Denn er legt wider alle Grammatik, wider allen Zusammenhang einen Sinn hinein, welcher nicht der Sinn des Irenäus, sondern der Sinn der Luther'schen Polemik ist, in welcher er es auflas. — Denn kurz, Irenäus sagt in dieser Stelle schlechterdings nicht, daß die Schrift der Grund und Pfeiler unsers Glaubens geworden. Wenn er dieses hätte sagen wollen, müßte es heißen: „in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae *futuris.*" Aber es heißt nicht *futuris*, sondern *futurum*, und bezieht sich nicht auf scripturis, sondern auf evangelium, welches hier nicht die vier aufgezeichneten Evangelia, sondern den wesentlichen Inhalt der Evangelien ohne Rücksicht auf dessen Verzeichnung bedeutet. Herr Goeze selbst, in der beigefügten Uebersetzung dieser Stelle, hat nicht anders construiret, und nur bei ihm ist es begreiflich, wie man so leichte Worte anders construiren und anders verstehen kann. Das Evangelium ist der Grund und Pfeiler unsers Glaubens; wer leugnet das? Allein das Evangelium ist ebensowol ein praeconatum als ein scripturis traditum, und das futurum muß sich ebensowol auf jenes als auf dieses beziehen.

1) Ueber Irenäus vergl. die Anm. zu S. 124. — A. d. H.

Ebensowol das blos gepredigte Evangelium muß der Grund und Pfeiler unsers Glaubens sein können als das aufgeschriebene. — Daß dieses der wahre Sinn des Irenäus ist, erhellet aus den folgenden Capiteln unwidersprechlich. Und wenn er besonders im 4ten sagt: „Quid autem si neque Apostoli quidem Scripturas reliquissent nobis, nonne oportebat ordinem sequi Traditionis, quam tradiderunt iis, quibus committebant Ecclesias,“ hat er auch wie Goeze geglaubt, daß die christliche Religion nothwendig hätte untergehen müssen, wenn die Apostel nichts geschrieben hätten? Wenn er fortfährt: „Cui ordinationi assentiunt multae gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt *sine charta et atramento*, scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem, et veterum Traditionem diligenter custodientes, in unum Deum credentes, fabricatorem coeli et terrae et omnium quae in eis sunt, per Christum Jesum Dei filium,“ hat er auch gelehrt wie Goeze, daß der heilige Geist ohne Schrift nichts vermöge, daß kein Glaube ohne Schrift möglich sei? Wenn er, nachdem er die damalige Regulam fidei wörtlich angeführet, hinzusetzt: „Hanc fidem qui *sine literis* crediderunt, quantum ad sermonem nostrum barbari sunt, quantum autem ad sententiam, ad consuetudinem et conversationem propter fidem perquam sapientissimi sunt et placent Deo, conversantes in omni justitia et castitate et sapientia,“ hat er auch wie Goeze den Gebrauch der Bibel allen und jeden Christen für unentbehrlich gehalten? würde er mich auch wie Goeze wegen meiner Fiction eines Volks, das ich ohne Bibel Christen sein lasse, verdammet haben? —

Was ich oben von den Arianern sage, daß sie die Ersten gewesen zu sein scheinen, welche verlangt haben, daß man ihnen die Gottheit Christi vor allen Dingen in den neutestamentlichen Schriften zeigen müsse, gründet sich auf das, was wir von dem eigentlichen Verlaufe der Streitigkeit auf dem Nicäischen Concilio[1]) wissen. Die Geschichte dieses Concilii selbst kann Herr Goeze doch wol nicht auch mit unter die verrufenen Quellen rechnen,

1) Bei dem Concil zu Nicäa, dem ersten ökumenischen (325), ging man allerdings von der anfangs beabsichtigten Wahl biblischer Ausdrücke (wie „ἐκ τοῦ θεοῦ εἶναι“ und „εἰκὼν τοῦ θεοῦ“) zur Bezeichnung des Wesens und Ursprungs des Logos ab, weil sich die Anhänger des Arius diese Ausdrücke ohne Weiteres in ihrem subordinatianischen Sinne aneigneten, und wählte unbiblische, aber unzweideutige, wie „ὁμοούσιος“ und „ἐκ τῆς οὐσίας τοῦ πατρός“ (cf. Athan. Epist. ad Afros). — A. d. H.

gegen deren Gebrauch er S. 136 protestiret? Folgende Sätze mögen den Gang meines Erweises, den ich zu seiner Zeit führen will, in Voraus zeigen.

§.

Der Sieg der heiligen Schrift über die Ketzerei, oder die Kraft der heiligen Schrift in Bestimmung der Rechtgläubigkeit hat sich auf dem Nicäischen Concilio nur schlecht erwiesen. Durch die Schrift ist auf demselben schlechterdings nichts ausgemacht worden.

§.

Arius und seine Philosophen blieben auf ihren Köpfen, und nur zwei der letztern wurden für die Orthodoxie gewonnen. Aber wie?

§.

Der eine Philosoph ward durch die bloße Regulam fidei, durch das bloße Glaubensbekenntniß auf eine wunderbare Weise erleuchtet.

§.

Die Mitwirkung des heiligen Geistes bei dem bloßen Glaubensbekenntnisse war also noch damals nichts Befremdendes.

§.

Hingegen zeigte sich von der Mitwirkung des heiligen Geistes bei vermeinten deutlichen Stellen der Schrift nicht die geringste Spur.

§.

Denn der zweite Philosoph ward nicht durch dergleichen Stellen überführt, sondern durch ein paar menschliche, nicht einmal sehr passende Gleichnisse überredet.

§.

Ja, den rechtgläubigen Vätern kam es im Geringsten nicht ein, ihren Lehrsatz aus der Schrift auch nur erweisen zu wollen. Sie hatten blos die Herablassung, auf die Schriftstellen, welche die Arianer dagegen anführten, übel und böse zu antworten.

§.

Sie gaben ihren Lehrsatz für keine Wahrheit aus, die in der Schrift klar und deutlich enthalten sei, sondern für eine Wahrheit, die sich von Christo unmittelbar herschreibe und ihnen von Vater auf Sohn treulich überliefert worden.

§.

Sie erwiesen also nur, daß die Schrift diesen Ueberlieferungen nicht widerspreche.

§.

Und der Gebrauch, den sie sonach von der Schrift machten, war ein ganz andrer als der, den man uns neuerer Zeit aufgedrungen hat, welchem zu Folge nach dem gar nicht gefragt wird, was uns überliefert worden, sondern aus der einzigen Schrift unmittelbar bestimmt wird, was uns hätte überliefert werden sollen.

§.

Sollte die Ueberlieferung gar nicht mit in Anschlag kommen, so müßte man behaupten, daß jeder vernünftige Mann, ohne im Geringsten etwas von dem Christenthume zu wissen, das ganze Christenthum aus den neutestamentlichen Schriften einzig und allein ziehen und absondern könne; und daran zweifle ich sehr.

§.

Schade, daß davon keine Erfahrung gemacht werden kann, indem wol schwerlich ein vernünftiger Mann zu den neutestamentlichen Schriften kommen dürfte, ohne das Christenthum vorher zu kennen, und die Kunst, es wieder zu vergessen, wenn er zu dieser vermeinten einigen Quelle nun selbst kommt, noch soll erfunden werden.



Noch nähere Berichtigung
des Märchens von 1000 Ducaten
oder Judas Ischarioth dem Zweiten.

Derjenige, er sei wer er wolle, durch den die Nachricht,[1]) meinen Stiefvater, den Hofrath und Bibliothekar Lessing zu Wolfenbüttel betreffend, in das Wiener Diarium, No. 85, gekommen, hat sich angelegen sein lassen, eine sehr abgeschmackte Lüge zu verbreiten.

Die Judenschaft zu Amsterdam sollte dem Herrn Lessing deswegen ein Geschenk von tausend Ducaten gemacht haben, weil er gewisse Fragmente eines Werks herausgegeben, in welchem die jüdische Religion gerade am Meisten gemißhandelt wird?

---

1) Die Mittheilung, auf welche Lessing oben Bezug nimmt und welche ihn zu der „Berichtigung" veranlaßte, befindet sich in der vermischte Nachrichten enthaltenden Rubrik „Wien, den 23. Weinmon." von Nr. 85 des „Wienerischen Diariums" (ursprünglicher und bis 1811 geführter Titel der heutigen „Wiener Zeitung") von 1779 und lautet wörtlich: „Von guter Hand ist uns einberichtet worden, daß Herr Leßing, dessen Verdienste schon so allgemein berühmt und bekannt sind, daß sie nicht erst nöthig haben durch unseren schwachen Federzug besonders erhoben zu werden, wegen Herausgabe einiger Fragmenten, von der Judenschaft zu Amsterdam ein Geschenke von 1000 Dukaten erhalten habe. Belohnungen dieser Art verdienen es allerdings öffentlich angemerkt zu werden, weil sie zugleich die Ueberzeugung wirken, daß ächte Verdienste, und wahre Gelehrsamkeit nie unbelohnt bleiben, und jedes Genie zur unverdrossenen Nacheiferung aufmuntern müssen." (Gef. Mittheilung der k. k. Hofbibliothek in Wien.) — A. d. H.

Und Herr Lessing, weil er aus besagtem Werke weniger von dem bekannt machen wollen, was die jüdische Religion anbelangt, als von dem, was die christliche Religion betrifft und von Christen erörtert und widerlegt zu werden verdienet, hätte kein Bedenken getragen, ein solches Geschenk anzunehmen?

Die Erdichtung ist so nüchtern, daß ich mich nie für verbunden würde gehalten haben, ein Wort darum zu verlieren, so nahe mich auch der Mann angehet, der darunter leiden soll, wenn nicht in dem gleich darauf folgenden Blatte des nämlichen Diarii eine vorgebliche Berichtigung hinzugekommen wäre, die zu sehr verräth, warum es gewissen Leuten eigentlich zu thun ist. Wenigstens hat Der, von welchem sich diese Berichtigung herschreibt, nämlich der Zusammentrager des Diarii selbst, nur läuten hören, ohne im Geringsten zu wissen, wo die Glocken hängen.

Blos also Denen zu Gefallen, die noch weiter vom Thurme wohnen, will ich den ganzen Verlauf der Sache mit wenig Worten erzählen. Daß ich hinlänglich davon unterrichtet bin, kann man mir glauben; wie ich denn auch von dem, was ich aus mündlichen Unterhaltungen weiß, weiter keinen Gebrauch machen will, als insofern es in den Schriften des Hrn. Lessing zu Tage liegt, die hier nicht bekannt geworden.

Bereits 1774 fing Hr. Lessing an, in seinen Beiträgen zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel Fragmente eines gewissen Werks gegen die geoffenbarte Religion drucken zu lassen, das schon seit geraumer Zeit in Niedersachsen geschrieben herumging, aus einer Provinz in die andre vertragen ward „und so im Verborgnen,“ wie sich Herr Lessing selbst ausdrückt, „mehr Proselyten machte, als es im Angesichte einer widersprechenden Welt machen könnte.“

Die Bekanntmachung dieser Fragmente wurde dem Hrn. Lessing von den Gottesgelehrten der Luther'schen Kirche auch so wenig verübelt, daß ihm vielmehr verschiedene der Angesehensten öffentlich Dank dafür abstatteten.

Und warum auch nicht? Sie könnten von der Lauterkeit der Absichten des Hrn. Lessing um so mehr versichert sein, da Hr. Lessing selbst einem jeden anstößigen Fragmente sogleich eine Widerlegung unter der Aufschrift: Gegensätze des Herausgebers, mit beigefügt hatte, wie man sie nur immer von einem Christen, der kein Theolog von Profession ist, verlangen kann.

Daher machten auch mehrbesagte Fragmente Jahr und Tag nicht das geringste Aufsehen im Publico und nur sehr wenig Sensation auf Leute, denen es näher obliegt, sich um dergleichen Dinge zu bekümmern, als mit Eins ein Mann seine Stimme erhob, von dem man sagt, daß er schon mehrmalen seine Stimme sehr zu unrechter Zeit erhoben habe.

Hr. Lessing hatte das Unglück gehabt, den Hrn. Hauptpastor Goeze in Hamburg in einem kleinen Auftrage, die Bibliothek betreffend, nicht so prompt zu bedienen, als allerdings wol schicklich gewesen wäre, und Hr. Goeze hatte die Gerechtigkeit, ihn dieses Unglück fühlen zu lassen. Er stichelte bei aller Gelegenheit auf ihn, als auf den undienstfertigsten Bibliothekar, der zwischen Himmel und Erden zu finden, und da auch ihm endlich die Fragmente bekannt wurden, welche Freude mußte es ihm sein, den undienstfertigen Bibliothekar der Luther'schen Christenheit zugleich als den ruchlosesten, und dem Herzoglichen Hause, dem er dient, zugleich als den gefährlichsten zu schildern.

Er hörte nicht auf, diesem durchlauchtigen Hause zu Gemüthe zu führen, in welchen schlimmen Händen sein Interesse sei, und wie leicht ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus gemacht habe, eine so ärgerliche Schrift gegen die Religion an das Licht zu ziehen, auch Papiere an den Tag bringen könne, die seine hohen Gerechtsame streitig zu machen und die Ehre seiner Vorfahren zu verdunkeln im Stande wären.

Da indeß der Hr. Hauptpastor so albern nicht war, um zu hoffen, daß dergleichen Armseligkeiten wirklich Eindruck auf einen Fürsten machen würden, der weder die nähere Prüfung seiner Gerechtsame, noch die genauere Beleuchtung der Ehre seiner Ahnherren zu befürchten hat, was that er zugleich?

Weil der Bibliothekar eine durch ihre Verheimlichung um so viel gefährlichere Schrift, wenigstens durch seine Bekanntmachung und seine Gegensätze, minder gefährlich machen *wollen*, und ihm von dieser Seite also nicht beizukommen war, so erklärte der Hauptpastor zugleich, daß es mit diesen Gegensätzen doch nur nichts und weniger als nichts wäre, ja, daß diese Gegensätze im Grunde weit mehr Gift enthielten als die Fragmente selbst.

Und wie so? Diese Gegensätze des Bibliothekars waren dem Luther'schen Hauptpastor mit einem Worte — — zu gut katholisch.

Ich will mich auf einen neuerlichen Vorfall mit dem Hrn. Hauptpastor in Hamburg nicht berufen, ob dieser Vorfall schon

hier [1]) und in Hamburg so allgemein bekannt ist, daß ich mich gar wohl darauf berufen könnte. Es ist auch ohne denselben notorisch genug, aus welchem Gesichtspunkt dieser überspannte Lutheraner zum Aergernisse seiner eigenen Glaubensgenossen die katholische Kirche sowol in seinen Predigten als in seinen Schriften anzusehen gewohnt ist, und wie weit er geht, ihr alle Ansprüche auf den Namen und die Vorrechte einer christlichen Kirche abzustreiten.

Nun hatte Hr. Lessing, um gewisse Einwürfe gegen die christliche Religion ein- für allemal abzuschneiden, behauptet, daß man einen Unterscheid zwischen Bibel und Religion machen müsse, daß nicht alle Einwürfe gegen die Bibel auch Einwürfe gegen die Religion wären, und daß die Religion sich ebenso wenig auf die ganze Bibel als auf die Bibel einzig und allein gründe. Er hatte behauptet, daß die christliche Religion sich auch ohne Bibel denken lasse; daß die christliche Religion eine geraume Zeit bestanden, ehe die gesammten Schriften des N. Testaments geschrieben worden; daß man also einen kurzen Inbegriff der christlichen Religion annehmen müsse, nach welchem sie damals gelehret und ausgebreitet worden. Er hatte behauptet, daß dieser kurze Inbegriff, welcher bei den ersten Kirchenvätern Regula fidei heiße, sich in dem apostolischen Glaubensbekenntnisse erhalten habe, welches die katholische Kirche vornehmlich unter ihrer Tradition mit verstehe, und welches aus den Schriften des N. Testaments nicht könne gezogen sein, ob es sich gleich in denselben finden müsse. Er hatte behauptet, daß es, wo nicht leichter, wenigstens ebenso leicht sei, die unmittelbare göttliche Eingebung besagter Regula fidei zu beweisen, als die unmittelbare göttliche Eingebung der gesammten Schriften des N. Testaments, und hatte zu verstehen gegeben, wie wohl die Lutherischen Theologen thun würden, dieses anzuer-

1) D. h. in Wien. — Mit dem „neuerlichen Vorfall" ist folgende Begebenheit gemeint. Göze wollte in einer Predigt am Sonntag Rogate (1779) den Beweis liefern, daß weder die Katholiken, noch auch die Reformirten, sondern allein die evangelisch-Lutherischen Christen erhörlich beten könnten. Deshalb wurde er von dem kaiserlichen Residenten in Hamburg wegen Beleidigung der Katholiken beim Rathe der Reichsstadt verklagt. Ein Widerruf scheint ihm indeß nicht auferlegt worden zu sein, obwol im Freundeskreise Lessing's ein solcher besprochen wurde. Dies geht aus einem Briefe Lessing's an Elise Reimarus (vom 22. Juli 1780) hervor, in dem es heißt: „Schreiben Sie doch, ob es wahr ist, daß der Hauptpastor widerrufen. Wenn er das gethan hat, so ist er vollends ein Dummkopf und Schurke. Denn ihn konnte nun doch weiter nichts bei kümmerlichen Ehren erhalten, als wenn er allen Unsinn, den er jemals geprredigt und geschrieben, es koste, was es wolle, zu vertheidigen fortfährt. Ist der Text von seiner Widerrufungspredigt zu haben?" — A. d. H.

kennen, um wenigstens die Grundlehren des Glaubens gegen alle willkürliche Auslegungen der sie bestätigenden, aber nicht ursprünglich lehrenden Schriftstellen zu sichern, rc. rc.

Ich bin zu jung und zu ununterrichtet in solchen Dingen, um beurtheilen zu können, wieweit diese Behauptungen in den Schriften der Väter und den kirchlichen Alterthümern, auf welche sich Hr. Lessing beruft, gegründet sind. Aber so viel weiß ich doch, daß das Wesentliche derselben in der katholischen Kirche nicht allein für unanstößig erkannt, sondern auch als das Rechtgläubigere gelehret wird.

Und gleichwol war es das, ebendas, worin der Luther'sche Hauptpastor das größere Gift, als in den Fragmenten selbst enthalten sei, mit solcher Dreistigkeit zu finden erklärte, daß er lieber von der christlichen Religion nichts wissen, als zugeben wolle, daß sie im Geringsten mit einem so strohernen Schilde, wie es ihm selbst sich auszudrücken beliebte, vertheidiget werde.

Und gleichwol ist es das, eben das, weswegen sich Hr. Lessing nunmehr in der Hauptstadt des katholischen Deutschlands als einen Feind der christlichen Religion überhaupt muß verschreien und durch hämische Märchen als einen zweiten Judas Ischarioth muß verlästern lassen, der seinen Meister, freilich nicht um 30 Silberlinge, aber doch um 1000 Ducaten nochmals an die Juden zu verrathen im Stande wäre.

Zu beweisen, daß ich hiermit nichts als die strenge Wahrheit sage, und zugleich eine Probe zu geben, mit welcher blinden Wuth der Hauptpastor sofort auf den Bibliothekar losging, darf ich nur den Titel seiner ersten Schrift anführen: Goezens Etwas Vorläufiges gegen des Hofrath Lessing's mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und auf den einigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift. — Wie gesagt, Hr. Lessing hatte aber schlechterdings keinen andern Angriff auf die heilige Schrift gethan, als daß er mit so vielen andern Christen sie für den einigen Grund unsrer allerheiligsten Religion (er dachte sich dabei die christliche Religion überhaupt, und nicht die Lutherische insbesondere) lieber nicht erkennen, als die Religion unauflöslichen Schwierigkeiten preisgeben wollte. „Oder sind die Katholiken keine Christen?“ fragt Hr. Lessing. „Wäre ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten.“

Ob Hr. Lessing in seinen Blättern, die er der Goezischen Schrift unter dem Titel Anti=Goeze entgegenstellte, sich überall in den Schranken der Mäßigung gehalten, kömmt mir nicht zu, zu entscheiden. Ich sage blos, daß ich ihn bei dieser Gelegenheit öfter einen Ausspruch des heil. Hieronymus für sich anführen hören, nach welchem die kalte ruhige Duldung unverdienter Vorwürfe der Irreligion nicht für Tugend, sondern für Ruchlosigkeit erkläret wird.

Und nun nur noch ein Wort von den schweren Ahndungen, die sich Hr. Lessing bereits durch die Fragmente und seine Widerlegung derselben soll zugezogen haben. Diese Lüge ward in ebender Münze geprägt, aus welcher die 1000 Ducaten kommen.

So viel ist wahr, daß die Fragmente in Braunschweig hohen Orts verboten und dem Bibliothekar untersagt worden, weiter etwas davon bekannt zu machen. Es dürfte dieses aber wol mehr wegen des ärgerlichen Aufhebens, das der Hauptpastor davon machte, geschehen sein, als wegen der Fragmente selbst, die weiter kein Unheil angerichtet, als daß sie eine Menge Federn in Bewegung gesetzt haben, deren verschiedene zu merklichem Vortheile der Religion von gelehrten und bescheidenen Theologen geführt worden, die alle, ich wiederhole es, dem Bibliothekar mehr dafür danken, als mit ihm zürnen, daß er ihnen einen solchen Feind in die Hände liefern wollen.

Wenigstens ist das Verbot der Fragmente wegen der Gegensätze des Herausgebers gewiß nicht ergangen, welchen man seine Streitigkeit mit dem Hauptpastor Goeze ungehindert fortsetzen lassen und auch ins Künftige zuverlässig so viel ungehinderter fortsetzen lassen wird, als Hr. Goeze durch sein Verstummen bereits zu verstehen gegeben, daß er ihr nicht gewachsen sei und ein weit andrer Mann [1]) das Wort für ihn aufgenommen hat.

K.

---

1) Dieser „weit andere Mann" ist der gelehrte Theolog W. F. Walch, Verfasser der „Kritischen Untersuchung vom Gebrauche der heiligen Schrift unter den alten Christen in den ersten vier Jahrhunderten" (Leipzig 1779). Gegen ihn sind mehrere im folgenden Bande mitgetheilte Bruchstücke aus Lessing's Nachlaß gerichtet. — A. d. H.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Lessing's Werke.

Siebzehnter Theil.

Theologische Schriften.

Zweite Abtheilung III.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet

von

Christian Groß.

Berlin.

Gustav Hempel



Inhalt.

Theologische Schriften. II. Abtheilung, 3.

Aus Lessing's Nachlaß.

Anhang.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Den Inhalt des gegenwärtigen letzten Bandes der theologischen Schriften Lessing's bilden dessen hieher gehörige Recensionen in der „Berlinischen privil. [Vossischen] Zeitung“, denen noch sein kurzer Vorbericht zu der von ihm 1756 aus dem Englischen übersetzten „Ernsthaften Ermunterung an alle Christen von W. Law“ angereiht ist, und sein theologischer Nachlaß (mit Ausschluß der bereits im 14. Theile mitgetheilten, weil an den Inhalt dieses Bandes sich anschließenden vier Stücke).

Die Zahl der Recensionen in unserer Ausgabe ist gegen die Lachmann'sche mehr als verdoppelt. Wir haben nämlich alle diejenigen theologischen Recensionen der Vossischen Zeitung aus den Jahren 1751—1755 aufgenommen, gegen deren Abfassung durch Lessing nicht zwingende Gründe sprachen. Was zu diesem kritischen Verfahren geführt hat, ist an einem anderen Orte der gegenwärtigen Ausgabe näher dargelegt. Der vorurtheilsfreie theologische Standpunkt, die Knappheit und Gewandtheit in der Darstellung lassen überall den Lessing'schen Typus erkennen.

Folgendes sind die neu aufgenommenen Stücke:

Aus dem Jahre 1751:

1. Lettres iroquoises.
2. G. Lyttleton's Anmerkungen über die Bekehrung und das Apostelamt Pauli.
3. W. Warburton's Göttliche Sendungen Mosis.

Aus dem Jahre 1752:

4. P. Ahlwardt's Einleitung in die dogmatische Gottesgelahrtheit.

Aus dem Jahre 1753:

5. Untersuchung des Satzes, ob die Gottesleugnung und die verkehrten Sitten aus dem System der Fatalität herkommen.
6. Schreiben eines Juden an einen Philosophen.
7. H. Baillet, Abhandlung von den Geschichten der Märtyrer und Heiligen.
8. W. Whiston's Beweis, daß die in der Offenbarung befindliche Geschichte von der Schöpfung u. s. w. mit der gesunden Vernunft keineswegs streite.
9. Jo. Wiclefi Dialogorum libri quatuor.

Aus dem Jahre 1754:

10. Ueber die falschen Begriffe von der Gottheit.
11. Richter's Ichthyotheologie.
12. Leland's Abriß der vornehmsten deistischen Schriften.
13. Richtige Vorstellung der deistischen Grundsätze.

Aus dem Jahre 1755:

14. Hanssen, Die Glaubenslehren der Christen.
15. Lobeck's Versuch eines vernunftmäßigen Beweises von der Göttlichkeit der Religion Jesu.
16. Lüderwaldt's Untersuchung von der Seligkeit der Heiden.
17. Jortin's Anmerkungen über die Kirchenhistorie.
18. Ford's Abhandlung von der Sünde der Verleumdung.
19. Bertling's Evangelische Andachten.
20. Heumann's Erklärung des Neuen Testaments.
21. Caspari Fr. Munthe Observationes in sacros Novi T. libros.

In den Recensionen erscheint uns Lessing als der allzeit schlagfertige Kritiker, der mit derselben Sicherheit und Gewandtheit des Urtheils sein Richteramt auf dem theologischen wie auf anderen Gebieten handhabt.

Von weit größerer Bedeutung ist jedoch ohne Frage der

theologische Nachlaß. Es besteht derselbe aus ungefähr dreißig ebenso sehr an äußerem Umfange wie an innerem Werthe verschiedenen Bruchstücken. Während nämlich einzelne unter denselben sich nach Inhalt und Form unmittelbar neben die „Streitschriften" stellen lassen, erregen andere nur ein sehr untergeordnetes bibliographisches oder gar nur bibliothekarisches Interesse; und während einzelne Fragmente oder wenigstens Theile derselben durch die auf sie verwandte äußere Sorgfalt dem ersten Herausgeber, Lessing's Bruder Karl Gotthelf, den Eindruck hinterließen, als hätten sie „so in die Druckerei abgeschickt werden sollen", sind andere nur die ersten Rudimente zu künftigen Abhandlungen, andere gar nur gelegentliche, auf einzelne Papierschnitzel hingeworfene Bemerkungen. Sämmtlichen Bruchstücken, auch den am Weitesten geförderten, fehlt die letzte Hand.

Trotzdem wird es aber, wie ich glaube, bei dem heutigen Leser von Lessing's theologischen Schriften keiner Entschuldigung deswegen bedürfen, daß auch nicht das kleinste Bruchstück weggeblieben ist, wie noch Lessing's Bruder eine solche Entschuldigung nicht blos aus überflüssiger Höflichkeit thatsächlich vorbrachte (im „Theol. Nachlaß", S. 24), sondern auch wol vorbringen mußte, wenn ihm selbst ein Schiller wegen Herausgabe des literarischen Nachlasses seines Bruders das harte Xenion zuschleudern konnte:

„„Edler Schatten, Du zürnst?" — Ja, über den lieblosen Bruder,
Der mein modernd Gebein läßset im Frieden nicht ruhn."

Nur beklagen wird es der Leser mit dem Herausgeber, daß uns dieser „lieblose Bruder" nicht Alles mitgetheilt hat, was er hätte mittheilen können, z. B. die unvollständigen ersten Entwürfe zu mehreren Abhandlungen, von denen er in der Einleitung zum „Theol. Nachlaß" spricht. Wie interessant und lehrreich ist es nicht z. B., den ersten Entwurf zur „Bibliolatrie", der uns nur durch einen Zufall erhalten worden ist, mit der späteren Ausführung zu vergleichen? Man thut da gewißermaßen einen Blick in

die „Gedankenfabrik“ eines großen Geistes und sieht die Gedanken anschießen wie werdende Krystalle.

Aber nicht blos so im Allgemeinen als Beiträge zur Geistesgeschichte Lessing's erregen die Fragmente großes Interesse, sondern namentlich auch als wichtige Erkenntnißquellen für den Fortgang des Fragmentenstreites sind sie von höchster Bedeutung. In dieser Beziehung ist besonders die eine Thatsache bemerkenswerth, daß Lessing die rein persönliche Polemik der „Anti-Göze“ hier so gut wie ganz aufgiebt und sich den durch den Fragmentenstreit angeregten sachlichen Fragen sowie einer sachlichen Behandlung derselben zuwendet. Nicht mehr Göze, der die persönliche Polemik zu seinem eigenen Schaden provocirt hatte, sondern Walch, der Mann der Wissenschaft, der Lessing persönlich gar nicht angegriffen hatte, ist in den nachgelassenen Fragmenten sein Hauptgegner, und diejenige Frage, die in dem Streit mit Göze den sachlichen Kern bildet, die Geltung der Bibel in der Kirche und für die Kirche, ist der Hauptgegenstand der Untersuchung. Dabei giebt Lessing den schwachen Punkt in seiner Göze gegenüber behaupteten Position ziemlich unverhohlen preis, nämlich den Satz VIII. der „Axiomata“. Dieser lautet: „War ein Zeitraum, in welchem sie [die christliche Religion] bereits so ausgebreitet war, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwol noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist, so muß es auch möglich sein, daß Alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge und die von ihnen gelehrte Religion doch bestünde.“ Ein offenbarer Fehlschluß! Denn mit Recht bemerkt Carl G. W. Schiller (Lessing im Fragmentenstreite, S. 61): „Das lebendige Wort ist stets und überall der Entstellung ausgesetzt und wird ihr auch stets mit der Zeit unterliegen. Was würde noch jetzt aus der christlichen Religion werden, wenn die Bibel nur erst heute verloren ginge?“ Lessing hat sich, wie gesagt, auch selbst davon überzeugt, daß er

mit diesem VIII. Axiom zu weit gegangen war; denn in dem „Sogenannten Briefe an den Herrn Doctor Walch" findet sich folgende einlenkende Bemerkung: „Göze hatte behauptet, daß es schlechterdings keine christliche Religion geben könne, wenn die Bibel nicht wäre, wenn die Bibel nicht vollkommen das wäre, wofür sie nur der Lutheraner hält. Ich setze diesem schneidenden Satze andre, vielleicht (dieses „vielleicht" soll mir aber durchaus nichts vergeben) ebenso schneidende Sätze entgegen: und mir will man nichts zu Gute halten, ihm Alles?" (unten S. 199 f.) Es ist dabei wohl zu beachten, daß Lessing dem Professor Walch dieses Zugeständniß macht, nicht Göze. Göze gegenüber brauchte Lessing nichts zurückzunehmen, weil er dessen Behauptung wirklich widerlegt hatte. Denn wenn die christliche Religion zu irgend einer Zeit ohne Bibel bestanden hat, so ist damit bewiesen, daß sie überhaupt ohne Bibel bestehen könne; nur die weiter gehende Behauptung, daß sie zu jeder Zeit ohne Bibel bestehen, d. h. unverfälscht bestehen könne, bleibt zweifelhaft oder ist vielmehr durchaus unbegründet.

Bei dieser hohen wissenschaftlichen und praktischen Wichtigkeit der Fragen, die in den an Walch gerichteten Fragmenten erörtert werden, bleibt es im höchsten Maaße zu bedauern, daß der allzu frühe Tod Lessing's ihre Vollendung verhinderte.

Von weit höherer wirklicher Bedeutung für die Entwicklung eines anderen Feldes der theologischen Wissenschaft ist die „Neue Hypothese über die Evangelisten, als blos menschliche Geschichtschreiber betrachtet". Wie aus einem Briefe Lessing's an seinen Bruder Karl Gotthelf (vom 11. November 1774) hervorgeht, wollte er schon mehrere Jahre vor Ausbruch des Fragmentenstreits der im Jahre 1771 erschienenen Abhandlung Semler's „von freier Untersuchung des Kanon" eine „noch freiere Untersuchung des Kanons Alten und Neuen Testaments" entgegensetzen, welche dem Werke des Wolfenbüttel'schen Ungenannten entnommen werden und, mit einer Vorrede Lessing's versehen,

bei Voß erscheinen sollte. Das Vorhaben unterblieb indessen aus unbekannten Gründen. Lessing ließ aber den Gegenstand selbst nicht aus den Augen, sondern erbaute sich später wenigstens über die Entstehung der drei synoptischen Evangelien diese „Hypothese", auf die er sich „nicht wenig einbildete" (Brief vom 19. Dec. 1777). „Etwas Gründlicheres," schreibt er am 25. Febr. 1778 an seinen Bruder, „glaube ich in dieser Art noch nicht geschrieben zu haben, und ich darf hinzusetzen, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundre mich oft selbst, wie natürlich sich Alles aus einer einzigen Bemerkung ergiebt, die ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen." Diese Schrift wurde in der That die Grundlage der sinnreichsten Theorien auf dem Gebiete der Evangelienkritik und kann insofern mit Recht von Hettner (in der „Literaturgesch. des 18. Jahrhunderts", III. 2. 606) „eine der wichtigsten Schriften Lessing's" genannt werden. Wenn aber Hettner hinzufügt, „es sei von der neuern Wissenschaft durchaus bestätigt worden, wenn Lessing die Evangelien auf ein hebräisches Urevangelium zurückführte, welches unter den Judenchristen, den sogenannten Nazarenern, aus den Nachrichten der Apostel und aller Derer, welche mit Christus in Verbindung gelebt hatten, entstanden war", so beruht dies auf dem allerentschiedensten Irrthume. Es ist im Gegentheil durch die späteren Forschungen der vollgiltigste Beweis erbracht worden, daß nicht unsere synoptischen Evangelien aus dem hebräischen oder chaldäischen Nazarener-(Hebräer-) Evangelium, sondern umgekehrt, daß das Nazarener-Evangelium aus den griechischen Synoptikern hervorgegangen ist. „Die Kritik der neueren Zeit," bemerkt Guhrauer (II. 2. 146) mit vollem Recht, „ist bereits über diese Hypothese hinausgegangen; dennoch (fügt er hinzu) nimmt sie in der Geschichte der biblischen Wissenschaft ihre bestimmte und eigenthümliche Stelle ein." —

Von den in vorliegendem Bande enthaltenen Fragmenten ist nur „Tertullianus de praescriptionibus" wahrscheinlich in der-

selben Zeit entstanden, in der auch das im 14. Theile abgedruckte Bruchstück „Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion" verfaßt wurde, also um das Jahr 1760 (vergl. Th. XIV. S. 201). Alle übrigen Aufsätze stammen unzweifelhaft aus der Zeit nach Uebersiedelung Lessing's nach Wolfenbüttel (1770). Zuerst veröffentlicht sind diese Bruchstücke theils, und zwar größtentheils, in dem von Lessing's Bruder Karl Gotthelf herausgegebenen „Theologischen Nachlaß" (Berlin bei Voß, 1784), theils im zweiten Bande von „G. E. Lessing's Leben, nebst seinem noch übrigen litterarischen Nachlasse" (von Demselben, Berlin bei Voß, 1795), theils endlich im 6. Theile von „G. E. Lessing's sämmtlichen Schriften" (Berlin bei Voß, 1791). Genauere Angaben haben wir den einzelnen Aufsätzen als Anmerkungen beigefügt.

Warum die „Zusätze" zur „Nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage" und zur „Ersten Folge" dieser Antwort in unserer Ausgabe nicht wie bei Lachmann unter der Ueberschrift „Bibliolatrie" erscheinen, ist schon in der Vorbemerkung des Herausgebers zum 16. Theile (S. 7) angegeben. Guhrauer hat es bereits getadelt, daß „in dem Inhaltsverzeichnisse zu dem XI. Bande der Lachmann'schen Ausgabe diese Zusätze ganz übergangen und daher schwer zu finden seien." Die sonderbare Begründung dieser Uebergehung von Seiten Lachmann's scheint jedoch Guhrauer entgangen zu sein. Uebrigens ist in der durch W. v. Maltzahn besorgten neuen Auflage der Lachmann'schen Ausgabe dem Uebelstande abgeholfen, Lachmann's unverständliche Bemerkung aber trotzdem getreulich wieder abgedruckt worden. —

Der Anhang zu diesem Theile enthält eine durch Nicolai im Jahre 1791 im 17. Bande der von Biester herausgegebenen „Berlinischen Monatsschrift" veröffentlichte Vorrede zu einer „Predigt über zwei Texte", die Lessing in wenigen, wahrscheinlich für immer verlorenen Exemplaren im Jahre 1769 in Hamburg hatte drucken lassen. Die nähere Veranlassung zu diesem geistreichen Scherze möge der Leser selbst in den von uns mit abge-

druckten Bemerkungen Nicolai's zu dieser „Vorrede“ nachlesen. Daß diese „Vorrede“, wenn sie auch Nicolai nur aus dem Gedächtnisse mitzutheilen vermochte, wirklich von Lessing herrührt, wird gewiß Niemand in Abrede stellen, der mit Lessing's Stil nur einigermaßen vertraut ist.

Recensionen

aus der

Berlinischen privilegirten Zeitung,[1]

Jahrgg. 1751 bis 1755.

---

1) Mit Lessing's Eintritt in die Redaction änderte die Zeitung ihren obigen Titel in Berlinische privilegirte Staats- und gelehrte Zeitung, kehrte jedoch mit Beginn des Jahrgangs 1754 zu dem früheren Titel zurück. — A. d. H.



1751.

[35. Stück, vom 23. März.]

Wittenberg und Zerbst. Dritte und letzte gegründete Anzeige derer **Herrenhutischen Grundirrthümer** in der Lehre von der H. Schrift, Rechtfertigung, Sacramenten und letzten Dingen; denen evangelischen Kirchen zur nöthigen Warnung ans Licht gestellet von D. Carl Gottlob **Hofmann**, Generalsuperintend. Nebst einem Register über sämmtliche drei Theile. Wittenberg und Zerbst, verlegt's Sam. Gottf. Zimmermann. 1751. In 8vo. 8 Bogen.

Dieses ist der Beschluß desjenigen Werks, wodurch sich der Herr Generalsuperintendent den Herrenhutern keinen geringen Schaden zugefügt zu haben rühmt; nicht etwa, weil er ihre Irrthümer dadurch gedämpft, sondern weil er sie, wie man deutlich sieht, verhindert hat, gewisse zeitliche Vortheile zu erlangen, die man, menschlich zu handeln, auch seinen irrenden Brüdern gönnen muß. Wir hoffen, daß die Leser schon wissen, was der Herr Verfasser Grundirrthümer der Herrenhuter heißt, nämlich diejenigen Stellen, wo sie nicht die Sprache der symbolischen Bücher führen. Diese Erklärung angenommen, müssen wir die Ausführung durchgängig loben, man wollte denn wünschen, daß sie mit etwas

weniger Spötterei, die oft die feinste nicht ist, und mit etwas minder zweideutigen Absichten angefüllet sei. Der Kopf eines Herrenhuters, voll Enthusiasterei, ist zu nichts weniger als zu systematischen Begriffen und abgemessnen Ausdrückungen geschickt. Warum macht man ihm die Schwäche seines Verstandes zu Verbrechen seines Willens? Warum folgert man aus gewissen Orten, wo er von Sachen, über welche die Scham einen geheimnißvollen Vorhang zieht, etwas zu frei, zu ekel, zu schwärmerisch geschrieben hat, Thaten der sträflichsten Unzucht? Nur zum Beweise der Verleumdung und mehr zum Aergernisse als zur Erbauung schreibt man aufgedeckte Bosheiten der Herrenhuter, so lange noch Keiner von ihnen der Verbrechen, welche man ihnen Schuld giebt, und welche die schärfste Ahndung verdienten, vor der weltlichen Obrigkeit überführet worden ist. Man weiß es aber schon, daß man mit diesen unbarmherzigen Beschuldigungen vor Gerichte nicht fortkommen kann, und daß am Ende jeder billige Richter kein ander Urthel von den Herrenhutern zu fällen weiß als das, was Plinius, obgleich in einer ganz verschiednen Sache, [1]) fällte: „Nihil aliud inveni quam superstitionem pravam et immodicam.“ Wäre es also nicht gut, wenn die Herren Theologen die Wahrmachung eines Ausspruches des Cicero: „Opinionum commenta delet dies,“ ruhig erwarteten? Sie haben einen Ausspruch in der Bibel, der ebendieses sagt, und es ist zu verwundern, daß ihnen noch Niemand des Gamaliel's [2]) „Ἐασατε αὐτους“ zugerufen hat. Könnten sie ihrem Charakter gemäßer handeln, als wenn sie wie dieser Pharisäer gedächten: „Ist der Rath oder das Werk aus den Menschen, so wird's untergehen, ist's aber aus Gott, so können wir's nicht dämpfen“ ꝛc.? Ein gewisser Christian Philaleth hatte der ersten Anzeige des Hrn. D. Hofmann's hundert Fragen entgegengesetzt, und in der Vorrede zu dieser dritten Anzeige sagt uns der Verfasser, warum er auf diese Fragen zur Zeit noch nicht geantwortet habe. Die vornehmste Ursache ist, weil sich dieser Gegner nur unter einem falschen Namen genennt und der Herr Doctor durchaus Denjenigen erst persönlich kennen will, welchen er widerlegen soll. Die Wahrheit zu gestehen, wir sehen das Schließende dieser Ursache nicht ein. Kann ein Schriftsteller unter erborgtem Namen keine Wahrheit sagen? Oder kann man Nie-

1) Nämlich in der Sache der Christen, über die der jüngere Plinius jenen berühmten Brief an den Kaiser Trajan gerichtet hat, dem die oben citirte Stelle entnommen ist. — A. d. H.

2) Vergl. Apostelgesch. 5, 34—39. — A. d. H.

manden widerlegen, wenn man nicht Persönlichkeiten in die Widerlegung mischt? In ebender Vorrede meldet der Herr Generalsup., daß allem Ansehen nach die Heilandscasse bald bankerott machen werde. Vielleicht zieht der Umsturz ihres ökonomischen Systems den Untergang der ganzen Gemeine nach sich. Ist in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam für 3 Gr. zu haben.

[36. Stück, vom 25. März.]

Leipzig. Christiani Friderici **Boerneri** S. T. D. et P. P. Pr. **Institutiones Theologiae** symbolicae. Lipsiae apud Joh. Wendlerum. 1751. In 8vo. 2 Alph. 6 Bogen.

Wenn alle Religionen und die verschiedenen Arten derselben ihre symbolischen Bücher hätten, so würden auf einmal unzählige falsche Beschuldigungen von Ungereimtheiten wegfallen, die sie sich unter einander ohn' Unterlaß zu machen pflegen; die Meinungen einzler Glieder würden den ganzen Gemeinden nicht zur Last gelegt werden, und die Herren Polemici würden seltner mit Schatten fechten. Die Lutherische Kirche hat auf dieser Seite einen besondern Vorzug, und ihre symbolischen Bücher sind mit einer Behutsamkeit abgefaßt, welche tausend Köpfe, wann sie mit ihr nur in der Hauptsache einig sind, unter einen Hut zu bringen sehr geschickt ist. Man lacht also ganz mit Unrecht über den Eid, welchen ihre Gottesgelehrten auf diese Bücher ablegen müssen. Sie beschwören dadurch eigentlich nichts, als was sie von Jugend auf mit biblischen Ausdrücken in dem kleinen Katechismo gelernt haben, weil in allen übrigen Sätzen durch diesen Schwur weder nähere Ausführungen noch vortheilhafte Erklärungen untersagt werden. Wie nöthig es aber Denen, welche sich der Gottesgelahrtheit widmen, sei, einen besondern Fleiß auf diese Schriften zu wenden, erhellet auch nur aus dem Nachtheil, welcher Denen zuwächst, die die Sprache derselben nicht zu reden wissen, und aus der Gefahr, um ein falsch gebrauchtes Wort verketzert zu werden. Man kann ein Theologe, aber kein Lutherischer Theologe ohne eine genaue Einsicht in dieselben sein, daß also Diejenigen allen

Dank verdienen, welche sie allgemeiner zu machen suchen. Viele Jahre hindurch hat es der Herr Doctor und Prof. Primarius Börner auf der hohen Schule in Leipzig auf die rühmlichste Art gethan, wovon gegenwärtiges Werk der sicherste Beweis sein kann. Die Einrichtung desselben ist folgende. In der Einleitung handelt er sowol von den symbolischen Büchern überhaupt, von ihrer Nothwendigkeit und ihrem Ansehen, als auch von jedem insbesondere und berührt Alles, was zu der Historie derselben gehört. Die Ausführung selbst bestehet aus einundzwanzig Capiteln, deren jedes zwo Abtheilungen hat. In der ersten Abtheilung werden die Stellen aus den symbolischen Büchern, welche die Lehre, die in diesen Capiteln abgehandelt wird, angehen, angeführt und, wo es nöthig ist, gegen die Veränderungen unächter Ausgaben gerettet. In dem andern Abschnitte werden diese Stellen erklärt, bewiesen und die einschlagenden Irrthümer anderer Religionen widerlegt. Dieser Plan und die sonst bekannte Gelehrsamkeit des Herrn Verfassers kann zureichende Gewähr leisten, daß durchgängig alle Gründlichkeit darinne herrscht, deren ein solches Werk fähig ist. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

[38. Stück, vom 30. März.]

Leipzig und Greifswalde. Sammlung auserlesener **Abhandlungen ausländischer Gottesgelehrten** zur Unterweisung des Verstandes und Besserung des Herzens; zusammengetragen von Friedr. Eberh. **Rambach**, Past. zum Heil. Geist in Magdeburg. Leipzig und Greifswalde. 1750. In 8vo. 1 Alph. 16 Bogen.

Dieses ist der Anfang einer Sammlung von Schriften, deren Beschaffenheit genugsam auf dem Titel ausgedrückt ist. In der Vorrede bestimmt der Herr Pastor Rambach ihren Zweck aber noch näher und sagt, daß es Abhandlungen sein sollen, welche vermögend sind, den mit Vorurtheilen, Unwissenheit und Zwei-

feln verhinderten menschlichen Verstand zu unterweisen und ihm ein Licht vorzuhalten, nach welchem er sich in schweren Fällen, auch wol im Stande empfindlicher Anfechtungen richten kann; Abhandlungen, die uns zeigen, wie heilig, gerecht und gut die Forderungen und Vorschriften des Evangelii Jesu Christi sind; Abhandlungen, die gewisse besondre Verheißungen des Evangelii betreffen, die Kraft, das Leben und den göttlichen Nachdruck derselben vor Augen legen; sonderlich aber sollen es solche Abhandlungen sein, die auf den wichtigen Punkt der geistlichen Sittenlehre, nämlich auf den Unterscheid der Natur und Gnade gerichtet sind. Alle diese Eigenschaften wird der Leser an denjenigen Stücken finden, die in diesem ersten Theile befindlich sind. Es sind namentlich folgende: 1) John Flavel's, ehemaligen Predigers zu Dortmouth in England, „Betrachtungen über die menschliche Furcht". Das Leben dieses Mannes, welches für eine gewisse Art Leser sehr erbaulich sein wird, macht den größten Theil der Vorrede aus. 2) Tillotson's „Betrachtung über die gerechte Forderung Jesu, Gott mehr zu fürchten als die Menschen". 3) Wilhelm Saldeni, weiland berühmten Predigers in Delft, „Prüfung menschlicher Urtheile", aus dem Holländischen übersetzt. Es ist ein Glück, daß noch hier und da ein Gottesgelehrter auf das Praktische des Christenthums gedenkt, zu einer Zeit, da sich die allermeisten in unfruchtbaren Streitigkeiten verlieren: bald einen einfältigen Herrnhuter verdammen; bald einem noch einfältigern Religionsspötter durch ihre sogenannte Widerlegungen neuen Stoff zum Spotten geben; bald über unmögliche Vereinigungen sich zanken, ehe sie den Grund dazu durch die Reinigung der Herzen von Bitterkeit, Zanksucht, Verleumdung, Unterdrückung und durch die Ausbreitung derjenigen Liebe, welche allein das wesentliche Kennzeichen eines Christen ausmacht, gelegt haben. Eine einzige Religion zusammenflicken, ehe man bedacht ist, die Menschen zur einmüthigen Ausübung ihrer Pflichten zu bringen, ist ein leerer Einfall. Macht man zwei böse Hunde gut, wenn man sie in eine Hütte sperret? Nicht die Uebereinstimmung in den Meinungen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht. Ist in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam für 12 Gr. zu haben.

[46. Stück, vom 17. April.]

Frankfurt an der Oder. Kurzer Begriff des **biblisch-chronologischen Systems von 6000 Jahren**, nämlich von Erschaffung der Welt bis ins Jahr Jesu Christi (1860) 1862, als an dem Anfange des tausendjährigen Sabbaths in einem tausendjährigen Reiche, herausgegeben von George Heinrich **Kanz**, evangelisch-reformirten Prediger zu Aken an der Elbe. Nebst einer Vorrede von Paul Ernst Jablonski, öffentlichen ordentlichen Lehrer der Theologie auf der hohen Schule zu Frankfurt an der Oder. Bei Johann Christian Kleyb. 1750. In 8vo.

Der Herr Verfasser dieses kurzen Begriffs hat sich schon durch verschiedene andre Schriften und insonderheit durch seine letzte Schicksale der Kirche Gottes und der Welt bekannt gemacht, und ebendiese letztre hat ihm, wie er selbst anzeigt, Anlaß gegeben, an eine seiner Einsicht nach richtigere Zeitrechnung des Alten Testaments die Hand zu legen. Er hatte aus der Offenbarung (ein Buch, das den Schlüssel zu vielen Schwierigkeiten in der Schrift geben würde, wenn man es nur verstünde), mit der Kirchengeschichte des Neuen Testaments verglichen, geschlossen, daß im Jahr nach Christi Geburt, wie wir zählen, 1862 die Welt volle 6000 Jahr würde gestanden haben, und daß von da an das siebente Jahrtausend und mit demselben der noch bevorstehende Sabbath oder die glückliche Ruhezeit der Kirche Gottes auf Erden, welche viele auch unserer Gottesgelehrten noch hoffen, ihren Anfang nehmen würde. Um ebendieses auch aus dem ganzen Zusammenhange der von Erschaffung der Welt bis auf Christi Geburt verflossnen Zeit bündig darthun zu können, hat der Herr Verfasser die Rechnung derselben, so wie sie vornehmlich aus der h. Schrift und dann auch aus den ältesten Geschichten andrer Völker genommen werden kann, untersucht und sich endlich überzeugt gefunden, daß seine schon vorhin angegebne Rechnung völlig dadurch bestätiget werde. Dieses hat er in diesem kurzen

Begriffe vorläufig anzeigen wollen und behält sich die weitre Ausführung der Grundsätze seiner neuen Zeitrechnung in einem größern Werke vor, welches bereits fertig ist und auf Vorschuß gedruckt werden soll. Wenn er Alles darinne leistet, was er hier verspricht, so wird künftig die Chronologie allen Untersuchungen eines Scaliger's, Petavius, Marsham's, Prideaux, Dodwell's, des Vignoles zum Trotz eine ganz andre Gestalt annehmen müssen. Wir wollen hoffen, daß ihm zuverlässige Richter in solchen Sachen eine Stelle bei diesen Männern anweisen und ihn nicht unter die Anzahl der chronologischen Schwärmer, zu einem Ravius, Koch und Kohlreif setzen mögen. Uns wenigstens scheint der Anlaß einer neuen Zeitrechnung, den man in einer Stelle der Offenbarung findet, ein Wenig wundersam, ob er gleich nichts mehr voraussetzt als das Verständniß dieses noch bis jetzt unverständlichen Buches. Der Herr Prediger Kanz sucht durch seine neue Zeitrechnung nichts Geringers, als die Freigeister von der Göttlichkeit der h. Schrift zu überzeugen und die Juden zu bekehren. Ein Wunder wäre es, wann es der Chronologie, der ungewissesten und dunkelsten von allen Wissenschaften, aufbehalten wäre, diese zwei wichtigen Veränderungen zu bewerkstelligen. Ist in den Buchhandlungen hier und in Potsdam für 3 Gr. zu haben.

[87. Stück, vom 22. Juli.]

Königsberg. M. Friedrich Samuel **Bock's**, Predigers bei dem Königl. Preuß. von Schorlemer'schen Regiment Dragoner, **erbauliche Reden** an die Gemeine zu Befestigung der Wahrheit und Beförderung der Gottseligkeit. Verlegt's Joh. Heinr. Hartung. 1751. In 8vo. 1 Alph. 7 Bogen.

Ein sehr schlechter geistlicher Redner ist in unsern Tagen beinahe ebenso selten als ein vollkommner. Der philosophische Geist, welcher seit geraumer Zeit auch in die Lehrbücher der Gottesgelehrten eine gewisse Klarheit und Genauigkeit gebracht zu haben scheinet, die bestimmtere und reinere Sprache, die gesundern Begriffe von der wahren Beredsamkeit, welche alle nach und nach ge-

meiner werden, können auch den mittelmäßigsten Kopf, wo nicht zu einem Mosheim,[1]) doch zu einem Manne machen, den man ohne Verdruß eine Stunde schon anhören kann. Wann er noch über dieses die Klugheit besitzt, diejenigen Stücke der Religion in seinem Vortrage zu übergehen, welche mehr als gemeine Einsichten und eine unzuermüdende Scharfsinnigkeit erfodern, so wird ihn der Pöbel bald für einen großen Geist zu halten anfangen, weil der Pöbel Alle für groß hält, welche ihre Schwächen seinen Augen zu verstecken wissen. Die in dieser Sammlung enthaltnen sechs Reden haben folgende Aufschriften etc. Der Herr Feldprediger entschuldiget in der Vorrede die Länge seiner Reden, nach welcher sie schwerlich so können sein gehalten worden, als man sie hier lieset. Wir wollten wünschen, daß er sich wie Martial hätte entschuldigen können: Dasjenige ist nicht zu lang, was nicht kürzer sein kann. Dem ohngeachtet glauben wir, daß bei einer Menge Leser diese Reden in der That erbaulich sein werden. Sie kosten in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 8 Gr.

[88. Stück, vom 24. Juli.]

Königsberg. Die gute Sache der in der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments enthaltnen göttlichen **Offenbarung, wider die Feinde derselben erwiesen** und gerettet von Theodor Christoph Lilienthal,[2]) der h. Schrift Doct. und ordentl. Lehrer auf der Königsbergischen Universität etc. Zweiter Theil, bei Joh. Heinr. Hartung. 1751. In 8vo. 1 Alph. 9 Bogen.

Dieser ganze zweite Theil bestrebt sich, die Weissagungen zu retten, welche in dem Alten Testamente von Christo geschehen sind. Die vornehmsten Gegner, mit welchen der Herr Doctor zu thun

---

1) Der berühmte „Vater der Kirchengeschichte" Joh. Lorenz v. Mosheim (1694—1755) war zugleich auch einer der ausgezeichnetsten Kanzelredner der evang. Kirche. — A. d. H.

2) Theodor Christoph Lilienthal (geb. 1711 zu Königsberg, gest. 1782 als Prof. der Theologie an der Universität seiner Vaterstadt) gehört zu den namhaftesten christlichen Apologeten des vorigen Jahrhunderts. Sein apologetisches

hat, sind Schmidt,[1]) Collins und Parvish. Der Erstere soll in seiner freien Uebersetzung der fünf Bücher Mosis die darinnen vorkommenden Weissagungen verfälscht haben. Der Andre hat in seinen bekannten Schriften alle buchstäblichen Weissagungen geleugnet und zu beweisen geglaubt, daß ihre vermeinte Erfüllung blos auf einer verblümten Deutung derselben beruhe. Der Letztere hat einem Indianer, den er in seiner Untersuchung der jüdischen und christlichen Religion einführte, Reden in den Mund gelegt, welche die gewöhnlichen Erklärungen der Weissagungen von Christo und seinem Reiche bestreiten. Der Herr Verfasser will überall zeigen, daß die Waffen dieser Feinde der Offenbarung nicht neu sind. Sie entlehnen dieselben, spricht er, theils von den Juden, theils pflügen sie mit Hugonis Grotii[2]) Kalbe. Dieses ist ebenso richtig, als wenn man sagen wollte, die Widerlegungen des Herrn Doctors wären nicht neu, sondern er habe größten Theils mit Calovii[3]) Kalbe gepflügt. Wir glauben, es sei nichts Widersprechendes, daß Einer ebendas sieht, was ein Andrer gesehen hat, und hier ist überhaupt nicht die Frage, ob die Einwürfe eines Collins neu, sondern ob sie wahr sind. Das Gegentheil von den letztern hat der Herr Doctor Lilienthal auf eine gelehrte Art bewiesen, und es kann gleichviel sein, ob er seine Beweise als der Erste erfunden oder als der Zwölfte wiederholt hat. In der Streitsache über die Weissagungen des Alten Testaments auf Christum ist wenigstens so viel gewiß, daß man besser thut, wenn man die Anzahl derselben verringert, als wenn man sie vermehrt, weil in dem letztern Falle diejenigen, an deren Gewißheit man nicht zweifeln kann, durch die Nachbarschaft mit nicht wenigen andern, deren Falschheit nur allzu klar ist, ein verdächtiges Ansehen bekommen. Dieser zweite Theil kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

Hauptwerk, dessen zweiten Theil Lessing recensirt, umfaßt 16 Bände. Der 16. Band erschien erst 1782, im Todesjahre des Verfassers. — A. d. H.

1) Ueber Joh. Lorenz Schmidt vergl. Th. XV. S. 84. Anm. 1. — Anthony Collins (geb. 1676) gehört zu den berühmtesten Freidenkern Englands. Seine „Abhandlung über das Freidenken" (A discourse of Free-Thinking) erschien 1713 in London. — A. d. H.

2) Der große niederländische Staatsmann, Philologe und Rechtsgelehrte Hugo Grotius (1583—1645) hat sich auch als (Arminianischer) Theolog und besonders als Apologet einen berühmten Namen erworben. Sein apologetisches Hauptwerk: „De veritate religionis christianae" erschien im Jahre 1627. — A. d. H.

3) Ueber Calow vergl. die Anm. zu Th. XVI. S. 110. — A. d. H.

[92. Stück, vom 3. August.]

Altenburg. Falschheit der neuen Propheten. Erstes und zweites Stück. Bei Paul Richtern. 1751. In 8vo. 16 Bg.

Dieses ist der glückliche Anfang einer Arbeit, die man mit Vergnügen lesen wird. In dem ersten Stücke handelt der Verfasser anfangs überhaupt von der Thorheit, in die Nacht der Zukunft dringen zu wollen. Er macht sich hierauf an die Muthmaßungen, zu welchen die Whistonischen Lehrsätze [1]) von den Kometen seit einiger Zeit Gelegenheit gegeben haben. Es ist uns leid, daß Heyn und Kindermann in eine Classe gekommen sind. Auf Diese folgen verschiedne neue Ausleger der Offenbarung und einige drohende Verkündiger des jüngsten Tages. Bald waren es die Pluderhosen, bald die bloßen Brüste, bald die Freimäurer, welche sichre Zeichen seiner Annäherung sein sollten. Von diesen schwermüthigen Träumen kömmt der Verfasser auf die Kabbala, auf die Coffeeschale, auf den europäischen Staatswahrsager. In dem zweiten Stücke werden die prophetischen Denksprüche von der Folge der römischen Päpste, die man gemeiniglich dem Armaghanischen [2]) Erzbischofe Malachia zueignet, die Prophezeihungen von der Folge der Könige in Spanien, welche der Abt Archimbaud bekannt gemacht hat, und einige andre weitläuftig untersucht. Wir wünschen in den folgenden Stücken gleich gründliche Untersuchungen, zum Exempel der Vorherverkündigungen des Nostradamus, [3]) des Merlin's [4]) und besonders des Grebner's, welcher zu seiner Zeit viel Aufsehens in England machte, zu sehen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

---

1) Ueber Whiston vergl. Anm. 1 zu Th. XVI. S. 214, sowie unten S. 43. — A. d. H.

2) Armagh, die Hauptstadt einer gleichnamigen Grafschaft in der irischen Provinz Ulster, ist der Sitz eines anglicanischen Erzbischofs, des Primas von Irland, sowie eines katholischen Erzbischofs. — A. d. H.

3) Der berühmte französische Astrolog Nostradamus (eigentl. Michel Notre-Dame, 1503—1566) hinterließ bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts viel bewunderte Prophezeihungen. — A. d. H.

4) Der Zauberer Merlin ist eine der hervorragendsten Gestalten im altbritischen Sagenkreise. Die demselben zugeschriebenen Prophezeihungen erschienen lateinisch unter dem Titel „Prophetia anglicana Merlini“ in Galfred von Monmouth's Uebersetzung (Frankfurt 1603 u. ö.). — A. d. H.

[103. Stück, vom 28. August.]

Hannover. **Dieu mériteroit-il** bien qu'un homme eut pour lui des égards et du respect et qu'il lui en offrit un hommage public? Traduit de l'Allemand par une Westphalienne. A Hannovre aux dépens de Jean Christ. Richter. 1751. In 8vo. 12½ Bogen.

Die Urschrift dieses Werks ist bekannt. Sie hat sich mit Recht eine Stelle unter der kleinen Anzahl solcher Bücher erworben, welche ohne prahlende Gelehrsamkeit die Pflichten der Religion den Herzen mehr einzuflößen als dem Verstande aufzudringen suchen. Man hat eine Art des Vortrags dazu gewählt, worinne uns die Alten so viel Meisterstücke geliefert haben, und welchen die Neuern ganz verlassen zu haben schienen: den dialogischen. Alle Schönheiten desselben, die Sprache der Gesellschaft, die Verschiedenheit der Charaktere und Stellungen, die ungezwungnen Zwischenfälle, die angenehme Unordnung, welche ebenso weit von der Methode als von der Verwirrung entfernt ist, die Uebergänge, wovon man das Muster in der Natur der täglichen Unterredungen findet, sind glücklich erreicht worden. Die wesentlichern Schönheiten des Inhalts werden Lesern von Gefühl nicht entgehen. Dem Menschen ist Alles eher angenehm zu machen als seine Pflicht, und die Kunst, das Joch der Religion als ein sanftes Joch vorzustellen, ist zu schwer, als daß sie jeder Gottesgelehrte haben sollte. Daher kommt es, daß man gegen ein Werk von der Art, wie das gegenwärtige ist, zwanzig findet, worinne man die Theologie als eine Sophisterei treibet, welche nichts weniger als einen Einfluß auf das Leben hat. Der Seelenschlaf, das jüngste Gericht, das tausendjährige Reich, die verklärten Körper werden noch jetzt in ganzen Alphabeten abgehandelt. Vortreffliche Gegenstände, welche wenigstens den Witz der Spötter thätig zu erhalten geschickt sind. Diesen aber durch ein Leben, welches der Geist der Religion beherrscht, und durch Lehrsätze zu entwaffnen, die durch eine erhabne Einfalt von ihrem göttlichen Ursprunge zeigen, ist ein Werk, womit man sich nur ungerne vermengt, weil es den Herrenhutern eingekommen ist, sich damit abzugeben. Wir erfreuen uns, daß man gleichwol ein Buch von

dieser Gattung allgemeiner zu machen gesucht hat, und zwar in einer Sprache, welche jetzo den Zoten und Gotteslästerungen gewidmet zu sein scheinet. Es hat die Uebersetzung für hundert Streitschriften verdient, welche zu nichts dienen, als den Haß zwischen den verschiednen Secten zu erhalten. Westphalen hat einen guten französischen Dichter, es hätte also ganz leicht auch eine gute französische Uebersetzerin haben können. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[104. Stück, vom 31. August.]

Lettres iroquoises, en II Tomes. à Irocopolis, chez les Vénérables. 1752. In 8vo. Jeder Theil $10^1/_2$ Bogen.

An einem Wilden aus Canada hat es noch gefehlt, den man seine seltsamen Gedanken über die Sitten der Europäer und über ihre Religionen der Welt sagen läßt. Man weiß schon, von welchem Schlage die Briefe sind, die man nach gewissen Nationen taufet. Unsern Lesern den richtigsten Begriff von den gegenwärtigen zu machen, wird es genug sein, den ersten den besten Brief daraus zu übersetzen.

Fünfter Brief.

Du meldest mir, daß Du meinem ehrwürdigen Vater die letzte Pflicht erwiesen. Ich freue mich über seinen glücklichen Tod. Die hiesigen Kinder seufzen und schreien bei dem Sterben ihrer Eltern. Welche Narrheit, liebster Alha, sich zu betrüben, daß man ein Mensch ist, und daß man seinen Lauf beschlossen! Ich weiß nicht, was sie wollen, ob sie ewig zu leben verlangen, oder ob sie wider den großen Geist murren. Alle aus diesen Völkern werden von Furcht und Hoffnung herumgetrieben, ohne zu wissen, was sie fürchten, und was sie hoffen. Hat der große Geist nicht für Alles gesorgt, als er uns auf die Welt setzte? Kann Jemand unter seiner Herrschaft zu beklagen sein? Giebt es Unglückselige? Mein Vater ist todt, und ich sollte mich betrüben, ihn in den Händen des Vaters der Natur zu sehen? Nein, liebster Alha! Du tröstest mich genug, indem Du mir berichtest, daß ihn weder die wilden Thiere noch die Feinde gefressen haben! daß mein Weib und meine

Kinder, daß Du, der Liebste von meinen Freunden, ihm Euer Herz zu seinem Grabe geschenkt habt! Ein heiliger Gebrauch, der von unsern Vätern auf uns kam, von dem man hier nichts weiß. Verfinstere Dich, Sonne, bei diesem widernatürlichen Anblicke! Die Kinder werfen Diejenigen, welche sie an das Licht gebracht, verächtlich in Gruben, welche die Unempfindlichkeit und Grausamkeit gräbt. Sie überlassen den Würmern Diejenigen, welche der Quell aller ihrer Güter sind. Ach, liebster Alha, nur uns ward es gegeben, unsre Eltern rechtschaffen zu lieben. Ihr edles Blut fließet in unsern Adern und wird unsterblich, weil es sich von Geschlecht zu Geschlecht erhält. Nie haben Iroquoisen die Erde gedüngt. Nie hat das Vieh über ihren Körpern das Gras abgeweidet. Die vorhergehenden Geschlechter werden in unsern Wildnissen nicht wie in diesen Gegenden verabscheuet. Je weiter sich unsre Kinder von uns entfernen, je mehr finden sie sich mit einer Menge edler Vorfahren vermischt. Glaubst Du wol, liebster Alha, daß uns die Europäer aus unsrer kindlichen Liebe ein Verbrechen machen? Ja, mit Erstaunen sag' ich es. So verderbt ist unsre Vernunft. Die unsinnigen Lehren über die schrecklichen Geheimnisse unsrer Gastmahle, wobei Hochachtung und Liebe unsre Hände bewaffnet! Wann sie die geheime und göttliche Kraft wüßten, welche uns daselbst mitgetheilet wird; wann sie wüßten, wie brünstig wir den großen Geist nach diesen heiligen Gastmahlen, wo uns die Tugend eingefleischet wird, liebten; wann sie wüßten, welchen Eifer uns diese geheiligten Speisen für unser Vaterland und für unsre Kinder einflößeten, welche wir als das Heiligthum ansehen, wohin uns der Tod einmal setzen wird, wieder von Neuem zu leben, die Seele ihrer Seelen zu sein und in ihrer zarten Brust den Eindruck von uns und das ewige Andenken unsrer Reden und Thaten zu lassen! Himmel, wie viel besser würden die Europäer sein, wenn sie uns nachahmten! Ich las vor einigen Tagen, liebster Alha, unter Anweisung eines meiner Lehrmeister, daß die meisten großen Männer ihrer unwürdige Kinder gehabt hätten. Woher glaubst Du, daß dieses komme? Woher sonst, als weil sie ihre Eltern nicht essen? Die Könige in diesen Landen sollten befehlen, daß alle große Leute von ihren Kindern gegessen würden, damit ebenso vortreffliche Geschlechter, wie unter uns sind, enstünden. Doch wozu dienen diese Betrachtungen, liebster Alha? Sie wandeln den Weg der Finsterniß und Schande. Wodurch sagen sie, daß sie Jesus göttlich mache? Dadurch, daß er sich ihnen zu essen

giebt. Jesus hat ihnen also ebendie Lehren gegeben, die uns unsere Ureltern hinterlassen haben. Ich sehe hier nichts als Kinder, die ihre Väter nicht gegessen haben, am Hofe und in allen Ständen. Wann es wahr ist, was mir die Franzosen sagen, so haben sie vortreffliche Männer gehabt. So viel weiß ich, daß ihnen ihre Nachkommen nicht gleichen.

Diese Briefe kosten in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

[138. Stück, vom 18. November.]

Hannover. D. Christoph Aug. Heumann's[1]) Erklärung des Neuen Testaments. Dritter Theil, in welchem die erste Hälfte der Geschichte des Herrn, wie sie Johannes beschreibet, betrachtet und erläutert wird. In Verlag Förster's Erben. 1751. In 8vo. 1 Alph. 16 Bg.

Man kann von diesem dritten Theile nichts sagen, als was schon Unzählige von den ersten beiden gesagt haben: daß nämlich die Arbeit des Herrn D. Heumann's eine der vollständigsten, gründlichsten und lehrreichsten in ihrer Art werden wird. Er ist so weit von der Art gemeiner Exegeten entfernet, daß bekannte Erklärungen, wenn sie nichts als das Alter und die Allgemeinheit vor sich haben, niemals bei ihm von Ansehen sind, und daß ihn der Vorwurf erzwungener Neuerungen niemals abschreckt, mit seinen eigenen Augen zu sehen. Es wäre Schade, wenn er in der Auslegung dieser und jener Stelle einen allgemeinen Beifall erhalten sollte. Den Gottesgelehrten von Profession würde dadurch auf einmal ein fruchtbarer Stoff zu Zänkereien, worinne sie ihre Gelehrsamkeit ebenso unwidersprechlich als ihre Hartnäckigkeit zeigen können, benommen werden. Dieser dritte Theil enthält die ersten elf Hauptstücke des Evangelisten Johannes und kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.[2])

---

[1]) Christoph August Heumann (1681—1763), ein durch Vielseitigkeit und Gründlichkeit ausgezeichneter Theolog, hatte 1748 eine „Uebersetzung des N. Testaments" herausgegeben, welcher er eine „Erklärung des N. Testaments" folgen ließ, die von 1750—1763 zu Hannover in 12 Bänden erschien. — A. d. H.

[2]) Vergl. auch unten S. 63. — A. d. H.

[142. Stück, vom 27. November.]

Hannover. Georg **Lyttleton's**, eines Parlementsgliedes in England, Anmerkungen über die **Bekehrung und das Apostelamt Pauli**, zum Beweise der Wahrheit der christlichen Religion in einem Briefe an Hrn. Gilbert West. Aus dem Englischen übersetzt von Friedrich Christian Hahn, Prediger zu Wildeshausen. Nebst einer Vorrede des Herrn Consistorialraths Göttens. In Verlag von Förster's Erben. 1751. In 8vo. auf 10 Bogen.

Eine von den feinsten und gefährlichsten Arten, die christliche Religion zu bestreiten, ist diese, wenn witzige Köpfe die Aufführung derjenigen Männer, die uns in der Schrift als Heilige vorgestellet werden, verdächtig zu machen bemüht sind. Man weiß, von was vor einer Seite Bayle den David geschildert, man weiß, wie verwegen Morgan den Joseph angegriffen hat. Doch Bayle und Morgan sind widerlegt worden; denn es fanden sich Männer, die ebenso viel Witz hatten als sie und die Wahrscheinlichkeit der Meinung, wovor sie eingenommen waren, ebenso hoch zu treiben wußten, als sie die ihrige getrieben hatten. Die Geschichte des Paulus ist von ebender Beschaffenheit, daß sie viel zweideutige Seiten zu haben scheint. Es ist also, wenn man so reden darf, ein Glück für die Religion, daß sich ein Lyttleton daran gemacht hat, die Widersprüche darinne zu vergleichen, und von dem, was man dahin und dorthin drehen kann, zu bestimmen, wie man es eigentlich drehen müsse. Er hat sich selbst alle mögliche Einwürfe gemacht, worinne er um so viel glücklicher gewesen, da man von ihm weiß, daß die Freigeisterei auch einmal ihre Zeit bei ihm gehabt hat. Er hat sie aber auch so widerlegt als Einer, der von der Wahrheit um so viel überzeugter sein kann, je deutlicher er vorher alle Zweifel wider sie gedacht hat. Der Herr Uebersetzer dieses Briefes hat sich ganzer 13 Jahr lang in England bei der evangelischen Hofcapelle als Diaconus aufgehalten. Wer sollte also nicht glauben, daß er der englischen Sprache gewachsen sei, und daß er uns eine Uebersetzung geliefert habe, die dem Beifall

gemäß ist, den schon seine Uebersetzung der Abhandlung des Wilh. Cleaver's „Von der Zeit der Geburt Christi“ erhalten hat? Die Vorrede des Hrn. C. R. Göttens ist lesenswürdig. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[143. Stück, vom 30. November.]

Frankfurt. Wilhelm **Warburton's**,[1] Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Wales Hofpredigers, **göttliche Sendungen Mosis**, aus den Grundsätzen der Deisten bewiesen. Der erste Theil, in die Sprache der Deutschen übersetzt und mit verschiedenen Anmerkungen versehen von Joh. Christian Schmidt, Hochfürstl. Brandenb.-Culmbachischen Consistorialrath, Hochfürstl. Beichtvater und Hofprediger. Bei Johann Gottlob Vierling. 1751. In 8vo. 2 Alph.

Herr Warburton ist einer von den jetztlebenden englischen Gottesgelehrten, welche die Sache der Religion am Ernstlichsten führen. Er sahe es ein, daß die Beschuldigung, welche die Freigeister dem Moses machen, indem sie ihn aufs Höchste für einen listigen Betrieger gelten lassen, den festesten Grund des Christenthums untergraben. Auf was gründet sich das Neue Testament? Auf die Propheten. Und die Propheten? Auf den Moses. War also Moses nicht von Gott gesendet, so waren es auch nicht Die, die sich auf den Moses bezogen. Unser Engländer untersucht diese Materie mit einer Gründlichkeit, die man in dergleichen Schriften seiner Landsleute schon gewohnt ist. Er holt Alles aus den ersten Quellen her, und daher kommt es, daß wir in diesem ersten Theile von dem Moses eigentlich noch nichts lesen. Er bestehet aus 3 Büchern, welche alle die Nothwendigkeit der Lehre von den zukünftigen Strafen und Belohnungen zur menschlichen Gesellschaft darthun. Das erste beweiset sie aus der Natur der

---

1) Ueber Warburton vergl. die Anmerkung zu Th. XV. S. 190. — A. d. H.

Dinge, das zweite aus dem Bezeigen der alten Gesetzgeber und Stifter des bürgerlichen Regiments, das dritte aus den Meinungen und Bezeigen der alten Gelehrten und Weltweisen. Die Uebersetzung scheinet sehr wohl gerathen zu sein, und man kann nicht anders, als dem zweiten und dritten Theile, welcher im Englischen auch schon das Licht erblicket hat, mit Vergnügen entgegensehen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Thlr. 4 Gr.

[155. Stück, vom 28. December.]

Rostock. Gründe der Vernunft zur Erläuterung und zum Beweise des Geheimnisses der **heil. Dreieinigkeit**, gesammlet und beurtheilet von Johann Thomas **Haupt**, Königl. Preuß. Kirchen- und Schulen-Inspectore zu Templin. Bei Joh. Andr. Berger und Joh. Bredner. 1752. In 8vo. 1 Alph. 4 Bogen.

Wahrheit bleibt Wahrheit, wenn sie gleich schlecht bewiesen wird, und Derjenige, der schlechte Beweise für sie verwirft, verwirft sie deswegen nicht selbst. So unbillig als es folglich sein würde, wenn man diejenigen verdienten Männer, welche die Beweise von dem Dasein Gottes durch eine prüfende Musterung gehen lassen und die wenigsten für richtig erkennen, für Gottesleugner halten wollte, ebenso unbillig würde es sein, wenn man dem Herrn Inspector Schuld geben wollte, daß er das Geheimniß der Dreifaltigkeit nicht erkenne und annehme, da er der gelehrten Welt eine Sammlung der vornehmsten Gründe, die von verschiedenen Verfassern zur Erläuterung und zum Beweise desselben sind gebraucht worden, vorlegt und diese Gründe mit seiner Beurtheilung begleitet, diese aber dergestalt ausgefallen ist, daß er 1) alle angeführte Gleichnisse zur Erläuterung der Dreieinigkeit in dem göttlichen Wesen für unzulänglich und unrichtig erklärt, 2) verschiedene wahrscheinliche Beweise von ebendieser Lehre als solche nicht annimmt, 3) endlich aber alle strenge Beweise aus der Vernunft sowol für die Wahrheit der Personen im göttlichen Wesen überhaupt als auch für die Dreieinigkeit insonderheit verwirft.

Diese drei Punkte machen die drei Hauptstücke seines Werks aus, indem er noch in dem erstern einige Anmerkungen über die Geheimnisse der Christen überhaupt voraus schickt. Alle, welche das Gründliche lieben und die Wahrheit von dem Seichten und Ungegründeten gereiniget zu sehen wünschen, werden dieser Arbeit ihren Beifall zuerkennen, und nur Handwerksgelehrte werden murren, wenn sie sehen, daß man Beweise, welche bei ihnen in Ansehen stehen, ob sie schon die Verjährung vor sich haben, weil sie dieses Namens unwürdig sind, aus ihrer Lage gehoben und sie als unbrauchbare Grundsteine in dem Reiche der Wahrheit der Welt bekannt gemacht hat. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

1752.

[151. Stück, vom 16. December.]

Peter Ahlwardt's, öffentlichen Lehrers der Weltweisheit auf der hohen Schule zu Greifswald, Einleitung in die **dogmatische Gottesgelahrtheit.** Greifswald bei Joh. Jac. Weitbrecht, Universitätsbuchhändler. 1753. In 8vo. 1 Alph. 4 Bogen.

Daß der Herr Prof. Ahlwardt kein Gottesgelehrter aus der Menge sei, hat man schon vorlängst aus seinen vortrefflichen Betrachtungen über die Augsburgische Confession erkannt. Gegenwärtige Einleitung in die dogmatische Gottesgelahrtheit wird diesen Ruhm nicht schmälern. Sie wird ihn vielmehr bei Denjenigen vermehren, welche überall in der Theologie eine strenge Verbindung mit der Weltweisheit lieben. Der Herr Prof. hat sie eigentlich zum Gebrauche seines Privatunterrichts ausgearbeitet; wir müssen aber bekennen, daß ihr fast alle gewöhnliche Eigenschaften von Büchern dieser Art fehlen. Man wird vergebens das Trockne, das Unzulängliche, das einer nähern Erklärung Bedürfende, lauter schöne Tugenden der meisten Schriften, die bei Vorlesungen zum Grunde gelegt werden, darinne suchen. Er hat das ganze Werk in nicht mehr als sechs Hauptstücke und einen Vorbericht abgetheilet. Der Vorbericht handelt von der heiligen Schrift und der geoffenbarten Gottesgelahrtheit überhaupt. Hierinne glauben wir, mit Erlaubniß des Herrn Prof., etwas Anstößiges angemerkt zu haben. Es betrifft nämlich die Eingebung der heiligen Schrift, welche er in dem 7. §. ausdrücklich nur auf den Willen Gottes von der Menschen Seligkeit und auf alle damit verknüpfte Wahrheiten einschränkt. Wo bleiben hier die historischen und chronologischen Wahrheiten, welche überall in der Bibel eingestreuet sind, und die er nimmermehr unter die mit der Seligkeit der Menschen verknüpften Wahrheiten bringen kann? Was hilft es mir z. E. zu meiner Seligkeit, daß Tubal-Kain das Eisenwerk erfunden? Was nützen andere solche Nachrichten dazu,

die aber gleichwol ebenso gewiß von dem heiligen Geiste eingegeben sind als die wichtigsten Grundwahrheiten des Glaubens? Hätte der Herr Verfasser also nicht seine Erklärung etwas weiter ausdehnen sollen? Was er in ebendiesem Vorberichte im 2. §. sagt, daß Gott aus besondrer Weisheit die Bücher des N. Testaments insgesammt in der griechischen Sprache abfassen lassen, möchte vielleicht einer Einschränkung bedürfen. Uns scheint das Gegentheil beinahe erwiesen zu sein, und die größten Gelehrten haben es allezeit für höchst wahrscheinlich angesehen. Das 1. Hauptst. handelt von Gott, sowol nach seinem Wesen als nach den dreien Personen; das 2. von dem Menschen, wie derselbe von Gott erschaffen und durch die Sünde verdorben ist; das 3. von der Wiederversöhnung der gefallenen Menschen durch die Erlösung des Mittlers; das 4. von der Ordnung und den Gnadenwirkungen des h. Geistes, in welcher und durch welche wir der Erlösung Jesu zur Seligkeit theilhaftig werden können und sollen; das 5. von den Mitteln, wodurch uns die Erlösung Christi angeboten wird und wir der anwendenden Gnade theilhaftig werden sollen und können; das 6. endlich von den letzten Dingen wie auch von der ewigen Seligkeit und Verdammniß. Aus diesen Ueberschriften wird man leicht erkennen, daß der Hr. Prof. Alles in der besten Ordnung müsse abgehandelt haben. Kostet in den Vossischen Buchläden 10 Gr.

1753.

[7. Stück, vom 16. Januar.]

P. J. Hollander's Bibliothek für unstudirte wahre Religionsliebhaber, oder auserlesene Schriften und Auszüge aus den alten sowol als neuern Zeiten zur gnugsamen Bestätigung der Wahrheiten des Seelenheils wider die Ungläubigen, Juden und Schwärmer. I. II. und III. Theil. Frankfurt am Main 1752. Zu finden in der Düren'schen Buchhandlung. In 8vo.

Wenn es wahr ist, daß in den neuern Zeiten die fürchterlichsten Bestreiter unserer Religion aufgestanden sind, so ist es auch nicht minder wahr, daß zu ebenden Zeiten diese bestrittene Religion die mächtigsten Vertheidiger gefunden hat. Allein das würde offenbar falsch sein, wenn man behaupten wollte, daß die Schriften sowol der Einen als der Andern auch gleiche Wirkungen gehabt hätten. Die erstern besitzen meisten Theils die unselige Geschicklichkeit, dem Falschen alle Reize der Wahrheit zu geben, die schwächsten Gründe durch witzige Einfälle aufzustützen und sich so auszudrücken, daß man sie ohne Kopfbrechen verstehen kann. Die andern haben meisten Theils ein allzu gelehrtes Ansehen, und das ist pedantisch; sie bleiben immer ernsthaft, und das ist unerträglich; sie setzen Schlüsse auf Schlüsse, und wer wird gerne seine Gedanken anstrengen? Daher kommt es, daß diese nur Diejenigen zu Lesern bekommen, die sich unterrichten wollen, jene aber alle Die, welche zum Zeitvertreibe lesen; so daß allezeit das kritische Wörterbuch hundert Leser, und die Theodicee einen hat. Der Herr Hollander hat es versucht, diesem Uebel dadurch abzuhelfen, daß er die berühmtesten Schriften für die Religion den Unstudirten, welche die Weitläuftigkeit und dehnende Gründlichkeit oder die fremde Sprache derselben abschreckt, durch deutliche Uebersetzungen oder faßliche Auszüge in die Hände liefre. So

rühmlich sein Vorhaben war, so wohl hat er es auch ausgeführet; welches aus nichts deutlicher erhellen wird, als wenn wir die Stücke nennen, die in diesen drei ersten Theilen enthalten sind. ꝛc. Aus diesen Titeln wird man unschwer ermessen können, daß dieses Werk, wann die übrigen Theile diesen gleich werden, Unstudirten, welche eine nach ihren Umständen gründliche Erkenntniß von der Religion erlangen wollen, nicht genug wird können angepriesen werden. Kostet in den Vossischen Buchläden 2 Thlr.

[39. Stück, vom 31. Marz.]

Neue Untersuchung des Satzes, ob die **Gottesleugnung** und die verkehrten Sitten aus dem **System der Fatalität** herkommen. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von Johann Daniel Titius, A. M. Leipzig bei Joh. Chr. Langenheim. In 8vo. auf 9 Bogen.

Das Original dieser Schrift, welche in Form eines Briefes abgefaßt ist, befindet sich in dem Neuen französischen Magazine, welches zu London herauskömmt. Ihr Verfasser, der sich Thourneyser unterschrieben, hat in der That neue Gedanken darinne vorgetragen und eine nicht geringe Stärke in der Weltweisheit und Größenlehre gezeigt. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man bei dem Namen eines Fatalisten sich einen Menschen vorstellet, dessen Grundsätze alle Sitten und Religion über den Haufen werfen, und es scheint, als ob man die Freiheit nur deswegen als eine ausgemachte Wahrheit annehme, weil man glaubt, daß nur sie das, was unter den Menschen das Heiligste ist, aufrecht erhalte. Die Feinde der Religion haben daher ihren heftigsten Sturm meisten Theils auf die Lehre von der Freiheit gerichtet und haben sich die Dunkelheit und Schwierigkeit dieser Materie so zu Nutze gemacht, daß ihre Gründe bei einem flüchtigen Nachdenken leider die stärksten zu sein scheinen. Wir sagen: bei einem flüchtigen Nachdenken, weil sie allerdings noch zu heben sind, obgleich auf eine Art, die mehr Aufmerksamkeit erfordert, als die meisten

Menschen bei einem solchen Gegenstande anwenden wollen. Wäre es also nicht eine vortreffliche Sache, wenn man den Gottesleugnern ihre einzige Ausflucht beschneiden und zeigen könnte, daß ein unvermeidliches Schicksal im weiten Verstande die Sittenlehre und Religion in sich fasse? Dieses wenigstens hat Herr Thourneyser zu thun gewagt, und man muß gestehen, daß er auf eine sehr gründliche Art zu Werke gehet. Nachdem er seine Zweifel wider die Freiheit vorgetragen und die Gründe für dieselben zu entkräften gesucht, so nimmt er alle Handlungen der Menschen als nothwendig an; denn nur auf diese schränkt er seine Fatalität ein, ohne den Dingen in der Welt ihre Zufälligkeit abzusprechen. In diesem Zustande betrachtet er sich als einen Freund der Religion und Sittenlehre und spricht: Kann ich darthun, daß dasjenige, welches das Wesen Gottes am Meisten erweiset, mit der Freiheit nichts gemein hat; kann ich ferner darthun, daß in dem System der Nothwendigkeit das Dasein des Bösen sich keinesweges auf die moralischen Eigenschaften des höchsten Wesens erstreckt: so glaube ich, meinem Satze genug gethan zu haben. Hierauf behauptet er das Dasein Gottes aus der Zufälligkeit der Welt und zeigt aus den Kräften der Welt und den Eigenschaften Gottes, die er auf eine ganz neue Art betrachtet, daß Gott an dem Uebel in der Welt keinen Antheil haben könne. Dieses System nennt der Verfasser das System der Fatalität; allein der Herr Uebersetzer zeigt ihm in seinen Anmerkungen, daß diese seine Fatalität nichts als eine bedingte Nothwendigkeit sei. Man wird bei Lesung dieser Schrift sowol des Einen als des Andern Scharfsinnigkeit loben, obschon vielleicht, ohne sich weder für Diesen noch für Jenen zu erklären. Die Uebersetzung ist zwei berühmten Männern, dem Hrn. D. Jöcher und Hrn. Prof. Kästner [1]) zugeeignet worden. Kostet in den Vossischen Buchläden 3 Gr.

---

1) Diese beiden „berühmten Männer" waren Lessing persönlich sehr wohl bekannt. Beide waren zu der Zeit Lehrer an der Leipziger Hochschule, als er daselbst studirte. Kästner's philosophisches Disputatorium war eine von den wenigen Vorlesungen, die Lessing wirklich besuchte. Ueber Jöcher vgl. Th. XV. S. 25. Anm. — A. d. H.

[40. Stück, vom 3. April.]

Wittenberg. Von hier aus verdienen zwei Streitschriften bekannt gemacht zu werden, welche der Hr. M. Immanuel Friedrich Schwarz in den beiden letzten Monaten zu Katheder gebracht hat. Er hat sie

Exercitationes historico-criticas in utrumque Samaritanorum Pentateuchum

überschrieben, wovon die ersten zwei als eine Einleitung anzusehen sind und De Samaria et Samaritanis handeln. Er untersucht den Ursprung des Namens Samaria und leitet ihn aus dem äthiopischen Stammworte „Samara", „er ist fruchtbar gewesen", her; er vergleicht diese Ableitung mit den Nachrichten, welche alte und neue Reisebeschreiber von der Fruchtbarkeit dieser Gegend geben; er widerlegt die falschen Ableitungen, worunter diejenige ohne Zweifel die abgeschmackteste ist, daß das Denkmal, welches Mars seinem Sohne, dem Askalaphus, in Palästina aufgerichtet, Gelegenheit dazu gegeben habe; er betrachtet die verschiednen andern Namen, welche Samaria gehabt, und besonders den Namen Sebaste, und warnet vor den Vermengungen mit andern, fast gleichlautenden Benennungen. Hierauf geht er die verschiedenen Völker durch, welche als Colonisten in dieses Land gekommen, und findet deren drei, Assyrer, Phönicier und endlich Römer, ohne Zweifel, welche Severus dahin geschickt; er kömmt ferner auf die Ursache des tödtlichen Hasses, welcher zwischen den Samaritanern und Juden gewesen und noch jetzt ist, und erzählt endlich die verschiedenen Vorwürfe, welche diese jenen gemacht, worunter er viele als offenbare Verleumdungen entdeckt. Alles dieses ist oft auf eine sehr neue Art mit einer Belesenheit ausgearbeitet, welche von des Hrn. Verfassers orientalischer Gelehrsamkeit zeigt, ohne daß man ihm vorwerfen kann, daß er sie mit Fleiß habe zeigen wollen. Auch die Schreibart ist schöner, als sie sonst in dergleichen philologischen Abhandlungen zu sein pflegt.

[93. Stück, vom 4. August.]

Schreiben eines Juden an einen Philosophen, nebst der Antwort. Berlin bei Chr. Fr. Voß. 1753. In 8vo. 2 Bogen.

Diese Blätter sind zum Behuf eines unterdrückten Theils des menschlichen Geschlechts aufgesetzt und machen sowol der scharfsinnigen Einsicht des Verfassers als der guten Sache Ehre. In dem Schreiben des Juden wird mit Gründen dargethan, daß es der Gerechtigkeit und dem Vortheile eines Regenten gemäß sei, das Elend der jüdischen Nation aufzuheben. In der Antwort des Philosophen, in dessen Augen Die, welche an den gekommenen Messias, und Die, welche an den noch zu kommenden glauben, wenig oder nichts unterschieden sind, wird außer verschiednen den Inhalt des Schreibens betreffenden Anmerkungen angeführt, daß bereits seit geraumer Zeit in Holland und England den Juden gleich den Christen ohne Einschränkung erlaubt sei, Häuser und Aecker zu kaufen und alle Arten von Künsten und Professionen zu treiben; daß diese ihnen ertheilte Freiheiten beiden Staaten nicht nur keinen Schaden verursachen, sondern vielmehr dem Anwachse ihres Reichthums und ihrer Macht ausnehmend beförderlich sind. Statt eines weitläuftigern Auszuges wollen wir zur Probe der Denkungsart und des Ausdrucks den Schluß des Schreibens von dem Juden einrücken: „Vertreten Sie nur die Stelle eines Le Fort;[1]) vielleicht findet sich auch ein Peter der Große. Vielleicht schenkt ein Zusammenhang von ebenso glücklichen Umständen einen Fürsten, der die größte Stärke des Geistes mit der höchsten Gewalt vereiniget, der eine Nation, die ebenso edel als alle andern, jetzo aber durch Armuth, Unwissenheit, Verachtung und eine Art von Sclaverei unterdrückt ist, davon befreiet. Sollte solches geschehen, so bin ich versichert, daß ihre Ehrfurcht gegen diesen Fürsten die gehoffte Ankunft eines Messias in seiner Person erfüllt zu sein glauben, daß ihre Emsigkeit reiche und unaufhörliche Opfer zu seinen Füßen legen, und daß ihre Dankbarkeit ihm in dem Andenken der Nachkommen und in der

1) Der Genfer J. Fr. Le Fort (1656—1699) hat sich als Günstling des jugendlichen Czaren Peter des Großen um die Verpflanzung westeuropäischer Cultur nach Rußland große Verdienste erworben. — A. d. H.

jüdischen Historie ein ewiges Denkmal stiften werde." Die Wahrheit und Vernunft befreien den Verfasser von der Anklage der allerheftigsten Vorurtheile. Nunmehr aber rechtfertiget ihn noch überdem die englische Nation, indem ebendasselbe zum größten Erstaunen von Europa den 1ten Junius des jetzt laufenden Jahres in England verordnet worden, was der Verfasser in seinem Schreiben vom 24sten März statt eines Entwurfs angeführet hat. Die Acte davon ist in einem Anhange beigefügt. Kostet in den Vossischen Buchläden 2 Gr.

[98. Stück, vom 16. August.]

Hadrian **Baillet**, historische und kritische Abhandlung von den Geschichten der **Märtyrer und Heiligen** und deren Sammlungen; ihres gelehrten und brauchbaren Inhalts wegen aus der französischen Sprache übersetzt. Leipzig und Rostock, verlegt von Joh. Chr. Koppe. 1753. In 4to. 19 Bogen.

So wahr es ist, daß die Blutzeugen der ersten Kirche unter gewissen Umständen ein nicht zu verwerfender Beweis für die christliche Religion sein können, so wahr ist es auch, daß unzählige derselben dieses Namens unwürdig und ihre Geschichten so voller Aberglaubens und abgeschmackter Wunder sind, daß sie bei Verständigen nicht nur Ekel, sondern auch Verdacht gegen die wenigen glaubwürdigen Erzählungen erwecken. Die Sammlungen derselben sind in sehr großer Menge, wovon man die vornehmsten theils in der „Griechischen Bibliothek" des Fabricius, theils in Desselben „Lichte des heilsamen Evangeliums" angeführt findet. Die gegenwärtige Abhandlung des Baillet, eines Mannes, der in der gelehrten Geschichte eine außerordentliche Stärke besaß, welches in der That bei einem Franzosen etwas sehr Seltnes zu sein pflegt, ist weit vollständiger und von ihm eigentlich als eine Einleitung zu seinen Lebensbeschreibungen der Heiligen aufgesetzt worden. Man findet in derselben eine Menge gelehrter und seltner Nachrichten, eine Beurtheilung, die sich vielfältig über den Eifer und Aberglauben seiner Religionspartei erhebt, und zugleich

eine angenehme Ordnung, die man in dieser Uebersetzung dem Leser noch leichter zu machen gesucht hat. In der Vorrede des Uebersetzers, welches der Hr. Pastor Rambach ist, werden auf eine lesenswürdige Art die Kennzeichen eines wahren Märtyrers bestimmt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

[130. Stück, vom 30. October.]

Wilhelm Whiston's,[1] berühmten Engelländers, gründlicher Beweis, daß die in der **Offenbarung** befindliche Geschichte von der Schöpfung der Welt und die allda geschehene Verkündigung von dem Untergange der Welt mit der gesunden Vernunft keineswegs streite. Aus dem Englischen übersetzt. Mit Kupfern. Wittenberg bei Joh. Joach. Ahlfeldt. In 4to. 3 Alph.

Die Uebersetzung der bekannten „Theoria Telluris" des Hrn. Whiston's trat schon vor vielen Jahren ans Licht. Die Umstände des Verlegers, unter welchen oft die besten Bücher leiden müssen, machten, daß sie weniger bekannt ward, als es ihr innrer Werth verdiente. Seit der Zeit ist sie im Dunkeln geblieben, so daß die Liebhaber nicht eigentlich wußten, wo sie zu finden sei. Und vielleicht würde sie noch länger sein vermißt worden, wenn sie ihrem jetzigen Besitzer nicht in die Hände gefallen wäre, welcher des Anstandes wegen einen neuen Titel darum hat drucken lassen. Hier ist sie nun also wieder, ohne seit so langer Zeit das Recht auf eine gute Aufnahme verloren zu haben. Der Inhalt des Werkes selbst ist bekannt, und sollte er es auch nur durch die Heinischen Schriften vor einigen Jahren unter uns geworden sein. Die neure Weltweisheit des Newton's, besonders die neuen Entdeckungen dieses unsterblichen Meßkünstlers in dem physischen Theile der Astronomie, schlossen dem Verfasser einen neuen Weg

1) Ueber W. Whiston vgl. Th. XVI. S. 214. Anm. 1. — A. d. H.

auf, den Spöttereien der Ungläubigen über einige der wichtigsten Punkte der Schrift, über die Schöpfung, über die Sündfluth und über den bevorstehenden Untergang der Welt, mit ungewohnten Waffen entgegenzugehen. Und hieraus entstand dieses Werk, welches auch noch alsdenn, wann man der Weltweisheit längst wieder eine neue Form wird gegeben haben, ein Monument der menschlichen Scharfsinnigkeit sein wird. Denn ebensowol als wir noch jetzt dem Witze einiger neuen Peripatetiker und Cartesianer, welche durch glückliche Drehungen die Mosaische Schöpfung zu der ihrigen, einzigen, wahren machen konnten, Recht widerfahren lassen, ebensowol wird man einem Whiston nach Jahrhunderten, wenn Newton selbst das sein wird, was jetzt Aristoteles ist, Recht widerfahren zu lassen die belohnende Billigkeit haben. Kostet in den Vossischen Buchläden 1 Rthlr.

[145. Stück, vom 4. December.]

Joannis **Wiclefi Dialogorum** libri quatuor etc., aucti catalogo praecipuorum de Wiclefo scriptorum, quem vita ex optimis fontibus, germanico idiomate depicta sequitur. Francof. et Lips., impensis Vierlingii. 1753. In 4to. 1 Alph. 18 Bogen.

Es ist der Herr Ludwig Philipp Wirth, Subdiaconus und Schloßprediger zu Culmbach, welchem wir diesen neuen Abdruck eines der rarsten Werke zu danken haben. Er hat sich alle Diejenigen dadurch verbindlich gemacht, welche sich von den Lehrsätzen dieses Vorläufers einer allgemeinern Reformation aus seinen eignen Werken überzeugen wollen. Die Lebensbeschreibung, welche er in deutscher Sprache beigefügt hat, beträgt 10 Bogen und theilt sich in einen Vorbericht und vier Hauptstücke. Jener erzählt die Schriftsteller, worinne man vom Wiclef Nachrichten findet; diese handeln von der weisen Einrichtung Gottes in dem Leben dieses Zeugen der Wahrheit, von der Uebereinstimmung seiner Lehre mit unsrer evangelischen Orthodoxie, von den Schicksalen, welche ihn wegen der gesuchten Verbesserung der Kirche be=

troffen, und endlich von seinen Schriften. In dem ersten und dritten Hauptstücke führet Hr. Wirth den Wiclef redend ein, als ob er die Neugierde der Leser erfahren habe und ihr selbst ein Gnüge thun wolle; ein Zug, auf welchen ihn ohne Zweifel die vortrefflichen „Todtengespräche" des berühmten Faßmann's gebracht haben, den er gleichfalls unter den Schriftstellern, die vom Wiclef Nachricht geben, anführt. Er sagt von ihm, daß er oft Nachrichten gebe, die man nirgends weiter leicht finden werde; er hätte aber sicher sagen können: die man ganz und gar nicht finden wird. Es war ein sehr fruchtbarer Kopf, der Herr Faßmann! In dem dritten Hauptstücke theilt Herr Wirth das theologische System des Wiclef's mit und führet mehr als 300 Sätze an, welche alle rechtgläubig sind. Er ist auf einige Glieder der Lutherischen Kirche und auf ihre Apologie selbst nicht wohl zu sprechen, welche diesem Engländer Irrthümer Schuld gegeben haben. Allein wir müssen ihm auch sagen, daß er sich umsonst windet, seinen Held von dem Donatistischen Irrthume, die Wirksamkeit der Handlungen eines gottlosen Seelensorgers betreffend, loszusprechen; denn seine Entschuldigung beweiset mehr, als sie soll. Uebrigens verspricht er Beiträge zu dieser Lebensbeschreibung, und wann er sein Versprechen zu halten gesonnen ist, so wollten wir ihm wohl rathen, seine Kräfte zu versuchen, ob er den Wiclef auch wegen seines Begriffs von dem Möglichen, aus welchem durchaus eine Mahometanische Nothwendigkeit fließen muß, entschuldigen könne. Er thut sehr wohl, daß er davon nichts erwähnet; die Orthodoxie des Wiclef's möchte auf einmal über den Haufen fallen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr.

1754.

[6. Stück, vom 12. Januar.]

Das Neue Testament zum Wachsthume in der Gnade und der Erkenntniß des Herrn Jesu Christi, nach dem revidirten Grundtexte übersetzt und mit dienlichen Anmerkungen begleitet von D. Johann Albrecht **Bengel.**[1]) Stuttgart bei Metzler. 1753. In 8vo. 2 Alph. 18 Bogen.

Die Verdienste, welche man dem Herrn D. Bengel sowol um den griechischen Grundtext der Bücher des Neuen Bundes als um die Vulgata unmöglich absprechen kann, müssen für diese seine neue Arbeit sogleich das beste Vorurtheil erwecken. So sehr man sonst, vielleicht aus einem übertriebnen Eifer für die Ehre des sel. Luther's, wider alle neue Uebersetzungen der Schrift war, so sehr scheint jetzt dieser Eifer abzunehmen, jetzt, da es unter unsern Gottesgelehrten fast zu einer Modebeschäftigung werden will, eine über die andere zu liefern. Unterdessen wollen wir keiner ihren Nutzen absprechen, viel weniger aber der Benglischen, welche die Genauigkeit und die beigefügten kurzen Anmerkungen schätzbar machen. Diese haben besonders die Absicht, die Aehnlichkeit mit dem Originale zu ergänzen und die Uebersetzung vornehmlich an denjenigen Stellen zu rechtfertigen, wo sie vielleicht am Meisten befremden könnte. In der Vorrede führt der Herr Verfasser neun Regeln an, die er besonders bei dem Uebersetzen selbst beobachtet hat, und welche genugsam zeigen, mit was für Vorsicht und Sorgfalt er damit zu Werke gegangen sei. Er scheuet sich übrigens nicht, im Vorbeigehen zu bekennen, daß Diejenigen, welche das Alte Testament vor die Hand nehmen, sehr dünne gesäet und also desto höher zu schätzen wären. Dieses Geständniß

---

1) Joh. Albrecht Bengel (1687—1751), der berühmte würtembergische Theolog, hat sich um die Kritik und Erklärung des N. Testamentes die höchsten Verdienste erworben. — A. d. H.

wird bei jedem Rechtschaffnen den Wunsch erwecken, einem so nachtheiligen Mangel je eher je lieber abgeholfen zu sehen. Sollte man aber vielleicht nicht glauben, daß das traurige Schicksal des Wertheimischen Uebersetzers,[1] welches die Nachwelt noch zeitig genug für allzu hart erkennen wird, manchen fähigen Kopf schon abgeschreckt habe und noch so lange abschrecken werde, als man gebilligte Vorurtheile für Wahrheit halten wird? Kostet in den Vossischen Buchläden 1 Thlr. 12 Gr.

[19. Stück, vom 12. Februar.]

Ueber die **falschen Begriffe von der Gottheit.** Berlin 1754. In 4to. auf einem Bogen.

Dieses ist der Titel eines kurzen Lehrgedichts, welches über Diejenigen eifert, die sich Gott als einen Tyrannen vorstellen, der nur an Rach' und Qual seine Freude habe; die es vergessen, daß er lauter Huld ist, und sich also selbst den besten Trost, von einem Gott regiert zu werden, rauben. Der Dichter sagt hiervon sehr viel Schönes und hat die Vorsicht gebraucht, einigen in den Versen unbestimmtern Ausdrücken in kleinen Anmerkungen den wahren Verstand zu geben. Sein Anfang ist dieser:

„In Gott ist lauter Huld! So froh schließt von der Welt
Der Weise, der sich Gott im Weltbau vorgestellt.
Die Wahrheit läßt er sich nicht von dem Aberglauben,
Von keiner Leidenschaft, auch nicht vom Priester rauben.
Er glaubt, was er erforscht, und er erforscht entzückt
Das, was sein Herz gefühlt: wie Gott die Welt beglückt.
Er geht mit Lust den Pfad, der ihn zum Denken führet,
Der ihm den Schöpfer zeigt, und zeigt, wie er regieret" rc.

So richtig nun dieses und auch das Uebrige ist, wenn es gehörig verstanden wird, so wenig wollen wir dem Verfasser zutrauen, daß er ganz und gar keine Begriffe von Strafe und Gerechtigkeit bei Gott wolle stattfinden lassen. Sonst würde es leicht sein, ihm

---

1) Vergl. über diesen Th. XV. S. 84. Anm. 1. — A. d. H.

in seinem eignen Tone mit Zurückgebung alle seiner Reimen zu antworten:

„Ja, Freund, Gott ist die Huld! Aus Huld dacht' er die Welt,
Und der Gedank' stand da, den noch die Huld erhält.
Lieb ihn, des Guten Quell! Doch laß zu süßen Glauben
Dir nicht von seiner Huld das wahre Wesen rauben!
Ein Gott, der nichts als liebt, ein solcher Gott entzückt;
Nur lerne, daß sich auch zur Liebe Strafe schickt,
Daß blöde Nachsicht blos kein Reich zum Wohl regieret,
Und daß den Ewigen so Recht als Gnade zieret!" rc.

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr.

[26. Stück, vom 28. Februar.]

Neu aufgeschlossenes Cabinet Gottes, worin absonderlich die wahre Absicht und Beschaffenheit dieser und jener großen, wie auch der kleinen Welt, aus Gottes heiligem Worte und besonders erklärter Offenbarung Johannis unparteiisch vorgestellt und dem ungläubigen, irrigen, verkehrten Wesen und gottlosem Leben dieser letzten Zeit entgegengesetzt wird von einem gerecht- und christlichen Haushalter der Wahrheit. Frankf. und Leipzig 1754. In 8vo. 2 Alph. 16 Bogen.

Der Verfasser dieses Werks versichert, daß ihn keine Langeweile, kein Fürwitz, keine Seuche zu schreiben, keine blähende Phantasie, kein fanatisches Jucken, keine Gernmeisterei, keine Ruhmbegierde, keine Sectenlust zum Autor gemacht habe, sondern daß er einzig und allein aus Eifer für die Wahrheit schreibe, um seinem Nächsten mit demjenigen zu dienen, was ihn Gott in dem Laufe seiner Betrachtungen habe einsehen lassen. Er weiß es sehr zuverläßlich, daß die Welt bei Gott gleichsam das Letzte im

Raufen hat (ein Ausdruck, den wir nicht verstehen), und daß allem schriftmäßigen Vermuthen nach der große Sabbath und die ewigtausendjährige Ruhe nahe sei. Er erbarmet sich also aller in den Irrgärten der falschen Weisheit Herumirrender und schließt das göttliche Cabinet auf, woraus er ihnen die Erkenntniß der wahren göttlichen Absicht und Beschaffenheit mit dieser und jener Welt mildiglich mittheilt. Man wird es nunmehr bald merken, daß dieser neue Prometheus ein ehrlicher Chiliaste ist, der in das Innere der Gottesgelahrtheit ebenso verrätherische Blicke thut als der Kannegießer des Herrn Barons von Holberg in das Innere der Staatskunst. Sein Buch besteht aus 12 Capiteln, welche von der Existenz Gottes, vom Ebenbilde, von der Kirche, von dem Prüfungsstande der Welt, von der Gnadenwahl, von dem jüngsten Gerichte, von der neuen Erde und von noch viel andern Dingen handeln, von welchen eine erhitzte Einbildungskraft sehr viel Neues, aber auch sehr viel Abgeschmacktes sagen kann. Das Titelkupfer stellt einen christmuthmaßlichen Prospect des neuen Himmels vor, welcher wenigstens sehr andächtig gezeichnet ist. So viel wir uns erinnern, ist dieses Buch schon im Jahre 1750 zum ersten Male gedruckt worden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

[53. Stück, vom 2. Mai.]

Königsberg. Am dritten des vorigen Monats brachte der Hr. M. **Paul Christian Weiß** eine Streitschrift zu Katheder, in welcher er den Abraham als einen Logicum, nach Anleitung der Stelle Hebr. 9, 19, aufführte. Der Patriarch wird daselbst *λογισαμενος* genennt, und diesem Wörtchen haben wir die gelehrte Arbeit des Hrn. Magisters, welche auf 2½ Bogen gedruckt ist, zu danken. Er untersucht gleich anfangs, was *λογος* und *λογιζομαι* heiße, und entdeckt, daß jenes die Vernunft und dieses vernünftig schließen bedeute. Er zeigt ferner, was die Vernunft sei, und erhärtet, daß sie eine herrliche Gabe Gottes ist, die uns zu Vielerlei nützlich und nöthig sein könne. Er kömmt alsdenn auf die Vernunftlehre und theilt sie in die natürliche und künstliche ein. Von der künstlichen gesteht er, daß Abraham nicht viel möge gewußt haben, desto stärker aber müsse er in der natürlichen gewesen sein; denn diese habe ihn einsehen gelehrt, daß, wenn ein

Gott sei, dieser Gott auch Todte auferwecken könne. Man wende nicht ein, daß Hr. Weiß also in dem Worte λογισαμενος nichts weiter finde, als was Luther darinne gefunden hat, welcher es durch Abraham dachte giebt; er findet noch dieses darinne, daß er vernünftig gedacht habe, und daß das bekannte Sprichwort bei ihm nicht eingetroffen sei. Eines wundert uns, daß Hr. M. Weiß seiner Dissertation, die sich mit „Tantum abest" anfängt, keine carmina gratulatoria hat beifügen lassen. Wir nehmen uns die Freiheit, diesen Mangel mit folgenden zu ersetzen:

„O Neid, dies Werk wirst Du verschonen müssen!
Mit „Tantum abest" fängt es an.
Nur Eines fehlet noch daran:
Mit „parum adest" sollt' es schließen!"

Ein anders.

„Die Logik Abraham's? Wer hätte das gedacht?
Vielleicht daß Weiß sich bald an Sarens Physik macht!"

[83. Stück, vom 11. Juli.]

Leipzig. Im Lanckischen Verlage allhier wird verkauft: Joh. Gottfr. Ohnes. **Richter's Ichthyotheologie**, oder vernunft- und schriftmäßiger Versuch, die Menschen aus Betrachtung der Fische zur Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe ihres Schöpfers zu führen. Mit Kupfern, in groß Octav, 2 Alph. 14 Bogen. 1)

Wir sehen nunmehro mit Vergnügen, daß sich ein Mann, der lange Zeit Gelegenheit gehabt, zu Rampitz an der Oder die Fische zu betrachten, einem solchen mühsamen Geschäfte mit so vielem Fleiße unterzogen hat. Es scheinet, als wenn die Wasser-

---

1) Es bedarf wol kaum der Bemerkung, daß diese ganze Recension bittere Ironie ist. — A. d. H.

geschöpfe, insgesammt genommen, unter allen unvernünftigen Thieren auf dem Erdboden fast am Geschicktesten dazu sind, die überschwänglich großen Eigenschaften Gottes an den Tag zu legen. Der Hr. Pastor Richter hat es auch zur Gnüge gewiesen. Er betrachtet anfänglich den Ursprung, Namen, das Wesen nebst den Arten und Eigenschaften der Fische; hernach ihren mannichfaltigen Gebrauch und Nutzen; ferner die göttlichen Absichten bei den Fischen, besonders dasjenige, dessen von ihnen in der Bibel gedacht wird. Alsdenn kömmt er auf die fabelhaften, fremden und wunderbaren Fische, wie Gott aus ihnen zu erkennen, und wie die Pflichten der Menschen daraus herzuleiten sind. Der zweite Theil enthält eine ausführliche Beschreibung von zwölf Oderfischen, die er sowol prosaisch als poetisch entworfen hat. Weil ihm der Raum mangelte, so hat er noch zwölf andere Fische nur sehr kurz beschreiben müssen. Was das Werk noch besonders schätzbar machet, ist das S. 650—694 vorkommende Verzeichniß aller Fische in Meeren, Seen, Flüssen, Strömen und Teichen der bekannten Welttheile, so viel deren aus der Erfahrung bekannt sind; wo der Hr. Pastor sowol die lateinischen als deutschen Namen hinzufüget, welches den Lesern und überhaupt den Liebhabern dieser Dinge einen guten Vortheil verschaffet. Dem Werke ist durch ein dienliches Register gleichfalls ein Vorzug verschaffet worden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

[134. Stück, vom 7. November.]

D. John Leland's Abriß der vornehmsten deistischen Schriften, die in dem vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderte in England bekannt geworden sind, nebst Anmerkungen über dieselben und Nachrichten von den gegen sie herausgekommenen Antworten, übersetzt von H. G. Schmid, Conrector der Altstädter Schule in Hannover. Hannover 1755 bei Joh. Wilh. Schmid. In 8vo. 1 Alph. 20 Bogen.

Dieses ist weder das einzige noch das erste Werk, in welchem sich D. Leland als einen scharfsinnigen und unparteiischen Ver-

theidiger der christlichen Religion gezeigt hat. Schon vorlängst ist er in den Streitigkeiten wider den Tindal und Morgan rühmlich von den kleinen Fechtern unterschieden worden, die mit in Eil' zusammengerafften Waffen blindlings auf Alles losgehen, was nicht zu ihrer Fahne geschworen hat. Seine jetzigen Gegner sind die Deisten unter seinen Landsleuten überhaupt, die er mit einem durchdringenden Auge mustert. Er thut dieses in 15 Briefen, in welchen er nach der Ordnung der Zeit alle ihre Stürme auf das Christenthum erzählt und Diejenigen bekannt macht, welche sie muthig abgeschlagen haben. An die Spitze der Erstern stellt er den Lord Herbert von Cherbury, welcher zwar nicht der erste Deiste, aber doch der Erste ist, welcher den Deismus in ein System zu bringen gesucht hat. Er ist noch jetzt unter allen seinen Nachfolgern derjenige, welcher die wenigste Abneigung von der christlichen Religion blicken lassen und die natürliche Religion in einem Umfange angenommen hat, von welchem nur noch ein sehr kleiner Schritt bis zu der geoffenbarten zu thun ist. Seine Gründe werden in den zwei ersten Briefen untersucht. Nach ihm hat Hobbes den nächsten Platz, welcher zwar eigentlich nicht wider das Christenthum schrieb, aber doch viel Nachtheiliges in Ansehung der Eingebung, der Richtigkeit des Kanons und andrer Stücke in seinen Schriften einfließen ließ. Ihm ist der dritte Brief bestimmt. Der vierte Brief betrifft den Carl Blount und den Toland. Jener ist ein bloßer Nachbeter des Herbert's, und was er Eigenthümliches hat, sind Spöttereien; dieser ist mehr ein Spinoziste als ein Deiste, und seine vornehmsten Anfälle gehen auf den Kanon des N. Testaments, welchen er in seinem „Amyntor“ durch die Menge der falschen Evangelien verdächtig machen wollte. Der fünfte Brief enthält Anmerkungen über den Grafen von Shaftesbury, welcher vielleicht weniger Anstößiges, besonders in seiner Charakteristik, würde vorgetragen haben, wenn er weniger munter und spöttisch hätte sein wollen. Auf ihn folgt in dem sechsten Briefe Anton Collins, welcher seine Anfälle besonders gegen die Prophezeihungen des Alten Testaments richtete und blos den falschen Verstand derselben zum Grunde des Christenthums machte. Der siebente Brief ist dem Woolston gewidmet, welcher die Wunder des Heilandes angriff und sie für keine wahre Begebenheiten, sondern blos für Allegorien wollte gelten lassen. Der achte Brief ist wider den Tindal und sein „Christenthum, so alt als die Schöpfung“. Der neunte Brief streitet wider des Morgan's „Moralischen Philosophen“, welcher die Offenbarung zwar anzunehmen vorgiebt, aber

keinen Weg übrig läßt, sich von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Der zehnte Brief geht wider die anonymische Schrift: „Das Christenthum, nicht gegründet auf Beweis", und der elfte wider einige fliegende Blätter unter dem Titel: „Die betrachtete Auferstehung". Der zwölfte und dreizehnte Brief beschäftigen sich mit den Schriften des Herrn Chubb's, eines Mannes, der zwar eigentlich kein Gelehrter war, aber doch sehr viel Witz besaß, den er nicht besser als wider die Religion anwenden zu können glaubte. Der vierzehnte Brief macht einige Anmerkungen über die Schrift: „Die richtig bestimmte Sache des Deismus", und wider die Briefe des Lord Bolingbroke's, worauf einige allgemeine Betrachtungen über die Deisten überhaupt folgen, welchen in dem funfzehnten Briefe eine kurze Vorstellung der wahren Gründe des Christenthums beigefügt ist. In einem Anhange wird noch eine sehr wunderbare Anekdote von dem Lord Herbert und seinem Buche „Von der Wahrheit" ungemein scharfsinnig beurtheilet. Die deutsche Uebersetzung dieses vortrefflichen Werks ist so wohl gerathen, als wenige Uebersetzungen aus dem Englischen gerathen, die ohne die Vorreden eines berühmten Mannes die elendesten von der Welt sein würden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[137. Stück, vom 14. November.]

Richtige Vorstellung der **deistischen Grundsätze** in zwei Unterredungen zwischen einem Zweifler und einem Deisten. Aus dem Englischen übersetzt und mit einem Anhange vermehrt. Leipzig bei Joh. Jakob Weitbrecht 1755. In 8vo. 12 Bogen.

Das Original dieses kleinen, aber sehr schätzbaren Werks ist zuerst im Jahre 1711 ans Licht getreten und seitdem sehr oft aufgelegt worden. Es scheinet, daß sein Verfasser, welcher unbekannt geblieben ist, hauptsächlich durch die Tolandischen Schriften bewogen worden, die Sache des Christenthums auf eine so besondere Art zu vertheidigen. Er läßt keinen Christen, sondern einen

Zweifler oder vielmehr einen Menschen das Wort wider den Deisten führen, welcher Verstand und Unparteilichkeit genug hat, der christlichen Religion wenigstens durch keine falsche Beschuldigungen zu nahe treten zu lassen und die Gründe wider dieselbe auf ihren wahren Werth herabzusetzen. Dieser Zweifler findet am Ende, daß der Deismus eine Larve sei, unter welcher man blos die verhaßten Beschuldigungen der Gottesleugnung von sich abzulehnen oder die christliche Religion desto geschickter zu bestreiten suche. Wem dieses Endurtheil zu strenge scheinen sollte, der muß wissen, daß der Verfasser nur die allerhäßlichste Art von Deisten annimmt, diejenigen nämlich, welche zwar einen Gott, aber keine Verbindlichkeit, ihm zu gehorchen, noch ein künftiges Leben zugeben. So schwerlich ein Herbert diese für wahre Deisten erkennen würde, so gewiß ist es doch, daß sie zu unsern Zeiten unter ihren Namensbrüdern die größte Zahl ausmachen und auch leider die größten Verführungen anrichten! Auf Dieser Horizont also ist das gegenwärtige Gespräch mit Fleiß eingerichtet und besonders geschickt, die Freidenkerei, so wie sie gemeiniglich im Umgange geäußert wird, wo man sie mehr mit Einfällen als tiefsinnigen Erörterungen verficht, ablaufen zu lassen. — — Der Anhang, welcher dieser Uebersetzung beigefügt ist, bestehet aus einigen Briefen, welche den Streit über die Religion betreffen. Statt aller Lobsprüche dürfen wir dem Leser nur entdecken, daß sie, sowie die Uebersetzung selbst, aus der Feder des berühmten Verfassers der „Bestimmung des Menschen" [1]) geflossen sind. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

---

1) Joh. Joach. Spalding, damals Prediger zu Lassan in Pommern, später (1764) Oberconsistorial-Rath, erster Prediger und Propst an der Nicolai-Kirche zu Berlin, legte 1788 in Folge des Wöllner'schen Religions-Edicts seine Predigerstelle nieder. Von seinem oben erwähnten Werke: Gedanken über die Bestimmung des Menschen, erschien 1748 die erste Auflage, der bis 1794 zwölf neue Auflagen folgten. — A. d. H.

1755.

[1. Stück, vom 2. Januar.]

Die Glaubenslehren der Christen, oder die einzige wahre Religion nach ihrem gedoppelten Endzwecke also abgehandelt, daß die Freunde derselben in ihrem Glauben gestärkt und befestiget, die Feinde derselben aber in ihrem Unglauben beschämt und zerstreuet werden. Von Peter **Hanssen.** Rostock und Leipzig. Verlegt's Johann Christian Koppe. 1755. In 4to. 4 Alph. 5 Bogen.

Das stärkste innere Kennzeichen, woran man die einige wahre Religion erkennen kann, ist ohne Zweifel dieses, daß sie eine vollkommene Richtschnur des sittlichen Lebens der Menschen lehren und zugleich einen überzeugenden Unterricht ertheilen muß, wie man in Ansehung der Abweichungen von derselben Gnade und Vergebung erlangen könne. Da nun aber die christliche Religion die einzige ist, der man diese Eigenschaft zugestehen muß, so wird man auch zugestehen müssen, daß ihre Wahrheit von dieser Seite über alle Einwürfe hinweggesetzt sei. Man wird diesen Schluß schwerlich in irgend einem Werke so deutlich und gründlich auseinandergesetzt finden als in dem gegenwärtigen des Herrn Consistorialraths Hanssen, welches man eine christliche Sittenlehre von einer ganz besondern Art nennen kann, indem sie die Wahrheit des Christenthums nicht voraussetzet, sondern durch sich selbst zu erweisen sucht. Er hat sie in drei Bücher abgetheilet, deren erstes von dem Verhältniß zwischen Gott und den Menschen in dem Stande der Vollkommenheit, das zweite von ebendiesem Verhältnisse in dem Stande der Unvollkommenheit, sowie das dritte in dem Stande der Besserung oder der Vollkommenheit in Christo handelt. Man kann sich die vornehmsten Hauptstücke derselben leicht vorstellen, und die Verdienste des Verfassers über-

heben uns einer weitläuftigen Versicherung, daß sie sämmtlich der Wahrheit und Erbauung gemäß abgefaßt sind. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 12 Gr.

[3. Stück, vom 7. Januar.]

Versuch eines vernunftmäßigen Beweises von der **Göttlichkeit der Religion Jesu** aus der Niedrigkeit ihres Stifters, zu Beschämung des Unglaubens und zur Ehre des Gekreuzigten in zweien Theilen herausgegeben von Christoph August **Lobeken**, evangelischen Prediger zu Löbitz. Leipzig bei Casp. Fritschens Wittwe. 1755. In 8vo. 1 Alph. 4 Bogen.

Es ist kein Zweifel, daß man nicht auf allen Seiten, von welchen sich die christliche Religion betrachten läßt, Merkmale ihrer Göttlichkeit entdecken könne. Diese aufzusuchen und in ihr gehöriges Licht zu stellen, ist eine der würdigsten Beschäftigungen eines Geistlichen, welcher nothwendiger Weise kein einziges Mittel, Ueberzeugung zu wirken, gering schätzen muß. Besonders kann solche Arbeit alsdenn von besonderm Nutzen sein, wenn gleich die allerangefochtensten Umstände zu den Quellen der Beweise genommen und also die Waffen der Feinde der Religion gegen sie selbst gekehret werden. Ob dieses der Verfasser gegenwärtigen Versuchs mit der Niedrigkeit Jesu glücklich geleistet habe, werden die Leser am Besten beurtheilen können. Sein Buch bestehet aus zwei Haupttheilen. In dem ersten wird aus der Niedrigkeit Jesu erwiesen, daß er mit einer falschen Religion weder habe betriegen wollen, noch können. In dem zweiten wird aus ebendiesem Grunde dargethan, daß die Religion, welche Jesus gelehret, wirklich eine göttliche und die einzige sei, nach deren Gesetzen wir Gott anständig verehren sollen. Jeder Theil bestehet wieder aus fünf besondern Abschnitten, in welchen alles dahin Gehörige deutlich und überzeugend abgehandelt wird. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[16. Stück, vom 6. Februar.]

Joh. Balth. Lüderwaldt's, Predigers zu Glentorf ohnweit Helmstädt, ausführliche Untersuchung von der Berufung und Seligkeit der Heiden. Erster und anderer Theil. Wolfenbüttel bei Joh. Christoph Meißnern. 1754. In 8vo. 3 Alph. 11 Bogen.

Die zuversichtliche Entscheidung der Naturalisten, die fromme Grausamkeit gewisser Orthodoxen, die übertriebne Gelindigkeit Anderer, die ebensowol Orthodoxen sein wollen, haben die Materie von der Seligkeit der Heiden für einen Theologen ohne Zweifel zu einer von den verworrensten gemacht. Man muß es daher dem Herrn Prediger Lüderwaldt Dank wissen, daß er ihr eine so ausführliche Abhandlung gewidmet hat, worinne er sich unter gewissen Einschränkungen für die bejahende Meinung erklärt. Er hat sie in sechs Hauptstücke abgetheilt. In dem ersten und zweiten handelt er vorläufig von einigen Glaubenslehren, als von dem Verderbniß des Menschen, von der Nothwendigkeit des Verdiensts Christi, von der Schwäche der Vernunft und der Wahrheit der Offenbarung rc., um zu zeigen, daß bei ihm keine unlautere Erkenntniß derselben statthabe, aus welcher vielleicht sein Urtheil für die Heiden geflossen sein könnte. In dem dritten und vierten Hauptstücke entwirft er eine kurze Geschichte der Offenbarung und Berufung nach den wesentlichsten hierher gehörigen Stücken. Das fünfte Hauptstück enthält die Abhandlung selbst und bestehet aus drei Abschnitten, in deren erstem die Seligkeit der Heiden aus Gründen der Vernunft, der Schrift und Aehnlichkeit des Glaubens erwiesen, in dem zweiten wider die Einwürfe vertheidigt, und in dem dritten durch die verschiednen Meinungen alter und neuer Gottesgelehrten erläutert wird. Man kann leicht muthmaßen, daß der Herr Verfasser allezeit eine Seligkeit um Christi willen verstehe, die er den frommen Heiden hoffen läßt. Das sechste Hauptstück endlich beschäftiget sich mit einer Folge aus der vorgetragenen Lehre und erweiset, daß die Zahl der Seligen nicht so geringe sein werde, als man sich wol aus falschen Begriffen von der Güte und Gerechtigkeit Gottes vorstellt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr.

[85. Stück, vom 17. Juli.]

Anmerkungen über die **Kirchenhistorie** von Johann **Jortin.** Erster Theil. Aus dem Englischen übersetzt von J. P. C. Bremen bei Gerhard Wilh. Rump. 1755. In 8vo. 1 Alph. 5 Bogen.

Von diesen Anmerkungen sind in der Grundsprache drei Theile heraus, welche seit 1751 nach und nach an das Licht getreten sind. Die Gelegenheit dazu gaben dem Verfasser einige heilige Reden, die er, der bekannten Boylischen Stiftung[1]) gemäß, zur Vertheidigung der christlichen Religion gehalten hatte. Eine derselben handelte von den Weissagungen und eine andre von den Wundern. Da er nun nicht Willens war, sie als Predigten drucken zu lassen, so zog er nur die Materialien heraus und schlug alle dabei gemachte kritische Anmerkungen dazu, die er auf der Kanzel nicht hatte anbringen können. Ob nun also gleich in diesem ersten Theile die Weissagungen und ihr Nutzen in Absicht auf die christliche Religion das vornehmste Augenmerk unsers Schriftstellers sein sollen, so darf man es sich doch gar nicht befremden lassen, ihn auf allen Seiten ausschweifen zu sehen. Genug, daß seine Ausschweifungen durchgängig gelehrt, scharfsinnig und neu sind; und wer so ausschweift, verdient ohne Zweifel mehr Lob als der genaueste Beobachter der Methode, der auch den schönsten Blumen entsagt, wenn er sie einige Schritte außer dem Wege brechen muß. So handelt er zum Exempel gleich anfangs von der Bequemlichkeit der Zeit, in welcher Christus in die Welt gekommen, und bei Gelegenheit der Weissagung Christi von der Zerstörung Jerusalem's kömmt er auf hundert Dinge, auf die ein weniger belesener Mann nicht würde gekommen sein. Er handelt von den Schriften des Josephus; beweiset aus den innerlichen Kennzeichen der Bücher des N. Testaments, daß sie authentisch sind; betrachtet die Weissagungen der heidnischen Welt und ihre Orakel; redet von den Vorbildern auf Christum, von den drei Secten unter den Juden, von Virgil's vierten Hirtenliede, von verschiednen, den alten Kirchenvätern untergeschobnen Schrif-

1) Ueber die Boylische Stiftung vgl. die Anm. zu Th. XV. S. 153. — A. d. H.

ten; verbessert alte Schriftsteller, bald den Juvenal, bald den Herodotus, bald den Eusebius ꝛc. Da dieser Ort aber zu keinen besondern Auszügen geschickt ist, so müssen wir uns begnügen, ein so besonders Buch blos angezeigt zu haben. Liebhaber solcher Untersuchungen werden es gewiß selbst lesen und dem Uebersetzer für seine glückliche Mühe verbunden sein. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[99. Stück, vom 19. August.]

Stephan **Ford's**, Predigers in London, erbauliche Abhandlung von der **Sünde der Verleumdung** und des Afterredens. Zum Drucke befördert durch D. Isaac Watts, und aus dem Engländischen übersetzt von Elias Caspar Reichard, Lehrer an dem Carolino zu Braunschweig. Braunschweig und Hildesheim bei Schröder's Erben. 1755. In 8vo. 20 Bogen.

Wenn ein Spötter sagen wollte, daß dieser Tractat vornehmlich dem Frauenzimmer sehr nützlich sein könne, so würde er vielleicht eben dadurch wider den Inhalt desselben sündigen. Wir wollen also aufrichtiger zu Werke gehen und ihn allen Menschen, weß Standes, Geschlechts und Alters sie auch sind, mit der gewissen Versichrung anpreisen, daß sie sehr heilig sein müßten, wenn sie durch Hilfe desselben gar keine Ader zum Afterreden bei sich entdecken sollten. Der Verfasser bringt, was er davon zu sagen hat, unter sieben Hauptstücken, wovon die ersten zwei blos als Einleitungen zu betrachten sind, in welchen er von der Lauterkeit seiner eignen Absichten handelt. In dem dritten kömmt er zur Sache selbst und zeigt, was das eigentlich für eine Sünde sei, die er hier abmale, bestrafe und verdamme. In dem vierten erweiset er die Größe und Abscheulichkeit derselben. In dem fünften handelt er von den Stufen und Graden der Verleumdung. In dem sechsten werden verschiedne Fragen, Zweifel und Einwürfe beantwortet, und in dem siebenten endlich kommen Ermahnungen und Anweisungen vor, wodurch die Leser ermuntert und behutsam gemacht werden können, diese Sünde zu vermeiden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[100. Stück, vom 21. August.]

Daß Luther die Lehre vom Seelenschlaf geglaubt habe, in einem Sendschreiben an den ungenannten Herrn Verfasser der Abhandlung vom Schlafe der Seelen nach dem Tode, welche zu Halberstadt herausgekommen, unwiderspreclich erwiesen von R. Frankfurt und Leipzig 1755. In 8vo. 2 Bogen.

Es sind diese Blätter eine weitere Ausführung desjenigen, was der Verfasser bereits in dem 31sten Stücke der Erweiterungen über diesen Punkt gesagt hat. Er führet eine ziemliche Menge Stellen aus Luther's Schriften an, in welchen allen der Seelenschlaf den Worten nach zu liegen scheinet. Die meisten sind aus Desselben Auslegung des ersten Buchs Mose genommen, welche für eines von seinen vollkommensten Werken gehalten wird. Was die Gegner auf alle diese Stellen antworten werden, ist leicht zu errathen. Sie werden sagen, daß Luther mit dem Worte Schlaf gar die Begriffe nicht verbinde, welche Herr R. damit verbindet. Wenn Luther sage, daß die Seele nach dem Tode schlafe, so denke er nichts mehr dabei, als was alle Leute denken, wenn sie den Tod des Schlafes Bruder nennen. Schlafen sei ihm hier nichts mehr als ruhen, und daß die Seele nach dem Tode ruhe, leugneten auch Die nicht, welche ihr Wachen behaupteten ꝛc. Ueberhaupt ist mit Luther's Ansehen bei der ganzen Streitigkeit nichts zu gewinnen. Wenn beide Theile für ihre Alles entscheiden wollende Orthodoxie ein klein Wenig mehr Einsicht in die Psychologie eintauschen wollten, so würden beide Theile auf einmal zum Stillschweigen gebracht sein. Wollen sie aber ja zanken, so werden sie wohlthun, wenn sie wenigstens bona fide zanken, ohne auf der einen Seite mit päpstischem Sauerteige, noch auf der andern mit seelenverderblichen Neuerungen um sich zu werfen. Auch Herr R. ist nicht von allen Winkelzügen frei, und wenigstens ist dieses ein sehr starker, wenn er sagt, daß die Lehre vom Seelenwachen mit der Lehre vom Fegefeuer auf einem Grunde beruhe. Wenn er glaubt, daß die Seele im Paradiese sein und dennoch schlafen könne (S. 13), so könnte sie ja wol auch im Fegefeuer sein und dennoch schlafen. Würde also das Fegefeuer nicht ebensowol mit dem Seelenschlafe bestehen, als es mit dem Seelen-

wachen besteht? Man gebe Acht, ob dieses nicht Alles auf ein Wortgezänke hinauslaufen muß. Ein recht eigentliches Wortgezänke aber ist es, welches er über den Namen Psychopannychiten erregt, den man den Seelenschläfern bisher gegeben hat. Er sagt, dieses Wort bedeute eigentlich Seelenwacher. Allein mit seiner Erlaubniß, es kann eigentlich Keines von Beiden bedeuten; denn „παννυχιος“ zeigt nur etwas an, was die ganze Nacht durch geschieht, und sowol Derjenige, welcher die ganze Nacht durch schläft, als Der, welcher die ganze Nacht durch wacht, kann „παννυχιος“ genannt werden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr.

[108. Stück, vom 9. September.]

D. August Bertling's evangelische Andachten, welche ehemals in öffentlicher Gemeine über die Sonn- und Festevangelia angestellt, nunmehr aber zum allgemeinen Gebrauch dem Druck überlassen worden. Erster Theil. Danzig 1755. In Verlag Joh. Hein. Rüdiger's.

Man muß es in der Vorrede des Herrn Doctors selbst nachlesen, wie wunderbar es die Vorsehung geschickt, daß er sich endlich zur Ausgabe dieser Predigten entschlossen. Er will durchaus nicht, daß man sie für Reden halten soll, und behauptet sogar, daß Predigen und Reden zwei ganz widersprechende Dinge wären. Er weiß es den alten Kirchenlehrern sehr wenig Dank, welche die Beredsamkeit zuerst auf die Kanzel gebracht, und möchte lieber den einfältigen Vortrag der Apostel zu einer Zeit wieder einführen, in welcher es weniger darauf ankömmt, die Religion unter dem gedankenlosen Pöbel auszubreiten, als die Wahrheit derselben in dem Verstande denkender Köpfe zu befestigen. — —

Der Jahrgang des Herrn Doctor Bertling's geht bis auf den dritten Pfingsttag. Besondere darin ausgeführte Materien sind z. E. die Lehre von der göttlichen Vorsehung, von S. 294

bis 335; die Lehre vom Abendmahle, S. 813 und folg.; die Lehre von der Auferstehung Christi, S. 875 und folg.; die Lehre vom Glauben, S. 847 und folg., und verschiedene andre. Dieser erste Theil beträgt nicht mehr als 6 und ein halb Alphabet. Eine Postille von 13 Alphabet kann nicht anders als viel Erbauliches enthalten! Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 20 Gr.

[112. Stück, vom 18. September.]

J. F. W. Jerusalem's [1]) Beantwortung der Frage, **ob die Ehe mit der Schwester Tochter nach den göttlichen Gesetzen zulässig sei.** Mit Anmerkungen erläutert von M. G. Fr. Gühling, Archidiac. zu Chemnitz. Chemnitz in der Stössel'schen Buchhandlung. 1755. In 8vo. 8 Bogen.

Es ist bekannt, daß der Herr Abt Jerusalem diese Frage vor einiger Zeit bejahet hat. Die Schrift, welche er darüber abfaßte, handelte mit vieler Gründlichkeit und Ordnung folgende Punkte ab. Erstlich: Ob die Lev. 18 und 20 verbotene Ehen gegen das Recht der Natur oder ein willkürliches Gesetz Gottes sind. Zweitens: Wenn dieses Gesetz nur ein willkürliches göttliches Gesetz ist, ob es dann jetzo gegen uns als Christen seine völlige Verbindlichkeit noch habe. Drittens: Wenn es diese Verbindlichkeit noch hat, ob dieselbe sich dann nur über die ausdrücklich benannte Personen oder über alle sich ähnliche Grade erstrecke. Viertens: Wenn sie sich über die ähnlichen Grade erstreckt, ob die gemeldete Ehe mit der Schwester Tochter unter die ähnlichen Grade wirklich mit gehöre. Und wenn auch dieses nicht ist, ob dann nicht wenigstens der Wohlstand der christlichen Religion dadurch beleidiget werde. Alle diese Stücke waren von dem Herrn Abt in ein Licht gesetzt, in welches man alle dergleichen streitige Punkte gesetzt zu wissen wünschen möchte, weil alsdann

1) Ueber Jerusalem vgl. d. Anm. zu S. 107. — A. d. H.

gewiß nicht wenig Ehen mit mehr Beruhigung der Gewissen und mit weniger Anstoß vollzogen werden könnten. Dem ohngeachtet hat der Herr Abt den wenigsten Beifall bei den Gliedern seines Standes erhalten, und auch sein jetziger Herausgeber, der Herr Archidiaconus Gühling, ist aus der Zahl Derjenigen, welche ihn beschuldigen, daß er mehr nachgegeben habe, als ein treuer Wächter über die göttlichen Gesetze hätte nachgeben sollen. Dieses nun ist es, was Herr Gühling in seinen Anmerkungen zu erhärten sucht, welche jeden Paragraphen der Jerusalem'schen Abhandlung mit kleinrer Schrift beigefügt sind, damit man Gründe und Gegengründe desto bequemer gegen einander aufwägen könne. Wir glauben aber schwerlich, daß sich viel Leser für die eine oder für die andre Seite eher bestimmen möchten, als bis sie von einem äußerlichen Umstande dazu angetrieben werden, da es noch immer Zeit genug für sie sein wird, sich bei dieser Streitigkeit, nach Maaßgebung ihres heimlichen Wunsches, auf etwas Gewisses zu setzen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[114. Stück, vom 23. September.]

Dieses Jahr ist auch der siebente Theil von des Herrn

D. Christoph Aug. Heumann's [1]) Erklärung des Neuen Testaments. Hannover in der Förster'schen Buchhandlung. In 8vo. 1 Alph. 17 Bogen

fertig worden. Er enthält die Epistel an die Römer, welche nach der bekannten Art des Herrn Verfassers so betrachtet und erläutert wird, daß man eine Menge andrer und auch der besten Ausleger dabei entbehren kann. In einer vorgeschickten Einleitung zergliedert er den Brief überhaupt und antwortet auf einige Fragen, die dabei vorfallen können; z. E. warum Paulus an die Christen zu Rom nicht einen lateinischen, sondern einen griechischen Brief geschrieben habe. Hierauf nimmt er den Text Vers vor Vers selbst vor und bringt hauptsächlich das dabei an,

---

1) Ueber Heumann vgl. Th. XVI. S. 197. Anm. 1. — Seine Erklärung des N. Testaments erschien 1750—1763 zu Hannover in 12 Bänden. S. auch oben S. 30. — A. d. H.

was er zur Rettung seiner Uebersetzung für dienlich hält. Stellen, wo er sich ein Wenig gezwungen zu haben scheint, die gute Lutherische Uebersetzung gleichsam zu übersteigern, um wenigstens dem Ansehen nach etwas Neues zu sagen, wird man auch hier nicht vermissen. Wenn z. E. im 2. Hauptstücke, V. 5. Luther die Worte „Θησαυριζεις σεαυτῳ ὀργην“ durch „Du häufest Dir selbst den Zorn“ übersetzt hat, so glaubt Herr D. Heumann, daß das „Θησαυριζεις“ nicht genau genug ausgedruckt worden, und redet, ich weiß nicht von was für einem „Schatze des Zornes Gottes“, welcher ebenso reichlich über die Gottlosen sich ergieße als der Segen Gottes über die Frommen. Gleichwol aber ist es gewiß, daß dieses griechische Zeitwort sehr oft nur schlechterdings „vermehren“ heißt, ohne daß allezeit die hier anstößigen Nebenbegriffe „zurücklegen“, „aufsummen lassen“, „bei Einem etwas am Brette haben“, welche der „Schatz des Zornes Gottes“ erweckt, damit verbunden sind. Doch dergleichen Dinge sind Kleinigkeiten, welche den hohen Werth der Heumannischen Arbeit eigentlich um nichts verringern. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

[115. Stück, vom 25. September.]

Caspari Friderici **Munthe**, Professoris gr. l. in Universitate reg. Hafniensi, **Observationes Philologicae in** sacros **Novi Testamenti libros**, ex Diodoro Siculo collectae, una cum indice vocum Diodorearum, quibus Lexica locupletari et suppleri possunt. Hafniae et Lipsiae, sumtibus Peltii. 1755. In 8vo. 1 Alph. 12 Bogen.

Die Arbeit des Raphelius über den Xenophon und Polybius, aus welchen er die Wörter und Redensarten, die mit den Wörtern und Redensarten des N. Testaments übereinkommen, zusammentrug und sie zur richtigern Erklärung der letztern anwandte, ermunterte unsern Verfasser zu einem ähnlichen Fleiße. Er wählte

sich in dieser Absicht den Herodotus; doch hier kam ihm ebendieser Raphelius zuvor. Weil er nun nicht etwas schon Gethanes thun wollte, ob er gleich wohl sahe, daß ihm noch eine reiche Nachlese übrig gelassen worden, so machte er sich an den Diodorus Siculus. Dieser Geschichtschreiber, wie bekannt, lebte nicht lange nach den Zeiten der Apostel, so daß seine Schreibart der Wahrscheinlichkeit nach von der Schreibart der Apostel weniger unterschieden sein kann als die Schreibart entfernterer Schriftsteller. Er schreibt übrigens sehr einfältig und bekümmert sich mehr um den Nutzen, den seine Leser aus der Geschichte ziehen können, als um einen schönen und künstlichen Vortrag, dem er die allerungesuchtesten und gemeinsten Ausdrücke vorzieht. Da nun dieses auch der Charakter der Apostel, als Scribenten betrachtet, ist, so kann man sicher vermuthen, daß man zur wörtlichen Erklärung des N. Testaments aus dem Diodorus mehr Hilfsmittel entlehnen könne als aus jedem andern Griechen. Die Ausführung des Herrn Professor Munthe zeigt es auch in der That, welches Jeder, dem diese Art der Auslegungskunst nicht fremd ist, eingestehen wird. Er gehet die Bücher des N. Testaments und ihre Abschnitte nach der Reihe durch und bringt überall seine Diodorischen Parallelen an, die fast nie diejenigen gemeinen Worte betreffen, welche kein Scribent vermeiden kann, und die folglich alle mit einander gemein haben. Am Ende hat er noch ein alphabetisches Verzeichniß solcher griechischen Wörter beigefügt, die in den Lexicis, und besonders in des Stephanus seinem, [1]) entweder gar übergangen oder wenigstens nicht hinlänglich bestimmt worden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

---

1) Gemeint ist der 1572 zuerst erschienene „Thesaurus linguae Graecae“ von Henricus Stephanus. — A. d. H.



Vorbericht Lessing's zu:

„Eine ernsthafte Ermunterung an alle Christen zu einem frommen und heiligen Leben.

Von William Law. A. M.

Aus dem Englischen übersetzt. 1756.“

Vorbericht.[1])

Von dem Verfasser dieses Werks weiß der Uebersetzer desselben weiter nichts, als daß er ein Prediger in Irland irgendwo gewesen und sich auch noch durch andre Schriften bekannt gemacht hat. Er hat von der christlichen Vollkommenheit, Anmerkungen über die bekannte Fabel von den Bienen, von der Unzulässigkeit der Schaubühne geschrieben und sich auch sonst in den Toland'schen und andern Streitigkeiten bekannt gemacht.

Die gegenwärtige Ermunterung hat er zu London 1729 ohne Vorrede ans Licht gestellet. Man will sie also auch im

---

1) Die Erzählung in „Lessing's Leben“, I. S. 198 f. [wonach Lessing nur die ersten 4 bis 5 Bogen dieses Werkes und Weiße den Rest übersetzt haben soll], kann Zweifel erregen, ob dieser Vorbericht von ihm ist. Inzwischen hat nach den alten Weidmannischen Handlungsbüchern Lessing das Honorar für das ganze Werk erhalten, Weiße nichts. Diese Notiz verdankt der Herausgeber Herrn S. Hirzel. — [Lachmann.]

Deutschen mit einem Stücke unvermehrt lassen, welches der Verfasser für unnöthig erkannt hat. Jeder Leser mag es nach seinen eigenen Empfindungen bestimmen, was sie für einen Rang unter den geistlichen Büchern verdienet. Sie weitläuftig anpreisen, würde ebendas sagen, als ob man an seiner andächtigen Aufmerksamkeit im Voraus zweifeln wollte.

Abhandlungen und Fragmente

aus Lessing's

theologischem Nachlaß.



Tertullianus

de

Praescriptionibus.[1])

Einleitung.

Lupus, der 1675 eine Ausgabe dieser Schrift mit einem weitläuftigen Commentar herausgegeben, in welchem allerdings viele gute brauchbare Antiquitäten zusammengetragen worden, die zusammen den ganzen neunten Band seiner zu Venedig 1727 in Folio gesammleten Werke ausmachen, wirft daselbst die Frage auf, wie der Titel dieser gegenwärtigen Schrift des Tertullian heißen müsse: ob liber praescriptionum adversus haereticos oder liber de praescriptionibus haereticorum, und giebt seine weise Entscheidung dahin, daß beide Titel nicht unschicklich wären. Doch sei der letzte, meint er, wol der schicklichere und scheine der zu sein, den der Verfasser selbst seinem Buche gegeben.

Aber wußte denn Lupus nicht, daß man diesen Titel noch auf eine dritte Weise anzugeben pflegt? daß man ihn auch de praescriptione,[2]) nicht praescriptionibus haereticorum auszudrücken

---

1) Theologischer Nachlaß, S. 269—288. — A. d. H.

2) Unter diesem Titel wird die Schrift des Tertullian jetzt gewöhnlich angeführt. Auch in der bekannten Ausgabe von Oehler führt sie denselben. — A. d. H.

pflegt? So lautet er in der Ausgabe des Rigaltius von 1634, so in der Ausgabe des Moreau von 1658.*)

Und wie kömmt es, daß Lupus die ganze Note des Rigaltius nicht gelesen hat? Es muß ihm diese Ausgabe gar nicht zu Gesichte gekommen sein, ob er gleich den Rigaltius in der Zueignungsschrift ausdrücklich anführt. —

---

*) Moreau scheint in dem Titel zwar dem Rigaltius gefolgt zu sein, gleichwol ... er T. II. p. 611 nicht weniger als zehn verschiedene ..., die alle in dem Buche enthalten sein sollen; von welchen aber doch leicht zu zeigen, daß sie auf eine hinauslaufen.

Uebersetzung.

I.

Die Beschaffenheit der gegenwärtigen Zeitläufte erheischt auch von uns diese Ermahnung, daß wir uns über dergleichen Ketzereien durchaus nicht wundern sollen. Weder darüber, daß sie sind, noch darüber, daß sie den Glauben Einiger untergraben; denn dazu sind sie eben, damit es dem Glauben weder an Versuchung noch an Bewährung fehle. Ein sehr nichtiges und unbedächtiges Aergerniß also, sich darüber zu ärgern, daß die Ketzereien gerade so viel vermögen, als sie zu vermögen bestimmt sind! Denn wenn einmal beschlossen ward, daß irgend ein Ding sein sollte, so muß ja wol der Ursache, derentwegen es ist, auch die Kraft entsprechen, durch die es sein kann, was es sein sollte.

II.

Das Fieber, das unter andern tödtlichen und peinlichen Krankheiten den Menschen abzufodern bestimmt ist, erregt ja unsere Verwunderung weder weil es ist, noch weil es den Menschen abfodert. Denn es ist, weil es nun einmal ist, und fordert ihn ab, weil es ihn abfordern soll. Also auch die Ketzereien, durch welche der Glaube entkräftet und vernichtet wird! Wenn uns dafür

grauset, daß sie das vermögen, so müßte uns erst dafür grausen, daß sie das sind. Weil sie das sind, vermögen sie das, und weil sie das vermögen, sind sie das. Das Fieber indeß, das seinem Grunde und seiner Kraft nach etwas Böses ist, wie bekannt, verabscheuen wir mehr, als daß wir uns darüber verwundern sollten, und suchen, so viel möglich, uns davor in Acht zu nehmen, da es in unsrer Gewalt nicht steht, es ganz aus der Welt zu schaffen. Und nun die Ketzereien, welche den ewigen Tod und die Gluth jenes großen Feuers unter uns bringen, wollen Einige lieber darob erstaunen, daß sie das können, als sich bemühen, damit sie es nicht können, so leicht ihnen auch diese Bemühung sein würde. Und was vermöchten sie denn auch, die Ketzereien, wenn man sich nicht verwunderte, daß sie so viel vermöchten? Denn entweder entsteht das Aergerniß, das ihnen beiwohnt, aus dieser Verwunderung, oder diese Verwunderung aus diesem Aergernisse. Als ob sie doch einigermaßen wahr sein müßten, weil sie so viel vermögen. Ein großes Wunder, daß das Böse so seine Kraft hat? Oder ist das so sehr zu verwundern, daß die Ketzereien nur bei Denen wirksam sind, deren Glauben so unwirksam war? In den Kämpfen der Ringer und Fechter ist Der, welcher siegt, nicht eben nothwendig stark und könnte nicht besiegt werden, sondern der Besiegte war nur nicht stark. Denn wenn dieser nämliche Sieger nur bald darauf mit einem Stärkern zusammenkam, so lag er gar wohl unter. Vollkommen so sind es blos die Schwachheiten Dieses und Jenes, was die Ketzereien vermögend macht, die schlechterdings nichts vermögen würden, wenn sie auf einen vermögenden Glauben träfen.

III.

Besonders pflegen jene Wundermäuler sich sehr erbaulich zu ärgern, wenn es gerade gewisse Personen sind, die von der Ketzerei angesteckt werden. Warum doch Der und Jener, die so gläubige, so kluge, so geübte Glieder der Kirche waren, dieser oder jener Erzgelehrte! Wer sollte sich hierauf nicht selbst antworten: Da sie selbst durch Ketzerei so verunstaltet werden können, so müssen sie sehr klug, sehr gläubig, sehr geübt auch nicht gewesen sein. Es ist doch, denk' ich, eben nichts Sonderbares, wenn auch ein Geprüfter in der Folge hinten ausweicht. Saul, der vor so vielen Andern gut war, ward doch hernach vom Neide zu Grunde gerichtet. David, ein guter Mann nach dem Herzen Gottes, machte sich her=

nach doch des Meuchelmordes und des Ehebruchs schuldig. Salomon, der mit aller Gnade und Weisheit von dem Herrn beschenket ward, ließ sich dennoch von den Weibern zur Abgötterei verführen. Dem einzigen Sohn Gottes war es vorbehalten, ohne allen Fehl zu verbleiben. Was denn nun mehr, wenn auch ein Bischof, wenn ein Diakonus, wenn eine heilige Wittwe oder Jungfrau, wenn ein Lehrer, *) wenn sogar ein Märtyrer von der Regel abgefallen ist? Haben die Ketzereien darum mehr Wahrheit erhalten? Prüfen wir den Glauben nach den Personen oder die Personen nach dem Glauben? Niemand ist weise als der Gläubige, Niemand ist vornehmer als der Christ. Niemand aber ist Christ, der nicht ausgehalten hat bis an das Ende. Du als Mensch kennst einen Jeden nur von außen; Du wähnst, was Du siehst. Du siehst aber nicht weiter, als Deine Augen reichen. Aber des Herrn Augen, steht geschrieben, **) dringen tief. Der Mensch sieht das Antlitz, und Gott das Innerste des Herzens. Und also kennt Gott, die ihm zugehören, ***) und die Pflanze, die sein Vater nicht gepflanzet hat, reißet er aus †) und macht aus den Ersten die Letzten, ††) die Wurfschaufel in der Hand, um seine Tenne zu reinigen. †††) Mag doch auf jeden Windstoß der Versuchung von der Spreu des leichten Glaubens so viel verfliegen, als nur will, desto reiner wird das übrige Getreide in die Scheuer des Herrn gebracht. Haben sich nicht an dem Herrn selbst einige seiner Schüler geärgert und sind von ihm abgewichen? Und doch haben die übrigen seine Fußtapfen auch verlassen zu müssen darum nicht geglaubt. Sondern so viel deren es wußten, daß er das Wort des Lebens sei, daß er von Gott gekommen, haben bis ans Ende in seinem Gefolge verharret, ob er es ihnen schon selbst sanftmüthig freigestellt hatte, daß sie nun auch von ihm weichen könnten, wenn sie wollten. Kleinigkeit, wenn hernach Einige, als Phygellus, Hermogenes, Philetus und Hymenäus [1]) von seinem Apostel abtraten: der Verräther Christi selbst war in der Zahl seiner Apostel gewesen. Wir wundern uns, wenn seine Kirche von Einigen verlassen worden, da doch nur das, was uns nach dem Beispiele Christi begegnet, zeiget, daß wir Christen sind. Sie sind

*) Doctor, vielleicht Audientium, wie es beim Cyprian heißt, ein Extrakatechet.
**) 1. Kön. 16, 7.
***) 2. Tim. 2, 19.
†) Matth. 15, 13.
††) Matth. 20, 16.
†††) Matth. 3, 12.
1) 2. Timoth. 1, 15; 2, 17, und 1. Timoth. 1, 20. -- A. d. H.

von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns; denn wären sie von uns gewesen, so wären sie bei uns blieben.

IV.

Wir wollen uns vielmehr sowol der Weissagungen des Herrn als der apostolischen Schriften erinnern, durch die wir vorher gewußt, daß Ketzereien kommen würden, durch die wir vorher gewarnt wurden, Ketzereien zu fliehen. Und wie wir uns nicht davor entsetzen, daß sie sind, so laßt uns es auch nicht Wunder nehmen, wenn sie das können, weswegen wir sie fliehen sollen. Der Herr erinnert uns, daß viele reißende Wölfe in Schafskleidern kommen werden. Was wären das für Schafskleider, wenn es nicht die äußere Fläche des christlichen Namens wäre? Wer sind die reißenden Wölfe anders als der triegliche Sinn und Geist, welcher der Heerde Christi innerlich auflauert? Wer sind die falschen Propheten anders als die falschen Prediger? Wer die falschen Apostel anders als die Lehrer des verfälschten Evangelii? Wer sind die Antichristen jetzt und auf immer anders, als die sich wider Christum empören? Jetzt sind es die Ketzereien, welche durch verkehrte Lehren die Kirche nicht weniger zerrütten, als einst der Antichrist durch gräßliche Verfolgungen sie verheeren wird. Nur daß die Verfolgung auch Märtyrer macht, und die Ketzerei nur Abtrünnige. Blos deswegen mußten auch Ketzereien sein, damit die Bewährten von jeder Art bekannt würden, sowol Die, welche in den Verfolgungen bestanden, als auch Die, welche sich von den Ketzereien nicht irren ließen. Auch hat er keinesweges befohlen, Diejenigen für bewährt zu halten, welche ihren Glauben in Ketzerei wandeln, wie man es ihm ganz zuwider erklären würde, was er an einem andern Orte sagt: Prüfet Alles, und das Beste behaltet! Als ob, wenn man Alles recht geprüfet hat, sich in seiner Wahl nicht irren und das Schlechteste ergreifen könnte.

V.

Ferner, wenn er gegen Zwietracht und Spaltungen eifert, die doch unstreitige Uebel sind, und sogleich die Ketzereien hinzufügt, so erklärt er ja wol das, was er unstreitigen Uebeln sogleich beifügt, auch für ein Uebel, und zwar für das größere. Nur deswegen, will er sagen, habe er an den Spaltungen und Uneinigkeiten

nicht gezweifelt, weil er gewußt, daß sogar Ketzereien sein müßten. Blos in Hinsicht auf das größere Uebel habe er die kleinern ja leicht glauben können. Er sagt nicht, er habe das Uebel geglaubt, weil die Ketzereien gut wären; sondern er nimmt nur dabei Gelegenheit, von Versuchungen einer noch schlimmern Gattung vorher zu erinnern, daß man sich ihrer nicht wundern solle, weil auch sie bestimmt wären, die Bewährten überhaupt mit offenbar zu machen, nämlich Die, die sich von ihnen nicht verführen lassen. Endlich wenn das ganze Capitel [1]) darauf abzweckt, die Einigkeit zu erhalten und die Trennungen zu hintertreiben, durch Ketzerei aber die Einigkeit nicht weniger aufgehoben wird als durch Zwietracht und Spaltungen, so müssen ihm ja wol die Ketzereien in dem nämlichen Grade verwerflich sein, in welchem es ihm Zwietracht und Spaltung sind. Und sonach erklärt er nicht Diejenigen für bewährt, welche zu Ketzereien übergehn, sondern er eifert gegen dies Uebergehn selbst, indem er Alle eines und ebendasselbe reden, [2]) eines und ebendasselbe glauben lehrt, welches auch bei den Ketzereien nicht statthat.

VI.

Und hiervon weiter nichts, da es ja doch der nämliche Paulus ist, der an einem andern Orte, [3]) wo er an die Galater schreibt, die Ketzereien unter die fleischlichen Laster zählt; der nämliche, welcher den Titus [4]) anweiset, einen ketzerischen Menschen, der einmal ermahnet worden, zu meiden, weil ein solcher verkehrt sei und sündige als Einer, der sich selbst verurtheilt habe; der nämliche, der fast in jeder seiner Episteln die falschen Lehren zu fliehen so einschärft und die Ketzereien verurtheilt, deren Werke die falschen Lehren sind. Die Ketzereien heißen im Griechischen Häreses, von einem Worte, welches Wahl bedeutet, als deren wir uns sowol bei Ausbreitung als Uebernehmung derselben gänzlich gebrauchen. Er nennt auch daher den Ketzer Einen, der sich selbst verurtheilt, weil er das, worüber er verurtheilt wird, selber erwählt hat. Wir aber

1) Nämlich 1. Kor. 1, oder vielmehr, da unsere Capiteleintheilung erst seit der Mitte des 13. Jahrhunderts existirt, der betreffende Abschnitt des ersten Korintherbriefes, von dem Tertullian hier redet. Lessing hätte daher das Wort „capitulum“ besser durch „Abschnitt“ wiedergegeben. — A. d. H.

2) 1. Kor. 1, 10: „ἵνα τὸ αὐτὸ λέγητε πάντες.“ — A. d. H.

3) Gal. 5, 20. — A. d. H.

4) Tit. 3, 10 f. — A. d. H.

dürfen weder nach unserm Gutdünken etwas einführen, noch etwas erwählen, was irgend Jemand nach seinem Gutdünken eingeführt hat. Darin haben wir die Apostel zu Vorgängern, als die selbst nach ihrer Willkür nichts erwählt noch eingeführt, sondern die von Christo überkommene Lehre treulich den Vätern überliefert haben. Wenn uns also auch ein Engel vom Himmel ein anderes Evangelium predigte, der sei von uns verflucht.[1]) So hatte es der heilige Geist schon damals vorausgesehn, daß der Engel der Verführung sich einst durch eine Jungfrau, eine gewisse Philumene, in einen Engel des Lichts verstellen werde, durch deren Zeichen und Zauberkünste sich Apelles verführen lassen, eine neue Ketzerei an den Tag zu bringen.[2])

VII.

Das sind die Lehren, welche Menschen und böse Geister fur juckende Ohren mit der Weisheit dieser Welt erzeuget haben, die der Herr Thorheit nennt, der das Thörichte der Welt erwählet hat, um die Philosophie selbst damit zu Schanden zu machen.[3]) Denn das ist eben die Beschäftigung der Weisheit dieser Welt, daß sie die göttliche Natur und Einrichtung auszulegen sich erkühnet. Die Ketzer endlich selbst werden von der Philosophie aufgewiegelt. Daher die Aeonen und ich weiß nicht was für Formen nebst der Dreiheit des Menschen beim Valentinus, der ein Platoniker gewesen war. Daher Marcion's Gott wegen seiner Ruhe:[4]) er war von der Secte der Stoiker. Daher die Sterblichkeit der Seele, die von den Epikurern behauptet wird. Daher die Wiederherstellung des Fleisches, welche in allen Schulen der Philosophen geleugnet wird. Wird wo die Materie Gott gleich gemacht, das war Zenon's Lehre. Wird wo des feurigen Gottes erwähnt, das schreibt sich von He-

1) Gal. 1, 8. — A. d. H.

2) Apelles, ein Schüler des Marcion und Fortbildner des gnostischen Systems des Meisters, wurde von einer Jungfrau Namens Philumene begleitet, deren Offenbarungen er verehrte. — A. d. H.

3) 1. Kor. 1, 27. — A. d. H.

4) Die Worte des Originals lauten: „Inde Marcionis deus melior de tranquillitate" („daher Marcion's guter Gott wegen der Ruhe"). Marcion unterschied nämlich den guten Gott des Christenthums von dem blos gerechten Gotte der Juden, oder, wie Tertullian sagt (Adversus Marcionem, I. 6): „Marcionem dispares deos constituere, alterum judicem, ferum, bellipotentem, alterum mitem, placidum et tantummodo bonum atque optimum." — A. d. H.

raklitus her. Kurz, die nämlichen Fragen werden bei Ketzern und Philosophen aufgeworfen und auf die nämliche Weise in einander geflochten. Woher das Uebel und warum? Woher der Mensch und wie? Oder was neulich gar Valentinus aufgegeben: woher Gott? Wo anders her als aus seiner Enthymesi und Ektromate.[1]) Und armer Aristoteles! der Du Deine Dialektik dazu leihen mußt, die so künstlich bauen, so künstlich einreißen kann, die auf Alles ein Sprüchelchen hat, so dringend muthmaßet, so zwingend folgert, im Hadern so mächtig ist, in ihren eignen Reden sich so verwickelt, nichts zu Ende bringt, immer von vorne anfängt. Daher jene Fabeln und Geschlechtsregister, die kein Ende haben, jene fruchtlosen Aufgaben,[2]) jene wie der Krebs um sich fressende Reden, von welchen uns der Apostel gern zurückhalten möchte, wenn er die Philosophie namentlich anführt und seine Kolosser davor warnet:*) Sehet zu, daß Euch Niemand beraube durch die Philosophie und lose Verführung nach der Menschenlehre und nach der Welt Satzungen, und nicht nach Christo! Er war zu Athen gewesen und hatte diese menschliche Weisheit, diesen Affen der bessern, diese Verfälscherin der wahren näher kennen lernen, sich mit ihr eingelassen und selbst erfahren, in wie mannichfaltige Ketzereien auch sie sich trennt, die sich alle unter einander widersprechen. Was hat also Athen mit Jerusalem zu thun? was die Akademie mit der Kirche? was die Ketzer mit den Christen? Unsere Lehre ist aus der Halle Salomonis, nach dessen Grundsatze der Herr in Einfalt des Herzens zu suchen ist.[3]) Auf ihre Gefahr, die lieber ein stoisches oder Platonisches oder dialektisches Christenthum wollen!

---

*) Cap. 2, 8.

1) Valentinus, der berühmteste aller Gnostiker, verbreitete um die Mitte des zweiten Jahrhunderts in Alexandria, Rom und anderwärts sein phantastisches religionsphilosophisches System. Nach ihm folgen die Aeonen paarweise (in Syzygien) auf einander, und zwar so, daß die späteren Paare immer etwas unvollkommener sind als die früheren. Einer der jüngsten Aeonen, die Sophia, empfindet in Folge dieser Unvollkommenheit eine ungemessene Sehnsucht nach dem ältesten Aeon, dem Urvater oder Bythos. Diese Enthymesis der Sophia, d. h. diese verkehrten Gedanken und Affecte (ἐνθύμησις σὺν τῷ ἐπιγενομένῳ πάθει), wird von ihr geschieden und ist, weil ohne Mitwirkung des männlichen Syzygos der Sophia hervorgebracht, ein Ektroma (ἔκτρωμα), eine Mißgeburt, deren Erlösung die Sorge der Aeonen und den Gegenstand des Weltprocesses bildet. — A. d. H.

2) 1. Timoth. 1, 4; Tit. 3, 9; 2. Timoth. 2, 17. 23. — A. d. H.

3) Weish. Salom. 1, 1. — A. d. H.

VIII.

Uns hat Christus Jesus alle Wißbegier unnöthig, uns hat das Evangelium alles Forschen überflüssig gemacht. Wenn wir glauben, so verlangen wir nichts weiter zu glauben. Denn das glauben wir vor allen Dingen, daß weiter nichts ist, was wir zu glauben hätten. Ich komme also zu demjenigen Punkte, welchen auch die Unsrigen vorwenden, wenn sie ihrer Neugier nachhängen wollen, und den die Ketzer so eindringen, wenn sie ihren Vorwitz annehmlich machen wollen. Es stehet geschrieben, sagen sie: Suchet, so werdet Ihr finden![1]) Laßt uns nicht vergessen, wenn der Herr diese Aufmunterung ergehen lassen. Ich glaube, es war im Anfange seiner Lehre, als noch Alle zweifelten, ob er der Christ sei; als ihn Petrus noch nicht für den Sohn Gottes erklärt hatte; als selbst Johannes an ihm zu zweifeln begonnte. Damals war es Zeit, zu rufen: Suchet, so werdet Ihr finden! als Derjenige noch mußte gesucht werden, der noch nicht erkannt war. Und das zwar, so weit es den Juden galt! Denn nur diese hatten sich der ganzen verweisenden Aufmunterung anzunehmen, die das hatten, wo sie Christum suchen sollten. „Sie haben," sagt er,[2]) „Mosen und Eliam, das ist, das Gesetz und die Propheten, welche Christum verkündigen." So wie es anderwärts ganz offenbar lautet: Suchet in der Schrift; denn Ihr meinet, Ihr habt das ewige Leben darin; und sie ist's, die von mir zeuget.[3]) Das war das Suchet, so werdet Ihr finden! Denn daß auch das Folgende die Juden anbelangt, ist augenscheinlich: Klopfet an, so wird Euch aufgethan![4]) Die Juden waren ehemals Gott näher gewesen, hernach waren sie ausgestoßen worden und hatten angefangen, von Gott ferne zu sein. Aber die Heiden waren Gott nie näher gewesen; sie waren immer geachtet wie ein Tropfen, der im Eimer bleibt,[5]) wie ein Stäubchen auf der Tenne, waren immer außerhalb gewesen. Wer also immer außerhalb war, wie soll der da anklopfen, wo er niemals gewesen ist? Kann Der die Thüre ken-

---

1) Matth. 7, 7. — A. d. H.
2) Luc. 16, 29. — A. d. H.
3) Joh. 5, 39. — A. d. H.
4) Matth. 7, 7. — A. d. H.
5) Jes. 40, 15. — A. d. H.

nen, durch die er nie eingelassen und nie ausgestoßen worden? Oder wird Der, der es weiß, daß er darin gewesen und ausgestoßen worden, nicht vielmehr klopfen, weil er die Thüre kennt? Auch das Bittet, so werdet Ihr nehmen! kömmt nur Dem zu, welcher es wußte, von wem er bitten sollte, von wem ihm etwas versprochen worden, nämlich vom Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's, welchen die Heiden ebenso wenig kannten, als ihnen irgend eine Verheißung von ihm bewußt war. Daher sprach er denn auch nur zu Israel, wenn er sagte: Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlornen Schafen des Hauses Israel.[1] Noch hatte er den Hunden das Brod der Kinder nicht vorgeworfen;[2] noch hatte er nicht befohlen, auf die Straßen der Heiden auszugehn.[3] Nur ganz zuletzt befahl er auszugehn und auch die Heiden zu lehren und zu taufen,[4] weil sie nun bald den Tröster, den heiligen Geist, überkommen würden, der sie in alle Wahrheit leiten werde.[5] Und auch das gilt nur Jene. Denn wenn auch die Apostel, die zu Lehrern der Heiden bestimmt sind, erst selbst an dem heiligen Geist einen Lehrer erhalten sollen, so fällt ja das Suchet, so werdet Ihr finden! für uns um so mehr weg, die wir von den Aposteln die Lehre ohnedies erhalten sollten, welche die Apostel selbst von dem heiligen Geist erhielten. Alle Worte des Herrn, die durch die Ohren der Juden zu uns gekommen, sind zwar für Alle niedergeschrieben; doch da die meisten an gewisse Personen gerichtet sind, so können sie für uns die alte Kraft des Befehls eigentlich nicht haben, sondern nur nach Maaßgebung.

IX.

Ich verlasse aber diesen Posten nun freiwillig. Es mag Allen ohne Ausnahme gesagt sein: Suchet, so werdet Ihr finden! so muß doch auch hier der Sinn dem Steuer einer sichern Auslegung folgen. Keine göttliche Rede ist so schlaff und schwankend, daß man sich nur die Worte zu vertheidigen begnügen müsse, ohne den Sinn der Worte festsetzen zu können. Vor allen Din-

---

1) Matth. 15, 24. — A. d. H.
2) Matth. 15, 26. — A. d. H.
3) Matth. 10, 5. — A. d. H.
4) Matth. 28, 19. — A. d. H.
5) Joh. 16, 13. — A. d. H.

gen lege ich aber das zum Grunde, daß Christus schlechterdings etwas Bestimmtes und Gewisses müsse verordnet haben, was die Welt glauben und sonach suchen solle, damit sie es glauben könne, wenn sie es gefunden. Einer bestimmten und gewissen Verordnung aber läßt sich nicht bis ins Unendliche nachforschen. Man muß suchen, bis man gefunden hat, und glauben, sobald man gefunden hat. Endlich muß man auch bewahren, was man einmal geglaubt hat; und das ist's alle. Glaubst Du nun gar obendrein, daß nichts anders zu glauben ist, so ist ja auch nichts anders zu suchen, sobald Du das gefunden und geglaubt, was von Dem verordnet ist, der Dir nichts anders zu glauben befiehlt, als was er verordnet. Wem das bis jetzt noch zweifelhaft ist, dem soll es bald klar werden, daß das, was Christus verordnet hat, bei uns zu finden. In Zuversicht auf diesen Beweis will ich Einige nur hier in Voraus erinnern, daß weiter nichts zu suchen, als was sie schon geglaubt, und daß da ebendas sei, was sie suchen sollen, damit sie das Suchet, so werdet Ihr finden! nicht ohne Verstand auslegen.

X.

Der Verstand dieses Spruches aber beruht auf diesen drei Stücken: auf der Sache, auf der Zeit und auf der Weise. Der Sache nach ist zu erwägen, was zu suchen, der Zeit nach, wenn, und der Weise, wie weit. Also ist zu suchen, was Christus verordnet. Es ist zu suchen, wenn wir es noch nicht gefunden; es ist zu suchen, bis wir es gefunden. Nun haben wir es aber ja wol gefunden, wenn wir es geglaubt. Denn wie hätten wir es glauben können, wenn wir es nicht gefunden? Wie hätten wir es suchen können, wenn wir es nicht finden wollen? Darum suchen wir, um es zu finden; darum finden wir, um es zu glauben. Alles Suchen, alles Finden hört mit dem Glauben auf. Dieses Ziel wird durch die Frucht des Suchens selbst gesteckt. Diesen Graben hat Der selbst gezogen, welcher will, daß wir nichts anders glauben sollen, als was er verordnet hat, und sonach auch nichts anders suchen. Denn sollten wir deswegen, weil Andere andere Dinge verordnet haben, nur immer so lange fortsuchen, so lange noch etwas zu finden wäre, so müßten wir ja immer suchen und könnten nie glauben. Oder wo wäre denn das Ende des Suchens, die Ruhestätte des Glaubens, die Entsagung des Findens? Bei dem Marcion? Aber auch Valentinus ruft mir ja zu: Suchet, so

werdet Ihr finden! Also bei dem Valentinus? Aber auch Apelles dringt ja mit dieser Vermahnung in mich, und Hebion und Simon, und wie sie Alle nach der Reihe heißen, die sich bei mir gern einschmeicheln, die mich ihnen gern zum Sclaven machen möchten. Da ich also auf allen Seiten sein soll, um zu suchen und zu finden, kann ich nirgends sein; und das wollten sie gern, daß ich nirgends wäre, als ob ich es nicht bereits ergriffen hätte, was Christus angeordnet, was allein zu suchen, was allein zu glauben ist.

XI.

Man irrt ungestraft, sagen sie, wenn man nicht sündigt. Als ob irren nicht auch sündigen wäre. Alles, was ich sagen möchte, ist: Nur Der schweift ungestraft umher, der nichts verläßt. Wenn ich aber bereits geglaubt habe, was ich glauben sollen, und wähne, daß ich noch etwas Anders suchen müsse, so hoffe ich ja wol auch etwas Anders zu finden, welches ich auf keine Weise hoffen würde, wenn ich wirklich geglaubt hätte, was ich zu glauben schien, oder wenn ich nicht aufgehört hätte, es zu glauben. Indem ich also meinen Glauben verlasse, werde ich als ein Verleugner desselben befunden. Ich sage es noch einmal: Niemand sucht als Der, welcher entweder nichts gehabt hat oder verloren hat. Das Weib hatte von zehn Groschen einen verloren: also suchte sie. Sobald sie ihn fand, hörte sie zu suchen auf.[1]) Der Nachbar hat kein Brod: also klopft er an. Sobald ihm aufgethan wird und er bekömmt, hört er zu klopfen auf.[2]) Die Wittwe verlangte, bat, von dem Richter gehört zu werden, weil sie nicht vorgelassen ward. Kaum war sie gehört, und vorbei war dies Anliegen.[3]) Also hat es doch ein Ende, das Suchen, das Klopfen, das Bitten. Dem Bittenden wird gegeben, heißt es,[4]) dem Klopfenden wird aufgethan, und der Suchende findet. Was gilt's? nur darum sucht Einer immer, weil er nicht findet! Denn er sucht da, wo nichts zu finden ist. Was gilt's? nur darum klopft Einer immer an, weil niemals aufgethan wird! Denn er klopft an, wo Niemand ist. Was gilt's? nur darum bittet Einer immer, weil er niemals gehört wird! Denn er bittet von Dem, der nicht höret.

---

1) Luc. 15, 8. — A. d. H.
2) Luc. 11, 5 ff. — A. d. H.
3) Luc. 18. 2 ff. — A. d. H.
4) Matth. 7, 8. — A. d. H.

XII.

Und gesetzt auch, daß wir noch und immer suchen müßten; wie? bei wem sollten wir wol suchen müssen? Bei den Ketzern? bei denen Alles fremde, Alles unsrer Wahrheit entgegen ist? denen wir gar nicht zu nahe kommen sollen? Welcher Knecht erwartet sein Brod von einem Fremden? geschweige von dem Feinde seines Herrn? Welcher Kriegsmann nimmt Sold und Geschenke von Bundslosen?[1]) geschweige —

---

1) „Bundslose" = Nichtverbündete, lat. infoederati. — A. d. H.

Anmerkungen

zu dem Tertullian. de praescriptionibus.

C. 1.

Alles, was Tertullian in diesem und den folgenden Capiteln von den Ketzereien sagt, kann vollkommen auf die deistischen und naturalistischen Schriften angewendet werden, über deren Ausbreitung und Eindruck man sich so sehr wundert. Denn auch der Naturalismus gehört unter die Rotten, die prophezeiht worden und dazu bestimmt sind, ut fides habendo tentationem haberet etiam probationem.

C. 2.

Erogare könnte hier sehr wohl durch abfordern, nämlich aus diesem Leben, gegeben werden. Febris erogando homini deputata erinnert mich an die Fabel von den drei Botschaften des Tods, unter welchen sich ebenfalls ein Fieber befand. Lupus will erogatio durch Erschöpfung übersetzt wissen, „quia uti erogatio pecuniam, ita febris cruciatu exhaurit humanam substantiam.“

Auch von den gefährlichen Schriften, gegen welche unbesonnene Zeloten öffentlich predigen, gilt, was Tertullian von den Ketzereien sagt: „nihil valebunt, si illas tantum valere non mirentur,“ nämlich die schwachgläubigen Eiferer, die den Schaden, welchen dergleichen Bücher stiften, nicht genug bejammern zu können glauben. „Aut enim dum mirantur, *in scandalum subministrantur*.“ Leute werden zu ihrem Aergernisse damit be — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

---

[1]) Von den Schriften wider die Religion läßt sich sehr wohl sagen, was Tertullian von den Ketzereien sagt: „ad hoc sunt, ut fides habendo tentationem, haberet etiam probationem.“ Und von Denen, welche sich wundern und darüber ärgern, daß diese Bücher so gelesen werden, kann man ebenso recht sagen: „Vane et inconsiderate hoc ipso scandalizantur.“ Denn wahrlich auch diese Bücher wie die Ketzereien „nihil valebunt, si illos tantum valere non mirentur.“

---

1) Dies kleine Bruchstück hat Karl G. Lessing in „Lessing's Leben", II. S. 255, mitgetheilt. Verwendet hat Lessing diese Stelle des Tertullian auch im 3. Anti-Göze (Werke, XVI. S. 155). — A. d. H.

Manuscripta latina theologica in Folio.[1])

1. Coelii Lactantii Firmiani Opera in membrana.

Von allen Handschriften des Lactantius in unserer Bibliothek ist zu merken, daß sie Bünemann zu seiner Ausgabe (von 1739) nicht so brauchen können, wie er wol gewünscht, und daß er nur in einzelen Stellen sie nachsehen dürfen. (S. Bunem. Praefatio, no. 43, 47.) Wenn er aber sagt, daß die Codices aus der Gudius'schen Verlassenschaft hierher gekommen, so ist dieses nicht ganz richtig; denn der, welcher in dem Quartcatalogo unter Nummer 3 specificirt ist, ist zurückgeblieben.

Dieser Codex enthält die VII libr. Institutionum, die in den Ueberschriften durchgängig den Zusatz adversus gentes führen, welches ich nicht finde, daß es Bünemann sonst aus einem Manuscript angemerkt habe. Die Eintheilung in Capitel durch alle sieben Bücher ist die nämliche, die Bünemann mit römischen Zahlen angegeben hat, und zu jedem Capitel ist der Inhalt mit rother Tinte an den Rand geschrieben. Dergleichen Inhalte hat Bünemann ganz weggelassen. Zu den griechischen Stellen war in dem Texte Platz gelassen, die aber ebenfalls mit rother Tinte von einer etwas neuern Hand eingetragen worden, wovon jedoch eine lateinische Uebersetzung bereits von der ältern Hand, die den Text geschrieben hatte, an den Rand geschrieben war.

Auf die Institutiones folgen die Bücher De ira und De opificio

---

1) Lessing's Leben. Herausg. v. K. G. Lessing, II. S. 261—288. — A. d. H.

Dei vel formatione hominis, beide ohne alle Abtheilungen von Capiteln. Endlich schließt das Carmen de Phoenice (welches aber nicht des Lactantius, sondern des Claudianus [1]) seines ist) und von einer neuern Hand die Stelle aus dem zweiten Buche des Plinius von diesem Vogel.

Die Anfangsbuchstaben sind von Gold und illuminirt und der ganze Codex höchstens aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. Er scheint in Italien geschrieben zu sein, wie denn auch der Name Domini Andreae Gritti, welcher auf dem letzten leeren Blatte stehet, ohne Zweifel der Name eines seiner frühern Besitzer gewesen.

2. **Lactantii quaedam, quorum initia in membrana, maxima autem pars in charta scripta.**

Dieser Codex fängt an mit dem Buche De opificio Dei, in 21 Capitel abgetheilt, deren jedes seinen übergeschriebenen Inhalt hat. Am Ende aber findet sich noch ein anderer, etwas umständlicherer Inhalt aller 21 Capitel. Die Eintheilung in nur 20 Capitel beim Bünemann ist etwas verschieden.

Hierauf folgen die Institutiones, in ihre Bücher, und diese in ihre Capitel abgetheilt, meistens mit dem übergeschriebenen Inhalte, wie er in dem vorhergehenden Codice zu lesen. Die Institutiones führen hier gleichfalls den Zusatz: adversus gentes. *)

Endlich macht das Buch De ira den Beschluß, in 25 Capitel getheilt, mit überschriebenem Inhalt. **)

Und folglich enthält dieser Codex ebensowol die ganzen Werke des Lactantius als der vorhergehende, indem ihm ebenfalls nicht mehr als das Epitome Institutionum und das Buch De mortibus persecutorum fehlen, welche erst in neueren Zeiten Pfaff ***) und Baluzius in bisher noch einzigen Manuscripten der Königl. Turinischen und der Colbertinischen Bibliothek zu Paris entdeckt haben.

---

*) Die griechischen Stellen sind nicht eingeschrieben, aber die lateinische Uebersetzung findet sich gleichfalls am Rande von der nämlichen Hand.

**) Die Bücher folgen also in diesem Codice sehr gut, nämlich so, wie sie nach einander geschrieben sind. S. Hamberger.

***) Nur vollständig, mit dem fehlenden Anfange. Denn das Meiste davon war schon längst vor ihm bekannt und gedruckt.

1) Der Presbyter Claudianus aus der Diöcese von Vienne († um 470) wird als Verfasser verschiedener Gedichte genannt. Namentlich berühmt ist sein Hymnus „De passione Domini“ mit den Anfangsworten: „Pange, lingua gloriosi“. — A. d. H.

Die Pergamentblätter dieses Codicis finden sich eben nicht zum Anfange der verschiedenen Bücher, sondern sind durch das Ganze ohne Ordnung zerstreut. Der papierne Theil ist sehr schönes weißes und starkes Papier, welches einen Buchstaben zum Zeichen hat, der entweder ein p oder b ist, so wie er rechts oder verkehrt steht.

Das Ganze ist durchgehends auf gespaltenen Columnen geschrieben und schwerlich wol älter als aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts. Zum Ende hat der Schreiber folgende vier schöne Zeilen angehängt:

Ut laetus ponti spumantis navita lymphas
Munere congaudet summi tranasse potentis,
Sic sacro calamo scriptor sulcasse libellos
Rhetoris egregii nomen Lactantii est cui.

3. Lactanti nonnulla. In membrana.

Dieser Codex, wie schon angemerkt, ist nicht in unsere Bibliothek gekommen. Dafür will ich sogleich die andern Codices Lactantii mitnehmen, die in derselben vorhanden.

Erstlich also ein chartaceus unter den Gudianis in Folio, no. 71, den ich in dem gedruckten Verzeichnisse in 4to nicht finde, und der also ohne Zweifel für diesen fehlenden wird mitgekommen sein. Er enthält aber nur die Institutiones und ist, wenn er alt ist, aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts.

Zweitens ein membranaceus in Quart, in dem gedruckten Quartcatalogo, no. 24. p. 546, nach unserer Zahl aber 240 Gud. Dieser enthält vom Lactantius:

1. das Buch De ira, gleichfalls in 25 Capitel (also anders abgetheilt als beim Bünemann, der nur 23 zählt), mit ihrem vorgesetzten Inhalte. Voran stehet von der nämlichen Hand folgende sehr vernünftige Erinnerung.

„Quicunque hunc pulcherrimum Lactantii librum legis, sic sobrie legendum esse curaveris, ut non omnia de Dei ira dicta credas esse approbanda, sed ducem ac praeceptorem habeas beatum Augustinum, qui in ejus Enchiridio ait: Cum autem Deus irasci dicitur, non ejus perturbatio significatur, qualis est in animo irascentis hominis, sed ex humanis motibus translato vocabulo vindicta ejus, quae non nisi justa est, irae nomen accipit.“

2. Das Buch De Dei opificio nach der Eintheilung des Codicis

no. 2 in 21 Capitel, mit den nämlichen Ueberschriften derselben; gleichfalls doppelt, wovon die zweiten Πιναξ ἐπερος in Lactantium heißen.

3. Das Gedicht des Lactantius De Phoenice, dem das Gedicht des Claudian's ähnlichen Inhalts und die Stelle aus dem Plinius beigefügt sind.

4. L. C. Lactantii Firmiani De sacratissima resurrectione Christi versus.

Ist das Gedicht De Pascha, in der Bünemannischen Ausgabe p. 1515, welches aber wol mit mehrerem Grunde dem Venantius Fortunatus[1]) zugeschrieben wird, unter dessen Gedichten es sich auch lib. III. c. 7 befindet.

Das Sonderbare unserer Handschrift ist, daß das Gedicht sich mit dem 39. und 40. Verse anfängt:

Salve festa dies, toto venerabilis aevo,
Qua deus infernum vicit et astra tenet,

worauf Alles in seiner Ordnung folgt, bis auf den 100. Vers, mit welchem es schließt, so daß es von den noch folgenden zehn Versen, die wegen des Aspera gens saxo Auslegens bedurft haben, nichts weiß, die also wol ein fremder und späterer Zusatz sein könnten.

Das Alter dieses Codicis ist zu Ende des Buchs mit den Worten angegeben: III. Non. Jan. MCCCCXXXIII, und dieses Datum ist nur deswegen merkwürdig, weil durchgängig der Schreiber das lange ſ zum Schluß der Worte gebraucht hat und kein kleines s kennet, welches sonst von Neuern für das Merkmal eines höhern Alters angegeben wird.

Drittens ein chartaceus in Folio, unter unsern Augusteis no. 6. 7. Er enthält 1. die libros Institutionum, in ihre Capitel abgetheilt mit deren Inhalt. Das 7te Buch ist nicht De vita beata, sondern De divino prooemio zu Anfange überschrieben, zu Ende aber heißt es De divino prooemio i. e. beata vita et ultimo futuro judicio ad Constantinum Imperatorem, daß also wol die gewöhnliche Ueberschrift die Glossa sein könnte. 2. De opificio Dei, gleichfalls in 25 Capiteln nebst den Ueberschriften, die auch hier gedoppelt sind, wie sie in den angegebenen Codicibus vorkommen. 3. De ira Dei, ebenfalls in 25 Capiteln mit den Aufschriften.

---

1) Venantius Fortunatus, gebürtig aus Italien, lebte in Frankreich und war seit 599 Bischof von Poitiers († um 609). Er war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller und einer der namhaftesten kirchlichen Dichter seiner Zeit. — A. d. H.

4. De resurrectione Christi versus, welche auch hier mit dem 39. Verse anfangen, Salve festa dies, und die letzteren zehne nicht haben. 5. Versus de Phoenice, dem ebenfalls noch das Gedicht des Claudian's und die Stelle aus dem Plinius beigefügt sind, mit noch andern ähnlichen Stellen aus den Metamorphosen des Ovidii und einer italienischen aus dem Dante.

Aus letzterer Stelle ist nicht unwahrscheinlich zu vermuthen, daß der Codex in Italien geschrieben worden, etwa um 1400. Das Papier ist schön weiß und stark und hat ein Zeichen, welches einem Crucifix, das in einen Zirkel eingeschlossen ist, ähnlich sieht.

Viertens ist das Gedicht De resurrectione noch in einem chartaceo, unter den Augusteis no. 33. 1 bald zum Schlusse zu finden, wo es gleichfalls ebenso anfängt und aufhört.

4. B. Ambrosii Mediolaniensis Hexameron in membrana.

Der Charakter dieses Codex ist ganz gothisch, und er kann höchstens aus dem 14ten Jahrhunderte sein. Wenn noch. Vor jedem Buche ist das darin abgehandelte Tagewerk in einem kleinen Bilde vorgestellt, das Gold und helle Farben genug hat. Was ich darin gelesen habe, ist sehr incorrect.

5. B. Hieronymi Epistolae elegantissime scriptae. In membrana.

6. Hieronymi Epistolae. In membrana.

7. Hieronymi Epistolae et alia quaedam opera. In membrana.

Dieser Codex muß nicht mit in unsere Bibliothek gekommen sein.

8. Hieronymus in Epistolas Pauli ad Ephesios et Galatas. In membrana.

Von wem und wenn dieser Codex geschrieben worden, davon findet sich auf dem Blatte einige Nachricht. Oben nämlich steht mit kleiner Schrift: Hoc ego Richmundus feci, Clementis alumpnus. Scripsi devote Horberto (oder Norberto) patre jubente. Und darunter mit größerer Schrift einer andern Hand: Liber conventus Monasterii Clementis in Iborgh Ordinis S. Benedicti. Iborgh aber ist ein kleiner Ort in Westphalen, im Stifte Paderborn, der jetzt Dreiburg oder Driburg heißt. Es kömmt also nur darauf an, zu wissen, wenn ein Abt Horbert oder Norbert

7 *

daselbst gelebt hat. Der Codex müßte wenigstens aus dem Anfange des 14ten Jahrhunderts sein, wenn es wahr ist, was in der Staats- und Reisegeographie steht (VIII. p. 538), daß das Schloß an Triburg nebst dem dabei gestandenen Kloster schon seit 1340 wüst gelegen.

9. D. Aurelii Augustini De sermone Domini in monte libri. II. ib. Johannes Cassianus de sexto vitio principali, quod Graeci Ἀδικιαν vocant. III. Ivonis Canonici regularis et Carnutensis Episcopi de statu vitae suae Epistola. IV. Ejusdem Epistola ad Rainaldum. V. Rainaldi Responsio ad praecedentem Epistolam. VI. Ejusdem defensio in alia causa, in membrana.

Erst muß ich von diesem Codice überhaupt anmerken, wem er ehedem gehört. Es steht nämlich unten auf der ersten Seite: Iste liber est St. Genovevae Parisiens.; quicunque eum furatus fuerit vel titulum istum deleverit, anathema sit. Amen.

1. Die Bücher des Augustinus De sermone Domini in monte stehen Tom. III. Parte II. der Benedictiner Ausgabe, und deren Text möchte wol schwerlich daraus zu verbessern sein. Ueber die wenigen darin vorkommenden griechischen Worte ist die Aussprache Buchstabe für Buchstabe lateinisch geschrieben.
2. ist ein bloßes Stück des Cassianus, nämlich die sieben ersten Capitel des 10ten Buchs De institutis Coenobiorum, welches 10te Buch de spiritu Acediae handelt. Also sollte es nicht ἀδικια sondern ἀκηδια heißen, welches etwas ganz Anders ist. Dem Wort nach ist ἀκηδια so viel als Sorglosigkeit, Verdrossenheit aber drückt es näher aus, und wenn man alle Symptomata zusammennimmt, die Cassianus davon angiebt, so war es eine Art von Hypochondrie, welche die Mönche und Eremiten gemeiniglich circa horam sextam überfiel, das ist gegen Mittag: „nimirum, dum circa meridiem inedia et labore fatigati, adhuc tribus horis, nempe ad nonam usque pomeridianam, cibum expectarent, abstinentes plerique, infirmiores, non item, quos Acedia superabat. Inde terrorem, dolorem ac vertiginem illis fuisse generatam,“ sagt Alardus Gazaeus in seinem Commentar über das Werk des Cassianus.
3. Ein ungedruckter Brief des Ivo, zu Folge der Anmerkung, die Gudius an den Rand geschrieben: Epistola haec ἀνεκ-

δοτος, neque dubium, quin sit Ivonis Carnotensis Episcopi et regularis Canonici, etiamsi inter editas ejus non extat.

Er ist allerdings nicht unter den Briefen zu finden, wie sie in der Ausgabe des Fronto von den sämmtlichen Werken des Ivo (v. 1647, Fol. Parisiis, 70. 39. Th. X) vorkommen. Es müßte aber doch auch erst nachgesehen werden, ob ihn nicht etwa Dacherius oder Mabillon oder Muratori, welche einzelne Briefe des Ivo herausgegeben, schon bekannt gemacht. S. Hamberger, IV. p. 72.

Fronto, der Herausgeber der sämmtlichen Werke, war Canonicus regul. St. Genovevae Paris. Und unser Codex, wie angezeigt, gehörte ehedem diesem Kloster. Er mußte also wol zu den Zeiten des Fronto schon abhänden gekommen sein, sonst würde ihn Dieser ohne Zweifel sowol dieses als der nachfolgenden Stücke wegen genutzt haben. (Gudius war gegen 1660 zu Paris.)

Der Brief fängt an: Cum nuper Aurelianis de vita trium nulla colloqueremur, te ipso occasionem dante etc. — und endet sich: et ne formides si dura tibi vaticinetur Agabus.

4. Ein Brief des Ivo, unter den gedruckten in den sämmtlichen Werken der 256., an den Bruder Rainald, welcher dies Kloster verlassen und ein Eremit werden wollte. Aber nun folgt
5. die Antwort des Bruder Rainald's darauf, welche nicht gedruckt ist und sich anfängt: Diu dubitavi epistolae tuae multo melle pariter absinthioque aspersae respondere, und sich schließt: ubi plenius praecepta dominica adimplere potuerit. Vale. Und hierauf endlich folgt
6. ohne alle Ueberschrift ein neuer Absatz, welcher sich anfängt: Quia relicta saepius coenobii talium fratrum societate, — und schließt: brevibus ecclesiarum claustris includi? sum. Und zu diesem Zusatze hat Gudius an den Rand geschrieben: Ejusd. Rainaldi de eadem re disquisitio alia itidem ἀνεκδοτος. Also de eadem re, nicht de alia causa, wie der Catalogus sagt.

11. Aurelii Prudentii Opera. In membrana.

Eine Handschrift vom Prudentius in Fol. ist in unserer ganzen Bibliothek nicht. Auch weist unser Verzeichniß bei dieser Nummer auf einen Band in Octav, n. 202., welcher Prudentii opera enthält auf Pergament; er ist aber von vorn herein defect und fängt mit der 44sten Zeile des 4ten Hymnus der Cathemerinon an:

Nil est dulcius ac magis saporum.

Die Hymni Cathemerinon hören mit dem 10ten auf, bei dessen Schlusse ausdrücklich steht: Finit liber, qui praetitulatur Cathemerinos grece, cotidianus latine; es fehlt also der 11te und 12te.

Hierauf kommt: Liber Peristephanon, aber ohne die Vorrede. Die Hymni folgen auch nicht in der nämlichen Ordnung, z. E. der XI. in der Ausgabe des Weizii, In honorem Quirini, ist der dritte. Zum Schlusse der Peristephanon kommen die zwei folgenden Hymni der Cathemerinon.

Sodann die Apotheosis, Hamartigenia, Psychimachia.

In dieser findet man die 27 ersten Verse doppelt, und zu Anfange der erstern stehet:

Aurelius Prudens virtutum praelia Clemens
Cum viciis cecinit, metrica scolasticus arte.

Zu Ende dieses Gedichts liest man die Zeilen:

Hic libri statuit metam Prudentius auctor
Laudans virtutes, quas sanctos decet habere,
Excutiensque pius de mentibus vicia cuncta.

Ferner folgen die zwei Bücher contra Symmachum und endlich das Diptychon, vor welchem an zwanzig Zeilen stehen, zu denen Gudius an den Rand geschrieben: Non est in editione Theodori Pulmanni; und in Weizii Ausgabe (von 1618) stehen sie auch nicht. Sie fangen an:

Immolat deo patri pius, fidelis, innocens, prudens
dona conscientiae, quibus beata mens habundat intus. *)

Hinten an dem Diptychon sind noch folgende Stücke: eine Anmerkung über die 10 Namen Gottes im Hebräischen, „quae quisquis super se habuerit, nec in aqua, nec in armis unquam peribit,“ und ein Lobgedicht auf die Jungfrau Maria, welches anfängt:

Hos in laude tua cano versus Virgo Maria
Atque Dei genitrix tali cognomine felix etc.

Der größte Theil davon ist verloschen.

---

*) Ich finde nun, daß diese Zeilen die fehlende Vorrede zu dem Briefe Peristephanon sind, die auch in einem andern Codice des Prudentius, welcher sich unter den Augusteis befindet, ebenfalls an diesem Orte stehen. Wie man sie aber beim Weizius an jenem Orte findet, so werden sie wol auch in Pulmann's Ausgabe daselbst stehen, nur daß Gudius dieses nicht bemerkt hatte.

Dieser Codex gehörte ehedem Bernhard Rotterdorfen. Er scheint aus dem 13ten Jahrhunderte zu sein und hat fast durchgängig Glossen zwischen den Zeilen am Rande.

12. Gregorii M. Epistolarum lib. XII. In membrana.

In der Ausgabe der Benedictiner (von Paris 1705, vier Bände in Fol., in welcher die Briefe in dem zweiten Bande stehn) sind die Briefe in 14 Bücher eingetheilet. Aber man glaube nicht, daß dieser Codex etwa die sämmtlichen Briefe oder doch wenigstens die 12 ersten Bücher in sich begreife. Er enthält bei Weitem nicht die Hälfte derselben und ist am Ende defect.

Das erste Buch Indiction. IX. hat zwar auch 85 Briefe, die aber weder nach der alten noch nach der von den Benedictinern bestimmten Ordnung auf einander folgen.

Hierauf kommen 78 hinter einander numerirte Briefe, die mit den ersten zweien des zweiten Buchs Indiction. X. anfangen, welches 2te Buch aber nur 34 Briefe bei den Benedictinern enthält.

Und endlich folgen 41 Briefe, die gar nicht numerirt sind, wovon der letzte der 60ste Brief des 6ten Buches ist, an den Eulogius, Bischof zu Alexandria, welcher sich anfängt: Mater et custos bonorum omnium charitas. Darauf kommen die ersten Zeilen eines Briefes, der anfängt: Quamvis fraternitatem vestram bonis esse intentam operibus —

Ein ebenfalls unvollständiger Codex von des Gregorii Briefen, welcher mit dem 8ten Buche anhebt, ist unter den Weißenburgischen Msct., no. 71, der 293 Briefe enthält, die aber gar nicht numerirt sind. Beide Codices wird sich vielleicht der Mühe lohnen, bei mehrerer Muße Brief für Brief zu conferiren. Ein weit besserer und älterer Codex aber von den Epistolis Gregorii, in welchem sie sämmtlich in 2 Bücher vertheilt sind, ist unter den Augusteis no. 75, welche Eintheilung darum merkwürdig ist, weil die Benedictiner in ihrer Vorrede zu den Episteln sagen: Etsi enim nonnulli sunt Msti. codices, in quibus absque ulla librorum distinctione laudatae repraesentantur epistolae, nulli tamen occurrerunt nobis, qui eas in libros dividendo in pauciores quam quatuordecim partiantur.

Doch sehe ich nun aus dem gleich darauf Folgenden, daß dieses die Epistolae decretales Gregorii sind, welche der Papst Hadrianus aus allen ausziehen und in zwei Bücher vertheilen lassen. Der Weißenburgische Codex fängt bei dem 2ten Buche dieser Decretalium an.

[1]) Papst Gregorius I., zugenannt der Große, bestieg den päpstlichen Stuhl 590, den 3ten September, und starb den 12ten März 604, nachdem er also 13 Jahre, 6 Monate und 10 Tage regiert hatte.

Die Briefe, welche er während seiner Regierung in Geschäften des Stuhls geschrieben, hatte er fleißig nach den Jahren gesammelt, und er starb also, ehe er das 14te Jahr derselben vollendet hatte.

Dieses bezeugt Johannes Diaconus, welcher sein Leben in 4 Büchern beschrieben, das er Johann VIII. zugeeignet (also zwischen 872—882), aber lib. IV. §. 72 schreibt:

„Licet Longobardorum perfidia saeviente, post Ezechielis tractatus ab expositione librorum destiterit, ab exponendis tamen epistolis, quamdiu vivere potuit, nunquam omnino cessavit, quarum videlicet tot libros in scrinio dereliquit, quot annos advixit. Unde quartum decimum epistolarum librum septimae indictionis terminum non peregit.“

Die Benedictiner, welchen wir die neueste Ausgabe der Werke dieses Papstes von 1705, in 4 Folianten, zu danken haben, hatten also Recht, die Briefe desselben, welche bisher nur in 12 Bücher abgetheilt waren, nach dieser genauern Eintheilung in 14 Bücher der Zeitfolge nach zu ordnen.

Aber Johannes Diaconus fährt nach angezogener Stelle fort:

„Ex quorum multitudine primi Hadriani Papae temporibus quaedam epistolae decretales per singulas indictiones excerptae sunt et in duobus voluminibus, sicut modo cernitur, congregatae.“

Dieses bekräftiget Sigebertus Gemblacensis, De script. eccles., cap. 79, wenn er schreibt:

„Adrianus Papa libros epistolarum primi Gregorii Papae abbreviavit et utiliora quaeque decerpens tredecim libros ad duos redegit.“

---

1) Die folgenden Notizen sind in „Lessing's Leben“ (II. S. 279) unter dem besondern Titel mitgetheilt: „Von des Papstes Hadrian's des I. Auszuge aus den Briefen Papst Gregorius' I.“ Dieser Titel rührt aber ohne Zweifel nicht von Lessing her, sondern von seinem Bruder. Wir geben daher mit Lachmann auch diesen Notizen die allgemeine Ueberschrift: „Manuscripta latina theologica in Folio“; denn sie beziehen sich offenbar auf ein in der Wolfenbüttler Bibliothek befindliches Manuscript der Briefe Gregor's I. — A. d. H.

Desgleichen Trithemius cap. 254. de Sc. Eccl.: „libros XIII epistolarum S. Gregorii Papae abbreviavit in duos, utiliora decerpens."

Liber Primus.

1. Venantio, Lunensi Episcopo, scripsit, ut subsidium a se missae Abbatissae et adjutorium in omnibus praeberet. X. 43.
2. Cyridano, qui censum sitonici, quod in horreis ecclesiae susceptum fuerat, restituere jubebat et in speciem praeparare, omnino interdixit sub hujusmodi dispendio ecclesiam subjacere. . . . . XII. 34.
3. Theodoro Curatori de susceptione conjugis Johannis Praefecti urbis. . . . . X. 6.
4. Mariniano, Episcopo Ravennatis, de eadem Johannis conjuge benigne suscipienda. . . . . . . X. 7.
5. Romano Defensori Vitum quendam collaudat quem in Defensorum scola praesentare voluit. . . . XI. 39.
6. Fantino Defensori injungit causam, ut habitam inter Maurentium, Magistrum militum, et Victorem, Panormitanum Episcopum, determinaret. . . . . . XII. 4.
7. Savino Subdiacono mandat, ut adjutorium Preculo Episcopo ad suam ecclesiam revertenti praeberet. . XIII. 24.
8. Anthemio Subdiacono de pecunia quae apud Benenatum Episcopum remansisse dicebatur, quam pro construendo susceperat, perquirere praecepit. . . . IX. 51.
9. Per Sabinum Subdiaconum Palumbum Episcopum eo quod res vel ministeria ecclesiae remisse servaverit clementer arguit. . . . . XII. 26.
10. Vituli Defensori per Bonifacium Notarium scripsit, ut in utilitatem Parochiae Barbaricina mancipia comparari debuisset. . . . . XI. 23.
11. Maurencium Magistrum militum oratur, ut Arogi Duci suaderet, ut Savino Subdiacono ad deducendas S. Petri ecclesiae trabes opem ferret. . . . . . . XII. 20.
12. Gregorio Expraefecto scripsit, ut solatium Salvio Subdiacono ad deducendas trabes supradictas praestaret. XII. 22.
13. Arogi Duci mandat, ut solatium Savio Subdiacono ad deducendas ad mare easdem trabes exhiberet. . XII. 21.
14. Stephano injunxit auxiliari Savio Subdiacono in jam dicto negotio. . . . . XII. 23.

15. Romano Defensori commendat, ut Petrum, quem ipse Defensorem fecerat, qui de massa juris Romanae ecclesiae fuerat, admoneret, ne filios suos alicubi in conjugium, nisi in ea massa de qua fuerat, sociare non praesumeret. XII. 25.
16. Savino Subdiacono ut causam quam Clerus Regitanae ecclesiae contra Episcopum suum habere questus est, cum aliis reverendissimis viris diffiniret, praecepit. . IX. 47.
17. Romano Defensori injungit, ut Laurentio de pecunia quam Bonifacius reliquerat, satisfacere deberet. . XII. 15.
18. Mariniano Episcopo Ravennae suadet, ut Maurentio vel missis suis adjutorium ferri deberet. . . . XII. 5.
19. Hilario Notario, navem in qua Vitulis navigarat Deo datae Abbatissae transmissam esse, innotescit atque ei praecipit, ut eam ab omni onere vel angaria, ac si sua fuisset, l. exc. accurreret. . . . . X. 67.
20. Theodoro Curatori scribit, ut Maurentii Magistri militum missis solatium ferre deberet. . . . XII. 6.
21. Paulino, Proculo, Palumbo, Venereo ac Marciano Episcopis injungit, ut inter Bonifacium Episcopum et Clerum suum causas habita summa aequitate discuterent perscrutataque sibi diligenter innotescere jussit. . . . IX. 48.
22. Anastasium Antiochenum pro rectae fidei tenore collaudat; fundamentum unum esse Christum secundum apostolum commemorat, ipsum vero pastorem esse, per hostium, id est Christum, ingreditur, ostendit; exemplum Jacobi servientis inducit pro vita piissimi Imperatoris, qui haereticorum ora conclusit, orandum esse innotuit; exemplar primae Ephesinae ecclesiae, ut inviolata permaneret, inquirere jubet eosque qui per praemia ad sanctum ordinem pervenerint, errorem Symoniacae haereseos incurrere manifestat. IX. 49.
23. Anthemio Subdiacono permandat, ut Matthaeo Scholastico XII. dare solidos festinaret. . . . . XII. 2.
24. Bonam Abbatissam ad possidendam ecclesiam, quam Johannes Presbyter construxit, clementer invitat. III. 37.
25. Venantio, Episcopo Lunensi, scribit, ut Agrippino Presbytero Ferolano quaedam debita ad reparationem ecclesiarum solvere procuraret. . . . . . X. 44.
26. Anthemio Subdiacono Campaniae praecipit, ut Gallo Manclero, qui pro susceptione servi publici juris in monasterium constrictus erat, auxilium praestaret.

27. Romano Defensori injungit, ut Fausto res suas, quae a Syracusanae ecclesiae actionariis subtractae erant, ejus, cujus fuerant, dominio reformaret. . . . . XI. 47.
28. Johanni, Episcopo Syracusano, de ejusdem Fausti rebus violenter ablatis. . . . . XI. 42.
29. Pulcherrimum exhortatorium ad Secundinum, servum Dei, in quo dulcedinem epistolae illius collaudat; infirmitatis suae et curarum secularium molestiam inducit; vitam solitariam ducentes frequentioribus inimici jaculis patere denunciat; mentem poenitentis ad mala transacta cogitando, recurrendo sub cicatricis specie partim exponit; St. Leonis Papae fidem et sanctam Chalcedonensem synodum Orientis ecclesias custodire fortiter eumque salubriter sub specie Moysis supra petram salutis in unitate catholicae ecclesiae producit, animum autem perversorum hominum, qui tria capitula in sancta synodo refutabant, accusat, epistolam vero quae in fine synodi adjacebat, quae Nesbrium defendere nitebatur et S. Cyrillum refutabat, auctoritate sanctae synodi damnat; quaestionem utilem de animabus parvulorum, qui sine baptysmo moriuntur, introducit, sequiturque salutatio ipsius ad eundem venerabilem virum. . . . . IX. 52.
30. Romano, Defensori Siciliae, scribit, ut solatium quibusdam de Histriae partibus suum Episcopum in Sicilia requirentibus praeberet et eundem Episcopum ad se venire volentem cum suo adjutatorio destinaret. . . . IX. 94.
31. Andreae Scholastico suggerit, ut Castorio Cartulario ab eo misso solatium in omnibus ferat. . . ; V. 45.
32. Habitantes insulam Capraeacam*) qui pertinaciam schismatico**) collaudat, introducens vigilantiam domini super electos et titubantis palmatis in radice fidei, permanentis virentiam exponit. . . . . . . IX. 97.
33. Pro Basilio, qui Isticorum schisma contempserat, eumque ut Castorio Cartulario subsidium praestet, ammonet. V. 46.
34. Desiderio Episcopo Pancratium Diaconum commendat, suadens ei, quamvis suae ecclesiae militare debuerat, ne illum a Monachi proposito segregaret, sed patria ammonitione, ne a sancto voto tempesceret, roboraret. . . XII. 35.
35. Marcellinum, Proconsulem Dalmatiae, eo quod de causa

---

*) i. e. insula Capreae.
**) f. l. Schismaticorum refutarunt.

Maximi et exspoliatione illius mali auctor extiterit, acrius corripit, asserens, suam relationem (l. relaxationem) vel gratiam ita sibi prodesse, si prius domino pro talibus gestis satisfacere per poenitentiam contenderet. . . IX. 5.

36. Maurentium, Magistrum militum, hortatur, ut, si alii navigarent, cujusdam etiam Domitii filium navigare permitteret. XII. 26.

37. Gulfarem, Magistrum militum, pro zelo catholicae fidei cum gratiarum actione salutat, hortans eum, ut infatigabiliter pro animarum lucris in unitate ecclesiae a Schismaticorum errore quantos poterit revocaret, confirmansque, pro hoc labore deum et felicitatem praesentis vitae et gaudia aeterna concessurum. . . . . IX. 93.

38. Mastaloni quoque grates refert, quod pro unitate sanctae Ecclesiae fideliter desudaret, eumque ne in hoc forte deficeret paterna ammonitione corroborat; talenti absconditi et erogati exemplum inducit; studii, quod coeperat fructum, fine carere denuntiat; ad ultimum Theodosium ejusdem certaminis cooperatorem collaudat. . . . V. 47.

39. Maurentio Theodorium commendat, suggerens ei, ut eum a murorum vigiliae pondere levigaret. . . IX. 73.

40. Anthemio Subdiacono Campaniae scribit, ut Benenatum Episcopum cum accusatoribus ad eum subceleriter destinaret, ut causas ipsius districta inquisitione discuteret. IX. 50.

L. II. Dieser Brief, wie die Benedictiner sagen, kömmt nur in wenigen Manuscripten vor. Das streitige Bilannorum heißt in unserm Codice deutlich Bricinorum. XII. 20.

25. Diesen Brief, welchen die Benedictiner Libr. X. indict. III. haben, setzet unser Codex ausdrücklich mense Maji Indictione II.

29. Es ist ein gutes Zeichen für unsern Codex, daß diesem Briefe, welcher bei den Benedictinern der 52. des IX. Buchs ist, die zwei verdächtigen Stücke gänzlich fehlen, das nämlich De clericis lapsis und das De imaginibus.

Wiclef.[1]

Henric de Knygthon, De eventibus Angliae lib. V., unter dem Jahre 1382, sagt, daß Wiclef zuerst die Bibel ins Englische übersetzt habe, wenigstens das Neue Testament:*)

Hic Magister Joh. Wyclef Evangelium, quod Christus contulit clericis et Ecclesiae doctoribus, ut ipsi Laicis et infirmioribus personis secundum temporis exigentiam et personarum indigentiam cum mentis eorum esurie dulciter ministrarent, transtulit de Latino in Anglicam linguam, non angelicam.

Die Wiclef'sche Uebersetzung des N. T. ist auch wirklich im Druck erschienen, aber erst 1732, da sie John Lewis in Fol. herausgegeben.

Ist die alte englische Bibel, die wir im MS. haben, die aber auch das A. T. enthält, älter oder neuer? oder ist es Wiclef's selbst, aus dessen Zeiten die Schrift zu sein scheint?[2])

---

*) Hist. Anglicanae script., p. 2644.

1) Lessing's Leben, II. S. 259 f. — A. d. H.

2) Die von John Wiclif, dem berühmten englischen Reformator, und auf seine Veranlassung von mehreren Andern (besonders Nicolaus von Hereford) veranstaltete Uebersetzung der h. Schrift aus der Vulgata ins Englische fand namentlich in der um 1400 vollendeten Ueberarbeitung John Purvey's, eines vertrauten Freundes von Wiclif, eine sehr weite Verbreitung. Noch heute existiren circa 150 Handschriften dieser Ueberarbeitung. Auch das von John Lewis (1731 f.) herausgegebene Neue Testament enthält nicht die ursprüngliche Uebersetzung Wiclif's, sondern die des John Purvey. Wiclif's ursprüngliche Uebersetzung des Neuen Testaments ist zuerst im Jahre 1848 durch Lea Wilson herausgegeben (Lond. in 4°). Zwei Jahre später ist die ganze Bibelübersetzung Wiclif's zum ersten Male herausgegeben durch J. Forschall und Fr. Madden (Oxford 1850, 4 Bde. in 4°). — A. d. H.

Vom Arianismus,

zu Folge einer Abhandlung des Hrn. D. Töllner's[1]) nämlichen Inhalts.[2])

Wie sehr der Arianismus[3]) in der englischen Kirche um sich gegriffen und noch um sich greift, ist bekannt. Ebenso bekannt ist es, daß er sich auch in die Lutherische Kirche neuerer Zeit eingedrungen. Wie sehr er sich aber von Tag zu Tage darin weiter verbreiten müsse, ist weniger aus den freimüthigen dürren Bekenntnissen seiner Anhänger, womit noch die Meisten vors Erste an sich zu halten ihre kleine Ursachen haben, als aus der so sanften Klugheit zu schließen, mit welcher sich zum Theil auch die orthodoxen Gottesgelehrten gegen diesen Lehrbegriff erklären zu müssen glauben, indem sie behaupten oder zu behaupten das Ansehn haben wollen, daß er den Grund des Glaubens im Geringsten nicht betreffe und bei Weiten so schädlich nicht sei, als er von allen Eiferern ausgegeben worden. Ich will nicht sagen, daß diese Klugheit aus Menschenfurcht entstehe, oder aus eitler Begierde, Allen Allerlei zu werden, entspringe, oder zu der man sich aus Noth gedrungen zu sein glaubt; in allen diesen Fällen würde es eine sehr kriechende, verächtliche, kurzsichtige Klugheit, kurz, die Klugheit eines Betriegers sein, welches Verdachts ich mich gegen keinen Menschen in der Welt schuldig machen will. Sondern es ist ganz gewiß wahre, gut gemeinte Klugheit; es ist die Klugheit

---

1) Joh. Gottlieb Töllner (geb. 1724 in Charlottenburg, gest. 1774 als Prof. der Theologie in Frankfurt a. O.), ein ziemlich fruchtbarer theologischer Schriftsteller, ist für die rationalistische Umgestaltung des orthodoxen Lutherischen Systems nicht ohne Bedeutung. — A. d. H.

2) Theologischer Nachlaß, S. 235 f. — A. d. H.

3) D. h. der Antitrinitarismus. — A. d. H.

eines Arztes, welcher, wenn sich die Pest zeigt, um das die Ansteckung befördernde Schrecken der Gesunden und die Aufgebung der Kranken zu verhüten, es so lange als noch möglich durchaus nicht Wort haben will, daß es die Pest ist, ob er schon insgeheim seine Mittel und Vorkehrungen darnach einrichtet.

In diesem Gesichtspunkte betrachte ich wenigstens die Abhandlung des Herrn D. Töllner's, dessen Lob als eines scharfsinnigen und kaltblütigen Untersuchers theologischer Wahrheiten so allgemein ist, daß mein Widerspruch es ebenso wenig zweifelhaft machen kann, als meine Einstimmung es zu bestärken braucht. Aber ebendarum, weil er ein so scharfsinniger und kaltblütiger Untersucher ist, sei es mir erlaubt, hinter seinen Aeußerungen mehr zu vermuthen, als die bloßen Worte zu sagen scheinen, und zu glauben, daß er völlig in dem Geiste des vorgedachten klugen Arztes redet und handelt. Denn obgleich dieser aus der hervorbrechenden Pest nur ein bösartiges Fieber, höchstens eine kleine überhingehende ansteckende Krankheit macht, so unterläßt er doch darum nicht, seine Mittel, die er dem Kranken verschreibt, seine Vorkehrungen, die er gegen die weitere Verbreitung des Uebels macht, seine Rathschläge, die er den Gesunden ertheilet, so einzurichten, als ob es — — — — — — — — — —

Ueber den Arianismus
von
Philalethes dem Mittlern.
Zu Folge Herrn D. Teller's Antithesen.[1])

Vorrede.

Ich bin aus dem Geschlechte der Philalethes, von welchen man zwei Brüder ganz neulich aus den Antithesen des D. Teller's hat kennen lernen. Wir sind der Brüder sieben, und ich bin der Mittelste von ihnen. Ich glaube nicht, daß eine drolligere Familie unter der Sonne ist, als wir sieben Brüder zusammen ausmachen. Wir zanken uns alle Tage, und doch können wir ohne einander nicht leben. Immer verlassen wir uns in dem äußersten Zorne, aber immer bringt uns die Liebe wieder zusammen. Unser jüngster Bruder, der noch ein Wenig muthwillig ist, glaubt sogar, daß wir uns ohne unsere Zänkereien weniger lieben würden. Wenn wir andern sechse daher ganz ruhig und stille bei einander sitzen, alle sechs fest entschlossen, uns nie wieder die Galle rege zu machen, so fängt der Schalk in seinem Winkel an zu seufzen: „Ach ich armes Kind! daß ich allein übrig geblieben bin! daß alle meine Brüder todt sind, mausetodt! daß nicht ein einziger noch lebt, der mir sagen kann, ob ich so recht denke!" Und dann wirft er mit dieser oder einer andern Schnurre, als ob er blos laut vor sich dächte, irgend eine Frage auf, die ganz neu zu sein scheint. Meistentheils bin ich der Erste, der ihm antwortet: „Thomas, Thomas (er heißt Thomas), fängst Du doch schon wie-

---

1) Theologischer Nachlaß, S. 237 f. — Ueber Wilhelm Abraham Teller vgl. die Anm. zu Werke, XVI. S. 151. — A. d. H.

der an! Schweig doch! Unser Gläschen schmeckt uns ja so wohl! Unser Pfeifchen glimmt ja so schön fort! Siehst Du, wie der Alte schon spannt!" — Peter heißt dieser unser ältester Bruder, und das glauben wir Alle seinem Alter schuldig zu sein, daß, wenn er den Mund öffnen will, wir Alle schweigen, ihn nicht unterbrechen, ihn völlig ausreden lassen. Nun fängt Peter an in einem ruhig lehrenden Tone, und wer uns nicht kennt, sollte denken: dasmal wird Alles recht gut gehn. Thomas wird belehrt, und damit ist es aus. Aber Thomas hat dies und das noch nicht verstanden, bittet ihn, noch dieses und jenes zu erklären, und ist so unbefriedlich, daß die andern Brüder — weil Peter sich mit dem Erklären so nicht recht abgeben kann — nun schon auch das Wort nehmen müssen.

Anfangs zwar nehmen sie es mit aller Gelassenheit. Jeder spricht nicht eher, als bis ihn die Reihe trifft, und die Reihe geht nach dem Alter, so lange wir nur unser Gutachten abgeben. Nach Petern kömmt Martin, welcher gemeiniglich seinen Spruch mit einem Oder vielmehr anhebt. Auf Martin folgt Johann, den, weil er sich den Uebergang Das will sagen sehr geläufig gemacht hat, die jüngern Brüder oft im Scherz den Das will sagen nennen, so wie den zweiten den Bruder Oder vielmehr und den ältesten den Bruder Ich. Denn das Wörtchen Ich führt Alles an, was aus Peter's Munde kömmt. Ich denke, Ich sage, Ich rathe, Ich 2c. —

Hilkias.[1])

So hieß der Hohepriester, welcher zu des Josias Zeiten das Gesetzbuch wiederfand. Diese Begebenheit wird[2]) . . . . an beiden Stellen mit einerlei Umständen erzählt.

Aber nicht mit so hinlänglichen Umständen, daß sich nicht verschiedene Fragen noch dabei aufwerfen lassen, über deren richtige Beantwortung die Ausleger noch lange nicht einig sind.

Ich übergehe die Frage, was eigentlich unter dem wiedergefundenen Gesetzbuche zu verstehen sei, ob die gesammten fünf Bücher Moses oder nur diejenigen Hauptstücke des fünften Buches, welche das zweite Gesetz enthalten. Denn eigentlich ist es keine Frage mehr. Die meisten und besten Ausleger kommen darin überein, daß nur die letztern darunter zu verstehen sind. Es sind unnöthige Bedenklichkeiten, warum hie und da ein Gelehrter dieser Meinung noch nicht so recht beitreten will.

Eine andre Frage ist weit unentschiedener geblieben, wird auch wol nie in ihr gehöriges Licht gesetzt werden. Diese nämlich: Das Exemplar des wiedergefundenen Gesetzbuches, war es das einzige damals vorhandne Exemplar?

Es giebt untadelhafte Gottesgelehrten, welche nicht angestanden, diese Frage zu bejahen. Da aber die Bejahung derselben von Denen, welche die Authenticität der Mosaischen Schriften überhaupt in Zweifel ziehen, zu Beschönigung dieses ihres

---

1) Theologischer Nachlaß, S. 241—248. — A. d. H.

2) „Im Originale ist eine Lücke," sagt Karl Lessing (Theol. Nachlaß, S. 241). Diese Lücke ist leicht auszufüllen. Die beiden Stellen nämlich, an denen die Auffindung des Gesetzbuches durch den Hohenpriester Hilkia „mit einerlei Umständen" erzählt wird, sind 2. Kön. 22, 8 ff. und 2. Chron. 34, 15 ff. — A. d. H.

Zweifels gebraucht worden, so haben Andre, einen so üblen Gebrauch abzuwenden, am Besten zu thun geglaubt, wenn sie die Frage selbst verneinten.

Unter die Letztern gehört vornehmlich der Verfasser der Briefe über die Mosaische Schriften und Philosophie, welcher, wie bekannt, sich mit dem Verfasser der Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion in der Person des Hrn. Abt J . . .[1]) vereiniget.

Nun hat es mir geschienen, daß sich dieser würdige Mann durch seine gute Absicht zu weit verleiten lassen. Er hat, wie mir geschienen, eine Behauptung für gefährlicher angesehen, als sie ist; er hat, wie mir geschienen, Gründe gefunden, wo keine sind; er hat, wie mir geschienen, Gegengründe, welches dem besten Manne widerfahren kann, in zuversichtlicher Aufwallung für seine gute Sache so leicht abgewiesen, daß man glauben sollte, er habe sie nie zu überlegen gewürdiget; er hat, wie mir geschienen, in der Eil' Blößen gegeben, in die ich nicht wollte, daß seine Gegner ohne Warnung stießen, von denen ich überhaupt wünschte, daß er sie weder so leichtsinnig, noch so boshaft angenommen hätte.

Itzt arbeitet er, wie man sagt, an dem zweiten Theile seiner Betrachtungen, welche mit so allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Nach dem Inhalte, welchen er selbst vorläufig davon angegeben, wird es größten Theils darin auf die Mosaische Religion angesehen sein, und es kann leicht geschehen, daß er den Punkt wiederum berühren zu müssen glaubet, in welchem ich von ihm abgehe, um mich auf eine andre Stelle des Weges um so viel gewisser bei ihm zu finden.

Es ist schwer, daß auch die gleichsten Fußgänger einen langen Weg immer Hand in Hand zurücklegen können. Aber wenn die Rauhigkeit des Weges sie zwingt, ihre Hände fahren zu lassen, so können sie doch immer einander mit Achtung und Freundschaft in den Augen behalten und immer bereit sein, wenn ein bedenk-

---

1) Der „Hr. Abt J . . ." ist der Abt Joh. Friedr. Wilhelm Jerusalem, einer der ausgezeichnetsten Apologeten und praktischen Theologen des vorigen Jahrhunderts. Jerusalem war 1709 zu Osnabrück geboren, studirte zu Leipzig und Leyden Theologie und wurde 1742 Hofprediger und Prinzenerzieher zu Braunschweig. Das Collegium Carolinum verdankt ihm seine Entstehung. Herzog Karl ernannte ihn 1749 zum Abt von Marienthal und 1752 zum Abt des Klosters Riddagshausen. Sein berühmtestes Werk sind die Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion (Braunschweig 1768 bis 1779. 1785. 1795). Seit 1771 war Jerusalem auch Vicepräsident des Consistoriums zu Wolfenbüttel und starb 1789. — A. d. H.

liches Straucheln einen gefährlichen Fall drohet, einander zu Hilfe zu eilen.

Mit diesen Gesinnungen — die ich gegen jeden Freund der Wahrheit habe und von jedem Freunde der Wahrheit erwarte — wag' ich es also, einige Gedanken niederzuschreiben, die eine bequemere Gelegenheit, geprüft zu werden, schwerlich erwarten dürften.

2.

Der Abt streitet wider Diejenigen, welche vorgeben, daß es Esra gewesen sei, der die Bücher Mosis aus unsichern verstümmelten Traditionen zusammengesetzt habe.*) Er fordert sie auf, uns auch nur die Möglichkeit zu erklären, „wie Esra das Volk, wie er die Priester und Aeltesten bereden mögen, so blindlings von ihm ein Buch unter Mosis Namen anzunehmen, dasselbe gleich als eine ächte Schrift dieses ihres göttlichen Propheten zu verehren, es von Stunde an dem ächten fünften Buche, welches, wenigstens nach ihrem freigebigen Geständnisse, von Mose herkommen soll, an die Seite zu setzen und als gleich wichtig in ein Volumen mit jenem aufzunehmen, auch öffentlich in ihren gottesdienstlichen Versammlungen zu lesen, wenn sie vorher von einem solchen Buche nie etwas gehört hätten."

Er läßt sie zum Behuf ihres Vorgebens sagen: „Da die Unwissenheit des Volks in seiner Religion zu Josias' Zeiten schon so groß gewesen, daß kein Mensch mehr gewußt, ob noch das Gesetzbuch in der Welt wäre, so sei es so viele Zeit nachher und durch die dazu gekommene Gefangenschaft dem Esra noch weit leichter gewesen, vornehmlich, wenn er die Aeltesten darin auf seiner Seite gehabt, diesem unwissenden und dummen Volke so viele Bücher unter Mosis Namen in die Hände zu geben, als er selber nur gewollt habe."

Aber diesen Vorwand selbst entreißt er ihnen wiederum auf die triumphirendste Weise. „Ein neues Zeugniß," ruft er aus, „wie diesen Herren Alles zu einem Beweise gut genung ist! Erstlich," fährt er fort, „ist es die größte Unverschämtheit, aus der im 2. B. der Könige, Cap. 23 beschriebenen Geschichte, von dem unter des Königes Josias Regierung wiedergefundenen Gesetzbuche zu behaupten, daß damals überhaupt kein ander

*) Erster Brief, S. 9.

Exemplar von dem Mosaischen Gesetze mehr in der Welt gewesen als das einzige, und daß es dem Volke und den Priestern schon so unbekannt gewesen, daß sie von der Existenz eines solchen Buches gar nichts mehr gewußt hätten."

Die größte Unverschämtheit? Das, wollte ich, hätte der ehrwürdige Mann nicht gesagt. Denn haben nicht eine Menge Gottesgelehrte, alte und neue, ohngefähr das Nämliche behauptet, ohne daß man sie in Verdacht haben kann, daß sie ebendas daraus schließen wollen, was er seine Gegner daraus schließen läßt? Folglich kann nicht die Behauptung unverschämt sein, sondern die Folge allein muß es sein, die man daraus ziehen will.

Ich verwerfe die Folge, aber über die Behauptung läßt sich wenigstens noch streiten. Und worüber sich noch streiten läßt, davon muß Jeder das eine oder das andre Theil annehmen können, ohne desfalls einer Unverschämtheit beschuldiget zu werden.

Ausdrücklich zu behaupten, daß das wiedergefundene Exemplar des Gesetzbuches das einzige in der Welt gewesen, wäre eine große Thorheit. Aber zu behaupten, daß es *ebenso gut wie das einzige* in der Welt gewesen, scheint der Wahrheit sehr nahe zu kommen.

Ich will sagen: Wenn man Jenes behaupten wollte, so müßte man zeigen, daß das Original niemals abgeschrieben *worden*; und dieses kann man nicht zeigen, so lange es möglich ist, daß es abgeschrieben werden *können*; denn wenn es einmal abgeschrieben worden, so hat es tausendmal abgeschrieben werden können, und wenn von diesen Tausenden neunhundertundneunundneunzig verloren gegangen, so hat das tausende dennoch irgendwo sich erhalten konnen. Aber das Andre zu behaupten, dazu gehört weiter nichts, als anzunehmen, daß es nur selten abgeschrieben worden, und daß diese seltne Abschriften ebenso leicht und noch leichter von Händen kommen können als das Original.

Daß dieses auch wirklich geschehen sein müsse, daß das Volk und die Priester, als das Mosaische Original des Gesetzbuches wiedergefunden ward, keine Abschriften desselben in Händen gehabt, daß sie dieses wiedergefundene Gesetzbuch in seinem ganzen Umfange nicht gekannt: das ist, was sich aus jedem Umstande der biblischen Erzählung selbst unwidersprechlich ergiebt, und was unser würdiger Abt ebenso vergebens als unnöthig zu widerlegen bemüht ist.

Es ergiebt sich aus jedem Umstande der Erzählung.[1]) — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Ich glaube erwiesen zu haben, daß das Exemplar des Gesetzbuches, welches Hilkias wiederfand, das einzige oder ebenso gut als das einzige Exemplar war, indem die wenigen Abschriften, welche von den ersten Königen davon genommen worden (wenn anders dergleichen je davon genommen worden), gewiß unter dem Manasse und andern abgöttischen Königen verloren gegangen waren, wo nicht gar mit Fleiß vernichtet worden. Nun wäre die Frage, ob Josias, auf den die Wiederfindung dieses einzigen Exemplars so einen besondern Eindruck machte, nicht auf die Vervielfältigung desselben gedacht und Abschriften davon nehmen lassen.

Es giebt Gelehrte, die diese Frage kecklich geradezu behaupten. Unter Andern sagt Prideaux:*) „Auf des Josias Befehl wurden von diesem Original ein Haufen Abschriften gemacht und ferner nach allen Stücken der heiligen Schrift genaue Nachsuchung angestellt, und aller Orten, wo sie gefunden worden, ward Verfügung gethan, daß man sie ebenfalls abschreiben möchte, und also kamen von der ganzen heiligen Schrift Copeien genung unter die Leute, so daß, wer das Gesetz Gottes gern wissen wollte, es entweder selbst abschrieb oder sich abschreiben ließ."

Wenn Prideaux gesagt hätte, daß dieses Alles zu vermuthen stehe, so könnte es hingehen. Aber es für eine ganz unstreitige Wahrheit auszugeben und in einem Tone davon zu sprechen, als ob er die allerunwidersprechlichsten Beweise davon hätte, das ist wahrlich zu viel. Denn welches wären seine Beweise? Wo findet sich auch nur das allerentfernteste Zeugniß davon in den Büchern der heiligen Schrift? Wo steht eine Silbe, die nur vermuthen ließe, daß Josias das wiedergefundene Exemplar abschreiben lassen? Wo vollends eine Silbe, daß er gar auch die übrigen Bücher der Schrift aufsuchen und sie ebenfalls abschreiben lassen?

---

*) S. 328. — [Humphrey Prideaux, geb. 1648 zu Padstan in Cornwallis, gest. 1724 als Dechant von Norwich, verfaßte eine sehr umfangreiche heilige Geschichte unter dem Titel: „The Old and New Testament connected in the history of the Jews and neighbouring nations", Lond. 1715—1718 u. ö., 6 Bde. Fol., deutsch Dresden 1721 u. ö., 2 Thle. — A. d. H.]

1) „Eine ganze Octavseite ist im Originale unbeschrieben." Karl Lessing (im „Theol. Nachlaß", S. 246). — A. d. H.

Die einzigen Währmänner, welche Prideaux also für sich haben kann, sind die Rabbinen, deren Zeugniß aber so gut als nichts ist.

Nach den biblischen Nachrichten — welches die einzigen giltigen in dieser Sache sein können — ist es vielmehr höchst wahrscheinlich, daß auch Josias keine Abschriften von dem wiedergefundenen Gesetzbuche nehmen lassen, sondern sich damit begnügt, daß er Recht und Religion darnach wiederhergestellt und das Exemplar selbst heiliger aufheben lassen. Denn es wird nicht allein in der heiligen Geschichte keines Abschreibens gedacht, sondern bald darauf findet sich auch sogar, daß wiederum unter dem ganzen jüdischen Volke nur ein einziges Exemplar des Gesetzbuches vorhanden gewesen.

Ich meine das, welches Esra hatte, von welchem es zweimal heißt: „nach dem Gesetze, das in Deiner Hand ist.“ Dieser Besitz war es denn auch, welcher den Esra vornehmlich geschickt machte, die Religion unter den Juden wiederherzustellen.

Neue Hypothese über die Evangelisten,

als blos menschliche Geschichtschreiber betrachtet.[1])

Vorrede.

Dies sind die ersten Linien eines Werks, an welchem ich seit vielen Jahren arbeite. Meine Absicht war freilich, es nicht eher als ganz vollendet der Welt vorzulegen. Doch es sind Umstände eingetreten, welche mich nothigen, einen Vorschmack davon zu geben.

Denn ich bin bei den Haaren dazu gezogen worden, mich über gewisse Dinge zu erklären, die mit gegenwärtiger Hypothese sehr genau zusammenhängen. Wenn ich mich nun auch in dieser oder in jenen oder in beiden irren sollte, so wird man doch finden, daß ich nicht ohne Karte, und daß ich nach einer und der nämlichen Karte geirrt habe, die man für falscher ausschreiet, als sie bei sorgfältigen Nachmessungen sich wol finden möchte. — Den wahren Weg einschlagen, ist oft bloßes Glück; um den rechten Weg bekümmert zu sein, giebt allein Verdienst.

Da übrigens nur von einer Hypothese die Rede ist und ich die höhere Würde der Evangelisten weder bestreite noch leugne, diese höhere Würde vielmehr bei meiner Hypothese selbst noch sehr wohl bestehen kann, so werde ich hoffentlich nicht mehr Anstoß und Aergerniß geben, als ich zu geben Willens bin.

---

1) Theologischer Nachlaß, S. 45—72. — A. d. H.

Daß ich aber nur diejenigen Gottesgelehrten, deren Geist ebenso reich an kalter kritischer Gelehrsamkeit als frei von Vorurtheilen ist, für meine Schöppen und Richter erkennen und auf das Urtheil aller Uebrigen dieses Standes, so verehrenswürdig sie mir aus andern Ursachen auch immer sein mögen, nur wenig achten werde, versteht sich von selbst.

---

§. 1.

Die ersten Anhänger Christi waren lauter Juden und hörten nach dem Beispiele Christi als Juden zu leben nicht auf.*) Ihnen gaben die übrigen Juden den Namen Nazarener, worüber ich mich blos auf Apostelgeschichte 24, 5 zu beziehen brauche.

*) Denn wenn auch einige Judengenossen darunter waren, so waren es doch sicher nicht blos Judengenossen des Thores, sondern Judengenossen der Gerechtigkeit, welche mit der Beschneidung das ganze Mosaische Gesetz übernommen hatten,[1]) so wie Nicolaus, Apostelgesch. 6, 5.

§. 2.

Freilich mochten ihnen die Juden wol diesen Namen aus Verachtung beigelegt haben. Es war aber doch auch sehr in der Denkungsart der Jünger Christi, daß sie einen Zunamen, den sie mit ihrem Meister gemein hatten, nicht weit von sich warfen, sondern die ihnen dadurch zugedachte Schande durch freiwillige Annehmung in Ehre kehrten.*)

*) Epiphanius sagt dieses ausdrücklich: „*Οἱ του Χριστου μαθηται — ἀκουοντες παρα ἀλλων Ναζωραιοι, οὐκ ἠναινοντο τον σκοπον θεωρουντες των τουτο αὐτους καλουντων, ὁτι δια Χριστον αὐτους ἐκαλουν.*“ Haeres. XXIX.

§. 3.

Daher konnte sie auch nichts bewegen, sich dieses Namens bald wieder zu entschlagen. Vielmehr stehet zu glauben, daß auch da noch, als der Name Christen in Antiochia aufgekommen und

---

1) Ueber die Judengenossen (Proselyten) vgl. Th. XV. S. 93. Anm. 1. — A. d. H.

längst allgemein geworden war, die palästinischen Judenchristen*) jenen ihren ältern Namen Nazarener vorzüglich werden geliebt und um so williger werden beibehalten haben, je geschickter er war, sie von den unbeschnittenen Christen zu unterscheiden, gegen welche sie noch immer eine kleine Abneigung unterhielten, wovon im Neuen Testament Spuren die Menge zu finden.

*) Wenigstens zum Theil. Denn woher wäre es sonst gekommen, daß sich noch viele Jahrhunderte später in ebenderselben Gegend, unter ebendemselben Namen eine Art Christen erhalten hätte, welche die nämlichen Grundsätze bekannten und in gänzlicher Absonderung von der allgemeinen Kirche lebten, die vornehmlich aus Heiden gesammelt war?

§. 4.

Wäre nun wol ohne Gefahr anzunehmen, daß jene ältesten Nazarener sehr früh, sehr bald nach dem Tode Christi eine geschriebene Sammlung von Nachrichten gehabt, welche Christi Leben und Lehren betroffen und aus den mündlichen Erzählungen der Apostel und aller derjenigen Personen erwachsen waren, welche mit Christo in Verbindung gelebt hatten? — Warum nicht?*)

*) Was ich hier blos postulire, wird sich in der Folge zeigen, daß es wirklich so gewesen. Man müßte gar nicht wissen, wie neugierig die Menge nach Allem ist, was einen großen Mann betrifft, für den sie einmal sich einnehmen lassen, wenn man mir diesen Heischesatz streitig machen wollte. Und will Menge immer eine größere Menge werden, so ist natürlich, daß man sich Alles von Hand zu Hand reicht, was man von dem großen Manne nur in Erfahrung bringen können, welches endlich schriftlich geschehen muß, wenn die mündliche Mittheilung nicht mehr reichen will.

§. 5.

Und wie würde sie ohngefähr ausgesehen haben, diese Sammlung? — Wie eine Sammlung von Nachrichten, deren Anfang so gering ist, daß man der ersten Urheber ohne Undank vergessen zu können glaubt, welche hierauf gelegentlich von mehr als Einem vermehrt und von mehr als Einem mit aller der Freiheit abgeschrieben worden, deren man sich mit dergleichen Niemanden zugehörigen Werken zu bedienen pflegt — wie eine dergleichen Sammlung, sage ich, nur immer aussehen kann. Im Grunde stets die nämliche, aber bei jeder Abschrift bald in etwas verlängert, bald in etwas verkürzt, bald in etwas verändert, so wie der Abschreiber oder der Besitzer der Abschrift mehrere oder bessere

Nachrichten aus dem Munde glaubwürdiger Leute, die mit Christo gelebt hatten, eingezogen zu haben glauben durfte.*)

*) Wenn wir jetzt neuerer Zeit wenige oder keine Beispiele von solchen wie Schneebälle bald wachsenden, bald wieder abschmelzenden historischen Nachrichten haben, so kommt es daher, daß gar bald eine oder die andere der ersten Abschriften durch den Druck ihre umschriebene Consistenz erhält. Wer indessen alte geschriebene Chroniken von großen Städten oder vornehmen Familien öftere Gelegenheit gehabt zu durchblättern, wird wol wissen, wie weit jeder Besitzer eines jeden besondern Exemplars derselben sein Recht des Eigenthums, so oft es ihm beliebt, auch über den Text und desselben Länge oder Kürze auszudehnen sich für erlaubt gehalten.

§. 6.

Und wenn man endlich doch einmal aufhören müssen, diese Sammlung zu vermehren oder zu verändern, weil doch endlich die zeitverwandten Leute aussterben mußten, aus deren glaubwürdigen Erzählungen es Jeder thun zu können glaubte, wie würde sie wol sein betitelt worden, diese Sammlung? — Entweder, bilde ich mir ein, nach den ersten Währmännern der darin erhaltenen Nachrichten, oder nach Denen, zu deren Gebrauch die Sammlung vornehmlich wäre gemacht worden, oder nach Dem oder Jenem, welcher der Sammlung zuerst eine bessere Form gegeben oder sie in eine verständlichere Sprache gebracht hätte.

§. 7.

Wenn sie nach den ersten Währmännern wäre benennt worden, wie würde sie wol geheißen haben? — Die ersten Währmänner waren alles Leute, die mit Christo gelebt, ihn mehr oder weniger gekannt hatten. Sogar gehörten darunter eine Menge Weiber, deren kleine Anekdoten von Christo desto weniger zu verachten waren, je vertraulicher einige derselben mit ihm gelebt hatten. Aber vornehmlich waren es doch seine Apostel, als aus deren Munde sich ohnstreitig die mehresten und zuverlässigsten Nachrichten herschreiben. Sie hätte also geheißen, diese Sammlung — (das Wort Evangelium in dem Verstande einer historischen Nachricht von Christi Leben und Lehren genommen) — das Evangelium der Apostel.

§. 8.

Und wenn sie nach Denen wäre benannt worden, zu deren Gebrauche sie besonders gemacht gewesen, wie hätte sie da ge-

heißen? — Wie anders als das Evangelium der Nazarener? Oder bei Denen, welche das Wort Nazarener nicht hätten brauchen wollen, das Evangelium der Hebräer. Denn als palästinischen Juden gehörte auch den Nazarenern dieser Name mit allem Rechte.

§. 9.

Endlich wenn sie nach Dem oder Jenem wäre benannt worden, welcher ihr zuerst eine bessere Form gegeben oder sie in eine verständlichere Sprache übersetzt hätte, wie hätte sie da geheißen? — Wie anders als das Evangelium Des und Des, der sich dieses Verdienst um sie gemacht hätte? —

§. 10.

Bis hieher werde ich meinen Lesern scheinen mich in leere Vermuthungen verlieren zu wollen, wo sie ganz etwas Anders von mir erwarten. — Aber nur Geduld! was sie bis itzt leere Vermuthungen dünkt, ist nichts anders und nichts mehr, als was ich von glaubwürdigen historischen Zeugnissen abstrahiret habe, welche jeder Andere, der weniger behutsam zu gehen gedächte, als unmittelbare Beweise seines Vorgebens vielleicht gebraucht hätte.

§. 11.

Es findet sich nämlich, daß die Nazarener des 4ten Jahrhunderts gerade eine solche Sammlung von Nachrichten, Christum und Christi Lehre betreffend, nicht allein wollen gehabt haben, sondern auch wirklich gehabt haben. Sie hatten ein eigenthümliches chaldäisch-syrisches Evangelium, welches bei den Kirchenvätern bald unter dem Namen des Evangeliums der Apostel, bald unter dem Namen des Evangeliums der Hebräer, bald unter dem Namen des Evangeliums Matthäi vorkömmt. Jenes zu Folge des ersten Grunds einer nähern Benennung, §. 7.; dieses zu Folge des zweiten, §. 8.; und das — vermuthlich zu Folge des dritten, §. 9.

§. 12.

Ich sage vermuthlich, und in meiner ganzen Hypothese ist dieses die einzige Vermuthung, die ich mir erlaube, und worauf ich baue. Auch beruhet sie auf so viel Gründen, daß in der Welt

keine historische Vermuthung sich finden muß, die es mehr verdienet, für historische Wahrheit angenommen zu werden.

§. 13.

Und dennoch will ich aus dieser Uebereinstimmung des wirklichen Evangelii der spätern Nazarener aus dem 4ten Jahrhunderte mit einem blos angenommenen Evangelio, wie es die allerersten Nazarener mußten gehabt haben, wenn sie eines gehabt hätten, noch nicht so geradezu schließen, daß jenes nothwendig dieses müsse gewesen sein. Denn man kann sagen, daß die spätern Nazarener Ketzer und die allerersten Nazarener blos schwachgläubige Judenchristen gewesen, daß also jene wol etwas zusammengeschrieben haben könnten, wovon diese nie etwas gewußt.

§. 14.

Laßt uns also so bedächtig gehen als möglich. — Hat jemals ein Kirchenvater, der des Evangelii der spätern Nazarener gedacht, einen solchen Verdacht geäußert oder nur mit einem Worte darauf gezielt? — Niemals; kein einziger.

§. 15.

Haben nicht vielmehr die gelehrtesten und scharfsichtigsten Kirchenväter immer mit einer Art von Achtung davon gesprochen? nicht zwar als von einem durch den heiligen Geist eingegebenen Evangelio, aber doch als von einem unstreitig alten, zu oder kurz nach den Zeiten der Apostel geschriebenen Werke? — Allerdings.

§. 16.

Hat nicht mehrmalen einer derselben, welcher ohne Zweifel der einzige von allen Kirchenvätern war, der ein chaldäisch-syrisches Werk brauchen konnte,[1]) sogar verschiedene Stellen daraus zur Erläuterung des griechischen Textes oder der vorhandenen Evangelisten anwenden zu dürfen geglaubt? — Allerdings; Hieronymus nämlich.

---

1) Hieronymus (331—420) ist nämlich der einzige unter den Kirchenvätern, der nicht blos die hebräische Sprache von gelehrten Juden erlernte, sondern der auch noch in vorgerücktem Alter um der Bücher Daniel und Esra willen das Chaldäische sich aneignete. — A. d. H.

§. 17.

Hat nicht ebendieser Hieronymus es sogar zu übersetzen und in zwei verschiedene Sprachen zu übersetzen für werth gehalten? — Das sagt er selbst.

§. 18.

Was hat man also denn noch für Ursache, zu leugnen, daß das Evangelium der spätern Nazarener sich von den ältesten, ersten Nazarenern hergeschrieben? Ist es vielmehr nicht ganz glaublich, daß das syrisch-chaldäische Evangelium, welches zu des Hieronymus Zeiten in den Händen der damaligen Nazarener oder Ebioniten war, auch in den Händen der Nazarener zu den Zeiten der Apostel werde gewesen sein? daß es das geschriebene Evangelium werde gewesen sein, dessen sich selbst die Apostel zuerst bedienten?

§. 19.

Die spätern Nazarener hießen freilich Ketzer; aber sie waren doch im Grunde keine andere Ketzer als die alten Nazarener, die noch nicht Ketzer hießen, wie aus dem Stillschweigen des Irenäus zu schließen. Denn die Einen sowol als die Andern glaubten das Mosaische Ceremonialgesetz nebst dem Christenthume beibehalten zu müssen.

§. 20.

Daß die spätern Nazarener überhaupt die ältern Nazarener ganz und gar nichts angegangen, ist eine Grille des jungen Mosheim's, als er noch keck einen Kirchenvater ergriff, um den andern damit vor den Kopf zu schlagen, die der alte, bedächtlichere Mosheim[1]) selbst widerrufen hat.

§. 21.

Die kleinen Abweichungen aber, die man noch jetzt an den vorhandenen Fragmenten des Nazarenischen Evangelii, deren einige die nämliche Sache betreffen, wahrnimmt, und woraus man

---

1) Joh. Lorenz von Mosheim (geb. 1694, gest. 1755), Professor der Theologie in Helmstädt und Göttingen, erwarb sich solche Verdienste um die kirchliche Geschichtschreibung, daß man ihn den Vater der neuern Kirchengeschichte genannt hat. — A. d. H.

lieber eine gänzliche Verschiedenheit des Ebionitischen und Nazarenischen Evangeliums expressen möchte, sind eher aus der Entstehungsart desselben, wie ich sie §. 6 wahrscheinlich angenommen, zu erklären. Denn da es keinem alten Nazarener einkommen konnte, ein aus verschiedenen Nachrichten nach und nach erwachsenes Werk als ein göttliches Buch zu betrachten, dem man weder etwas abnehmen noch zusetzen dürfe, so war es kein Wunder, daß die Abschriften nicht alle übereinstimmten.

§. 22.

War nun aber das Evangelium der Nazarener keine spätere untergeschobene Mißgeburt, so war es auch älter als alle unsere vier Evangelia, deren das erste wenigstens 30 Jahr nach Christi Tode geschrieben worden.

§. 23.

Wäre es auch wol zu begreifen, daß man in diesen 30 Jahren ganz und gar keine geschriebene Nachricht von Christo und seinen Lehren gehabt hätte? daß der Erste, welcher dergleichen aufzusetzen sich entschloß, nach so geraumer Zeit sich hingesetzt, aus seinem oder Anderer bloßem Gedächtnisse zu schreiben? daß er nichts vor sich gehabt, wodurch er sich rechtfertigen können, wenn er wegen dieses oder jenes Umstands in Anspruch genommen wurde? Das ist nicht einmal glaublich, wenn er auch inspirirt war. Denn der Inspiration war er sich nur selbst bewußt, und vermuthlich zuckte man auch damals schon die Achseln über Leute, die etwas Historisches aus Inspiration zu wissen vorgaben.

§. 24.

Es gab also eine ältere geschriebene Nachricht von Christo als des Matthäus, und sie blieb nur während den dreißig Jahren in derjenigen Sprache, in welcher allein sie ihre Urheber hatten aufsetzen können. Oder die Sache unbestimmter und doch genauer auszudrücken: sie verblieb in der hebräischen Sprache oder in dem syrisch-chaldäischen Dialekte derselben so lange, als das Christenthum größten Theils nur noch in Palästina, nur noch unter den Juden in Palästina eingeschränkt war.

§. 25.

Erst als das Christenthum auch unter den Heiden verbreitet ward und so Viele, die gar kein Hebräisch, gar keine neuere Mundart desselben verstanden, begierig wurden, nähere Nachricht von der Person Christi einzuziehn (welches doch auch nicht ganz in den ersten Jahren der Heidenbekehrung mag gewesen sein, indem die ganz ersten bekehrten Heiden sich mit den mündlichen Nachrichten begnügten, die ihnen ein jeder ihrer Apostel gab), fand man nöthig und nützlich, zu Befriedigung einer so frommen Neugierde sich an jene Nazarenische Quelle zu wenden und Auszüge oder Uebersetzungen in einer Sprache davon zu machen, die so ziemlich die Sprache der ganzen cultivirten Welt war.

§. 26.

Den ersten dieser Auszüge, die erste dieser Uebersetzungen, meine ich nun, machte Matthäus. — Und das, wie gesagt §. 12, ist die Vermuthung, die man kühnlich unter die historischen Wahrheiten anführen darf, die wir von diesen Dingen überhaupt haben. Denn Alles, was wir sowol von der Person des Matthäus als von seinem Evangelio wissen oder mit Grunde annehmen können, stimmt mit dieser Vermuthung nicht allein vollkommen überein, sondern auch sehr Vieles wird durch diese Vermuthung allein erklärt, was noch immer ein Räthsel ist, so viel Gelehrte sich auch die Köpfe darüber zerbrochen haben.

§. 27.

Denn einmal wird Matthäus ohne Widerspruch für den ersten und ältesten unserer Evangelisten gehalten. Dieses aber, wie schon angemerkt, kann unmöglich heißen, daß er schlechterdings der Erste von Allen gewesen, welche von Christo etwas Schriftliches verzeichnet, das in den Händen der Neubekehrten gewesen wäre. Es kann nur heißen, daß er der Erste gewesen, der es in der griechischen Sprache gethan.

§. 28.

Zweitens ist es sehr wahrscheinlich, daß Matthäus der Einzige unter den Aposteln gewesen, der Griechisch verstanden, ohne erst die Kenntniß dieser Sprache unmittelbar durch den heiligen Geist erhalten zu dürfen.

§. 29.

Drittens spricht selbst die Gelegenheit, bei welcher Matthäus sein Evangelium soll aufgesetzt haben, dafür. Denn wenn Eusebius schreibt: Matthäus, der verschiedene Jahre den Hebräern in Palästina das Evangelium gepredigt, als er endlich auch zu Andern in dieser Absicht gehen wollen, habe Jenen sein Evangelium schriftlich in ihrer väterlichen Sprache hinterlassen, um so auch noch in ihrer Abwesenheit ihr Lehrer zu bleiben,*) so dürfte hiervon wol nur die Hälfte im strengen Verstande wahr sein. Nur die Veranlassung, bei welcher Matthäus sein Evangelium schrieb, dürfte wahr sein; aber diese Veranlassung war nicht so, daß er ein hebräisches Evangelium schriftlich verfassen mußte, sondern vielmehr so, daß er ein griechisches aufzusetzen für thunlich hielt. Nämlich als er nun lange genug den Hebräern gepredigt hatte, ließ er nicht den Hebräern sein Evangelium hebräisch zurück (bei den Hebräern in Palästina blieb ja noch so mancher Apostel zurück, dessen mündliche Belehrung sie alle Augenblicke haben konnten), sondern er machte sich für seinen künftigen Gebrauch, da er nun auch Andern das Evangelium predigen wollte, die nicht Hebräisch verstanden, aus dem hebräischen Evangelio der Apostel einen Auszug in derjenigen Sprache, die Mehrern verständlich war.

*) Hier wird der Ort sein, eine Stelle des Hieronymus zu verbessern. Hieronymus sagt in dem Eingange seiner Commentarien über den Matthäus: „Primus omnium (sc. Evangelistarum) Matthaeus est, qui Evangelium in Judaea hebraeo sermone edidit, ob eorum vel maxime causam, qui in Jesum crediderunt ex Judaeis et *nequaquam* legis umbram succedente Evangelii veritate servabant." Die den Schatten des Gesetzes keinesweges, nequaquam, beobachteten? Aber die ersten Juden in Judäa, welche Christen wurden, blieben ja allerdings hartnäckig bei dem Gesetze. Ich glaube also, daß hier für nequaquam zu lesen sei nequicquam, incassum, umsonst, vergeblich.

Und daß wirklich Matthäus für die Nazarener, das ist für Judenchristen, die Mosen und Christum verbinden wollen, geschrieben, ist aus 5, 17—20 zu sehen, wo er Jesum etwas sagen läßt, das ihn kein andrer Evangelist sagen läßt und freilich wol die Nazarener so hartnäckig machen mußte. Besonders V. 17, wo es nur lächerlich ist, anstatt des Mosaischen Gesetzes überhaupt das Sittengesetz allein zu verstehen. Die Auslegung des Babylonischen Talmud's ist unstreitig die wahre. S. das engl. B.-W. [1])

Wir haben jetzt freilich Ursache, ja wir können Recht dazu haben, diese Stelle jetzt anders auszulegen; war es aber den ersten Judenchristen zu verdenken, sie so zu verstehen?

1) Das „englische Bibel-Werk" ist die englische oder Londoner Polyglotte. — A. d. H.

Ebenso haben Marcus und Lucas den Befehl ausgelassen, den Matthäus 10, 5. 6 den Heiland seinen Jüngern geben läßt, die er aussandte, zu heilen und Wunder zu thun.

§. 30.

Viertens wird damit der ganze Streit über die Grundsprache des Matthäus auf eine Art geschlichtet, daß beide Theile damit zufrieden sein können: Diejenigen sowol, welche zu Folge des einmüthigen Zeugnisses der Kirchenväter behaupten, die Grundsprache des Evangelii Matthäi sei hebräisch gewesen, als auch die neuern protestantischen Dogmatiker, die ihre Bedenklichkeiten dagegen haben und haben müssen.

§. 31.

Nämlich das Original des Matthäus war allerdings hebräisch; aber Matthäus selbst war nicht der eigentliche Urheber dieses Originals. Von ihm als von einem Apostel konnten sich zwar in dem hebräischen Originale mancherlei Nachrichten herschreiben, er aber selbst hatte diese Nachrichten nicht schriftlich verfaßt. Andre hatten sie aus seinem Munde hebräisch niedergeschrieben und mit Nachrichten der übrigen Apostel verbunden, und aus dieser menschlichen Sammlung machte er zu seiner Zeit blos einen zusammenhängenden Auszug in griechischer Sprache. Nur weil sein Auszug, seine Uebersetzung so bald auf das Original folgte; weil er selbst ebensowol hebräisch hätte schreiben können; weil es seinen persönlichen Umständen nach wahrscheinlicher war, daß er wirklich hebräisch geschrieben, war es kein Wunder, daß man gewisser Maßen das Original mit der Uebersetzung verwechselte.

§. 32.

Und wie viel diejenigen neuern Gottesgelehrten dabei gewinnen, welche aus innern Kennzeichen des Matthäus und aus nicht unerheblichen dogmatischen Gründen schließen zu müssen glauben, daß Matthäus nicht wohl in einer andern Sprache geschrieben haben könne als in der, in welcher wir ihn noch haben, erkennt ein Jeder. Matthäus schrieb, was er schrieb, griechisch, aber er zog es aus einer hebräischen Quelle.

§. 33.

Hat er nun diesen seinen Auszug in eine bekanntere Sprache mit allem dem Fleiße, mit aller der Vorsicht gemacht, deren ein

solches Unternehmen würdig war, so hat ihm ja wol, auch nur menschlicher Weise zu reden, ein guter Geist beigestanden, und Niemand kann etwas dagegen haben, daß man diesen guten Geist den heiligen Geist nennt. Und so muß denn auch wol Matthäus wirklich zu Werke gegangen sein; ein solcher guter Geist muß ihn denn auch wol geleitet und unterstützt haben, indem sein Auszug oder seine Uebersetzung nicht allein gar bald unter den Christen insgemein ein kanonisches Ansehen erhielt, sondern sogar bei den Nazarenern selbst der Name des griechischen Uebersetzers nunmehr der hebräischen Urschrift anheimfiel und diese selbst für ein Werk des Matthäus ausgegeben wurde. Das Evangelium secundum Apostolos hieß mit der Zeit bei den Mehresten das Evangelium juxta Matthaeum, wie Hieronymus ausdrücklich sagt.

§. 34.

Daß ich hiemit kein falsches Ende aufgefaßt habe, zeigt der lange nicht abreißende Faden, den ich dadurch von einem sehr verwirrten Knaule abzuwickeln im Stande bin. Das ist: ich kann aus dieser meiner Vorstellung zwanzig Dinge erklären, die unauflösliche Räthsel bleiben, man mag den einen oder den andern der gewöhnlichen Sätze von der Originalsprache des Matthäus behaupten. Ich führe die vornehmsten derselben an, weil dergleichen neue Aufschlüsse, welche eine neu angenommene Meinung gewähret, in kritischen Dingen, wie man weiß, so viele Beweise derselben sind.

§. 35.

Wann Epiphanius z. E. sagt, daß die Nazarener das Evangelium des Matthäus *το πληρεστατον Ἑβραϊστι*, am Allervollständigsten in hebräischer Sprache besaßen, was kann man dazu sagen, das ohne allen Anstoß wäre? — War es Matthäus selbst, der diesen vollständigen hebräischen Text schrieb, so ist unser griechischer Matthäus nicht ganz. — Schrieb Matthäus ursprünglich griechisch, so haben ihn die Nazarener in ihrer Uebersetzung mit menschlichen Zusätzen vermehrt, welches sie nicht gethan haben würden, wenn er in ebendem kanonischen Ansehen gestanden hätte, in dem er jetzt steht. Und wie konnte Origenes und Hieronymus dieser Zusätze so glimpflich gedenken? — Nur wie ich die Sache nehme, haben die Worte des Epiphanius ihre gute Richtigkeit. Das hebräische Original des Matthäus enthielt mehr, als

Matthäus in seinen griechischen Auszug daraus zu nehmen für gut fand. Das Mehrere, was in dem hebräischen Matthäus war, hatten die spätern Nazarener nicht hinzugefügt, sondern Matthäus hatte es übergangen.

§. 36.

Ingleichen wer kann auf Folgendes antworten? — Hat Matthäus ursprünglich griechisch geschrieben, wie kömmt es, daß die Kirchenväter einmüthig vorgeben, sein Evangelium sei hebräisch abgefaßt? — Und hat er sein Evangelium ursprünglich hebräisch abgefaßt, wie hat man diesen seinen hebräischen Originaltext können untergehen lassen? — Wer kann hierauf, frage ich, so befriedigend antworten als ich? — Die Kirchenväter fanden ein hebräisches Evangelium, das Alles und noch mehr enthielt als Matthäus; sie hielten es also für des Matthäus eignes Werk. — Aber dieser hebräische vermeinte Matthäus war zwar für den historischen Theil die Quelle des Matthäus, aber nur der griechische Auszug war das eigentliche Werk eines Apostels, der unter einer höhern Aufsicht schrieb. Was war also daran gelegen, daß die Materialien verloren gingen, nachdem sie auf die glaubwürdigste und beste Art genutzt waren?

§. 37.

Nichts aber bestätigt meine Meinung, daß Matthäus nicht hebräisch geschrieben, sondern nur ein hebräisches Original so treu und vorsichtig übersetzt und gebraucht habe, daß man dem Original selbst seinen Namen gegeben — nichts, sage ich, bestätigt diese Meinung mehr, als daß man dadurch nunmehr eine Stelle des Papias[1]) versteht, die so manchem Ausleger so manche undankbare Mühe gemacht hat. Papias nämlich sagt bei dem Eusebius: „*Ματθαιος μεν Ἑβραϊδι διαλεκτῳ τα λογια συνεγραψατο· ἡρμηνευσε δ᾽αὐτα, ὡς ἡδυνατο ἑκαστος.*“ Matthäus schrieb sein Evangelium hebräisch, es übersetzte es aber Jeder, so gut er konnte.

---

1) Der heilige Papias, gest. um 165 als Bischof von Hierapolis in Phrygien, schrieb eine „*λογίων κυριακῶν ἐξήγησις*“ in fünf Büchern, von denen jedoch nur noch wenige Fragmente bei Irenäus, Eusebius u. A. erhalten sind. Das berühmteste unter diesen Fragmenten sind die oben von Lessing citirten Worte. — A. d. H.

§. 38.

Die letzten Worte dieser Stelle sind allerdings so anstößig, daß man dem guten Papias allen Glauben in Ansehung der erstern absprechen zu dürfen geglaubt. Man hat sich gar nicht einbilden können, daß Papias damit wirklich sagen wollen, was sie so offenbar sagen. Besonders ist sehr lustig zu lesen, was ihm Clericus [1]) für einen Auspußer deswegen giebt, und wie schulmeistermäßig er dem Griechen seine griechischen Worte corrigirt, ohne zu überlegen, daß er nicht sowol den Papias als den Eusebius, wenigstens den Eusebius ebensowol als den Papias (weil jeder Schriftsteller auch für die aus einem andern angeführten Worte mit haften muß, insofern sie Unsinn zu enthalten scheinen, den er mit keiner Silbe rügt) schulmeistert.

§. 39.

Wie gesagt, allerdings hätte man Ursache, dem Papias zu Leibe zu gehen und ihn zu fragen, ob er auch wisse, was sein „*ὡς ἠδυνατο ἑκαστος*" sage; ob denn unser griechischer Matthäus nicht eine so gute Uebersetzung sei, als nur irgend eine sein könne; ob denn wirklich mehrere griechische Uebersetzungen seines hebräischen Matthäus vorhanden gewesen, und wie es denn komme, daß man von diesen mehrern Uebersetzungen nirgends die geringste Spur finde. — Was Papias hierauf antworten könnte, läßt sich nicht absehn.

§. 40.

Aber nun nehme man mit mir an, daß Papias nicht einen ursprünglich hebräischen Matthäus, sondern das hebräische Original des Matthäus meine, welches, weil es Matthäus zuerst so allgemein bekannt und brauchbar gemacht hatte, unter seinem Namen nunmehr umging: was sagt Papias alsdenn Ungereimtes, wenn er sagt, daß sich dem ohngeachtet noch Mehrere an das hebräische Original gemacht und es aufs Neue in griechischer Sprache bearbeitet hätten?

§. 41.

Haben wir nicht schon gesehen, daß Matthäus ein bloßer Uebersetzer von Allem und Jedem, was er in dem Evangelio der Nazarener fand, nicht war? Er ließ Vieles zurück, was ihm so

1) Ueber Johann Clericus vergl. die Anm. zu Th. XV. S. 197. — A. d. H.

glaubwürdig nicht bekannt war. Da waren Nachrichten, die sich von allen elf Aposteln herschrieben, deren manche zwar wol wahr, aber für die christliche Nachwelt nicht nutzbar genug waren. Da waren Nachrichten, die sich allein von Christi weiblicher Bekanntschaft herschrieben, und von welchen es zum Theil zweifelhaft war, ob sie den Wundermann, den sie so liebten, auch immer gehörig verstanden hatten. Da waren Nachrichten, die sich nur von seiner Mutter, nur von Leuten herschreiben konnten, die ihn in seiner Kindheit in dem Hause seiner Eltern gekannt hatten; und was konnten die, wenn sie auch noch so zuverlässig waren, der Welt helfen, die an dem genug zu lernen hat, was er seit Antretung seines Lehramts that und sagte?

§. 42.

Was war also natürlicher? — Da der Uebersetzung des Matthäus kein untriegliches Kennzeichen der Göttlichkeit aufgedrückt werden konnte; da sie ihr kanonisches Ansehn erst durch Prüfung und Vergleichung sich erwerben und so von der Kirche bestätigt erhalten mußte — was war natürlicher, als daß sich Andere und Mehrere, welche die Arbeit des Matthäus entweder nicht kannten oder nicht ganz genehmigten, weil sie Dieses und Jenes noch gern darin gehabt hätten, weil sie Dieses und Jenes lieber anders als so erzählt wünschten: als daß sich, sag' ich, Mehrere an die nämliche Arbeit machten und sie so vollführten, wie es die Kräfte einem Jeden verstatteten? „Ως ἠδυνατο ἑκαστος."

§. 43.

Und so stehen wir hier an der Quelle, woraus sowol die bessern noch vorhandenen als die minder guten und daher aus dem Gebrauch und endlich aus der Welt gekommenen Evangelia geflossen.*)

*) Man macht sich eine ganz unrichtige Vorstellung, wenn man glaubt, die Ketzer hätten falsche Evangelia geschmiedet. Umgekehrt: weil es so vielerlei Evangelia gab, die alle aus der einen Nazarenischen Quelle entstanden waren, gab es so viele Ketzer, deren jeder gerade ebenso viel für sich hatte als der andere.

Es ist zum Exempel nichts weniger als glaublich, daß Cerinthus ein eignes Evangelium gemacht. Er hatte weiter nichts als eine eigne Uebersetzung des hebräischen Originals des Matthäus.

Dieses sagt Hieronymus ausdrücklich (Prooem. in Comment. super Matth.): „Plures fuisse, qui Evangelia scripserunt, et Lucas Evangelista testatur dicens: quandoquidem — et perseverantia usque in praesens tempus monimenta declarant, quae, a diversis autoribus edita,

diversarum haereseon fuere principia.“ Also die verschiedenen Evangelia waren nicht ein Werk der Ketzer, sondern daß so vielerlei Evangelia waren, machte, daß so viel Ketzereien entstunden.

So sagt auch Epiphanius, Haeres. LXII., von den Sabellianern, daß sie ihren ganzen Irrthum aus den falschen Evangelien geschöpft: „την δε πασαν αὐτων πλανην ἐχουσιν ἐξ Ἀποκρυφων τινων, μαλιστα ἀπο του καλουμενου Αἰγυπτιου Εὐαγγελιου.“

§. 44.

Daß es viele Evangelia von dieser zweiten Art gegeben, wenn wir es aus der Kirchengeschichte auch nicht wüßten, müßten wir auch ganz allein dem Lucas glauben, der wahrlich nicht die ganz erdichteten untergeschobnen Evangelia und apostolische Schriften der Ketzer meinen konnte, *) sondern nothwendig solche Evangelia, deren Urstoff zwar unverwerflich, deren Ordnung, Einkleidung, Absicht nur nicht so ganz lauter und rein war, meinen mußte, wenn er sagt, daß er durch sie berechtigt und aufgemuntert worden, ebenfalls eine Geschichte des Herrn zu schreiben.

*) „Epiphanius und Ambrosius glauben, Lucas sähe hier auf die Evangelia der Ketzer Basilidis, Cerinthi und Anderer, wie schon von Daniel Heinsio (Exercit. sacr., 1. 3. c. 1.) bemerkt worden.“ Masch, §. 30.

„Ausus fuit et Basilides scribere Evangelium et suo illud nomine titulare,“ schreibt Origenes, Homilia I. in Lucam. Ebendas sagt auch Ambrosius, Comment. in S. Lucam, und Hieronymus, Prooemio in Comment. super Matthaeum. Aber Basilides lebte im zweiten Jahrhundert; wie konnte Lucas sein Evangelium in Gedanken haben? Wenn Basilides anders eines geschrieben und Ambrosius und Hieronymus hier nicht bloße Abschreiber des Origenes sind, der es wahrscheinlich ohne Grund vorgegeben! (S. Moshemii Comment. de rebus Christianorum ante Constant. Magnum, p. 357.) Aber von diesen Allen sagt kein Einziger, daß Lucas darauf gesehen; sie erwähnen dieses Evangelii nur bei der Stelle des Lucas, und das ist ein gewaltiger Bock von Herrn Masch.

Von dem Cerinthus wäre es noch eher möglich, daß Lucas auf ihn gesehen. Und Epiphanius, Adversus Haeres., L. I. p. 428, scheint es zu versichern. Da aber Epiphanius an einem andern Orte sagt, daß er nur das Evangelium des Matthäus angenommen, so wird nun auch blos das Evangelium des Cerinthus nichts als eine eigene Uebersetzung des hebräischen Originals gewesen sein.

Ueberhaupt finde ich wol, daß man den Ketzern Schuld gegeben, daß sie die evangelische Geschichte verfälscht — (obgleich auch nicht so häufig, als man sich einbildet; denn Origenes sagt, Contra Celsum, II. 5, daß dieses nur von den Schülern des Marcion, des Valentinianus, und wo ich nicht irre, setzt er hinzu, des Lucianus geschehen sei); aber daß die Ketzer ganz eigne Evangelia sich aus ihren Köpfen geschmiedet, das findet sich nirgends. Ihre Evangelia waren ebenfalls alte unter dem Namen der Apostel oder apostolischen Männer herumgehende Nachrichten; es waren nur die nicht, welche man bei der Kirche allgemein angenommen hatte. Mit diesen hatten sie zwar die Quelle gemein, nur der Mann, der aus dieser Quelle geschöpft, war minder zuverlässig.

§. 45.

Ich wäre sogar geneigt zu glauben, daß in der gedachten Stelle des Lucas jener hebräischen Quelle ausdrücklich erwähnt, und mit ihrem Titel erwähnt werde, welcher gar wohl (auf Hebräisch versteht sich) „Διηγησις περι των πεπληροφορημενων ἐν ἡμιν πραγματων“ könnte gewesen sein; *) es sei nun, daß die folgenden Worte: „καθως παρεδοσαν ἡμιν οἱ ἀπ᾽ ἀρχης αὐτοπται και ὑπηρεται του λογου“, mit darin begriffen gewesen, oder vom Lucas nur hinzugesetzt worden, um so viel deutlicher jene authentische Sammlung zu bezeichnen. **)

*) Das ist: Erzählung der unter uns in Erfüllung gegangenen Dinge. Ein Titel, der mir ganz hebräisch klingt, ob ich gleich weder angeben kann, noch mit Anderer Hilfe angeben mag, wie er etwa auf Syrisch oder Chaldäisch könne geheißen haben. Vermuthlich wäre damit auf die mancherlei Prophezeihungen gesehen worden, die durch die Begebnisse, Lehren und Thaten Christi in Erfüllung gegangen, auf das öfters vorkommende „τουτο δε γεγονεν ἱνα πληρωθη το ῥηθεν ὑπο του Κυριου δια του Προφητου.“ Matth 1, 22; 2, 17; 4, 14; 8, 17; 12, 17; 13, 14.

**) In beiden Fällen wird dadurch bestätigt, was ich §. 2—4 von den Personen insgemein gesagt, die an dem Evangelio der Nazarener, so zu reden, geschrieben. Ὑπηρεται του λογου, die Apostel, als die Vornehmsten, nach welchen die ganze Sammlung genennet war; und αὐτοπται alle Diejenigen männlichen und weiblichen Geschlechts, die Christum von Person gekannt.

§. 46.

Und wenn ich sonach den ganzen ersten Versikel des Lucas: „Επειδηπερ πολλοι ἐπεχειρησαν ἀναταξασθαι διηγησιν περι των πεπληροφορημενων ἐν ἡμιν πραγματων“, übersetzte: Quoniam quidem multi conati sunt, *iterum iterumque* in ordinem redigere narrationem *illam* de rebus, quae in nobis completae sunt, was könnte man eigentlich viel darwider haben? *)

*) Wenigstens ἀναταξασθαι διηγησιν blos durch litteris mandare, blos durch beschreiben, aufzeichnen zu übersetzen, scheint mir den Sinn der Worte nicht zu erschöpfen; denn ἀνα scheint allerdings auch hier eine oftmalige Wiederholung anzuzeigen, zu welcher das ἐπεχειρησαν, sie haben vor die Hand genommen, besonders paßt. Folglich lieber so: Weil denn Viele versucht haben, jene Erzählung der unter uns in Erfüllung gegangenen Dinge einmal über das andere in Ordnung zu bringen, so u. s. w. Das in Ordnung bringen jene alte Sammlung, die so gelegentlich aus so verschiednen Nachrichten erwachsen war, war ohne Zweifel das Schwerere, und das Uebersetzen derselben, wenn man einmal wegen der Ordnung mit sich eins geworden war, war ohnstreitig das Leichtere. Daß also Lucas die ganze Arbeit nur durch das Schwerere bezeichnet, darf wol nicht befremden.

Freilich würde Alles das noch wahrscheinlicher sein, wenn vor διηγησιν noch την stünde.

§. 47.

Ja, ob ich gleich diese Uebersetzung und Erklärung nur für eine kritische Vermuthung ausgeben will, die bei Weiten so kühn und gewagt nicht ist, als kritische Vermuthungen in unsern Tagen zu sein pflegen, so will mich doch bedünken, als ob nur durch sie alle Schwierigkeiten gehoben würden, die sich gegen die Worte des Lucas machen lassen.*)

*) Denn wenn er nach der gewöhnlichen Uebersetzung sagt: Sintemal sich's Viele unterwunden haben, zu stellen die Rede von den Geschichten, so unter uns ergangen sind, wie uns das gegeben haben, die es von Anfang selbst gesehen und Diener des Worts gewesen sind, hat man nicht Recht, dem Lucas sofort einzufallen: „Also haben doch jene Viele nichts geschrieben, als wie und was die Augenzeugen und die ersten Diener des Worts gemeldet? Und haben sie das, lieber Lucas, was braucht es noch Deiner Arbeit, die alles angewandten Fleißes ohngeachtet doch nicht besser gerathen kann? Habe immer von Anbeginn Alles selbst erkundet: hast Du es denn besser erkunden können, als wie uns das gegeben haben, die es von Anfang selbst gesehen und Diener des Worts gewesen sind?" Nur wenn diese letztern Worte entweder ein Theil des Titels der ersten hebräischen Urkunde waren oder vom Lucas zu ihrer nähern und gewissern Bezeichnung hinzugesetzt wurden, so daß sie auf die hebräische Urkunde selbst und nicht auf die von Vielen unternommene Ordnung und Uebersetzung zu ziehen sind, hatte Lucas Recht, eine ähnliche Arbeit zu unternehmen, nachdem er Alles von Anbeginn erkundet hatte, d. i. nachdem er Alles, was in der hebräischen Urkunde stand, gegen die mündlichen Erklärungen der Apostel, die er zu sprechen Gelegenheit hatte, geprüft und durch sie bestätigt hatte.

§. 48.

Doch dem sei, wie ihm wolle, genug, daß so viel gewiß ist, daß Lucas selbst die hebräische Urkunde, das Evangelium der Nazarener, vor sich gehabt und wo nicht Alles, doch das Meiste in sein Evangelium, nur in einer etwas andern Ordnung, nur in einer etwas bessern Sprache übergetragen hat.

§. 49.

Noch offenbarer ist es, daß Marcus, den man gemeiniglich nur für den Epitomator des Matthäus hält, blos daher dieses zu sein scheint, weil er aus ebenderselben hebräischen Urkunde schöpfte, aber vermuthlich ein minder vollständiges Exemplar vor sich hatte.*)

*) Daß er wirklich aus der hebräischen Urkunde unmittelbar geschöpft, zeigt 5. 41, wo er die eigentlichen chaldäischen Worte beibringt, deren sich Christus bei

Erweckung der Tochter des Jairus bediente, welche weder Matthäus noch Lucas haben. Auch 7, 11. Corban.

Marcus soll der Dolmetscher und vertraute Jünger des Petrus gewesen sein. Daher kam es ohne Zweifel, daß er das wegließ, was Matthäus 14, 28—31 von Petro erzählt. Hingegen ist um so viel unbegreiflicher, warum er auch das Nämliche weggelassen, was Matthäus von Petro erzählt, 16, 17, ob er (Marcus) schon 8, 33 beibehalten.

§. 50.

Kurz, Matthäus, Marcus, Lucas sind nichts als verschiedene und nicht verschiedene Uebersetzungen der sogenannten hebräischen Urkunde des Matthäus, die Jeder machte, so gut er konnte: „ὡς ἠδυνατο ἑκαστος.“

§. 51.

Und Johannes? — Ganz gewiß hat Johannes jene hebräische Urkunde gekannt, gelesen und bei seinem Evangelio genützt; aber dem ohngeachtet ist sein Evangelium zu jenen nicht zu zählen, zu jener Nazarenischen Classe nicht zu rechnen, sondern es macht allein eine Classe vor sich aus.

§. 52.

Die Meinung, daß Johannes ein bloßes Ergänzungsstück zu den drei übrigen Evangelien schreiben wollen, ist allerdings ungegründet. *) Man darf ihn auch nur lesen, um ein ganz Anderes zu empfinden. **) [1])

§. 53.

Daß Johannes aber sonach die übrigen drei Evangelisten auch gar nicht gekannt, ist ebenso unerweislich als unglaublich.

§. 54.

Vielmehr, eben weil er die übrigen drei und mehrere aus der Nazarenischen Urkunde entstandene Evangelia gelesen hatte, weil er sahe, was diese Evangelia für eine Wirkung machten, fand er sich gemüssigt, sein Evangelium zu schreiben.

---

1) *) **) „Diese Zeichen, welche sich im Originale befinden, beweisen hinlänglich, daß zu diesem Paragraph Anmerkungen kommen, welche ich aber nirgends finden können,“ bemerkt hiebei Karl Lessing. — A. d. H.

§. 55.

Denn wir dürfen uns nur erinnern, von wem sich das Evangelium der Nazarener eigentlich herschrieb. Von lauter Leuten, die persönlichen Umgang mit Christo gehabt hatten, die also von Christo als Mensch am Ueberzeugtesten sein mußten und außer Christi eignen Worten, die sie sich getreuer in das Gedächtniß als deutlich in den Verstand geprägt hatten, nichts von ihm erzählen konnten, was nicht auch von einem bloßen, aber mit Kraft aus der Höhe ausgerüsteten wunderthätigen Menschen hätte wahr sein können.

§. 56.

Was Wunder also, daß nicht allein die palästinischen Judenchristen, denen der Name Nazarener vornehmlich zukam, sondern alle und jede Juden und Heiden, welche ihre Kenntniß von Christo mittelbar oder unmittelbar aus der Nazarenischen Urkunde geschöpft hatten, Christo von Seiten seiner Gottheit nicht genug Verehrung widerfahren ließen?

§. 57.

Jene, selbst in ihrem ersten Ursprunge betrachtet, hätten unmöglich auch noch das Mosaische Gesetz beibehalten wollen, wenn sie Christum für mehr als einen außerordentlichen Propheten gehalten hätten. Ja, wenn sie ihn auch für den wahren versprochenen Messias hielten und ihn als den Messias den Sohn Gottes nannten, so ist doch unstreitig, daß sie keinen solchen Sohn Gottes meinten, welcher mit Gott von gleichem Wesen sei.

§. 58.

Wem dieses von den ersten Judenchristen einzuräumen zu bedenklich ist, der muß wenigstens zugestehen, daß die Ebioniten, das ist, diejenigen Judenchristen, welche sich noch vor der Zerstörung Jerusalem's jenseit des Jordan's in Pella niederließen und noch im vierten Jahrhundert kein ander Evangelium erkannten als das hebräische Original des Matthäus, — daß, sag' ich, die Ebioniten nach dem Zeugnisse des Origenes sehr armselig von Christo

dachten, wenn es auch nicht wahr wäre, daß sie von dieser ihrer armseligen Denkungsart gar ihren Namen bekommen hätten.[1])

§. 59.

Ebenso hielt Cerinthus, welcher zwar ein Jude, aber schwerlich ein paläſtinischer Jude war, weil er unter die Gnostiker gerechnet wird, Christum für nichts als den ehelichen, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur von Joseph und Maria erzeugten Sohn, weil er oder daher er entweder die hebräische Urschrift des Matthäus oder den griechischen Matthäus für das einzige Evangelium annahm.*)

*) Nach dem, was ich in der Anmerkung zu §. 44 angeführt, scheint es mir sogar glaublich, daß er sich eine eigne Uebersetzung des hebräischen Originals gemacht und also selbst zu Denen des Papias gehört, die den Matthäus so gut übersetzt, als sie gekonnt.

§. 60.

Das Nämliche gilt vom Karpokrates, der gleichfalls, entweder weil er nur den Matthäus annahm, keine höhere Idee von Christo haben konnte, oder weil er von Christo keine höhere Idee haben zu dürfen glaubte, nur den Matthäus annehmen konnte.

§. 61.

Mit einem Worte, Rechtgläubige und Sectirer hatten Alle von der göttlichen Person Christi entweder gar keinen oder einen ganz unrechten Begriff, so lange kein ander Evangelium vorhanden war als die hebräische Urkunde des Matthäus oder die aus ihr geflossenen griechischen Evangelia.

§. 62.

Sollte also das Christenthum unter den Juden nicht als eine bloße jüdische Secte wieder einschlafen und verschwinden, sollte es unter den Heiden als eine besondere, unabhängige Religion be-

1) Der Name bezeichnet sie nämlich als die Armen (hebr. אֶבְיוֹנִים), und er bezieht sich in der ältesten Zeit ebenso wie der der Nazaräer wol auf alle Christen. Wahrscheinlich erhielten die ersten Christen diesen Namen wegen ihrer wirklichen Armuth, oder sie legten sich denselben mit Rücksicht auf Aussprüche Christi (wie Luc. 6, 20; Matth. 5, 3) selbst bei. — A. d. H.

kleiben, so mußte Johannes ins Mittel treten und sein Evangelium schreiben.

§. 63.

Nur sein Evangelium gab der christlichen Religion ihre wahre Consistenz, nur seinem Evangelio haben wir es zu danken, wenn die christliche Religion in dieser Consistenz allen Anfällen ungeachtet noch fortdauert und vermuthlich so lange fortdauern wird, als es Menschen giebt, die eines Mittlers zwischen ihnen und der Gottheit zu bedürfen glauben, das ist e w i g.

§. 64.

Daß wir sonach nur zwei Evangelia haben, den Matthäus und Johannes, das Evangelium des Fleisches und das Evangelium des Geistes, haben schon die alten Kirchenväter erkannt und ist eigentlich noch von keinem neuern Orthodoxen geleugnet worden.

§. 65.

Und nun hätte ich nur noch zu erklären, wie es gekommen, daß das Evangelium des Fleisches von drei Evangelisten gepredigt worden, wenn ich es nicht schon bereits erklärt habe. Denn, genauer zu sprechen, hätte ich nur noch zu erklären, warum unter vielen andern aus der Nazarenischen Urkunde geflossenen griechischen Evangelien die Kirche außer dem Matthäus nur eben noch den Marcus und Lucas beibehalten, da die Ursache, welche Augustinus hiervon angiebt, wol schwerlich befriedigen dürfte.

§. 66.

Ich will meine Meinung kurz sagen. Marcus und Lucas wurden nächst dem Matthäus von der Kirche beibehalten, weil sie in vielen Stücken gleichsam die Kluft füllten, die zwischen dem Matthäus und Johannes liegt, und der Eine ein Schüler des Petrus und der Andere ein Schüler des Paulus gewesen war.

§. 67.

Das, sag' ich, ist meine Meinung, die eine hinlängliche Ursache angiebt, warum man die vier Evangelisten zusammen in fast allen alten Abschriften so und nicht anders geordnet hat. Denn

daß sie in ebender Ordnung der Zeit nach auf einander geschrieben haben sollten, ist unerwiesen.

§. 68.

Nur den Beweis dieser Meinung kann ich hier nicht führen, weil er durch Induction geschehen muß und ich die Beispiele nicht genug beisammen haben kann, um eine dergleichen Induction zu einer Art von Demonstration zu machen. [1])

---

1) Ueber die vorstehende Schrift sagt Karl Lessing im „Theologischen Nachlaß", S. 24 f.:

„Es sind vier Handschriften davon da. Eine in klein Folio, vermuthlich erster Entwurf, den er davon gemacht, ist am Allerunleserlichsten. Sie hat keinen Titel, aber eine kurze Anzeige dessen, was er in diesem Werke abhandeln wollen, die so lautet:

„Inhalt:

„Erst wird die Hypothese in planen trockenen Worten vorgetragen.

Sodann werden die kritischen Beweise derselben und Alles, was darauf geführt, dargelegt.

Worauf der Vortheil, welchen dieselbe in Begreiflichmachung verschiedener Schwierigkeiten und genauerer Erklärung streitiger Schriftstellen haben möchte, gezeigt und mit Unterwerfung einer näheren Prüfung geschlossen wird."

„Das 2te Manuscript davon, in groß Octav und gebunden, hat den Titel: Hypothese über die Evangelisten als blos menschliche Geschichtschreiber betrachtet. Wolfenbüttel, November 1777 angefangen. Auf jedem Blatte steht nur ein Paragraph, der übrige Raum ist zu den Anmerkungen gelassen, deren sich auch einige finden.

„Das 3te ist in Quart, nur von drei Bogen, fängt sich an: Umriß der Hypothese, und geht bis auf §. 33. So weit es reicht, ist Alles besser darin ausgeführt, nur sind die Anmerkungen, die sich in den beiden ersten befinden, ganz weggelassen.

„Das 4te ist sehr gut geschrieben, mit Anmerkungen, und scheint wol, es habe so in die Druckerei abgeschickt werden sollen. Leider aber ist es nur ein Bogen in Octav mit den ersten sechs Paragraphen. Die Vorrede dazu nebst dem Titel, wie ich ihn angeführt, ist auf einem besondern Bogen." — A. d. H.

Gegen Mascho.[1])

Ich muß es nur bekennen, daß ich mir gleich anfangs vorgenommen, nicht das Geringste gegen die Fragmente schreiben oder auch gelegentlich erinnern zu lassen, ohne sofort meine Augen selbst dabei zu haben.

Ich habe den Ungenannten, vermuthlich zwar nicht wider seinen Willen, aber doch ohne seinen Willen in die Welt gezogen. Also bin ich ihm meine Vorsprache schuldig, so oft Unwissenheit oder Stolz die Nase über ihn rümpfen.

Ich habe ihn darum in die Welt gezogen, weil ich mit ihm nicht länger allein unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne, daß ich seinen Zuraunungen nicht immer so viel entgegen zu setzen wußte, als ich gewünscht hätte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen oder weiter aus einander bringen, und dieser Dritte kann Niemand als das Publicum sein.

Ich verliere also für mich selbst alle den Nutzen, den ich durch die Aufführung eines so lichtscheuen Gastes mir versprach, wenn ich nicht auf jedes Wort, auf jede Miene aufmerksam bin, mit welcher man ihn empfängt. Ich muß Jeden fragen, der über ihn stutzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erschrickt, oder über ihn poltert: Wie verstehen Sie das? Wie beweisen Sie das?

Ja, ich bin stolz genung, zu glauben, daß da, wo ich Belehrung brauche oder finde, auch Andre derselben nicht ermangeln

---

1) Theologischer Nachlaß, S. 29—32. Des früheren Rectors zu Ruppin Fr. Wilhelm Mascho „Vertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion wider einige Fragmente der Wolfenbüttel'schen Bibliothek“ erschien 1778 u. 1779 in Hamburg. — A. d. H.

dürften. Ich halte mich kein Haar besser als irgend einen Menschen in der Welt, aber ich habe auch keine Ursache, mich für schlechter zu halten als irgend einen. Ich kann fehlen wie Andre, aber Andre können auch fehlen wie ich. Und wenn ja gefallen sein muß, so will ich lieber über meine eigne Beine zu Boden straucheln, als zu Boden gerissen werden.

Mit dieser erneuerten Vorstellung ergriff ich also auch des Herrn Mascho Vertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion. — Bei der ersten flüchtigen Durchblätterung schien es mir, als müßte der Titel vielmehr heißen: Vertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion des Herrn Mascho. Ich will sagen, daß mir Herr Mascho ein Wenig zu viel seine christliche Religion zu vertheidigen geschienen. Aber das schien mir wol auch nur so.

Also zu einer zweiten bedächtlichen Lectüre mit der Feder in der Hand! Was ich dabei auf das Papier werfe, sei unmittelbar an ihn gerichtet, nicht als Brief, sondern als Stoff zu kleinen Briefchen an ihn.

Erster Brief.

Mein Herr,

Ich freue mich herzlich, einen Mann in Ihnen zu finden, dessen Denkungsart mir in so vielen Stücken so wohl behagt. Mit Ihnen verlohnt es sich der Mühe, zu sprechen. [1])

* * *

7.

Zu Mascho's eigner Religion und seiner Denunciation an Goezen.

Wenn es nur möglich wäre, daß man der Welt ein ächtes Christenthum beibringen könnte. S. XIII der Vorrede zum 1ten Stück.

---

1) Zu dieser kurzen Anrede bemerkt Karl G. Lessing: „Mehr ist es aber auch nicht. Doch ein Blättchen noch, welches durch die darauf stehende Zahl 7 wahrscheinlich macht, daß er mehr darüber sich entworfen, als ich unter seinen Papieren gefunden. Ich will es ganz hier einrücken, weil Der, welcher Maschon gelesen, leicht errathen kann, wie und was diesem von meinem Bruder wäre geantwortet worden." (Theol. Nachlaß, S. 31.) — A. d. H.

Was vor 50—60 Jahren in den menschlichen Lehrbüchern stand, war nicht ihre Religion. S. XV ebendaselbst.

Er macht dem Ungenannten ein Verbrechen daraus, von den Neuerungen in der Religion nichts gewußt zu haben oder sich wenigstens so gestellt zu haben. S. 3, 4 des 1ten Stücks.

Er verwirft das Burtorfische System der Inspiration, [1]) ohne uns zu sagen, wie weit sich nun die Inspiration erstrecke.

Müssen wir nicht aus einzeln Worten alle unsre Glaubenslehren nehmen? Und wenn Worte nicht inspirirt sind, worauf beruhen denn unsre Glaubenslehren? —

„Die Bibel enthält eine göttliche Offenbarung" und „die Bibel ist eine göttliche Offenbarung" sind nicht synonymische Ausdrücke.

Sein Vortrag wird manchem Leser völlig fremd und unerhört sein. S. 82. —

Das große Pfingstwunder? —

Von dem Unterschiede der mündlichen und schriftlichen Offenbarung nach meiner Idee. S. 202.

Ueber die apostolischen Wundergaben. S. 234.

Unterschied des Buchstaben und des Geistes. S. 249.

Wider die übertriebenen Begriffe der Inspiration. S. 258, 271.

---

1) D. h. die namentlich von dem jüngeren Johannes Buxtorff vertretene Ansicht, daß nicht blos die Consonanten des hebr. Alten Testamentes, sondern auch die Vocale, die sogenannten masorethischen Punkte, inspirirt seien, obwol diese Punkte gar nicht von den Verfassern der h. Schrift, sondern von jüdischen Gelehrten der ersten christlichen Jahrhunderte herrühren. — A. d. H.

Barbarus Antibarbaro,

d. i.

G. Ephr. Lessing

an den

Herrn George Chr. Silberschlag.[1])

Erster Brief.

Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis.
Ovid.

Mein Herr,

Barbaren haben die Philosophie erfunden. Von Barbaren schreibt sich die wahre Religion her. Wer sollte nicht gerne ein Barbar heißen wollen?

Barbaren hießen alle Völker, die nicht Griechen waren. Also muß ein Anti-Barbar und ein Grieche einerlei sein. Aber ein Grieche und ein Heide war bei den ersten Christen einerlei. Wer sollte vollends nicht gern ein Barbar heißen wollen?

Doch das sind die Barbaren nicht, die Sie meinen. Sie meinen Menschen voll grober Unwissenheit und ebenso groben Sitten, Menschen, dergleichen mein Ungenannter einer.

---

1) Theologischer Nachlaß, S. 33 f. — Georg Christian Silberschlag (geb. 1731 in Aschersleben) war Prediger und Inspector der Realschule in Berlin, später Generalsuperintendent der Altmark und Priegnitz. Seine Schrift wider den Ungenannten führt den Titel: „Antibarbarus, oder Vertheidigung der christlichen Religion und des Verfahrens des evangelischen Lehramts im Religions-Unterrichte gegen und wider die Einwürfe neuerer Zeiten. 1. Theil. Berlin, in der Realschul-Buchhandlung 1778. 2. Theil, zur Beantwortung der bekannten Abhandlung vom Zweck Jesu und seiner Jünger". — A. d. H.

Bin ich aber wol nicht stolz, wenn ich mir einbilde, daß der Barbar, dessen Anti zu sein Sie mit so vieler Bescheidenheit Sich annehmen, ich ebensowol bin als der Ungenannte?

Sie selbst sind es, mein Herr, der mich so stolz zu sein berechtigt. Nur ein Barbar konnte unter den Schriften der mir anvertrauten Bibliothek so abscheulich wählen. Nur ein Barbar kann solche Fragmente auf dem Boden der Literatur gewachsen zu sein vorgeben. Nur ein Barbar — kurz, ich bin stolz, ein Barbar zu heißen, und das ist schon Beweises genung, daß ich ein Barbar bin.

Nur in einem Stücke möchte ich das nicht sein, was Sie, mein Herr, zu Barbaren machen. Sie machen die Barbaren sogar stolz, daß sie ehrliche Leute sein können, und Sie sagen es sehr deutlich, daß ich und der Ungenannte sicherlich keiner sind.

Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.

Ein zweites Schreiben[1]

an den Herrn Director Schumann in Hannover.[2]

Mein Herr,

Lieber wollen wir einander weder bestechen, noch zum Besten haben. — Ich entsage daher gleich anfangs allen verbindlichen Wendungen sowie aller Ironie, womit Sie Ihrer Antwort[3] einen so hohen Geschmack zu geben bedacht gewesen. Traun, welche treffliche Ironie, mir selbst Ironie anzudichten!

Nur schweigen kann ich nicht ganz, ob Sie schon drohen, mir das letzte Wort zu lassen.

Ich nehme diese Demüthigung in Voraus hin und will mich gern in diesem zweiten Schreiben darnach richten, so daß ich Ihnen nur mit Dingen nochmals beschwerlich falle, auf welche keine Antwort mir auch eine Antwort sein wird, mit allem Uebrigen aber,

---

1) Das erste Schreiben an den Herrn Director Schumann steht Th. XVI. S. 9 ff. — A. d. H.

2) Theologischer Nachlaß, S. 155—162. — „Davon ist erst ein Entwurf da; dann ein paar Anfänge des Briefes, die in der Hauptsache zwar immer einerlei, in der Wendung aber und dem Ausdrucke verschieden sind. Endlich folgt das Manuscript, nach dem vermuthlich hat gedruckt werden sollen." Karl Lessing im „Theol. Nachlaß", S. 28. — A. d. H.

3) Schumann's „Antwort" auf das aus Braunschweig an ihn gerichtete Schreiben „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft" beginnt mit den höflichen Worten: „Mein Herr, Sie können nicht zweifeln, daß ich Ihren Bogen mit erwartungsvoller Aufmerksamkeit gelesen habe. Dies Geständniß sagt schon, daß ich von Hochachtung für den Verfasser eingenommen war, der, auch wenn er Fehde ankündigt, Geist und freien Sinn mit so vieler Eleganz als Würde in seine Ausfoderungen schreibt." — A. d. H.

wo es mir um eine genauere Belehrung zu thun ist, mich an sonst Jemand wende, der mehr Zeit und mehr guten Willen hat, mich zu unterrichten, als Sie zu haben mir zu meinem Leidwesen versichern.

Was mich indeß hierüber noch einiger Maßen tröstet, ist dieses, daß ich Ihnen aufrichtig bekennen muß, wie ich weit mehr Stoff zu neuem Nachdenken in Ihrer Antwort erwartete. Dafür haben Sie mich nur an alte verwirrte Begriffe wieder erinnert, die ich mir schon längst zu größerer Deutlichkeit gebracht zu haben überzeugt bin.

Auch habe ich mich über manche Mißdeutung, über manche Entnervung meiner Meinung zu beklagen. Vorsätzlich wird gewiß keine gewesen sein, und doch war mein Ausdruck so diffus auch nicht, daß man leicht den Sinn unter den Worten verlieren könnte.

Ich hätte vielmehr mit geringer Mühe aus meinem Bogen ein Büchlein, aus dem Pamphlet ein Werk machen können. Aber ich dachte: Wer keinen Bogen lieset, lieset noch weniger mehrere Bogen, und die Wahrheit, die man auf einem Bogen nicht sagen und erweisen kann, ist wol nicht weit her — oder ist vielmehr zu weit her.

Freilich aber kann ich nicht in Abrede sein, daß es leider meine eigensinnige Art ist, von der unerheblichsten Kleinigkeit am Liebsten auszugehen, wenn ich durch sie mich am Geschwindesten mitten in die Materie versetzen kann. Eine solche unerhebliche Kleinigkeit ist mir sodann gleichsam der niedrige, elastische Punkt, auf welchem ich mein Tempo nehme. Doch das Tempo ist nicht der Sprung, und wer sein Auge nur auf mein Tempo heftet, der kann mich ebenso wenig springen sehen, als er vermuthlich mag. Denn er ist vermuthlich selbst ein Springer und will nur kunstmäßig beurtheilen, ob ich mein Tempo nicht zu weit oder nicht zu kurz genommen habe. Der Sprung an und für sich ist ihm ein Nichts, den kann er auch, den kann er besser.

Also recht wohl: die Stelle des Origenes war Ihnen nur „ein unschuldiges Pförtchen, wodurch Sie mit einiger Manier auf die Laufbahn treten wollten." [1]) Aber wenn sie Ihnen ein Pfört-

---

1) Schumann schreibt in seiner „Antwort" (S. 5): „Darf man nie einen alten Spruch anführen, wobei man sich eine Accommodation erlaubt? Auch alsdenn nicht, wenn er auf die nachfolgenden Sätze weder Licht noch Schatten wirft? wenn er nur als ein unschuldiges Pförtchen dasteht, wodurch man mit einiger Manier auf die Laufbahn tritt?" — A. d. H.

chen war, warum darf ich denn auf diesem unschuldigen Pförtchen nicht mein Tempo nehmen? Weil dieses Pförtchen ganz überflüssig ist? Kann wol sein. Weil dieses Pförtchen nicht fest genung stehet? Ich hätte geglaubt, auch ein unschuldiges Pförtchen müßte vor allen Dingen fest stehen. Weil der Stoff dieses Pförtchens zu viel oder zu wenig prellet? — Das wäre etwas. Das hätte ich allerdings genauer untersuchen müssen. Dafür könnten weder Sie noch Ihr unschuldiges Pförtchen.

Wie? Ich sollte also nicht gewußt haben, wie weit die Stelle des Origenes trägt? Ich sollte die ganze Elasticität derselben in der Grundsprache nicht gehörig erwogen haben?

Lassen Sie uns doch dieses, mein Herr, einen Augenblick genauer untersuchen. Und nur dieses allein; denn alles Uebrige, von dem Sie sagen, daß es Sie eigentlich nichts angehe, haben Sie auch wirklich so beantwortet, als ob es Sie nichts angehe, und wenig erhellet daraus deutlicher, als daß wir über dergleichen Dinge nicht streiten müssen. Wir nicht! Nur über die Stelle eines Kirchenvaters, nur über die wahre Meinung derselben wollen wir uns hoffentlich wol noch verstehen.

Also, mein Herr, warum Sie den Origenes nicht ausreden lassen, begreife ich noch jetzt nicht. Sie versichern zwar, den Ausdruck des Origenes in der engern Bedeutung des Apostels genommen zu haben. Aber ich fürchte sehr, daß Ihnen die engere Bedeutung des Apostels noch mehr zuwider ist, von der ich nicht einmal einsehe, warum sie die engere heißen soll.

Denn wenn Paulus zu den Korinthern sagt: Mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft, und wir unter der Beweisung des Geistes den Beweis aus Weissagungen, so wie unter der Beweisung der Kraft den Beweis aus Wundern mit dem Origenes verstehen sollen und müssen, glauben Sie wol, mein Herr, daß Paulus dabei nichts anders gethan hat, als was Sie ohngefähr in Ihren Blättern von der Evidenz dieser beiden Beweise geleistet haben? Glauben Sie wol, daß er sich begnügte, die alleinige Anwendung der Weissagungen des A. T. auf Christum, von deren Priorität man damals noch ganz anders überzeugt sein mußte, als man jetzt überzeugt sein kann, zu zeigen, zu erhärten? Glauben Sie wol, daß er sich begnügte, die Wunder, die Christus gethan hatte, zu erzählen, deren Glaubwürdigkeit zu einer Zeit, als noch so viele Augenzeugen am Leben

waren, doch wol um Vieles größer sein mußte, als sie jetzt ist, da wir gar nichts davon wissen würden, wenn sie nicht in einem Buche stünden? Glauben Sie wol?

Ich bilde mir ein, mein Herr, Sie möchten so etwas, wodurch die Predigt Pauli Ihren Blättern so ganz ähnlich würde, sehr gern glauben, wenn nur nicht in diesem nämlichen Buche gar zu deutlich stünde, daß Paulus sich noch auf mehr verstanden habe als auf bloßes Vernünfteln; wenn es diesem nämlichen Buche zu Folge nur nicht gar zu unleugbar wäre, daß Paulus selbst weissagen können, daß Paulus selbst Wunder gethan; wenn man nur dieses nämliche Buch gar nicht müßte gelesen haben, um nicht zu wissen, daß sich Paulus eben dadurch, daß er selbst weissagen können, und dadurch allein als den Mann erwies, der es am Besten einsehen können, was Weissagungen und erfüllte Weissagungen sind, — daß sich Paulus eben dadurch, daß er selbst Wunder that, und dadurch allein als den Mann erwies, der vollkommen glaubwürdig war, wenn er von den Wundern seines Meisters sprach.

Hat nun Paulus, nicht durch Vernünfteln über Weissagung und Wunder, nicht durch πειθοις ἀνθρωπινης σοφιας λογους, nicht durch vernünftige Reden menschlicher Weisheit, sondern durch eigne Weissagungen, durch eigne Wunder dasjenige bestärkt, was er von den in Christo erfüllten Weissagungen, von den durch Christum und an Christo geschehenen Wundern predigte, so stehet freilich Origenes, der sich selbst keiner übernatürlichen Gaben rühmte, schon weit unter dem Paulus, und der Beweis aus Weissagungen und Wundern in dem Munde des Origenes hatte seine Stärke schon um ein Großes, aber doch nicht gänzlich verloren. Denn jene übernatürliche Gaben, ob sie gleich Origenes nicht hatte, hatten doch noch andre fromme Christen zu seiner Zeit, und der Beweis, wovon jene übernatürliche Gaben der Beweis waren, war folglich im Grunde noch ebenderselbe und konnte nur seltener in seiner völligen Stärke geführt werden.

Ich sage: Der Beweis des Geistes und der Kraft, wie ihn Origenes führte, war im Grunde ebenderselbe, wie ihn Paulus geführt hatte. Keiner von Beiden hat ihn in einem engern oder weitern Verstande geführt, und es ist so wenig wahr, daß ihn der Apostel in einem engern Verstande geführt habe, daß vielmehr, wenn ja ein Unterschied gemacht werden sollte, der engere Verstand dem Origenes beigelegt werden müßte. Denn Origenes schon, weil die Wundergaben nicht mehr in ihrem vollen alltäg-

lichen Glanze herrschten, weil nur noch Fußtapfen und Spuren davon unter frommen Christen übrig waren, mußte sich mehr auf die blos erzählten Wunder zurückwerfen, wenn er mit spöttischen Feinden der christlichen Religion zu thun hatte. Und doch hat er sich nie so sehr darauf zurückgeworfen, daß er nicht mit deutlichen Worten gesagt, — — — — — —

Ueber die von der Kirche angenommene Meinung,

daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen würde.

Gegen Herrn Hauptpastor Goeze zu Hamburg.[1]

Eingang.

Bei Gelegenheit der nähern Prüfung, welche der Reichshofrath über Bahrdt's neueste Offenbarungen Gottes[2] zu verhängen nöthig gefunden, und die noch bis diese Stunde zu keiner wirklichen Unterdrückung dieses Buchs gediehen, indem die Exemplare desselben nur einstweilen bei Seite geschafft worden, ist mir im 1ten Stücke des Anti-Goeze folgende Stelle entflossen:

„Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doctor der Theologie hat? Wenn es jetzt keinem Doctor der Theologie erlaubt sein soll, die Bibel aufs Neue so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann, so war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich setze hinzu: so war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu übersetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit, nämlich gegen die, daß es

---

1) Theologischer Nachlaß, S. 163—184. — A. d. H.
2) Vergl. Th. XVI. S. 139, Anm. 2. — A. d. H.

besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen werde. Den Ungrund dieses von seiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erst erweisen; er mußte die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten; er mußte sie als schon erfochten voraussetzen, ehe er sich an seine Uebersetzung machen konnte. Das Alles braucht ein itziger protestantischer Uebersetzer nicht. Die Hände sind ihm durch seine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundsatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache lesen dürfe, lesen müsse, nicht genung lesen könne. Er thut also etwas, was ihm Niemand streitig macht, daß er es thun könne, anstatt daß Luther etwas that, wobei es noch sehr streitig war, ob er es thun dürfe. — Das ist ja sonnenklar. — Kurz, Bahrdt's oder eines andern Itztlebenden Uebersetzung verdammen, heißt der Luther'schen Uebersetzung den Proceß machen, wenn jene auch noch so sehr von dieser abgehen. Luther's Uebersetzung ging von der damals angenommenen Uebersetzung auch ab, und mehr oder weniger, darauf kömmt nichts an." [1])

Diese Stelle, sagt der Hauptpastor Goeze,*) sei ein bloßes Gewäsche. — Aber seine Widerlegung dieses Gewäsches? was ist denn die? — Ohne Zweifel ein Meisterstück von Präcision, von gesunder Logik und literarischen Kenntnissen. —

Das wird aus folgender Erörterung näher erhellen, die ich in zwei Abschnitte zu theilen für gut finde. Der erste soll die Antithesin des Herrn Hauptpastors überhaupt beleuchten. Der zweite soll meine Thesin mit allen den Beweisen unterstützen, die seine Unwissenheit abzuleugnen sich erdreistet hat. — Ich will eine Schrift, die freilich nur bestimmt ist, die Blöße eines Mannes auch hier aufzudecken, wo man seine ganze Stärke vermuthen sollte, so lehrreich zu machen suchen als möglich.

Erster Abschnitt.

Hier ist des Herrn Hauptpastors Widerlegung von Wort zu Wort. — Erst will ich blos durch kleine Einschiebsel sie hier und

---

*) Lessing's Schwächen, Zweites Stück. S. 99 u. f.

1) Th. XVI. S. 139 f. — A. d. H.

da unterbrechen und sodann in ausführlichen Anmerkungen nachholen, was ich ohne allzu große Auseinanderrückung des Textes so einschieben nicht konnte. Jenes giebt wieder eine Art von Dialog, die ich als der Erfinder derselben den Kanzeldialog zu taufen mir die Freiheit genommen habe. — Der Herr Hauptpastor hat im feierlichsten Pompe seinen Ort bestiegen, und ich, der arme Sünder, stehe unter demselben. Er spricht, und ich horche. Er schwadronirt, und ich denke mir mein Bißchen dabei. Also

1) Dialog und nicht Dialog.

Er. „Nun, wenn das kein Gewäsche ist —"

Ich. Obige meine Worte nämlich.

Er. „So weiß ich nicht, was sonst diesen Namen führen könnte."

Ich. Ich will auch nichts voraus wissen.

Er. „So etwas in die Welt hineinschreiben zu können und dabei doch auf die Dictatur in der Kirche selbst und der gelehrten Welt Anspruch machen, ja, dabei nur Bibliothekar in Wolfenbüttel sein, das ist zu viel."

Ich. Ich danke Gott herzlich, daß ich nicht mehr bin. Und wer wenigstens nächst mir auf die Dictatur in der Luther'schen Kirche Anspruch macht, lasse man sich von Semlern sagen.

Er. „Herr Lessing setzt hier zum Grunde, daß Luther durch Unternehmung einer neuen Uebersetzung der Bibel eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit gehandelt habe, nämlich gegen die, daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen würde. Und das weiß Herr Lessing so gewiß, daß er es auch nicht einmal nöthig findet, davon den geringsten Beweis zu geben."

Ich. Weil ich glaubte, daß es jeder Gelehrte ebenso gewiß wisse. Weil mir nicht alle Augenblicke einfällt, was wol der Herr Hauptpastor Goeze nicht wissen könnte, der doch auch ein Gelehrter sein will.

Er. „Ich weiß es, daß mehrere Gelehrte diese abgeschmackte Meinung angenommen haben, aber nur solche, welche in der gelehrten Geschichte der Bibel offenbare Idioten sind."

Ich. Das wäre ein Trost — und wäre auch kein Trost für mich! Denn darf ein Bibliothekar wol ein offenbarer Idiote in

der gelehrten Geschichte irgend einer Wissenschaft, irgend einer Art von Kenntnissen sein? — Er möchte mich doch gar zu gern, der liebe freundschaftliche Herr Hauptpastor, von meinem kleinen Aemtchen verdrängen! — Nun soll ich ihm auch das nicht einmal haben, was mir andre gute Freunde nur geben. Nicht einmal Geschichte der Gelehrsamkeit! Nicht einmal Bücherkunde!

Er. „Hr. Lessing mag nun so geringschätzig von der Bibel urtheilen, als er will, so behauptet doch dieselbe immer unter den merkwürdigen Büchern den ersten Platz, und ich sollte glauben, daß eine solche Unwissenheit in diesem Fache, als Hr. Lessing hier zu meinem Erstaunen zu Tage legt, Niemand weniger kleide als einen Vorsteher eines solchen Bücherschatzes —"

Ich. Ja, ja; ich soll fort, ich soll fort. Der Hr. Hauptpastor hat bereits einen Andern an meine Stelle, einen Candidatum Reverendi Ministerii, der ihm alle Wochen seine Bibliothek abstaubet, und der es in dieser, in dieser gelernt hat, was die rechten raren Bücher sind.

Er. — „eines solchen Bücherschatzes, dessen erster durchlauchtigster Stifter ein so großer Verehrer der heiligen Schrift war und weder eigenhändigen Briefwechsel, noch Mühe, noch Kosten scheuete, um seine Bibliothek mit den kostbarsten und seltensten Ausgaben derselben in allen Sprachen zu bereichern, so daß auch Conring[1]) wußte, daß er demselben eine besondre Freude machte, wenn er in seiner Epistola gratulatoria auf den 88sten Geburtstag desselben die vornehmsten Stücke davon namentlich anführte und dem Herzoge zum Besitz derselben besonders Glück wünschte —"

Ich. Gottes Wunder! Wo der Mann alle die geheime Nachrichten von unsrer Bibliothek her hat! Ich muß gestehen, ich lese und höre so etwas heute, den 18. Julius 1778, zum ersten Male. — Aber, allwissender Mann, ich bitte Sie, wozu Alles das hier?

Er. — „als dem Vorsteher eines Bücherschatzes, welcher durch den Zuwachs der zahlreichen und vortrefflichen Bibelsammlung der hochseligen Herzogin Maria Elisabeth Sophia einen solchen Vorrath in diesem Fache erhalten hat, daß nun die Wolfenbüttel'sche Bibelsammlung unstreitig in Deutschland die erste ist."

---

1) Hermann Conring (1606–1681), einer der gelehrtesten Polyhistoren des 17. Jahrhunderts, war ein halbes Jahrhundert hindurch eine Hauptzierde der Braunschweig-Wolfenbüttel'schen Universität zu Helmstädt. — A. d. H.

Ich. Noch mehr? Barmherzigkeit! Ich vergehe vor Scham, daß ich allein nicht weiß, was die ganze Welt von unsrer Bibliothek weiß. — Aber nochmals, Hr. Hauptpastor, nochmals, wozu Alles dieses hier? Warum beschämen Sie mich ebenhier so? — Ich kann doch nimmermehr glauben, daß Sie mich damit auf alle die Bibel-Uebersetzungen in gemeine europäische Sprachen verweisen wollen, die schon vor Luther's Zeiten im Drucke waren? Wer leugnet die? Welcher Auctionator, welcher Händler mit alten Schwarten kennt die nicht? Aber was haben die mit meiner Behauptung zu thun? Ich behaupte, daß es eine schon vor Luther's Zeiten von der Kirche angenommene Wahrheit gewesen, daß es besser sei, wenn der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache nicht lese, und Sie, um das zu widerlegen, wüßten mir nichts entgegenzustellen als die damals schon gedruckten namenlosen Uebersetzungen, welche sich in den Händen des gemeinen Mannes gar nicht befanden, und welche die Kirche da so sein ließ, weil, wenn sie auch in den Händen des gemeinen Mannes gewesen wären, sie dennoch keinen Schaden anrichten konnten, indem sie alle aus der Vulgata genommen und zum Theil mit Anmerkungen gespickt waren, die allem eigenen Raisonnement den Weg abschnitten? — Ich weiß freilich, Hr. Hauptpastor, daß Sie eine wunderbare Gabe haben, herzlich albern zu schließen, aber so gar albern! — Nein, ehe ich so sehr verächtlich von Ihnen urtheile, muß ich Sie doch nur erst aushören. Vielleicht wollen Sie noch ganz wo anders hinaus.

Er. „So lange also Hr. Lessing diese Stelle bekleidet, wird die Bibliothek in diesem Felde wol wenig Thaten thun und nichts weiter als ein prächtiges Bibelgrab bleiben."

Ich. Das erwäge doch ja mein gnädiger Herr, des regierenden Herzogs von Braunschweig Durchlaucht, und schicke mich je eher je lieber zum Guckguck! — Indeß doch, Hr. Hauptpastor, wer weiß? — Ich ziehe Sie wol auch gar am Ende dieser Erörterung bei Seite und lasse Sie wohin gucken, wohin ich eben sonst nicht einen Jeden gern gucken lasse.

Er. „Ich ersuche denselben, mich hier nicht als ein hungriges Pferd, sondern als einen lehrbegierigen Schüler anzusehen."

Ich. Fiat, wie gebeten. — Aber es giebt gleichwol lehrbegierige Schüler, die am Ende doch nichts weiter als hungrige Pferde sind, die nur lernen, um zu essen, die, wenn sie durch ihr Erlerntes endlich zu essen bekommen haben, lieber essen und essen, als anders lernen und mehr lernen.

Er. „Ich verspreche, ihn auf der andern Seite nie unter dem niedrigen Bilde eines Stallknechts, der nur Heu auf die Raufe tragen soll, sondern unter dem ehrwürdigen Bilde meines Lehrers zu betrachten und mir diejenigen Schriften anzuweisen, in welchen —"

Ich. Einen Augenblick Geduld! — Was schnacken Sie? — „Ich verspreche, ihn als meinen Lehrer zu betrachten und mir diejenigen Schriften anzuweisen" — Wenn das zusammenhängt, kann es nur in Ihrem Kopfe zusammenhängen. — Wie mag der Mann predigen, wenn er so schreibt! Wenn seine Feder so stolpert, was mag seine Zunge thun! — Doch nur weiter! Es wird sich ja doch wol noch errathen lassen, was er will.

Er. „Und mir diejenigen Schriften anzuweisen, in welchen ich den Beweis des von ihm mit so großer Autorität dahingeworfenen Satzes: daß es zu Luther's Zeiten eine von der Kirche angenommene Wahrheit gewesen, daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Mann in seiner Sprache gar nicht gelesen würde, finden könnte."

Ich. Nur das? Nur das soll ich thun, damit er mich künftig unter dem ehrwürdigen Bilde seines Lehrers betrachte? Weiter nichts? — Nun so merken Sie auf, senex ABCdarie! die Schriftsteller, welche ex professo erwiesen haben, daß jene Wahrheit nicht blos eine erst zu Luther's Zeiten von der Kirche angenommene Wahrheit gewesen, sondern daß die Kirche von Anfang an sie nicht anders als erkennen und befolgen müssen, sind: Hosius, Lizet, Roter, Staphylus, Ledesma, Poncet — Haben Sie genung? In der Anmerkung (a) können Sie nähere Nachricht von ihnen einziehen.

Er. „Ich vermuthe, daß es ebendie Schriften sein werden, in welchen der Beweis für die von dem Hrn. D. Semler angenommene Meinung, daß die ganze römische Kirche vor der Tridentinischen Kirchenversammlung die Vulgata für authentisch gehalten und verlangt habe, daß sogar die Grundtexte nach derselben geändert werden müßten, befindlich sind."

Ich. Sie vermuthen nicht glücklich, und Ihr Triumphchen, das Sie über D. Semlern dort wollen erhalten haben, verlohnt sich wol der Mühe, daß Sie so damit prahlen.

Er. „Daß dieser Satz in der Tridentinischen Kirchenversammlung, Sess. IV. 7, angenommen worden, aber mit der Einschrän-

kung, daß der Bischof, Inquisitor, Parochus oder Beichtvater das Recht haben sollte, die Erlaubniß, die von katholischen Verfassern in die Landessprachen übersetzten Bibeln solchen Personen zum Lesen zu ertheilen, von welchen sie versichert wären, daß dieselben am Glauben und an der Gottseligkeit dadurch keinen Schaden nehmen würden, das weiß ich —"

Ich. Das weiß er! das weiß er! Nun, so weiß er denn auch hier eine große Falschheit, eine große Lüge! So zeigt er denn auch hier eine Unwissenheit, wie nur immer eine den Namen eines Luther'schen Prädicanten bei gelehrten Katholiken stinkend gemacht hat! denn offenbar ist es, offenbar, daß er die Verhandlungen der Tridentinischen Kirchenversammlung nie selbst kann gelesen haben. Auch nicht einmal nachgeschlagen kann er sie haben in dem Augenblicke, da er sich so vermessen auf sie beziehet. Das Allegat Sess. IV. 7 ist handgreiflich Gott weiß aus welchem Luther'schen Tröster oder aus welchem alten Hefte irgend eines Collegiums abgeschmiert, das er einmal auf der Universität über Chemnitii [1]) Examen Concilii Tridentini mag gehört haben. Denn bei Dem nur ist der Stoff der 4ten Session in acht Sectionen abgetheilt, wovon die 7te de versione seu translatione scripturae in alias linguas handelt. In der Urschrift des Conciliums selbst enthält die 4te Session nur zwei Decrete, in deren zweiten das stehen müßte, was er so unverschämt daraus anführt. Aber man glaube ja nicht, daß also der belesene Hr. Hauptpastor nur eine 7 anstatt einer 2 drucken lassen. Er würde sich sehr freuen, wenn ich eine solche Lumperei zu rügen im Stande wäre. Nein, sein Pudel ist der, daß der ganze Satz, von welchem er sagt, daß ihn die Tridentinische Kirchenversammlung am angeführten Orte angenommen habe, weder an dem angeführten Orte noch sonst wo in den Decreten der Kirchenversammlung vorkömmt. Es wird nirgends darin der Uebersetzung der Bibel in gemeine lebendige Sprachen mit einer Silbe gedacht, und es ist so wenig wahr, daß sich die Väter des Conciliums wegen der Schädlichkeit solcher Uebersetzungen erst auf dem Concilio vereinigten, daß sie vielmehr in fester Ueberzeugung

---

1) Martin Chemnitz (1522—1586), einer der einflußreichsten Lutherischen Theologen der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, ist Verfasser des bedeutendsten evangelischen Werks über das Tridentinische Concil. Dasselbe erschien von 1565—1573 in vier Theilen unter dem Titel: „Examinis Concilii Tridentini per Martinum Chemnicium scripti opus integrum: quatuor partes, in quibus praecipuorum capitum totius doctrinae Papisticae firma et solida refutatio, tum ex sacrae scripturae fontibus, tum ex orthodoxorum Patrum consensu. collata est". — A. d. H.

von derselben auf das Concilium schon kamen. Von dem einzigen Cardinal Madruccio könnte es scheinen, daß er andrer Meinung gewesen sei. Doch wenn man die Stelle des Pallavicini[1]) von ihm etwas genauer erwägt, so ist auch diese mehr für mich als wider mich. (b) — Aber, wird man fragen, wie kam es denn gleichwol, daß der Herr Hauptpastor einen solchen Bock schoß? Er weiß nicht allein, daß die Tridentinische Kirchenversammlung mehrgedachten Satz zuerst angenommen, er weiß sogar, mit welcher Einschränkung sie ihn angenommen habe. Das Alles kann er sich doch nicht aus den Fingern gesaugt haben. — Das nun freilich nicht. Freilich hat er lauten hören, nur zusammenschlagen hat er nicht gehört. Denn kurz, die Deputation, welche das Concilium zu Folge der 18ten Session zu Untersuchung der verdächtigen Bücher niedersetzte, hat er für das Concilium selbst genommen; die allgemeinen Regeln, welche diese Deputation ihrem Indici librorum prohib. vorsetzte, hat er für Decrete des Conciliums gehalten; die vierte dieser Regeln hat er, so wie es in seinem Tröster oder in seinem Hefte stehet, nach Sess. IV. 7 verlegt, weil vermuthlich sein Professor seliger an dieser Stelle dieser Regel gedachte. (c) Weiter nichts? Das laßt mir den Mann sein, der sich rühmen darf, einen Sieg über Semlern erhalten zu haben! So ein Quidproquo paßt trefflich zu jenen Lorbeern![2])

Er. — „aber ich weiß auch, daß dieser Satz nicht vom Concilio selbst förmlich confirmirt worden, sondern erst seine Bestätigung von den Päpsten Pius IV. und Clemens VIII. erhalten."

Ich. Wie könnte denn etwas, das schon Sess. IV. 7 stehen soll, von dem Concilio nicht confirmirt sein? Etwa darum, weil das zweite Decret dieser Session kein Anathema hat, womit der Herr Hauptpastor alle seine Behauptungen zu versiegeln pflegt? Und was soll denn überhaupt die förmliche Confirmation des Conciliums heißen, insofern sie der päpstlichen Bestätigung

---

1) Sforza Pallavicini (Pallavicino) war geboren zu Rom im Jahre 1607, seit 1637 Jesuit, seit 1639 Professor am jesuitischen Collegium Romanum, wurde im Jahre 1659 zum Cardinal befördert und starb im Jahre 1667. Seine berühmte Geschichte des Concils zu Trident war bestimmt, das Werk des freisinnigen Venetianischen Servitenmönchs Paul Sarpi über dieses Concil zu widerlegen. — A. d. H.

2) Die von Lessing gerügte Unwissenheit ist für Göze um so beschämender, weil es sich um die berüchtigte Sessio IV. handelt, in welcher nicht blos die Vulgata für die authentische Uebersetzung der h. Schrift erklärt, sondern auch die Apokryphen den kanonischen Büchern gleichgestellt wurden. — A. d. H.

entgegengesetzt wird? Hat denn das Concilium irgend eines seiner Decrete selbst confirmirt? Sind denn nicht alle und jede in Bausch und Bogen von dem Papste confirmirt worden? — Doch warum will ich die Absurda alle erschöpfen, die aus den windschiefen Worten des Hrn. Hauptpastors nothwendig folgen? Wir wissen ja ein- für allemal, welche Unwissenheit ihm nicht erlaubt hat, sich bestimmter auszudrücken. Was von Wassernüssen nicht ganz unwahr ist, erzählt er von Weintrauben: die Stacheln von jenen versetzt er an diese, und wir sollen ihm gleichwol glauben, daß er allein Weintrauben gegessen hat.

Er. „Daß er aber schon zu Luther's Zeiten ein solcher allgemeiner Satz gewesen, dessen Ungrund Luther erst hätte erweisen und die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten müssen, ehe er, ohne gegen ein allgemeines Kirchengesetz zu sündigen, sich an seine Uebersetzung hätte machen können, das ist mir ein böhmisches Dorf."

Ich. Also, Hochehrwürdiger Schüler, werde ich die Ehre und das Vergnügen haben, Sie mit diesem böhmischen Dorfe ein Wenig bekannter zu machen. Sie denken, weil Sie keine Bauern daraus kennen, daß es auch keine Bauern drinnen giebt? Ei ja doch! — Ernsthaft! Da dieses das Centrum unsers Streits ist, so habe ich den ganzen zweiten Abschnitt dazu bestimmt, in welchem ich hoffentlich mehr erweisen will, als der Hauptpastor verlangt. Denn er verlangt nur, daß ich ihm beweisen soll, der Satz von Schädlichkeit dem gemeinen Volke verständlicher Bibelübersetzungen sei zu Luther's Zeiten ein von der Kirche allgemein angenommener Satz gewesen. Kleinigkeit! Ich will ihm das und noch ganz etwas Anders erweisen. Ich will ihm sogar erweisen, daß von Luthern zurück bis zu der Zeit hinauf, da dergleichen Uebersetzungen erst möglich zu werden anfingen, die Kirche nie anders als diesem Satze gemäß gelehrt und gehandelt hat. Das will ich ihm sogar beweisen; es wäre denn, daß Concilium und Papst zur Kirche nicht gehörten. Er borge mir nur bis dorthin.

Er. „Wie viele Uebersetzungen in Landessprachen, in die italienische, ober- und niederdeutsche, holländische, waren schon an das Licht getreten, ehe Luther den ersten Gedanken von einer neuen Uebersetzung fassen konnte und gefaßt hatte?"

Ich. So viele, als der Hr. Hauptpastor nur immer mag gezählt haben! — Aber wie? So kommen Sie doch auf die Absurdität wieder zurück, die ich Ihnen oben kaum zutrauen wollte?

So denken Sie doch mit einem Bißchen elender Bücherkunde mich einzutreiben? Weil Bibeln in Landessprachen vor Luthern sogar gedruckt vorhanden sind, soll die Kirche nicht dafür gehalten haben, daß der gemeine Mann solcher Bibeln gar wohl müssig gehen könnte? Ist denn gar kein Unterschied zwischen diesen beiden Sätzen: Die Kirche will durchaus nicht, daß die Bibel in gemeine Landessprachen übersetzt werde, und: Die Kirche hält für besser, wenn der gemeine Mann dergleichen Uebersetzungen gar nicht lieset? Hätte die Kirche dieses Letztere nicht glauben können, ohne darum jene Uebersetzungen durchaus verbieten zu können und zu wollen? Konnten denn jene Uebersetzungen nicht von der Art sein, und waren sie nicht wirklich von der Art, daß sie in die Hände des gemeinen Mannes gar nicht kommen konnten? Konnten denn jene Uebersetzungen, welche dem gemeinen Mann schadeten, nicht Andern nützlich sein, auf welche die Kirche doch auch ein Augenmerk nehmen mußte? Und was kann deutlicher beweisen, daß vorbesagter Unterschied keine Grille ist, die ich aus der Luft gegriffen habe, als wenn ich gute Katholiken aus Luther's Zeiten anführe, welche nicht allein die ältern Uebersetzungen der Bibel ins Deutsche recht wohl kannten, sondern auch selbst neue Uebersetzungen bebesorgten und dennoch mit ihrer Kirche glaubten, daß dergleichen Uebersetzungen dem gemeinen Manne gefährlich und schädlich wären? (d)

Er. „Hr. Lessing wird sie alle in der Wolfenbüttel'schen Bibliothek finden; er muß sie aber noch nicht angesehen haben; denn sonst würde der Anblick derselben ihn von dem Ungrunde dieser seiner Meinung überzeugt und ihn bewahret haben, solche zu seinem eignen Nachtheile so dreist auf das Papier zu werfen."

Ich. Dieses bärtige Schülerlein hat von dem Manne, den es sich zu seinem Lehrer erbittet, eine wunderliche Idee! — Wenn es aber auch möglich wäre, daß ich jene alten Bibelübersetzungen noch nicht angesehen hätte, so dürfte ich von vernünftigen Männern doch leicht Vergebung desfalls erhalten, weil ich wol so viele andre gute Bücher dafür angesehen haben könnte. Hingegen würden es mir vernünftige Männer weit schwerer vergeben, wenn ich sie wirklich angesehen hätte, wenn ich sie so oft und viel angesehen hätte, als der Herr Hauptpastor wol mag gethan haben, und ich fähig wäre, aus dem bloßen Anblicke derselben einen so albernen Schluß zu ziehen, als er mir gern zutrauen möchte.

Er. „Wie leicht wäre es in den Zeiten gewesen, diese Uebersetzungen zu unterdrücken oder den Druck derselben zu hindern!"

Ich. Das beliebt sich der Herr Hauptpastor nur so einzubilden! Heut zu Tage ist es freilich ganz etwas Leichtes, daß die Obrigkeit in die Buchdruckereien und Buchläden schickt und da etwas mit gewaltsamer Hand wegnehmen läßt; und das hätte freilich auch in dem 15ten Jahrhunderte ganz etwas Leichtes sein können, wenn es nur damals schon auch etwas Gerechtes und Gesetzmäßiges gewesen wäre. Das Recht und die Befugniß, einem Bürger sein Eigenthum zu nehmen, ob es schon nur papiernes Eigenthum ist, hatte sich der Papst erst kurz vor dem völligen Ausbruche der Reformation gegeben, und die protestantischen Kirchen, besonders die Luther'sche, weil diese gar zu gerne wieder Papstthum werden möchte, sind ihm christlich darin gefolgt. Die hohe Landesobrigkeit hilft ihnen treulich Alles confisciren, was sie widerlegen sollten, und confiscirt ist widerlegt.

Er. „Kann aber Herr Lessing eine Spur angeben, woraus dieses geschlossen werden könne?"

Ich. Dieses? nämlich daß die Kirche jemals gesucht, jene schon vor Luthern gedruckte Uebersetzungen der Bibel in gemeine lebendige Sprachen zu unterdrücken? — Ganz gewiß kann ich keine solche Spur angeben. Ebenso wenig, als mir der Herr Hauptpastor eine Spur angeben kann, daß man überhaupt in dem 15ten Jahrhunderte ein gedrucktes Buch wieder aus der Welt zu schaffen gesucht habe. Ebenso wenig, als er mir eine Spur angeben kann, daß die Kirche dasjenige genehmiget habe, was sie so da sein ließ und aus andern nicht unerheblichen Ursachen weder vernichten konnte, noch wollte.

Er. „Er sehe doch nur die dort befindlichen Ausgaben der Cöllnischen Bibel [1]) nach, so wird er in der Vorrede Stellen finden, in welchen der Verfasser das Lesen der Bibel in der Landessprache vertheidiget, nein, das hatte er nicht nöthig — denn es war kein Verbot da — sondern anpreiset."

Ich. Ich kenne diese Cöllnische Bibel recht gut und habe sie nicht erst hier in der Bibliothek dürfen kennen lernen. Denn ich kannte sie schon, als ich noch blos die alten Bibeln wegen der Holzschnitte durchsuchte, und erinnere mich gar wohl, wie sehr ich mich freute, als ich in der Vorrede derselben eine sehr merkwürdige Anekdote zur alten deutschen Kunstgeschichte unvermuthet entdeckte. (e) Daß ich sonst damals etwas darinnen sollte bemerkt

---

1) Die älteste niederdeutsche Bibelübersetzung erschien in Cöln um 1480. — A. d. H.

haben, was hier für oder wider mich angezogen werden könnte, kann ich nicht sagen. Aber es verlohnt sich immer der Mühe, sie aufs Neue desfalls zu durchlesen, und wenn es wahr ist, daß die Lesung der Bibel in der Landessprache darinnen so angepriesen wird, ein Wenig genauer zu erwägen, wer denn dieser Anpreiser ist, was er denn eigentlich anpreiset, wem er es anpreiset, und wie er es anpreiset. (f)

Er. „Hatten denn etwa Emser, Dietenberger, Eck besondere Dispensationen, daß sie mit ihren deutschen Uebersetzungen des Neuen Testaments und der Bibel an das Licht treten durften? Ich weiß keine."

Ich. Alle Drei haben auch nichts weniger als neue Uebersetzungen gemacht. Emser's Neues Téstament ist nichts als Luther's Neues Testament, fast von Wort zu Wort, bis auf die Stellen, von welchen Emser glaubte, daß sie Luther verfälscht oder ihnen nicht Recht genung gethan habe. Dietenberger und Eck aber, deren Letzter die Lutherisch-Emser'sche Arbeit ganz beibehalten hat, haben blos die alten Uebersetzungen aus der Vulgata ein Wenig polirt und den wahren Sinn der Vulgata gegen Luthern gerechtfertiget und wiederhergestellt. Was brauchten sie hierzu besondere Dispensationen? Und wirft es denn Emser nicht Luthern ausdrücklich genung vor, daß er, Luther, mit seiner Uebersetzung sich eigenmächtig einer Arbeit unterwunden habe, zu der er höhere Erlaubniß bedurft hätte? (g)

Er. „Aber, wird Herr Lessing sagen, hat man nicht vor dem Tridentinischen Concilio Luther's Uebersetzung auf das Heftigste verfolgt und solche an vielen Orten gar verbrannt?"

Ich. Dieses würde ich vielleicht sagen, wenn ich nichts Bessers zu sagen wüßte, und vielleicht auch dann nicht einmal. Denn immer wäre es doch nur ein sehr Goezischer Schluß: „Weil Luther's Uebersetzung schon vor dem Tridentinischen Concilio verfolgt worden, so hat die Kirche auch schon vor diesem Concilio alle Uebersetzungen der Bibel in gemeine Sprachen ohne Unterschied gemißbilliget." Ich beweise das Letztere unabhängig von jener spätern Verfolgung und weiß es sehr wohl zu erklären, warum man hier und da nur Luther's Uebersetzung verfolgte, ohne jemals eine ältere auf ebendie Art zu verfolgen, welche die Genehmigung der Kirche ebenso wenig hatte.

Er. „Hat nicht Karl V. in den Niederlanden durch die schärfsten Mandate alle aus Luther's Uebersetzung gemachte holländische Uebersetzungen zum Feuer verdammt, und sind solche

aus dem Grunde nicht so häufig verbrannt und auf alle mögliche Art vertilgt, daß von vielen Ausgaben auch nicht ein Exemplar übrig geblieben ist?"

Ich. Auch das läßt mich der Herr Hauptpastor so sagen, weil er es an meiner Stelle sagen würde; — weil er mir am Liebsten in den Mund legt, was er am Leichtesten beantworten kann; — weil er mir gern die Karten in die Hand spielt, die er stechen kann.

Er. „Ich antworte: dieses Alles räume ich ein —"

Ich. Nicht weil ich es sage, sondern weil er es mich sagen läßt. Wie trefflich der Mann antwortet, wenn er sich selber antwortet!

Er. — „Aber ist Solches aus dem Grunde geschehen, weil Luther die Bibel in die Landessprache übersetzt hat, oder weil man ihn beschuldigte, daß er solche seinen Irrthümern zu Gunst verfälscht hätte?"

Ich. Weder aus jenem Grunde allein, noch aus diesem allein: aus beiden Gründen zugleich. Denn wenn Luther seine Uebersetzung aus der Grundsprache lateinisch gemacht hätte, so würde seine Uebersetzung sicherlich nicht mehr und nicht weniger sein verfolgt worden als die Uebersetzung des Erasmus.[1] Gleicherweise, wenn er sie zwar deutsch, aber nur aus der Vulgata gemacht hätte, würde sie zuverlässig ebensowol ohne alle Verfolgung geblieben sein, als nur irgend frühere Uebersetzungen geblieben sind.

Er., „Dieses (die Verfälschung) und nicht Jenes (die Uebersetzung an und für sich selbst) warf ihm Emser vor." —

Ich. Er warf ihm schlechterdings Beides vor. Man sehe nochmals die Anmerkung. (g)

Er. — „Und sein (Emser's) Hauptgravamen ist dieses: er hätte nicht allein aus einem verfälschten Hussitischen Exemplare übersetzt, sondern auch selbst hinzugesetzt, was ihm gefallen, und in der Feder gelassen, was ihm nicht angestanden hat."

Ich. Ich denke, es ließe sich noch sehr streiten, was Emser eigentlich unter dem Wiclef'schen oder Hussitischen oder

---

1) Der berühmte Humanist Desiderius Erasmus von Rotterdam (1467—1536) hat bekanntlich die erste gedruckte Ausgabe des griechischen Neuen Testaments besorgt. Seiner Ausgabe fügte er auch eine elegante lateinische Uebersetzung hinzu, die vielfach von der Vulgata abwich. — A. d. H.

Picardischen[1]) Exemplare verstehe, welches Luther vor sich gehabt habe. Daß er ein Exemplar des lateinischen oder griechischen Textes verstanden, will mir nicht recht zu Kopfe, weil ich nirgends finde, daß man den Wiclefiten oder Hussiten oder Picardern eine Verfälschung der Vulgata oder gar des griechischen Textes Schuld gegeben habe. Wohl aber finde ich, daß sowol Wiclefiten als Hussiten und Picarder sich mit Uebersetzungen der Bibel in ihre Landessprache geschleppt haben, und es wäre nicht unmöglich, daß Emser irgend eine solche deutsche Uebersetzung gemeint hätte, auf welche Luther zugleich ein Auge gehabt habe. Der Grund dieser meiner Vermuthung wird sich in dem zweiten Abschnitt zeigen. Doch da dieses hier nichts verschlägt, so lasse ich den Herrn Hauptpastor nur fortplaudern.

Er. „Alle diese Beschuldigungen getrauet sich kein vernünftiger Katholik, die einzige Stelle Röm. 3, 28, wo er das Wort allein gegen den Grundtext hinzugethan haben sollte, ausgenommen, zu wiederholen."

Ich. Ich weiß weder, wer dem Herrn Hauptpastor ein vernünftiger Katholik ist, noch was sich ein solcher getrauen würde. Ich weiß nur, daß es nicht darauf ankömmt, was jetzt geschehen würde, sondern was damals geschah, als Luther's Uebersetzung noch neu war. Unmöglich kann Herr Goeze itzt von Bahrdt's Uebersetzung mehr Böses sagen, als Emser damals von Luther's sagte; und ob über 200 Jahr die guten Exegeten sich auch noch getrauen werden, alle Vorwürfe zu wiederholen, die Herr Goeze und Seinesgleichen Bahrdten jetzt machen, das muß die Zeit lehren. Hiermit aber will ich im Geringsten nicht mich zum Vertheidiger von Bahrdt's Uebersetzung aufwerfen; ich will blos seine Befugniß, nach seinem Gewissen[2]) zu übersetzen, rechtfertigen, die wenigstens in keinem Betracht geringer war als Luther's Befugniß.

Er. „Zu ebender Zeit, da in den Niederlanden Luther's Uebersetzung auf das Heftigste verdammt wurde, erschienen katholische Uebersetzungen in holländischer Sprache mit

1) Picarden nannte man zur Zeit der Hussitischen Bewegung gewisse böhmische Sectirer, die von den Hussiten selbst verfolgt wurden. Trotzdem bezeichneten die Katholiken ihre Hussitischen Gegner, namentlich aber die böhmischen und mährischen Brüder, vielfach als Picarden. Der Name ist wahrscheinlich entstellt aus Begharden. — A. d. H.

2) Ueber Bahrdt's Bibelübersetzung „nach seinem Gewissen" vergl. Th. XVI, S. 139, Anm. 2. — A. d. H.

dem Privilegio ebendes Kaisers, der Luther's Uebersetzung zum Feuer verurtheilte. Kann Herr Lessing nach seinem Grundsatze diesen Widerspruch heben?"

Ich. Sehr leicht; denn wenn man dem gemeinen Manne eine ketzerische Bibel in seiner Sprache nahm, so mußte man ihm ja wol an deren Statt eine rechtgläubige in der nämlichen Sprache wiedergeben, wenn er nicht glauben sollte, daß die Unterdrückung mehr auf die Bibel als auf die hineingelegte Ketzerei gemünzt sei; besonders wenn der gemeine Mann desselben Landes schon ehedem eine unschädliche Bibel in seiner Sprache gehabt hatte. — Das wäre, dächte ich, eine sehr natürliche Antwort, wenn das Factum anders seine Richtigkeit hat. Aber es sei mir erlaubt, gegen das Factum selbst noch erst meine Zweifel zu äußern. (h)

Er. „Ich besitze ein sehr seltnes hieher gehöriges Buch: Sanctuarium profanis occlusum, sive de S. S. Bibliorum prohibitione in lingua vulgari seu vernacula tractatus. Gallice primum conscriptus, Anno 1651. a Do. *Nicolao le Maire*, S. S. Theologiae Licentiato in facultate Parisiensi, Consiliario, Eleemosinario, et Praedicatore Regis Christianissimi etc. Nunc latine prodit in Germania. Herbipoli, MDCLXII. 4°."

Ich. Dieses Buch sehr selten? wer sagt denn das? noch habe ich es in keinem Verzeichnisse seltener Bücher gefunden, so gemeine Schwarten dergleichen Verzeichnisse auch sonst mit aufzuführen pflegen. In unserer Bibliothek ist es zweimal, und ich habe es in meinem Leben wol an zwanzig Orten gesehen. Es ist schon wegen der Titel-Vignette so berüchtiget. Es ist in Deutschland gedruckt; ein berühmter Lutherischer Gottesgelehrter hat dawider disputirt: und soll gleichwol sehr selten sein! Ein sehr seltnes Buch, das so bekannt ist! Allenfalls könnte das französische Original in Deutschland so heißen, aber die lateinische Uebersetzung, die in Würzburg ans Licht getreten! — Doch der Literatoren haben bereits mehrere die Eitelkeit des Herrn Hauptpastors belacht, welche alle Bücher, die ihm die gnädige Vorsehung Gottes zufließen lassen, als selten stempelt. Mag er doch! — ich will ihn mit dem eigentlichen Werke bekannt machen, welches er hätte kennen und anführen müssen. (i)

Er. „Dieser Verfasser theilt sein Werk in 3 Theile; in dem ersten will er seinen Satz aus der heiligen Schrift und in dem zweiten aus den Kirchenvätern der ersten vier Jahrhunderte beweisen; in dem dritten macht er den Anfang sogleich, aus dem Tridentinischen Concilio seinen Beweis zu führen. Ein

sichtbarer Beweis, daß er vor dieser Kirchenversammlung nichts gefunden, was er zu seinem Behufe hätte anführen können."

Ich. Also weil Der nichts gefunden, so ist auch nichts zu finden. — Wie doch ein elender Schriftsteller sich immer mit dem andern schützt!

Er. „Ich glaube nunmehr das Gegentheil von dem, was Hr. Lessing vorgegeben, hinlänglich erwiesen zu haben."

Ich. Er glaubt es; denn er ist sich bewußt, daß er hinlänglicher nie in seinem Leben etwas bewiesen.

Er. „Kann er diese Beweise umstoßen und mir gegenseitige vorlegen, welche seinen Satz erweisen, so will ich ihm von Herzen danken."

Ich. Ich erlasse ihn seines Dankes, damit er mit gutem Gewissen undankbar sein kann.

Er. „Bis hieher ist das, was er vorgegeben, nicht so sonnenklar, wie er rühmt, sondern vielmehr erweislich falsch."

Ich. Daß es wenigstens noch nicht erwiesen falsch ist, werden unsre Leser wol hoffentlich anfangen zu merken. — Und hiermit lasse ich sie zu den

2) Anmerkungen,

in welchen sie finden werden, daß ich in den Zwischenreden nichts mehr geäußert habe, als was ich gut zu machen im Stande bin.

(a)

— — — — — — — — — — — —

Gegen Semler.[1])

Es hat Ew. Hochehrwürden beliebt, Ihre sonst ganz ernsthafte Widerlegung des Wolfenbüttel'schen Fragments vom Zweck Jesu und seiner Jünger mit einem lustig gründlichen und gründlich lustigem Nachspiele zu beschließen und zu krönen, in welchem ich die Ehre habe, ins Tollhaus verwiesen zu werden.

Nun bin ich mit dem großen Tollhause, in welchem wir Alle, mein Herr Doctor, leben, zu wohl bekannt, als daß es mich besonders schmerzen sollte, wenn die Tollhäusler der mehrern Zahl mich gern in ein eignes Tollhäuschen sperren möchten.

---

[2]) Wenn wir von Herrn Semler nicht glauben sollen, daß er im Grunde mit meinem Verfasser einerlei Meinung sei, so muß er uns ohne Anstand deutlich und bestimmt sagen,

1) worin die allgemeine christliche Religion bestehe;
2) was das Locale der christlichen Religion sei, welches man jedes Orts unbeschadet jener Allgemeinheit ausmerzen könne;
3) worin eigentlich das moralische Leben bestehe und die beste Ausbesserung eines Christen (S. 70), welche durch jenes Locale nicht verhindert werde.

---

1) Theologischer Nachlaß, S. 34 f. — Johann Salomo Semler's (1725–1791), des Rationalisten und Begründers der historisch-biblischen Kritik, „Beantwortung der Fragmente eines Ungenannten" erschien im Jahre 1779. Daß ihm diese „Beantwortung" ebenso wie seine „Antwort auf das Bahrdt'sche Glaubensbekenntniß" den Vorwurf der Zweizüngigkeit zuzog, war wol natürlich. — A. d. H.

2) Die oben folgenden kurzen Notizen werden von Karl G. Lessing mit der Bemerkung eingeleitet: „Auf einem andern Blättchen finde ich wieder Folgendes." — A. d. H.

G. E. L.

Bibliolatrie.[1])

Καλον γε τον πονον ὦ
Χριστε σοι προ δομων λατρευω,
τιμων μαντειον ἑδραν.

Ich verstehe unter Bibliolatrie diejenige Verehrung, welche man für die Bibel und besonders für die Bücher des N. Testaments zu verschiedenen Zeiten verschiedentlich gefordert hat. Ich nehme also Latrie nicht in dem Sinne der katholischen Kirche, nach welchem es blos eine Verehrung und einen Dienst anzeigt, wie sie nur Gott zukommen, und bin weit entfernt, das ganze zusammengesetzte Wort Bibliolatrie nach Idololatrie gebildet zu haben.

Blos weil ich lange Titel hasse und unter diesen so ziemlich Alles zu bringen ist, was ich zu meiner Vertheidigung über eine Sache anzuführen habe, die mich nach der Verdrehung eines un-

---

1) Lessing's sämmtliche Schriften, VI. S. 57. — Karl G. Lessing bemerkt daselbst über dies kleine Bruchstück: „Noch war dem Exemplar des Verfassers [von der „Nöthigen Antwort"] gleich nach dem Titelbogen auf einem besondern Blatte Folgendes vermuthlich zu einer Fortsetzung oder auch zu einem eignen Werke Bestimmtes beigeschrieben." Das Bruchstück ist ganz unverkennbar ein Entwurf zur Vorrede für ein längeres Werk, das den Titel „Bibliolatrie" führen sollte, und dessen vollendete Vorrede nebst einem kleinen Stück der Ausführung Karl G. Lessing bereits im Jahre 1784 im „Theol. Nachlaß", wie es scheint ohne es selbst zu wissen, veröffentlicht hatte. Wir lassen dies 1784 veröffentlichte Fragment dem oben mitgetheilten unmittelbar folgen. — A. d. H.

wissenden und hämischen Zeloten um alle Ansprüche auf den Namen eines Christen bringen sollte: blos darum habe ich auch hier zweideutige Kürze einer langweiligen Umschreibung vorziehen zu dürfen geglaubt. Büchertitel sind ja doch nur wie Taufnamen, die nicht zum Charakterisiren, sondern lediglich zum Unterscheiden gegeben werden.

Die darauf folgenden Zeilen, nur nicht an Christum gerichtet, *) sagt beim Euripides Jon, **) indem er vor dem Tempel des Apollo die Stufen kehrt. Auch ich halte es für keine unrühmliche Arbeit, vor dem Sitze göttlicher Eingebungen wenigstens die Stelle desselben zu fegen.

---

*) Das Original hat nämlich Φοῖβε. — [Nach Donner's Uebersetzung lauten die Worte des Euripides:

„Wie schön ist, Phöbos, der Dienst,
Den ich übe vor Deinem Hause,
Fromm ehrend den Sehersitz." — A. d. H.]

**) Im Jon, Act. I. V. 128—130.

G. E. Lessing's

Bibliolatrie.[1])

Καλον γε τον πονον ὠ
Χριστε σοι προ δομων λατρευω
Τιμων μαντειον ἑδραν.

Vorrede.

Ich habe das Wort Bibliolatrie nicht nach Idololatrie gemacht und will keinesweges damit zu verstehen geben, daß irgend Jemand noch itzt Abgötterei mit der Bibel treibe.

Daß ehedem dergleichen geschehen, ist wol nicht zu leugnen. Man überlege den vielfältigen Aberglauben, zu welchem besonders das Evangelienbuch in den dunklen Zeiten gemißbraucht worden, den knechtischen Respect, den man für das materielle Buch hatte, dessen Geist man so wenig kannte. Wer den Gräuel beisammen haben will, der lese Joh. Andr. Schmidt's Exercitationum historico-theologicarum dritte, de cultu Evangeliorum. Das Alles entsprang aus Abgötterei oder lief auf Abgötterei hinaus.

Und warum so weit zurückgehen? Wenn noch im Anfange dieses Jahrhunderts ein angesehener Theolog der Luther'schen Kirche*) es für nöthig hielt, die Frage, ob die heil. Schrift

---

*) Georg Nitsche, Generalsuperintendent des Fürstenthums Gotha, 1714.

1) Theologischer Nachlaß, S. 83—92. „Die Vorrede dazu ist dreifach da, jedesmal immer verbessert. Das Uebrige aber ist nur im ersten Entwurfe," sagt Karl G. Lessing im „Theol. Nachlaß", S. 26. — A. d. H.

Gott selbst sei, in einer eignen Schrift zu erörtern, so muß es doch wol Leute gegeben haben, welche diese Frage mit Ja beantworten zu müssen geglaubt. Wie sollte es deren auch keine gegeben haben, da Luther selbst ihnen in einer so wunderbaren Bejahung vorgegangen war! Luther selbst hatte die heilige Schrift mehr als einmal Gott genennet, und wenn schon Luther des Falls zu entschuldigen wäre: hat er nie Jünger gehabt, hat er Jünger nicht noch, die sich dadurch einer ähnlichen Entschuldigung unwürdig machen, daß sie das auch nicht zu verwerfen wagen, was er selbst, more scilicet magnorum virorum et fiduciam magnarum rerum habentium, zu verwerfen und zu verbessern bei jeder Gelegenheit keinen Augenblick anstand? Mir ist Luther noch weit anstößiger in einer andern Stelle, wo er sagt, daß die heilige Schrift Christus' geistlicher Leib sei, und eine solche Crudität mit seinem treuherzigen wahrlich besiegelt. Nun werfe man dem Gegentheile noch vor, daß von seiner Seite geäußert worden, die ganze Bibel sei ohne das Zeugniß der Kirche nicht mehr und nicht weniger werth als Aesopi Fabelbuch! Kräftiger könnte man doch schwerlich die beiden äußersten Punkte der Abweichung bezeichnen. — Aber schon zu viel eine Saite gekniffen, die ich gar nicht berühren wollte. — Auch muß man mir das einfache Latrie nicht aufmutzen, als ob es nur einen Dienst anzuzeigen bestimmt sei, wie er Gott zukomme. Denn diese Bedeutung hat es selbst in den Schriften, in welchen es sie am Meisten hat, nicht immer. „Latria vero," sagt Augustinus,*) „secundum consuetudinem, qua locuti sunt qui nobis divina colloquia condiderunt, aut semper aut tam frequenter ut *pene* semper ea dicitur servitus, quae pertinet ad colendum Deum." Der Unterschied, den die Gottesgelehrten der römisch-katholischen Kirche zwischen *λατρεια* und *δουλεια* machen, ist vollends ungegründet, und Fatius**) hat gerade das Gegentheil davon festsetzen wollen.

Kurz, ich nehme Latrie in seinem allerweitesten Sinne und verstehe unter Bibliolatrie weiter nichts als den Gebrauch, den die Christen von der Bibel und besonders von den Büchern des Neuen Testaments zu verschiedenen Zeiten gemacht haben, weiter nichts als die Schätzung und Verehrung, die sie diesem verschiede-

---

*) De C. D., libro X. c. 1.

**) Siehe dessen neuen Abdruck hinter dem Onomastico des Hrn. Professor Sachs, T. II. p. 389.

nen Gebrauche zu Folge verschiedentlich für jene Bücher gefodert haben.

Nun kann den Wenigsten von Denen, die diese meine Schrift aus Wahl in die Hand nehmen, unbekannt sein, in welche Streitigkeit über eine so verstandene Bibliolatrie ich von einem Manne ex istis inepte religiosis, nimia superstitione impatientibus ... namentlich von dem Hrn. Hauptpastor Goeze in Hamburg ... gleichsam bei den Haaren gezogen worden. Ich sage: bei den Haaren gezogen worden. Nicht, weil ich mich vor einem solchen Streite aus Unkunde der Sache zu fürchten gehabt. Denn ich hatte es längst für meine Pflicht gehalten, mit eigenen Augen zu prüfen, quid liquidum sit in causa Christianorum. Nur weil man dergleichen Untersuchungen doch eigentlich nur zu seiner eignen Beruhigung anstellt und sich selten die Mühe nimmt, ihnen die Ründe und Politur zu geben, durch welche sie allein im Publico Umlauf erhalten können, war es mir verdrießlich, zu einer Arbeit zurückzukommen, die ich einmal für allemal abgethan glaubte.

Ich schickte daher in der Eil' auch nur einige tumultuarische Sätze voraus, um wenigstens mit dem Hrn. Hauptpastor auf das freie Feld zu kommen und da abzuwarten, welche Evolutiones er weiter selbst zu machen für gut finden würde. Doch was erfahr' ich! Kaum sieht der Hauptpastor, daß ich mich doch wirklich einzulassen gesonnen, als er sein Lieblingsmanövre macht, mir auf einmal den Rücken kehrt und unter einem impertinenten Siegsgeschrei herzhaft abmarschiret.

„Aber warte!" denkt der Kanzelheld; „ich will Dir schon einen Andern auf den Hals schicken."

Und wahrlich, ein Dritter, dessen Gelehrsamkeit und Bescheidenheit kaum vermuthen ließen, daß er Goezen näher als dem Namen nach kenne, hat die Treuherzigkeit, sich ihm — Goezen! — sich Goezen surrogiren zu lassen!

Was kann mich abhalten, den Namen dieses Dritten nunmehro zu nennen, da seine Schrift vor den Augen der Welt liegt? Des Herrn D. und Prof. Walch's[1]) zu Göttingen Kritische Untersuchung vom Gebrauche der heiligen Schrift soll zwar laut einer

---

1) Der zwar ziemlich pedantische, aber äußerst gründliche Gelehrte Christian Wilhelm Franz Walch (1726—1784), der sich namentlich durch gediegene Forschungen auf dem Gebiete der Kirchengeschichte große Verdienste erworben hat, zog sich durch seine Kritische Untersuchung vom Gebrauche der heiligen Schrift unter den alten Christen in den ersten drei Jahrhunderten (Leipzig 1779) von Seiten Lessing's eine ganze Reihe von Entgegnungen

ausdrücklichen Erklärung des Verfassers, S. 25, nicht wider mich geschrieben sein. Aber ich halte sie um so viel mehr gegen mich geschrieben, da sie aus einer so sonderbaren Ursache nicht gegen mich geschrieben sein soll. „Ich kann," sagt der Herr Doctor, „die polemische Absicht nicht haben, den Herrn Hofrath Lessing zu widerlegen, weil er bis jetzt noch keine Gründe angegeben hat, die beantwortet werden könnten."

Also da der Herr Doctor mich nicht bestreiten kann, so will er mir wenigstens in Voraus die Waffen aus dem Wege räumen, die ich brauchen könnte?

Wenn ich nun eile, um doch einige noch habhaft werden zu können, wer kann mir es verdenken? Er selbst nicht. Denn ich eile zugleich, mich auch in seinen Augen zu rechtfertigen. Und in wessen Augen mich zu rechtfertigen muß mir angelegener sein, als in den Augen eines Mannes, den ganz Deutschland für den competentesten Richter in dieser Sache erkennt!

So sei er denn auch mein Richter; nur höre er mich erst aus! Nur verstehe er mich nicht aus Goezen, sondern aus mir selber. Und wenn ja die Sache Goezens die Sache der Kirche sein soll, so unterscheide er wenigstens diese Sache von diesem Anwalte. —

Damit ich ihm aber die endliche Erkennung so viel möglich erleichtere und zugleich die Umsteher, die eine unschuldige Neugier etwa um uns versammlet hat, in den Stand setze, wenn nicht mit zu entscheiden, doch mit zu urtheilen, muß ich meine Schrift in drei Abschnitte theilen: in einen historischen, in einen thetischen und in einen epanorthotischen.

In dem ersten, historischen Abschnitte muß ich um Erlaubniß bitten, die Sache ganz von Neuen zu erzählen und einige Actenstücke der Welt nochmals in extenso vor Augen zu legen. Ein Beklagter, der nur losgesprochen wird, hat seinen Proceß nur halb gewonnen. Er wird losgesprochen, weil er sich gut vertheidigt hat. Aber sein guter Name leidet doch immer, so lange er nicht zeigen kann, daß er auch nicht einmal angeklagt hätte werden müssen.

In dem zweiten, dem thetischen Abschnitte will ich alle die Sätze gut zu machen suchen, deren Unerwiesenheit man so höhnisch

---

zu, die alle mehr oder weniger Fragment geblieben und daher dem vorliegenden Theile einverleibt worden sind. Von 1753 bis an seinen Tod war er Professor in Göttingen. Der bekannte Herausgeber von Luther's Werken ist sein Vater. — A. d. H.

für Unerweislichkeit ausgiebt. Daß man mir die Beweise so lange borgen müssen, daran hat Der allein Schuld, dessen Verbindlichkeit es vornehmlich gewesen, sie zu exequiren. Aber so sind nun diese Elende! Sie exequiren bei Niemand lieber, als wo sie so ziemlich sicher sein können, daß die Zahlung nicht parat liegt.

In dem epanorthotischen Abschnitte will ich die gelieferten Beweise aufs Neue unterbauen und sie besonders gegen den Gelehrten retten, der nothwendig einige davon errathen mußte und sich der Widerlegung derselben so viel leichter nahen durfte, als er mit Recht sagen konnte, daß er sie nur errathen habe.

Von diesen drei Abschnitten bitte ich Alle, die mich lesen, keinen ohne den andern zu beurtheilen. Auch das ist meine Schuld nicht, wenn mein Vortrag ein Wenig desultorisch scheint. Er mußte schon selbst meinem gymnastischen Tone zu Hilfe kommen, um ihn in den präcis dogmatischen Ton zu übersetzen, wozu nichts weiter erfodert wird als die billige Voraussetzung, daß ich etwas Ungereimtes, etwas ganz Aergerliches weder sagen können noch wollen.

Nur dem einzigen Stänker gilt diese meine Bitte nicht, der hämisch und klein genug ist, Händel anzuspinnen, die er selbst durchzusetzen weder Herz noch Kraft hat. — Nur dem Herrn Hauptpastor Goeze gilt sie nicht. Der kann es halten, wie er will. **Insectetur hoc opus nostrum etiam maledictis.** Immerhin!

Was die griechischen Zeilen auf dem Titel sagen sollen, will man noch wissen? Diese Zeilen sagt beim Euripides Jo, indem er die Stufen vor dem Tempel des Apollo kehrt. Auch ich bin nicht im Tempel, sondern nur am Tempel beschäftigt. Auch ich kehre nur die Stufen, bis auf welche den Staub des innern Tempels die heiligen Priester zu kehren sich begnügen. Auch ich bin stolz auf diese geringe Arbeit; denn ich weiß am Besten, wem zu Ehre ich es thue.

Erster, historischer Abschnitt.

Der bessere Theil meines Lebens ist — glücklicher oder unglücklicher Weise? — in eine Zeit gefallen, in welcher Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion gewisser Maßen Modeschriften waren. Nun werden Modeschriften, die meisten Theils aus Nachahmung irgend eines vortrefflichen Werks ihrer Art entstehen, das sehr viel Aufsehn macht, seinem Verfasser immer sehr aus-

gebreiteten Namen erwirbt . . . nun werden Modeschriften, sag' ich, eben weil es Modeschriften sind, sie mögen sein, von welchem Inhalte sie wollen, so fleißig und allgemein gelesen, daß jeder Mensch, der sich nur in Etwas mit Lesen abgiebt, sich schämen muß, sie nicht auch gelesen zu haben. Was Wunder also, daß meine Lectüre ebenfalls darauf verfiel und ich gar bald nicht eher ruhen konnte, bis ich jedes neue Product in diesem Fache habhaft werden und verschlingen konnte. Ob ich daran gut gethan, auch wenn es möglich gewesen wäre, daß bei dieser Unersättlichkeit, die nämliche wichtige Sache nur immer von einer Seite plädiren zu hören, die Neugierde nie entstanden wäre, endlich doch auch einmal zu erfahren, was von der andern Seite gesagt werde, will ich hier nicht entscheiden. Genug, was unmöglich ausbleiben konnte, blieb bei mir auch nicht einmal lange aus. Nicht lange, und ich suchte jede neue Schrift wider die Religion nun ebenso begierig auf und schenkte ihr ebendas geduldige unparteiische Gehör, das ich sonst nur den Schriften für die Religion schuldig zu sein glaubte. So blieb es auch eine geraume Zeit. Ich ward von einer Seite zur andern gerissen, keine befriedigte mich ganz. Die eine sowol als die andere ließ mich nur mit dem festen Vorsatze von sich, die Sache nicht eher abzuurteln, quam utrinque plenius fuerit peroratum. Bis hieher, glaub' ich, ist es manchem Andern gerade ebenso gegangen. Aber auch in dem, was nun kömmt?

Je zusetzender die Schriftsteller von beiden Theilen wurden — und das wurden sie so ziemlich in der nämlichen Progression: der neueste war immer der entscheidendste, der hohnsprechendste — desto mehr glaubte ich zu empfinden, daß die Wirkung, die ein jeder auf mich machte, diejenige gar nicht sei, die er eigentlich nach seiner Art hätte machen müssen. War mir doch oft, als ob die Herren, wie dort in der Fabel Der Tod und Liebe, ihre Waffen vertauscht hätten! Je bündiger mir der Eine das Christenthum erweisen wollte, desto zweifelhafter ward ich. Je muthwilliger und triumphirender mir es der Andere ganz zu Boden treten wollte, desto geneigter fühlte ich mich, es wenigstens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten.

Das konnte von einer bloßen Antiperistasis, von der natürlichen Gegenwirkung unsrer Seele, die mit Gewalt ihre Lage ändern soll, nicht herkommen. Es mußte folglich mit an der Art liegen, mit der Jeder seine Sache vertheidigte.

Zusätze
von des Verfassers eigner Hand
zu der Nöthigen Antwort
auf eine sehr unnöthige Frage.[1])

---

§. 1.

Ich habe öfter Gelegenheit gehabt, mich zu wundern, wie sehr dieses Wort regula fidei und diese Bedeutung desselben auch Männern unbekannt gewesen, denen man einige theologische Gelehrsamkeit hätte zutrauen sollen. Aber freilich Kirchenväter lieset man nicht mehr, und in Rechenberg's[2]) Hierolexico reali steht nichts davon. Selbst Suicer[3]) hat unter *Κανων* die Bedeutung des Glaubensbekenntnisses nicht, sondern hat die Stellen, die dahin gehören, zu der Bedeutung der doctrina in verbo Dei tradita seu in scripturis sacris comprehensa gezogen. — Ich will nicht leug-

---

1) Lessing's sämmtliche Schriften, VI. S. 38—57. — S. Theil XVI. S. 213 ff. uns. Ausg. — A. d. H.

2) Adam Rechenberg's (geb. 1642, gest. 1721 als Prof. der Theologie in Leipzig) Hierolexicon reale erschien 1714 in Leipzig. — A. d. H.

3) Der durch gründliche philologische Arbeiten um die Theologie hochverdiente Joh. Caspar Suicerus (eig. Schweizer, 1620—1684) war seit 1646 Professor am Collegium Humanitatis in Zürich. Sein berühmtes, noch heute viel gebrauchtes Hauptwerk erschien unter dem Titel: „Thesaurus ecclesiasticus e patribus Graecis ordine alphabetico exhibens quaecunque phrases, ritus, dogmata, haereses et hujusmodi alia spectant, insertis infinitis paene vocibus, loquendi generibus Graecis hactenus a lexicographis nondum vel obiter saltem tractatis, opus viginti annorum indefesso labore adornatum". Amstelod. 1682. 2 Tom. Folio. — A. d. H.

nen, daß es diese Bedeutung auch bei spätern Vätern hat, z. E. bei dem Isidorus Pelusiota. Aber er hätte diese unsre ganz specielle Bedeutung doch auch nicht ganz vergessen sollen. — Also Neuere konnten sich gar nicht einbilden, daß regula fidei etwas Anders sein könne als analogia fidei, als jene in den symbolischen Büchern ihnen so viel empfohlene norma, ad quam omnia dogmata secundum analogiam fidei dijudicanda. Es war ihnen ganz unmöglich, zu glauben, daß es eine höhere Richtschnur habe geben können, nach welcher selbst dieses verbum Dei geprüft werden müsse, ob sie wol im Grunde diese höhere Richtschnur unwissend annahmen.

Zuerst hätte ihnen doch auch schon ihr Bingham[1]) (lib. X. c. 13), den sie dann und wann nachschlagen, sagen können, daß die formula fidei, sonst symbolum genannt, bei den ältesten Kirchenvätern regula fidei heiße. Die wenigen Belegstellen, die er anführt, wären leicht um ein Großes zu vermehren. Besonders aber wundert es mich, daß der fleißige Mann aus dem Augustin keine anführt, bei welchem spätern Kirchenvater gleichwol noch sehr beträchtliche vorkommen. Die deutlichste und entscheidendste ist wol Sermone VII., de flamma in rubo, Tomo V. p. 27 der Benedictiner Ausgabe: „Wir mögen gewisse Stellen verstehen, wie wir wollen, non tamen hoc sentire debemus, quod abhorret a regula fidei, regula veritatis.“ Die übrigen Stellen sind:

1. Zu Anfang einer seiner Anreden ad Catechumenos de symbolo, T. VI. p. 399. Accipite filii regulam fidei quod symbolum dicitur.

2. Sermone 186, de natali Domini, T. V. p. 616. Non ergo vobis subrepat quorundam sententia minus attentorum in regulam fidei et in scripturarum oracula divinarum.

3. Sermone 69. ibid. p. 242. Quomodo invocarunt in quem non crediderunt? Ideo primum symbolum didicistis, ubi est regula fidei vestrae brevis et grandis.

4. Sermone 216. ibid. 663 nennt er das symbolum: regulas, quae ad sacramentum fidei pertinent.

---

1) Der englische Geistliche Joseph Bingham (1668—1723) lieferte eins der reichhaltigsten Werke über kirchliche Archäologie, welches unter dem Titel „Origines ecclesiasticae or the antiquities of the christian church“ 1708—1722 in englischer Sprache in London erschien und acht Bände umfaßte (2te Aufl. 1726 in 2 Folianten). Ins Lateinische übersetzt von Grischow, dem Inspector der Canstein'schen Bibelanstalt in Halle, erschien Bingham's Werk in Halle 1724—1738 in 10 Quartbänden. — A. d. H.

Eigen ist es, welches ich beiläufig bemerke, daß Ebenderselbe behauptet, das symbolum dürfe nicht geschrieben werden.

Sermone 213. ibid. p. 654. Nec ut eadem verba symboli teneatis, ullo modo debetis scribere, sed audiendo perdiscere; nec, cum didiceritis scribere, sed memoria semper tenere et recolere.

Und ebenso eigen ist die Ursache, die er davon angiebt, weil Gott, per prophetam praenuntians testamentum novum, Jer. 31, 33, gesagt habe: „Hoc est testamentum, quod ordinabo iis post dies illos, dando legem meam in mente eorum, et in corde eorum scribam eam. Hujus rei significandae causa audiendo symbolum discitur; nec in tabulis vel in aliqua materia, sed in corde scribitur." — Vor allen Dingen mußten auch die Competentes [1]) das Symbolum lernen und hernach sechs Tage darauf das Vater Unser. Jenes mußten sie täglich vor sich fleißig wiederholen.

Nun ist es aber ganz vorzüglich Tertullian, der sich dieses Ausdrucks regula fidei bedient, über den seine Leser um so weniger zweifelhaft sein können, da er das dadurch bezeichnete Ding sogleich beifügt. So schreibt er cap. 13 de praescriptione:

> Regula est autem fidei, ut jam hic quid defendamus, profiteamur, illa scilicet qua creditur, unum esse Deum etc.

Und von ebendieser regula fidei schreibt er an einem andern Orte (de velandis virginibus, c. 1): „Regula quidem fidei una omnino est, sola immobilis et irreformabilis credendi scilicet in unicum Deum omnipotentem" etc., wo nur der Anhang: „per carnis etiam resurrectionem."

Was er nun in dieser Stelle regula fidei nennt, nennt er regulam veritatis Apologet. c. 47, an mehreren Orten schlechtweg regulam — als Ad Praxeam, p. 635, wo er die Regel selbst wiederholt und hinzufügt: „hanc regulam ab initio Evangelii decucurrisse — ante quosque haereticos —" und im Anfange de praescr., c. 14.

So wie aber regula fidei oft ohne Zusatz regula genannt wird, so heißt sie auch oft schlechtweg fides, d. i. nicht der Glaube subjective, sondern der Glaube objective, das Glaubensbekenntniß, woraus vielleicht die Lehre, daß wir den Glauben in der Taufe erhalten, näher von dem Glaubensbekenntniß zu erklären. Auch in den Beschlüssen der Synoden wird es oft in dieser Bedeu-

1) d. h. die Katechumenen. — A. d. H.

tung genommen, z. E. in dem 46. der Laodicenischen:[1]) ὁτι δει φωτιζομενους την πιστιν ἐκμανθανειν. Diese Bedeutung des Worts πίστις kann vielleicht auch manche Stellen des N. T. und manche sonst unbegreifliche Aussprüche der Väter erläutern.

Was ferner Tertullian regulam nennet und regulam fidei, das nennte schon vor ihm Irenäus κανονα (c. haer. II. c. 28) und κανονα της ἀληθειας (l. c. 9. 28); Chrysostomus aber über Phil. 3, 16,[2]) und aus ihm Theophylaktus erklären τῳ αὐτῳ κανονι durch τῃ αὐτῃ πιστει, τῳ αὐτῳ ὁρῳ, wobei zu merken, daß ὁρος ebenfalls das Glaubensbekenntniß heißt.

§. 2.

Da ich dies behaupte und die regula fidei im Grunde nichts anders ist als das Symbolum, so wird man vermuthen, daß ich jenes Fabelchen von Entstehung desselben für mich anführen werde. Aber mit nichten. Vielmehr ist dieses Fabelchen[3]) eben die Ursache gewesen, warum ich das Wort symbolum gar nicht habe brauchen wollen. — Sie ist also nicht aus der Schrift gezogen; denn die Kirchenväter nennen sie überall traditam ab apostolis oder mit einem Worte traditionem, welche Irenäus sorgfältig von der ostensione ex scripturis eorum, qui Evangelia conscripserunt, unterscheidet (l. III. c. 5. p. 179).

Zwar sagt Augustinus in der vorher angeführten Anrede an die Katechumenen: „Ista verba, quae audistis, per divinas scripturas sparsa sunt, sed inde collecta et ad unum redacta, ne tardorum hominum memoria laboraret.“ Allein das sagt er, der gewisser Maßen als der Erfinder der Untrieglichkeit der heil. Schrift in allen und jeden Stücken anzusehen ist, und der vermuthlich in Folge seiner übertriebenen Meinung von derselben auch der Erste gewesen, der diesen Begriff von dem Symbolo gehabt hat.

---

1) Zwischen 343—381 hat zu Laodicea in Phrygien eine Synode stattgefunden, deren Beschlüsse in der Form von 60 Canones in der griechischen Originalsprache auf uns gekommen sind. — A. d. H.

2) Phil. 3, 16 lautet nach dem textus receptus: „Πλὴν εἰς ὃ ἐφθάσαμεν, τῷ αὐτῷ στοιχεῖν κανόνι, τὸ αὐτὸ φρονεῖν.“ In den besseren Codices fehlen die Worte „κανόνι, τὸ αὐτὸ φρονεῖν.“ — A. d. H.

3) Dieses seit dem vierten Jahrhundert in der Kirche verbreitete „Fabelchen" behauptet nämlich, daß das apostolische Symbolum von den Aposteln vor ihrem Abgange von Jerusalem in der Art verfaßt worden sei, daß ein Jeder von ihnen einen Beitrag (συμβολὴν) dazu gegeben, und daß es daher seinen Namen erhalten habe. -- A. d. H.

Daher die Väter nach ihm auch lieber für canon fidei, canon scripturarum sagen. Ueberdem möchte ich doch wol wissen, wie er es hätte beweisen wollen, daß alle und jede Worte des Symboli in der Schrift zerstreut wären, z. E. die Worte von der Höllenfahrt Christi: descendit ad inferna, die dem Thomas beigelegt werden, wenn er überhaupt sie gelesen hat, da er sie in den Auslegungen des Symboli, die ungezweifelt von ihm sind, ganz übergeht. Und so dürfte dies zu einer andern Untersuchung merkwürdig sein.

Soll nun aber doch die regula fidei aus den Schriften des N. T. gezogen sein: wer hat sie herausgezogen? wann ist sie herausgezogen worden? wie ist sie herausgezogen worden?

Wer? Einer oder Mehrere? Da auf diesen Auszug so Vieles ankömmt, kann es uns gleichgiltig sein, die Person des Ausziehers zu kennen? Wenn die Verfasser der auszuziehenden Schriften unter göttlicher Eingebung standen, die ihnen auch jedes Wort vorschrieb: war der Auszieher seiner Willkür überlassen, oder war er auch dabei weiter nichts als ein leidendes Instrument?

Wenn? Früher oder später als die Schriften des Neuen Testaments sämmtlich vorhanden waren? Früher? Wie ist das möglich? Wenigstens von sämmtlichen möglich? Höchstens könnten sie also nur von den allerersten Schriften der Apostel ausgezogen sein, und aus demjenigen Buche, welches vielleicht gerade für die Religion das wichtigste ist, dem Evangelio Johannis, wäre nichts genommen? — Später? Also erst nach —? Womit hatten sich denn die ganze Zeit über bis dahin die ersten Christen beholfen? Brauchten sie bis dahin keinen Inbegriff des Glaubens? War es gleichviel, was sie für das noth-[1])

§. 5.

Davon sagt Tertullianus de vel. virg., c. 1, nachdem er die regulam selbst hingesetzt: „hac lege fidei manente caetera disciplinae et conversationis," d. i.: was also nicht zum Glauben sondern zur Disciplin gehört, „admittent novitatem correctionis operante scilicet et proficiente usque in finem gratia Dei."

Ich will hoffen, daß man nicht so gar streng mit mir verfahren und mich aus diesem Worte nur anhalten wird, bis gerade zum Ausgange des 399. Jahres Zeugniß hiervon beizubringen. Eigentlich hab' ich nur sagen wollen: bis auf das erste Nicäische Concilium. In diesem, bin ich der Meinung, hat die ganze christ-

1) „(Hier fehlt alles Uebrige.)" — Anm. von Karl G. Lessing.

liche Religion so einen neuen Schwung erhalten, daß ich die Lehrer nach demselben nicht gern so geradezu gegen mich möchte anziehen lassen. Wenn man daher in der griechischen Kirche den Chrysostomus und in der lateinischen den Hieronymus oder wol gar den Augustinus noch zum vierten Jahrhundert rechnen will, weil sie in demselben noch geboren und auch in demselben schon geschrieben, so muß ich erklären, daß ich ihre Zeugnisse gegen mich nicht anders kann gelten lassen, als wo ich sie mit ältern, ebenso ausdrücklichen Zeugnissen belegt finde. Wohl aber müssen dieser drei Männer Zeugnisse, wo sie für mich lauten, statt aller ältern gelten.

§. 6.

Tertullianus de anima, c. 1, wo regula fidei sacramentum fidei heißt, welches Lactantius schlechtweg sacramentum nennt.

In einer andern (als der oben angeführten) Anrede an die Katechumenos sagt Augustinus (T. VI. p. 418): „Sacramentum symboli, quod accepistis memoriaeque mandatum pro vestra salute retinetis, noveritis hoc esse *fidei catholicae fundamentum*, super quod aedificium surrexit ecclesia.“

Noch zu Ende des siebenten Jahrhunderts (680) oder wol gar noch später wurden das Symbolum und Vater Unser für die zwei Grundpfeiler des christlichen Glaubens gehalten. Denn unter den neun canonibus, die dem Concilio Constantinopolitano III., Oecumenico VI. [1]) beigelegt werden, heißt der siebente: „Commonendi sunt fideles omnes, a minimo usque ad maximum, ut orationem dominicam et symbolum discant; et discendum est iis, quod his duabus sententiis omne fidei Christianae fundamentum incumbit.“

§. 7.

Ueberhaupt haben die Papisten darin gefehlt, daß sie den canon fidei zur norma catholici und ecclesiastici sensus gemacht.

§. 8.

Ich zweifle an der Authentie keiner einzigen Schrift des N. Testaments, ich glaube fest, daß sie alle von den Männern geschrieben worden, deren Namen sie führen. Ich bin gar nicht Derjenigen Meinung, welche glauben, daß sie vor den Zeiten des

1) Das 6. ökumenische Concil fand im Jahre 680 in Constantinopel statt. — A. d. H.

Trajan's **gänzlich** unbekannt gewesen. Wie könnte ich auch, da mich nichts berechtigt, sie für untergeschobne Schriften zu halten. Ich will es gern zugeben, daß „schon im Anfange des zweiten Jahrhunderts besonders die vier Evangelia bekannt gewesen." Nur meine ich, muß man nicht mit Herrn Leß [1]) hinzusetzen, daß sie damals schon **allgemein** bekannt gewesen.*) **Allgemein** bekannt konnte in den Zeiten vor Erfindung der Druckerei kein einziges Buch in einem Zeitraume von hundert Jahren werden. Und wie allgemein waren sie denn bekannt, selbst nach des Herrn Leß Versicherungen? Einige Männer gedenken ihrer mehr oder weniger ausdrücklich in Schriften, die selbst nicht bekannt waren. Eine treffliche Allgemeinheit! Wo ist der unbekannte Schmierer auch itzt, der nicht von einem noch unbekanntern Schmierer irgend einmal sollte sein angeführet worden? Darf aber die Nachwelt einmal aus solchen kümmerlichen Anführungen schließen, daß der angeführte Scribent zu seiner Zeit **allgemein** bekannt gewesen? Wie doch immer gewisse Gelehrte kaum die Hälfte ihres Satzes gut machen und die andre Hälfte, so contreband sie auch immer sein mag, getrost mit einschleppen! Sie wissen wol, daß die gelehrten Visitatores es so genau nicht nehmen. —

Nun, mögen sie doch Beide! Ich will blos sagen, daß die ersten Christen keine vollständige Sammlung aller neutestamentlichen Schriften in Händen gehabt, so wie wir sie itzt haben. Jede Kirche hatte anfangs außer einem Exemplar des Evangelii, welches der Apostel, ihr Stifter, mitgebracht hatte, **) nur die Briefe, welche entweder dieser Apostel, ihr Stifter, oder auch ein Andrer nach ihrer Bekehrung ausdrücklich an sie geschrieben hatte. Dieses beweise ich

1. Aus der Stelle des Tertullian's De praesc., c. 36, von den litteris authenticis etc.

---

*) Wahr. der Chr. R., S. 54.

**) Eus. H. E.

1) **Gottfried Leß** ist 1736 zu Conitz in Westpreußen geboren; er studirte in Jena und Halle, ward 1762 Professor der Theologie in Göttingen und starb 1797 als Generalsuperintendent und Hofprediger zu Hannover. Als milder Vertreter der lutherischen Orthodoxie und Gegner des immer mehr sich ausbreitenden Rationalismus hat er eine ganze Reihe von Schriften verfaßt, von denen wir hier nur zwei namhaft machen wollen: 1) „Beweis der Wahrheit der christlichen Religion" (Bremen 1768, erlebte viele Auflagen), 2) „Auferstehungs-Geschichte nach allen vier Evangelisten. Nebst einem doppelten Anhange gegen die Wolfenbüttel'schen Fragmente von der Auferstehung Jesu und vom Zweck Jesu und seiner Apostel" (Göttingen 1779). — A. d. H.

2. Aus dem Umstande, daß Clemens in seinem Briefe an die Kor. die Kor. nur auf den Brief Pauli an sie namentlich verweiset, so wie Polykarpus in seinem Briefe an die Philipper nur auf den Brief Pauli an die nämlichen Philipper. Alles Uebrige, was Beide in ihren Briefen aus andern apostolischen Schriften anführen oder anzuführen scheinen, führen sie nur entweder in ganz allgemeinen Ausdrücken an oder sagen es wol gar in ihrem eignen Namen.

Wenn ich aber sage, daß die ersten Christen nur eine so unvollständige Bekanntschaft mit den Schriften des N. T. gehabt, so begreife ich darunter keinesweges auch die Bischöfe und Presbyteros. Diese konnten gar wohl mehrere Stücke des neutestamentlichen Kanons kennen und besitzen, auch wol alle. Genug, daß daraus doch noch immer nicht erhellet, daß diese Schriften alle allgemein gänge und gebe unter den Christen gewesen.

Wenn aber die ersten Christen nur so geringe Kenntnisse von dem gesammten N. Testamente gehabt, so können sie auch unmöglich die Begriffe davon gehabt haben, die wir itzt davon haben sollen.

Sie konnten sie immerhin für göttlich und für untrieglich halten, in allen und jedem Worte: aber folgt daraus, daß sie ihren Glauben daraus geschöpft, den sie zum Theil schon hatten, zum Theil auf dem weit kürzern Wege der mündlichen Predigt erhielten? Sie hielten die Schriften der Apostel für das, was sie waren, für *εὑρημενα βιου και χρονου*, für Dinge, die nach Beschaffenheit der Zeit und anderer Umstände an diese und jene Gemeine insbesondere geschrieben waren, die Andere nur unter vollkommen ähnlichen Umständen verbinden könnten.

Zur Erläuterung möge noch das dienen: Barnabas in seinem Briefe hatte gleichen Zweck mit Paulo, nämlich zu zeigen, daß die Christen von allen Verpflichtungen gegen das Mosaische Gesetz frei sind. Da nun Paulus längst alle seine Briefe geschrieben hatte, als Barnabas den seinigen schrieb, so ist daraus, daß Barnabas den Paulus gleichwol nicht anführt, nothwendig Eins von Beiden zu schließen:

entweder kannte er die Briefe des Paulus nicht,
oder er hielt es für unnöthig, sie anzuführen.

Aus Jenem würde ein großes Vorurtheil wider die Authentie dieser Paulinischen Briefe folgen; wenigstens ließe sich die Art,

wie sich Michaelis[1]) die Publication der apostolischen Schriften einbildet, sehr schlecht damit verbinden. Dieses wäre geschehen,

entweder weil er geglaubt, daß die Paulinischen Briefe nichts bewiesen, d. i. weil er sie nicht für eingegeben gehalten,

oder weil er geglaubt, daß Paulus nicht mehr beweisen könne als er selbst, d. i. weil er sich für ebenso inspirirt gehalten als Paulus. Und dieses Letzte ist wol unstreitig der wahre Fall. Denn er sagt es selbst; er sagt §. 9, daß auch in ihn Jesus *ἐμφυτον δωρεαν της διδαχης αὐτου* gelegt habe.

§. 9.

Dieses ist aus einer Stelle des Irenäus, lib. IV. c. 33, so klar, als nur etwas sein kann: post deinde et omnis sermo ei (discipulo vere spirituali, der ungezweifelt glaubt, daß es nur einen einzigen Gott gebe, welcher der Stifter sowol des Alten als des Neuen Testaments sei) constabit, si et scripturas diligenter legerit *apud eos*, qui in ecclesia sunt Presbyteri. Warum soll er die Schrift eben bei den Presbytern lesen, wenn nicht diese die wenigen Exemplare, die davon vorhanden waren, in Verwahrung hatten? Und wozu hatten sie dieselbe in Verwahrung, wenn nicht blos darum, damit sie gleich ihre mündliche Erklärung beifügen könnten und Niemand sie nach eignem Gutdünken lesen möchte?

Umsonst will Leß uns glauben machen, Irenäus rathe nur deswegen, die Schrift bei den Presbytern zu lesen, damit man nicht etwa durch verfälschte Kopeien hintergangen werde (Wahrh. der christl. Religion, 4te Ausg. S. 63). Denn Irenäus streitet hier nicht mit Leuten, die sich verfälschter Abschriften der Bibel bedienen, sondern mit Leuten, welche ihren Beweis nicht aus den allen und jeden Menschen deutlichen Stellen der Bibel führen wollten, vielmehr aus den dunkeln, aus Gleichnissen und Parabeln. Ja, es ist eine offenbare Verdrehung, wenn er den Irenäus sagen läßt, alle göttliche Schriften, die prophetischen und evangelischen, lägen da und wären deutlich und könnten von Allen befragt werden. Denn dieses sagt er offenbar (l. II. c. 27) nur von einem Theile der Schrift, der wegen seiner Deutlichkeit zum Grunde gelegt werden müsse; anstatt daß die Gnostiker die dunkeln Theile derselben zum Grunde legen wollten, die er deswegen valde hebetes nennt, „qui

1) Ueber Johann David Michaelis vergl. die Anm. zu Th. XV. S. 274. — A. d. H.

ad tam lucidam adapertionem coecutiunt et nolunt videre lumen praedicationis, sed constringunt semet ipsos et per tenebrosas parabolarum absolutiones unusquisque eorum proprium putat invenisse Deum."

§. 12.

Die christliche Religion, nach ihren Glaubenslehren nämlich, ist in den u. s. w.

Die ältesten Kirchenväter lehrten die christliche Religion in den Schriften der Evangelisten zwar finden, aber sie hatten sie nicht darin gefunden. Die *παραδοσις ἐκκλησιαστικη* war ihr Fundament, auf welches sich besonders Clemens Alexandrinus beruft.

§. 19.

Ich sage: in Absicht der Glaubenslehren. Denn sonst hat sie noch einen andern sehr großen Werth. So wie das Symbolum die regula fidei ist, so ist die Schrift regula disciplinae. S. Tertullianus, Apolog., c. 47, und De corona militis, c. 2.

§. 20.

Der kürzeste und bündigste Beweis von diesem §. ist, daß alle Ketzereien der ersten vier Jahrhunderte Punkte der regulae fidei betreffen. In allen andern Dingen konnte man sicher glauben und behaupten, was man wollte, ohne für einen Ketzer gehalten zu werden, wie aus den Kirchenvätern zu sehen. Was haben die nicht Alles behauptet! Besonders Tertullian und Origenes! Die erste Ketzerei, welche keine Punkte der regula fidei betraf, war die Pelagianische.

Zusätze
von des Verfassers eigner Hand
zu der Nöthigen Antwort
Ersten Folge.[1])

Diese nämliche Stelle des Irenäus haben schon viele Protestanten und unter Andern auch Mestrezat[2]) in seinem Traité de l'église, S. 581, zu dem nämlichen Behufe gebraucht, und ich muß mich wundern, daß die Katholiken und namentlich Dü Perron[3]) nicht pertinenter darauf geantwortet haben; welches durch die einzige angeführte grammatikalische Bemerkung hätte geschehen können.

Die nächste Stelle, die Mestrezat aus den ältesten Kirchenvätern in ebender Absicht anführt, ist aus dem Clemens Alexandrinus (VII. lib. Strom. p. 890 ff. der Potter'schen Ausgabe) genommen und beweiset ebenso wenig wider mich. Sie beweiset

---

1) Lessing's „sämmtliche Schriften", Bd. VI. S. 73—76. — S. Theil XVI. S. 219 ff. uns. Ausg. — A. d. H.

2) Johann Mestrezat (1592—1657), einer der gelehrtesten Theologen der französisch-reformirten Kirche im 17. Jahrhundert, war Prediger zu Charenton bei Paris. Ein großer Theil seiner Schriften bezieht sich auf seine Streitigkeiten mit den Jesuiten Véron und Regourd, den Cardinälen Bellarmin und Düperron u. A. — A. d. H.

3) Jacques Davy Düperron war 1556 in der Schweiz von reformirten französischen Eltern geboren. Um in Frankreich Carriere zu machen, trat er zur katholischen Kirche über und wurde Priester. Er hatte vorzüglichen Antheil an dem Uebertritt Heinrich's IV. zum Katholicismus, wurde Bischof von Evreux, Cardinal und Erzbischof von Sens. Er hatte einen sehr bedeutenden Einfluß in der katholischen Kirche, besonders in Frankreich. Düperron starb 1618. Seine Schriften erschienen 1620 und 1622 zu Paris in 3 Folianten. — A. d. H.

nur gegen die Katholiken, welche die Kirche zum höchsten Richterstuhle in Glaubenssachen machen wollen, aber nicht gegen mich, der ich behaupte, daß die mündliche Tradition dem geschriebenen Worte in den ersten Jahrhunderten vorgezogen worden. Dies erhellet aus dem Anfange des nämlichen Werks und besonders aus p. 322, wo Clemens von seinem Lehrer redet und den *προφητικον και ἀποστολικον λειμωνα*, auf welchem er die besten Blumen gleich einer sicilianischen Biene genutzt, der weit zuverlässigern *παραδοσι της μακαριας διδασκαλιας* entgegensetzt und der Ausspruch besonders merkwürdig ist: *τα ἀποῤῥητα, καθαπερ ὁ Θεος, λογῳ πιστευεται οὐ γραμματι.*

So viel ich finde, ist Irenäus der Erste, welcher unter dem Worte scripturae und *γραφαι* die neutestamentlichen Schriften der Apostel und Evangelisten mit begreift.

* * *

Auch von diesen sagt er (l. II. 28, 2): „Scripturae quidem perfectae sunt, quippe a verbo Dei et spiritu ejus dictae.“

* * *

Und doch sagt er damit noch lange nicht, was wir itzt von der Schrift behaupten. Denn er sagt zugleich (II. 28, 3), daß diese vollkommne Schrift uns gleichwol nicht vollkommen verständlich sei.

* * *

Nur ein Theil derselben rede zu allen Menschen vollkommen verständlich, und daß nach diesem vollkommen verständlichen Theile der minder verständliche jeder Zeit müsse ausgelegt werden, erhelle daraus, weil er mit der regula veritatis übereinstimme.

* * *

Also ist es bei ihm auch eine regula veritatis, welche früher als alle Schrift ist, auf welcher das Christenthum eigentlich beruhet.

* * *

Nach dieser regula veritatis müsse die Schrift erklärt werden; nicht aber müsse die regula veritatis aus der Schrift oder aus der

Gnostik gezogen werden. „Non enim regula ex numeris, sed numeri ex regula; nec Deus ex factis, sed ea, quae facta sunt, ex Deo. Omnia enim ex uno et eodem Deo“ (II. 25, 1).

*   *   *

Und das war sie selbst, diese regula veritatis. Omnia ex uno et eodem Deo, nämlich durch sein Wort, quod semper coëxistebat Deo (II. 25, 3).

Zu S. 222 Z. 28[1]) nach *futuris*. Oder vielmehr fundamento et columnae fidei nostrae *futuris*, da denn das *futurum* noch weniger für einen bloßen Schreibefehler anstatt futuris könnte ausgegeben werden.

---

1) Theil XVI unserer Ausgabe von Lessing's Werken. — A. d. H.

Von den Traditoren.

In einem Sendschreiben an den Herrn Doctor Walch

von G. Ephr. Lessing.

Zur Ankündigung einer größern Schrift des Letztern. [1])

Ehe ich auf die Traditores selbst komme, die man auf Deutsch ebenso kurz und gut Auslieferer heißen könnte, wird es nicht undienlich sein, einige allgemeine Anmerkungen über die Verfolgung vorauszuschicken, die sie veranlaßte. Es war die zehnte, und noch waren in allen vorhergehenden neunen keine Christen gefunden worden, über welche Drohung und Marter so viel vermocht hätten, daß sie die heiligen Schriften, welche die heidnischen Obrigkeiten von ihnen forderten, freiwillig ausliefern oder wol gar mit eignen Händen in das Feuer werfen wollen, zu welchem sie von den Feinden der darin enthaltenen Religion bestimmt waren. Oder vielmehr noch war es selbst den Heiden nicht eingekommen, ihre Verfolgung bis auf die heiligen Bücher zu erstrecken, es sei nun, daß sie von den heiligen Büchern der Christen wenig oder gar nichts wußten, oder glaubten, daß Bücher überhaupt von allen Verfolgungen ausgenommen sein müßten. Es mußte nothwendig etwas ganz Besonderes dazu kommen, wodurch ihnen die Augen über die christlichen Bücher so weit aufgingen, daß sie auch mit ihnen

---

1) Theologischer Nachlaß, S. 93—100. — A. d. H.

eine Ausnahme machen zu müssen glaubten, die sie noch niemals gemacht hatten.

Leider ist aber das Feld der Kirchengeschichte, in welches die Verfolgungen einschlagen, noch sehr wild und morastig. Der einzige Dodwell[1]) fing mit Hilfe der Chronologie, in der er so stark war, um den Boden von dem allzu vielen Blute zu trocknen, einmal an, Gräben zu ziehen. Aber bald waren diese Gräben wieder zugeworfen, und es ist nun gerade, als ob nichts geschehen wäre. Der Ungereimtheiten, der Widersprüche, der offenbarsten Verdrehungen, der handgreiflichen Erdichtungen ist in diesem Capitel wenigstens noch ebenso viel als in dem Capitel von den Ketzern, in welchem Arnold's[2]) Fleiß vielleicht nur darum weniger anschlug, weil er allzu sehr aufräumen wollte. Wie ein zweiter Rhelonus, dessen sonderbare Ketzerei darin bestund, daß er alle und jede Ketzereien für rechtgläubig erklärte, hob er beinahe den ganzen Begriff von Ketzerei auf, so wie Dodwell den ganzen Begriff der Verfolgung, wenn er zu verstehen geben wollte, daß man die Bestrafung der Christen aus bürgerlichen Ursachen keine Verfolgung nennen müsse.

Gleich anfangs muß ich bemerken, mit wie wenigem Rechte man die zehnte und zehnjährige christliche Verfolgung die Diocletianische gemeiniglich zu nennen pflegt. Diocletian gehört unstreitig unter die bessern römischen Kaiser. Selbst sein Entschluß, das Reich in vier Theile zu theilen, ist ein Beweis davon. Vor seiner zwölfjährigen Regierung hatten die Christen zehn Jahr alle mögliche Ruhe genossen, und die zwei Verfolgungsjahre, die auf seine Regierung kommen, waren ohnstreitig auch die gelindern. Lactantius[3]) selbst giebt ihm das Zeugniß, daß er kein blut-

---

1) Heinrich Dodwell (1641—1711) hat sich in verschiedenen Gebieten der Gelehrsamkeit, namentlich auch in der Chronologie, bleibende Verdienste erworben. In der elften seiner „Dissertationes Cyprianicae“ (London 1684) handelte er „De paucitate martyrum“, indem er zu beweisen suchte, daß es nur eine sehr geringe Zahl von Märtyrern gegeben habe. — A. d. H.

2) Der dem extremsten mystisch-separatistischen Pietismus huldigende Prediger Gottfried Arnold (1666—1714) verfaßte eine „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie“ (zuerst erschienen 1698—1700), in der er sich zum sehr parteiischen Vertheidiger der Ketzer aller Zeiten aufwarf. — A. d. H.

3) Lucius Coelius Lactantius Firmianus hat die Verfolgungen des Diocletian als Augenzeuge geschildert. Er soll um 330 in Trier gestorben sein. Die hierher gehörige, dem Lactanz allerdings von Vielen abgesprochene Schrift „De mortibus persecutorum“ wurde zuerst im Jahre 1679 aus einer sehr alten Handschrift herausgegeben von Stephan Baluze in dessen „Miscellaneorum libri seu tomi septem, hoc est collectio veterum monumentorum, quae hactenus latuerant in variis codicibus ac bibliothecis“. — A. d. H.

dürftiger Mann gewesen und den Verhetzungen seines Mitregenten, des Galerius Maximianus, lange genug widerstanden habe. —

§. 1.

Die Auslieferung der heiligen Schriften wurde in der Diocletianischen Verfolgung nur von dem Clero und vornehmlich nur von den Bischöfen, Presbyters und übrigen Gliedern der hohen Classen des Cleri verlangt.

Augustinus nennt diese Verfolgung ausdrücklich persecutionem codicum tradendorum. Lib. III. Contra Cresonium, c. 26.

Acta S. Felicis, beim dü Pin S. 227, nach der Ausgabe des Baluze: „ut libros deificos extorquerent de manibus episcoporum et presbyterorum.“ Diese Worte heißen nach der Ausgabe des Ruinart: „ut libros deificos peterent de manu episcoporum et presbyterorum.“

Aber, sagt Herr D. Walch, diese Stelle ist auch die einzige. Alle andere reden unbestimmt, ohne die Personen anzugeben, von denen die Bibel mit Gewalt abzufodern.

Ich will das fürs Erste wahr sein lassen. Aber seit wenn ist es denn im Gebrauche, das Bestimmte nach dem Unbestimmten zu richten? Das Unbestimmte läßt mir frei, die Sache so oder so zu bestimmen, und widerspricht keiner Bestimmung. Wenn Eusebius, wenn Optatus,[1] wenn Augustinus den Zeugnissen der Actorum widersprechen oder es zweifelhaft machen sollten, so müßten sie ebenso bestimmt sagen, daß die Bibel sowol von dem Clero als den Laien gefodert worden. — — —

Lactanz, de M. P., c. 12, weiß gar nichts davon, daß die Diocletianische Verfolgung ausdrücklich oder gar einzig auf die Auslieferung der Bücher gegangen. Er erzählt nur mit nebenher, daß bei Niederreißung der Kirche zu Nikomedien in Bithynien die darin gefundenen Schriften verbrannt worden: „Scripturae repertae incendantur.“

Wir sehen aus dem Lactanz, wie ungern Diocletian an die

1) Das Original liest Opletus; gemeint ist aber ohne Frage der Bischof Optatus von Mileve, der gegen Ende des vierten Jahrhunderts in seiner Schrift „De schismate Donatistarum“ die besonders in Nordafrica sehr verbreitete Secte der Donatisten bekämpfte. Daß Lachmann in seiner Ausgabe von Lessing's Werken den Druckfehler beibehielt, ist auffällig. — A. d. H.

Verfolgung ging, und wie sehr er wünschte, daß sie ohne Blutvergießen abgehen möchte. Er wollte die Religion vernichten und die Menschen so viel als möglich schonen. Was mehr dabei geschah, war die Schuld des Galerius und der Statthalter in den Provinzen, die zu den Antheilen des Diocletianus und Galerius gehörten. Wie nahe die zwei andern Theilhaber des römischen Reichs, Herculius und Constantius, sich entweder den Gesinnungen des Diocletianus oder des Galerius kommen, davon sind keine ausdrücklichen Zeugnisse in der Geschichte, so viel ich weiß, vorhanden.

§. 2.

Sie wurde darum nur von diesen verlangt, weil die Heiden wohl wußten, daß die heiligen Schriften eigentlich nur in deren Händen waren; weil die Heiden wohl wissen konnten, daß, wenn sich von den heiligen Schriften auch etwas in Laienhänden befände, es nur die unbeträchtlichsten Stücke wären, die wichtigern aber mit der äußersten Sorgfalt vor den Heiden verwahrt und den christlichen Laien nicht anders als mit der größten Behutsamkeit mitgetheilet würden.

§. 3.

Es befanden sich also unter Denen, welche über die geweigerte Auslieferung der heiligen Schriften Märtyrer geworden, keine Laien, oder es waren nur Laien von jenen Elenden, die sich bei aller Gelegenheit zu dem Märtyrthum drängten, und besonders hier aus einer bloßen Zweideutigkeit dazu drängten.

§. 4.

Noch weniger konnten sich Laien unter den Traditoren befinden. Denn einmal hatten sie nichts auszuliefern, und wenn sie ja von ungefähr etwas auszuliefern gehabt hatten, so war ihre Auslieferung kein Verbrechen und ist niemals als Verbrechen bestraft worden.

§. 5.

Selbst das Verbrechen der Traditoren aus dem Clero hatte die nämliche Abscheulichkeit in den Augen aller Christen nicht. Es

ıd Christen, die gelinder davon urtheilten und es bei Weiten nicht
.r hinlänglich hielten, eine Spaltung zu verursachen.

„Ecce exaggerasti crimen traditionis," sagt Augustinus zum
Politianus, l. II. c. Litteras Politiani, c. 7, Vol. IX. 150.

Was hilft es, sagt Augustin kurz darauf, die Bücher erhalten, wenn man, was in den Büchern steht, verwirft. „Quae dementia est, ideo testamentum tradere te noluisse flammis, ut contra verba litiges testatoris."

Die Donatisten trieben es so weit, daß sie auch Die für traditores erkannten, welche von traditoribus ordinirt waren.

„Traditores appellatis eos, quos traditoribus communionis tramite successisse vel fingitis vel putatis." *Contra Politianum*, lib. III. c. 55, T. IX. p. 226.

Daß die Donatisten überhaupt die Verfolgung übertrieben, die sie wegen der heiligen Schriften ausgestanden, bezeugt Augustinus contra Gaudentium lib. I. c. 37. p. 449: „tantae, ut putatis aut jactatis, persecutionis tempora."

§. 6.

Wie könnte aber das Verbrechen der Tradition von Einigen
r so äußerst groß und von Andern für sehr verzeihlich angesehen
orden sein, wenn man nicht von den heiligen Schriften selbst, an
nen das Verbrechen begangen ward, schon damals ganz ver-
ıieden gedacht hätte? Einen Beweis dieser verschiednen Den-
ngsart über die heiligen Schriften selbst glaube ich in der ver-
ıiednen Bewegung zu finden, unter welcher sie die Heiden dem
ristlichen Clero absoderten.

§. 7.

Und wie, wenn es ebendiese verschiedene Denkungsart über
n Werth der heiligen Schriften wäre, die damals in Africa
ıter den Christen zu so viel Unruhen Anlaß gegeben hätte, daß
an von Seiten des Kaisers zur Unterdrückung derselben nichts
essers thun zu können geglaubt hätte, als wenn man den Gegen-
ınd derselben vertilgte? Wenigstens wüßte ich keine wahrschein-
here Ursache anzugeben, warum die Heiden nur eben jetzt erst
ırauf gefallen sein sollten, die heiligen Schriften aus der Welt
. schaffen; und alle Ursachen, die man davon bisher angegeben,
nnen offenbar nicht zureichend gewesen sein.

„Pars Donati se nondum ab unitate diviserat Cypriani

temporibus." August. Contra Donatistas, lib. III. c. 3, T. IX. p. 126. Also war doch dieser Pars, der sich erst zu den Zeiten des Donati von der Kirche trennte und daher seinen Namen erhielt, schon da. „Post passionem quippe ejus (Cypriani)," fährt Augustinus fort, „quadraginta et quod excurrit annis peractis, traditio codicum facta est." Cyprianus aber starb den 14ten September 258.

Vorrede.[1]

Ich muß nun schon vor aller Welt bekennen, daß es mich noch keinen Augenblick gereuet hat, die berüchtigten *Fragmente* herausgegeben zu haben, und daß ich nicht wohl einsehe, wie ein solcher Augenblick noch in der Folge kommen könne, wenn ich anders bei gesundem Verstande bleibe.

Verdruß hat mir freilich jener Schritt weit mehr zugezogen, als ein Mensch von meiner Denkungsart voraussehen *konnte* und *mochte*. Aber genug, daß dieser Verdruß nur von außen kam, daß mir mein Gewissen nichts vorzuwerfen hatte, und daß die verächtlichsten Menschen die wol nicht sind, welche nicht Alles voraussehen *mögen*, was sie gar wohl voraussehen *könnten*.

Verleumdungen sind ja nur Verleumdungen, und thätige Verfolgungen in Sachen der Religion treffen gemeiniglich nur Die, die darnach ringen. Ich weiß nicht, was für ein Schwindel Diejenigen mehrentheils befällt, die über dergleichen Verfolgungen zu klagen Ursache zu haben glauben. Ich weiß nur, daß Schwindel auch hier Schwindel ist und der Abgrund, in welchen sie stürzen, an ihrem Unglück immer die kleinste Schuld hat.

Was ich gethan habe, habe ich nicht anders als auf die feierlichsten, zuversichtlichsten und unzähligmal wiederholten Aufforderungen unserer Gottesgelehrten gethan, von welchen man mir nur ein Exempel anzuführen erlaube.

---

1) Theolog. Nachlaß, S. 38—40. *Karl G. Lessing* bemerkt zu dieser *Vorrede* (a. a. O. S. 38): „Ferner ist ein Bogen da, wo der Anfang einer Vorrede (zu was für einer Schrift aber, kann ich nicht errathen) folgendergestalt lautet.“ — A. d. H.

Als mein Freund Mendelssohn, von Lavater aufgefordert, ein Christ zu werden oder zu erklären, warum er es nicht werde, sich geäußert hatte, das Letzte zu thun, wenn man es ihm zu nahe legte, und Lavater aber es hiezu nicht kommen zu lassen für gut befand, sondern sein wohlgemeintes Cartel zurücknahm: wer war der Theolog in Göttingen, der es so ernstlich bedauerte, daß 2c. —

Gegen eine Stelle aus Leß, von der Wahrheit der christlichen Religion.

Neueste Ausgabe, S. 44.[1])

Ich lese in einem Buche, in welchem ich mich so oft erbaue und unterrichte, Ignatius in seinem Briefe an die Philadelpher bezeuge klar, daß schon zu seiner Zeit einige Schriften der Evangelisten und Apostel in einer Sammlung zusammengebracht gewesen. Das macht mich äußerst aufmerksam. Ich habe die Briefe des Ignatius nur eben einmal durchblättert; Gott, warum kann man nicht Alles, Alles mit der äußersten, gewissenhaftesten Aufmerksamkeit lesen!

Mein Verfasser ist so ein rechtschaffener Mann als Einer. Die Stelle des Ignatius nach seiner Uebersetzung lautet also: „Ich fliehe zu dem Evangelio als dem Körper Christi, und zu den Aposteln als dem Presbyterio der Kirche. Allein wir müssen auch die Propheten werth halten; denn auch diese kündigten den Menschen an, daß sie ihre Hoffnung auf das Evangelium und auf Jesum gründen und die Zukunft desselben erwarten sollten."

Was ist gegen diese Stelle zu sagen, und was kann ich dawider haben, wenn mein Verfasser von dem Seinen hinzusetzt:

---

1) Theologischer Nachlaß, S. 185—190. — Ueber Gottfried Leß vergl. die Anm. zu S. 176. — A. d. H.

„Jedermann wird eingestehen, daß Ignatius hier durch die Propheten die Schriften der Propheten A. T. meine; und so ist wol kein Zweifel, daß Ignatius durch das Evangelium die Schriften der Evangelisten und durch die Apostel die Schriften der Apostel verstehe?“

Da sieh nun! sage ich zu mir selbst. Wie sehr hast Du Dich geirret, wenn Du bisher geglaubt, daß in den Kirchenvätern der zwei ersten Jahrhunderte schlechterdings keine Spur von irgend einer Sammlung neutestamentlicher Schriften zu finden sei! Daß hier und da bei ihnen dieser und jener neutestamentlichen Schrift im Einzeln gedacht werde, das wußtest Du wol. Aber einer Sammlung derselben! — Einer Sammlung! Gesteh, daß Dir das etwas so Fremdes, etwas so Unerwartetes ist!

Auch muß ich dem ersten Anblicke nach allerdings bekennen, daß die Uebersetzung das Original völlig auszudrücken scheint. *Προσφυγων τῳ εὐαγγελιῳ ὡς σαρκι Ἰησου, και τοις ἀποστολοις ὡς πρεσβυτεριῳ ἐκκλησιας. Και τους προφητας δε ἀγαπωμεν δια το και αὐτους εἰς το εὐαγγελιον κατηγγελκεναι, και εἰς αὐτον ἐλπιζειν, και αὐτον ἀναμενειν.* Das sind die nämlichen Worte des uninterpolirten Ignatius,[1]) so wie sie Vossius zuerst abdrucken lassen.

Mit ihnen stimmt die alte lateinische Uebersetzung, welche Usserius kurz vorher aufgefunden hatte, vollkommen überein. Confugiens Evangelio ut carni Iesu, et Apostolis ut Presbyterio Ecclesiae. Sed et Prophetas diligamus, propter et ipsos in Evangelium annunciasse et in Christum sperare et ipsum exspectare.

Ich schlage hiernächst den interpolirten Ignatius nach und finde, daß auch da sich nichts findet, wo ein andrer Sinn durchschimmere. Nur das letztere Kolon fließet etwas anders. *Προσφυγων τῳ εὐαγγελιῳ, ὡς σαρκι Ἰησου Χριστου, και τοις ἀποστολοις, ὡς πρεσβυτεριῳ ἐκκλησιας. Και τους προφητας δε*

1) Die zwölf in griechischer Sprache erhaltenen Briefe des Bischofs Ignatius von Antiochia, der zwischen 105—108 in Rom den Märtyrertod erlitten haben soll, finden sich in einer doppelten Recension, einer längeren (interpolirten) und einer kürzeren. Die längere ward zuerst von Pacäus 1557 und unabhängig von ihm 1559 von Andr. Geßner herausgegeben; die kürzere entdeckte der Erzbischof von Armagh, Jacobus Usserius (James Ussher), in mehreren lateinischen Handschriften, und sie wurde dann auch von dem berühmten Philologen Isaak Vossius in einer griechischen Handschrift, dem Codex Mediceus, der allerdings nur sechs Briefe enthielt, aufgefunden und 1646 veröffentlicht. — A. d. H.

ἀγαπω, ὡς Χριστον καταγγειλαντας, ὡς του αὐτου πνευματος μετασχοντας, οὑ και οἱ ἀποστολοι. Freilich scheint mir dieses letztere Kolon hier gerade der unverfälschtere Text und, für sich betrachtet, jenem tautologischen *ἐλπιζειν* und *ἀναμενειν* weit vorzuziehen zu sein. Aber was verschlägt das? Im Grunde ist der verfälschte Ignatius hier um nichts verfälscht, und es ist blos zum Ueberflusse, daß ich dessen gleichfalls alte lateinische Uebersetzung auch nachsehe. Confugiens ad Evangelium, tamquam ad corpus Jesu Christi, et ad Apostolos, tamquam ad Presbyterium Ecclesiae. Et Prophetas quidem diligo ut Christum praenunciantes, continentes ejus Spiritum sicut et Apostoli.

Indem ich Alles dieses in des Clericus [1]) Ausgabe der apostolischen Väter nachsehe, werde ich gewahr, daß die Auslegung meines Verfassers keine andre ist als die, welche schon Clericus von der Stelle des Ignatius gegeben hat. Das Vorurtheil des Ansehens also steigt in mir, und ich werde immer unruhiger. Videntur haec verba, sagt Clericus, ein Mann, dem hergebrachte Meinungen eben nicht ans Herz gewachsen waren, de Evangeliis et Apostolicis scriptis intelligenda, ut hoc velit *Ignatius* cognoscendae divinae veritatis causa se confugere ad Evangelia, quibus crederet, non secus ac si Christus ipse in carne, hoc est in eo statu, quo fuit in terris, conspicuus et etiamnum apud homines vivens eos sermones, qui in Evangeliis leguntur, ore suo proferret; tum etiam ad scripta Apostolorum, quos habebat quasi totius Christianae Ecclesiae Presbyterium sub Christo omnium Episcopo, quod coetus omnes Christianorum, quid credendum sit, docerent. Unde quanti fierent libri novi Testamenti iis temporibus, satis liquet. Addit: „*Sed et Prophetas amamus*, quia ipsi nunciarunt, quae pertinent ad Evangelium, id sperarunt atque exspectarunt.“ Quae respiciunt vetus Testamentum, prout scriptum exstat; nam aliunde Prophetae Ignatio innotescere non potuerant. Nec leviter praetermittendum, ab eo primo quidem loco novi Testamenti scripta, per quae Christiani sumus, nominari, quasi perfugium suum; secundo vero veteris libros, quia ex iis novum confirmari potest.

Es kann nicht wohl sein, daß mein Verfasser hier blos mit den Augen des Clericus gesehen hätte. Er hat gewiß nicht minder seine eigene gebraucht; und wenn bis auf eine Kleinig-

1) Ueber Joh. Clericus vergl. die Anm. zu Th. XV. S. 197. — A. d. H.

keit Beide Einerlei sehen, so muß es ja klar und deutlich genung zu sehen sein. — Das ist Alles wahr. Und doch! und doch! —

Aber was habe ich denn dagegen? Muß ich nicht zugeben, daß, wenn in der Stelle des Ignatius unter den Propheten nichts Anders als die Schriften der Propheten gemeint sein können, die Ausdrücke Evangelium und Apostel ebenso zu erklären sind? — — —

G. E. Lessing's

sogenannte Briefe an verschiedene Gottesgelehrten,

die an seinen theologischen Streitigkeiten auf eine oder die andere Weise Theil zu nehmen beliebt haben.[1])

Sogenannte Briefe sind eine Art schriftstellerischer Composition, bei welcher sich die Posten eben nicht am Besten stehen. Denn selten ist es nothwendig, sie schriftlich abzuschicken. Nur dann und wann kann es seinen Nutzen haben, wenn sie gedruckt werden und mit Buchladenfracht durch das Land reisen. Man könnte sie auch den einseitigen Dialog nennen, weil man sich wirklich mit einem Abwesenden darin unterhält, den man aber nicht zum Wort kommen läßt, so oft auch darin steht: Sagen Sie, mein Herr; werden Sie antworten, mein Herr?

Figürlich ist es die allercommodeste Art von Buchmacherei, obgleich darum eben nicht die schlechteste. Was sie durch Mangel der Ordnung verliert, gewinnt sie durch Leichtigkeit wieder, und selbst Ordnung ist leichter in sie hineinzubringen, als Lebhaftigkeit in eine didaktische Abhandlung, die an Niemand gerichtet ist als

---

1) Theologischer Nachlaß, S. 27 und S. 113—154. — A. d. H.

an Alle, und von Niemand ganz sich herzuschreiben scheint als von der alten ruhigen Wahrheit selbst. [1])

---

1) „Von diesen sogenannten Briefen findet sich aber nichts, als was mein Bruder an den Hrn. D. Walch in Göttingen geschrieben, wovon er zwei Manuscripte hinterlassen. Das eine ist wahrscheinlich der erste Entwurf und führt den besagten Titel. Das zweite aber ist nicht blos besser geschrieben, sondern auch ausgearbeiteter und hat den Titel: Gotthold Ephraim Lessing, von den Traditoren. Begleitet mit einem Schreiben an Se. Hochwürden, den Herrn Doctor C. W. Fr. Walch in Göttingen, dessen Kritische Untersuchung vom Gebrauche der heiligen Schrift unter den alten Christen in den vier ersten Jahrhunderten betreffend. Ὁ ἐλεγχων μετα παῤῥησιας εἰρηνοποιει. Berlin 1780. Es hat auch mit No. 4 [oben S. 183] gar keine Aehnlichkeit als den Titel. Doch findet sich darin eine Beschwerde über Hauptpastor Goezens Art zu streiten, die der in der Vorrede zu der Bibliolatrie sehr ähnlich ist.“ Karl G. Lessing im Theol. Nachlaß, S. 28.

Sogenannte Briefe an den Herrn Doctor Walch.[1])

I.

Hochwürdiger rc. rc.

Sogleich als ich Ew. Hochwürden Kritische Untersuchung vom Gebrauche der heiligen Schrift unter den alten Christen in den vier ersten Jahrhunderten angekündiget fand, wisperte mir mein Gewissen oder meine Eitelkeit zu: Auch das vermuthlich wird Dir gelten.

Denn eben damals schien es, als wollten sich meine Händel mit dem Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg in einen gelehrten Streit auflösen, der eine Materie betrifft, die mit dem Inhalt Ihrer Schrift sehr nahe verwandt ist.

Ich hatte, um gewissen Einwürfen gegen das Christenthum mit Eins den Weg zu verlegen, behaupten zu dürfen geglaubt, daß Einwürfe gegen die Bibel nicht nothwendig auch Einwürfe gegen die christliche Religion wären, weil diese, in dem engen Verstande genommen, in welchem man nur die eigentlichen Glaubenslehren darunter begreift, die sie von jeder andern positiven Religion unterscheiden, sich weder auf die ganze Bibel noch auf die Bibel einzig und allein gründe. Ich hatte behauptet, daß sich das Wesen des Christenthums gar wohl ohne alle Bibel denken lasse. Ich hatte behauptet, daß es einem wahren Christen sehr gleichgiltig sein könne, ob sich auf alle Schwierigkeiten gegen die Bibel befriedigend antworten lasse oder nicht. Besonders wenn diese Schwierigkeiten nur daraus entstehen, daß so mancherlei Schriften von so verschiedenen Verfassern, aus so verschiedenen Zeiten ein Ganzes ausmachen sollen, in welchen sich nicht der geringste Widerspruch finden müsse, wovon doch der Beweis in diesen Schriften selbst unmöglich zu finden sein könne.

Diese Behauptungen hatte der Herr Hauptpastor in Hamburg für weit giftiger, weit verdammlicher erklärt als alle das Böse, das

1) Ueber Chr. W. Fr. Walch vergl. die Anm. zu S. 166. -- A. d. H.

ich damit unschädlich zu machen hoffte. Die abscheulichen Fragmente selbst wären ihm nichts gegen diesen meinen Vorschlag — die einzige, simpelste Art, darauf zu antworten.

Denn ihm war es allerdings so klar wie der Tag, daß die heilige Schrift der einige Grund seiner allerheiligsten Religion sei, von deren mehresten Glaubenslehren er gar nicht einsähe, wo er an heiliger Stätte den Beweis anders her als aus der Bibel nehmen könne! „Da steht's! da kratzt es aus! da seht Ihr's ja, daß nur wir, wir Lutheraner, erhörlich zu Gott beten[1]) können! Das und dergleichen mehr ist einzig aus der Bibel und einzig aus Luther's Bibel zu beweisen, von welcher mir Gott alle die Original-Ausgaben so nebenbei in die Hände geführt hat."

Auch war ja der liebe Mann so versichert, daß mein Vorgeben, ein Christ zu sein, ohne auf die Schriften des Neuen Testaments vollkommen ebenden Werth zu legen, den er als ein Luther'scher Theolog Wittenbergischer Schule darauf zu legen geschworen, das bloße Blendwerk eines Teufels sei, der gerne den Engel des Lichts spielen möchte! Sehet da — dachte er? nein, schrieb er — die Naturalisten können Dir großes Aufheben von der christlichen Religion machen, im Grunde aber weiter nichts als ihr Bißchen elende Religion der Vernunft darunter verstehen.

„Und nun will ich ihn fragen," fuhr er fort, „diesen undienstfertigen Bibliothekar! Ich will ihm auflegen, nur kurz und rund zu erklären, was er unter christlicher Religion eigentlich verstehe. Auf mein Alle gute Geister![2]) soll er sich wol packen, dieser Teufel! Sprich, rede, Teufel!"

Ich that es; aber wie groß muß sein Erstaunen gewesen sein, als er nun gewahr ward, daß ich sonach doch wol von einer andern Art Teufel sei, gegen welche diese Beschwörung nicht anschlage! Denn er erstaunete bis — zum Verstummen.

Kaum daß er auf die kurzen Sätze, die Ew. Hochwürden kennen, und die ich nur so hinwarf, um meinen Gegner erst auf das freie Feld zu locken, ein einziges abgedroschenes Stellchen aus dem Irenäus erwiderte! Und als ich auch diesem Stellchen die Ehre anthat, mich darauf einzulassen: wie gesagt, nirgends kein Laut

---

1) Vergl. darüber die Anm. zu Th. XVI. S. 230. — A. d. H.

2) Das Original liest: „Auf das mein Alle gute Geister!" Es ist aber entweder „das" oder „mein" offenbar überflüssig und wahrscheinlich ein lapsus calami. Wir haben uns für die Entfernung von „das" entschieden. — Der Spruch: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn" dient im Munde des Volks auch heute noch zum Verscheuchen der Teufel und Gespenster. — A. d. H.

mehr, und selbst jeder Frosch in den Sümpfen der Freiwilligen Beiträge und des Postreuters[1]) war mit ihm zugleich verstummt!

Nun also der Gedanke, einen beschwerlichen Gegner, an dem keine Ehre zu erjagen ist, losgeworden zu sein und dafür einen andern zu erhalten, dem selbst unterzuliegen Ehre sein müßte — dieser Gedanke, der mir bei Erblickung des Titels aufstieß, durch welchen Ew. Hochwürden bald zu erscheinende Schrift sich ankündigte, wie hätte er mir nicht höchst angenehm und schmeichelhaft sein sollen, wenn er auch weit minder natürlich gewesen wäre?

Das halbe Jahr, das darauf hinging, ehe diese Schrift Ew. Hochwürden erschien, würde mir sehr lang geworden sein, wenn es mir die unruhige Neugierde, den nähern Inhalt voraus zu errathen, in welcher ich so manches Buch aufs Neue nachlas, nicht sehr kurz gemacht hätte.

Da ist sie nun! da liegt sie nun vor mir, und ich habe die Feder ergriffen, ein ungeheucheltes Bekenntniß von dem Eindrucke abzulegen, den sie nach einer sorgfältigen Durchlesung auf mich gemacht hat.

Ein dergleichen Bekenntniß kann ein Mann, dem es nur um Wahrheit zu thun ist, einem Manne unmöglich übel nehmen, der sich bewußt zu sein versichert, keine unedlere Absicht zu haben, dabei aber das sonderbare Unglück hat, nicht selten gerade da auf eine ganz ungeheuere Art mißverstanden zu werden, wo er geglaubt hätte, daß seine Aeußerungen am Allerwillkommensten sein würden.

Dieses Unglück, denke ich, hat mir sogar bei Ew. Hochwürden nicht wenig aufgelauert; denn ich könnte mich gleich anfangs beklagen, daß der Herr Doctor Walch mich lieber aus Goezen als aus mir selber verstehen wollen.

So ist denn Goezens Sache nothwendig die Sache der Kirche? und wenn sie es ist, ist denn nicht wenigstens diese Sache von diesem Anwalte zu unterscheiden?

II.

Goeze hatte behauptet, daß es schlechterdings keine christliche Religion geben könne, wenn die Bibel nicht wäre, wenn die Bibel

---

1) Ueber diese Organe Göze's und Wittenberg's vergl. die Noten zu Th. XVI. S. 100, 103 u. 186. — A. d. H.

nicht vollkommen das wäre, wofür sie nur der Lutheraner hält. Ich setze diesem schneidenden Satze andre vielleicht (dieses „vielleicht“ soll mir aber durchaus nichts vergeben) ebenso schneidende Sätze entgegen, und mir will man nichts zu Gute halten, ihm Alles?

Bei der unchristlichen Anstößigkeit seines allgemeinen Satzes, auf dem er zum offenbaren Nachtheile des gesammten Christenthums, zum blos anscheinenden Vortheile seiner Partei so trotzig und unwissend besteht, soll ihm stillschweigend doch Recht gegeben werden? Bei der geringsten Einschränkung, die ich hingegen von seinem allgemeinen Satze mache, soll und muß ich nicht einschränken, sondern völlig aufheben wollen?

Weil ich behaupte, daß die ersten Christen ihre Glaubenslehren nicht aus den Schriften des Neuen Testaments geschöpft haben, sondern aus einer frühern Quelle, aus welcher selbst diese Schriften und ihre, wenn ich das Wort wagen darf, Kanonicität geflossen: soll ich behaupten, daß die Schriften des Neuen Testaments gar nichts nutzen, daß die ersten Christen sie gar nicht gekannt, gar nicht gebraucht haben?

Ich hätte geglaubt, so könne nur Goeze schließen, dem es nun einmal zur Natur geworden, einer jeden Behauptung, die nicht in seinen Kram taugt, die allerliebloseste Ausdehnung zu geben. Ich hätte geglaubt, so könne nur ein Homilet schließen, dem es erlaubt ist, von dem Unterschiede zwischen regula fidei und regula disciplinae nie etwas gehört zu haben.

Allerdings, so kann auch nur er schließen! Und wenn Ew. Hochwürden nicht viel anders zu schließen scheinen, so geschieht es doch blos auf seine Rechnung. Blos weil Herr Doctor Walch die Gutherzigkeit gehabt, sich dem Hauptpastor surrogiren zu lassen, muß er mich ja wol eben in dem Gesichtspunkt fassen, in welchem mich dieser genommen. Ich muß ein förmlicher Bibliomachus sein, oder was für ein Buch kann er denn gegen mich schreiben? Wenigstens hätte er das nicht gegen mich schreiben können.

Zwar wollen Ew. Hochwürden es auch eigentlich gegen mich nicht geschrieben haben, noch weniger gegen den Herrn Doctor Semler.[1]) Wie kann ich auch, fragen Sie; „da Keiner von Beiden bis jetzt die Gründe angegeben, die beantwortet werden könnten?“

Was Herr Doctor Semler zu dieser Erklärung sagen wird,

---

1) Ueber Joh. Salomo Semler vergl. die Anm. zu S. 161. — A. d. H.

weiß ich nicht. So viel weiß ich nur, daß ich sein Interesse von dem meinigen nicht früh genug absondern kann. Denn wenn ich mit ihm auch jetzt auf einem Wege zu wandeln scheine, so wollen wir Beide doch gewiß nicht nach einem Orte.

Zudem hat mich ohnlängst Herr Doctor Semler durch einen guten Freund, der ehemals Theologie studiret, jetzt aber festere Wissenschaften treiben soll (vermuthlich handfestere), nach Berlin ins Tollhaus bringen lassen. Und das wol darum, damit ich auf alle Weise mit ihm thun zu haben verreden muß. Träte ich nun auf seine Seite, dächt' ich, spräch' ich so wie er: würde es nicht scheinen, als ob ich wünschte, daß er ein lucidum intervallum für die völlige Rückkehr meiner Vernunft halten und sonach Befehl stellen möchte, daß man mich aus dem Tollhause nur wieder entlassen könnte? Gleichwol befinde ich mich in dem Tollhause, in welches mich gewesene oder noch sein wollende Theologen bringen, so wohl! so wohl!

Oder wollt' ich nun gar anderer Meinung mit ihm sein, nur im Geringsten mit ihm anbinden: — Gott sei bei uns! — er ließ' mich vollends an Ketten legen!

Ohne also auch für den Herrn Doctor Semler mit zugleich antworten zu wollen, muß ich Ew. Hochwürden bekennen, daß ich Ihre Kritische Untersuchung rc. um so mehr gegen mich geschrieben zu sein glauben muß, je sonderbarer die Ursache ist, warum sie es nicht sein soll. —

Wenn ich gesagt habe, daß die ersten Christen das Neue Testament nicht für ihre regulam fidei erkannt, habe ich denn das Nämliche auch von der regula disciplinae gesagt? Von dieser ist ja gar nicht die Rede gewesen. Auf diese hat man mich ja gar noch nicht kommen lassen.

Und nun urtheilen Ew. Hochwürden selbst, wie nahe es mir gehen muß, wenn ich finde, daß ich gleichwol in Ihrer Schrift unter einem Schwalle von Stellen erliegen soll, die alle nur erweisen, daß die ersten Christen das Neue Testament blos für regulam disciplinae gehalten haben.

Ich sage: alle; alle, sage ich, alle! da ist auch nicht eine einzige, die das Neue Testament als die Quelle empföhle, aus welcher der Glaube fließe, den die ersten Christen in der Taufe angelobten, und von welchem sie die Ueberzeugung, kraft dieser aufrichtigen Angelobung, durch die Taufe erhielten.

Es ist wahr, Ew. Hochwürden haben einen ganzen Paragraph,

welcher versichert,*) „daß die heilige Schrift die Erkenntnißquelle der christlichen Religionslehren sei", und dieser Paragraph ist mit Zeugnissen aus dem Ignatius, Justinus Martyr, Theophilus von Antiochien, Celsus, Irenäus, Clemens von Alexandrien, Tertullian, Athanasius, Julian, Hilarius, Paulinus, Johann Chrysostomus, Hieronymus, Pelagius, Augustinus, Theodoretus belegt.

Wenn ein einziges von diesen Zeugnissen schlechterdings wider mich ist, was für ein Großsprecher oder was für ein Leser muß ich sein, der ich mich gerühmt habe, meinen Satz (daß die Grundlehren unsers Glaubens nicht aus der Schrift gezogen sind, so deutlich sie auch immer darin enthalten sein mögen, und daß die Schrift folglich der einzige Grund derselben nicht ist) aus eigner, sorgfältigen, mehrmaligen Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte zu haben!

Aber ich bin weder Großsprecher noch unachtsamer Leser, und alle jene Zeugnisse insgesammt und sonders beweisen gegen mich so viel als nichts. Denn entweder sprechen sie nicht von den Schriften des Neuen Testaments, oder unter die Kenntnisse, deren Quelle diese sein sollen, gehöret die Kenntniß der eigentlichen Glaubensartikel offenbar nicht; welches nicht sowol aus den einzeln angeführten Stellen, als vielmehr aus dem Geiste der ganzen Werke, aus welchen sie genommen sind, erhellen muß.

Erlauben mir Ew. Hochwürden, sie durchzulaufen und das, was sie eigentlich sagen, mit dem, was sie sagen müßten, wenn sie mich widerlegen sollten, kurz und gut zusammenzuhalten.

1) Zuvörderst fertige ich also den Ignatius, Justinus und Theophilus mit einer und ebenderselben Antwort ab.**) Sie reden alle Drei blos und namentlich von den Propheten des Alten Testaments und nicht von Schriften des Neuen, die man doch nur vornehmlich in Gedanken hat, wenn man behauptet, daß die Grundlehren unsers Glaubens aus der Bibel gezogen worden. Daß die Propheten von den ersten Christen fleißig und vielleicht nur zu fleißig gelesen worden, wie habe ich das leugnen können oder wollen? Aus den Propheten freilich konnten es die ersten Christen einzig und allein lernen, daß Christus der Messias sei,

*) Kritische Untersuchung, S. 168.

**) Kritische Untersuchung, S. 32. §. III. 1, und S. 34. §. V. 3. 5, und S. 40. §. VIII. 1. 2. 3.

das ist, derjenige Verheißene, welcher dem Gesetze Mosis ein Ende machen und der Welt eine allgemeinere Religion dafür schenken sollte. Aber wenn sie in den Propheten den Stifter der neuen Religion erkannten, erkannten sie denn auch darin die Grundlehren dieser neuen Religion? Oder wenn sie aus den Propheten sich würdigere, erhabenere Vorstellungen von Gott zu machen lernten, als ihnen ihre ehemaligen heidnischen Religionen beizubringen im Stande waren, sind denn dergleichen Vorstellungen das eigentliche ganze Christenthum? Von diesem, so wie es in dem apostolischen oder jedem andern orthodoxen Glaubensbekenntnisse der ersten Jahrhunderte enthalten ist, ist ja nur allein die Frage. Von diesem behaupte ich ja nur allein, daß es aus der Bibel ursprünglich unmöglich könne gezogen sein, am Wenigsten aber aus dem Neuen Testamente. — Ich will nicht hoffen, daß man mich hier zu Schöttgen [1]) verweisen wird, welcher im Sohar und andern Midraschischen [2]) Büchern die deutlichsten Spuren von allen christlichen Glaubensartikeln will gefunden haben. Denn wenn das wahr ist (was ich nicht beurtheilen kann), so waren die Verfasser besagter Bücher zuverlässig keine eigentliche Juden, sondern es waren Juden-Christen, es waren Nazarener oder Ebioniten, welche ihre christliche Ideen in die Propheten hineintrugen, aber nicht aus ihnen herholten.

Gegen das Zeugniß des Ignatius insbesondere hätte ich noch dieses zu erinnern, daß die Worte desselben äußerst verstümmelt und verfälscht sind, und daß das, was Ew. Hochwürden und Hr. Doctor Leß*) itzt darin zu finden glauben, ursprünglich un-

---

*) Wahrheit der christlichen Religion. Vierte Auflage, Seite 44. — [Vergl. Anm. 1 zu S. 176. — A. d. H.]

1) Christian Schöttgen (geb. 1687, gest. 1751 als Rector der Kreuzschule in Dresden) hat sich namentlich bestrebt, seine ausgebreitete Kenntniß der rabbinischen Literatur für das sprachliche und sachliche Verständniß des N. Testamentes zu verwerthen. Das wichtigste hierhin gehörige Werk sind seine „Horae hebraicae et talmudicae in universum N. T., quibus horae Jo. Lightfooti in libris historicis supplentur, epistolae et apoc. eodem modo illustrantur“, Dresd. 4⁰. 1733. Der zweite Theil dieses Werkes erschien 1742 unter dem Titel: „Horae hebraicae et talmud. in theologiam Judaeorum dogmaticam antiquam et orthodoxam de Messia impensae“, Dresd. 4⁰. — A. d. H.

2) Unter „Midraschischen Büchern“ sind die aus dem Studium des Mosaischen Gesetzes durch die Rabbinen hervorgegangenen Auslegungen desselben zu verstehen. Um das 13. Jahrhundert ist ein umfangreiches Sammelwerk derselben unter dem Namen Jalkut angelegt worden. Das Buch Sohar, d. h. „das Buch des Glanzes“ (סֵפֶר הַזּוֹהַר), ist eine kabbalistische Schrift von dunklem Ursprunge, in der die jüdische speculative Theologie und Kosmologie dargestellt wird. — A. d. H.

möglich an dieser Stelle gestanden haben kann. Wie Ignatius eigentlich geschrieben, glaub' ich aus dem 30sten Capitel des zweiten Buchs der apostolischen Constitutionen zuverlässig errathen zu haben. Es ist von keinem Evangelio, von keinem Apostel, von keinem Propheten als Büchern und Schriftstellern die Rede. Anstatt *Ευαγγελιῳ* muß *Ἐπισκοπῳ* gelesen werden, und Ignatius will die Philadelpher durch sein Exempel blos lehren, wie hoch sie ihren Bischof, ihre Presbyteros und ihre Diaconos verehren sollen. Den Bischof als den Körper Christi, die gesammleten Presbyteros als die Apostel, und die Diaconos als die Propheten. Kurz, ich bin des festen Glaubens, daß die ganze Stelle ohngefähr so geheißen: „*Προςφυγων τῳ Ἐπισκοπῳ, ὡς σαρκι Ἰησου Χριστου, και τοις πρεσβυτεροις ἐκκλησιας, ὡς Ἀποστολοις, και τους Διακονους δε ἀγαπω. ὡς προφητας Χριστον καταγγειλαντας και του αὐτου πνευματος μετασχοντας, οὑ και οἱ Ἀποστολοι,*“ [1]) und nur so entstehet ein Sinn, wie er des Ignatius und seines Zeitalters würdig ist. Ich will mich hier bei den einzeln Beweisen aller meiner Veränderungen und Einschaltungen nicht aufhalten. Genung, daß Ew. Hochwürden sie größten Theils aus dem angeführten Capitel der apostolischen Constitutionen leicht errathen werden, besonders wenn Sie in dem Briefe an die Smyrnäer den achten Paragraph damit vergleichen wollen, den ich für die vollkommenste und entscheidendste Parallelstelle [2]) halte. Für meine weitere Ausführung ist bereits ein anderer Ort [3]) bestimmt, und ich hoffe, daß mir Jeder Beifall geben soll, der die Sache ohne Vorurtheile überlegen will und nicht befürchten darf, ich weiß nicht welchen Haupt-

---

1) Die von Lessing völlig geänderte Stelle lautet nach der Ausgabe der „Patres apostolici“ von Dressel: „*Ἀλλ' ἡ προσευχὴ ὑμῶν εἰς θεόν με ἀπαρτίσει, ἵνα, ἐν ᾧ κλήρῳ ἠλεήθην, ἐπιτύχω, προςφυγὼν τῷ εὐαγγελίῳ ὡς σαρκὶ Ἰησοῦ, καὶ τοῖς ἀποστόλοις ὡς πρεσβυτερίῳ ἐκκλησίας. Καὶ τοὺς προφήτας δὲ ἀγαπῶμεν, διὰ τὸ καὶ αὐτοὺς εἰς τὸ εὐαγγέλιον κατηγγελκέναι, καὶ εἰς αὐτὸν ἐλπίζειν, καὶ αὐτὸν ἀναμένειν.*“ A. a. O. S. 178. — A. d. H.

2) Diese Parallelstelle lautet: „*Πάντες τῷ ἐπισκόπῳ ἀκολουθεῖτε, ὡς Ἰησοῦς Χριστὸς τῷ πατρί· καὶ τῷ πρεσβυτερίῳ, ὡς τοῖς ἀποστόλοις· τοὺς δὲ διακόνους ἐντρέπεσθε, ὡς θεοῦ ἐντολήν.*“ Bei Dressel p. 192 — A. d. H.

3) Dieser „andere Ort“ ist Lessing's Bibliolatrie. — A. d. H.

beweis für die Authentie des Neuen Testaments dadurch zu verlieren.

2) Ich komme von den drei apostolischen Männern zu einem ihnen sehr ungleichen Mann, zum Celsus.*) Wie? auch der soll es gewußt haben, daß die Christen die heilige Schrift für die Erkenntnißquelle ihrer Religion halten? Kaum beweisen die Stellen, welche Ew. Hochwürden aus seinen Fragmenten anführen, daß er die Schriften des Neuen Testaments nur gekannt hat. Denn namentlich führt er keine derselben an, und Origenes, bei verschiedenen auffallenden Beweisen von der Unwissenheit seines Gegners in den allerbekanntesten evangelischen Nachrichten, zweifelt ja selbst, ob er die Evangelia gelesen habe. Was er daraus zu haben scheint, konnte er aus hundert andern Büchern haben. Wenn er sie aber auch gelesen, die Evangelia, was beweiset das wider mich? Sind sie deswegen für Alle und Jede zu lesen gewesen? Haben die Christen seiner Zeit kein Geheimniß daraus machen können? Wenn der spätere Hierokles[1]) in seiner Schrift gegen die Christen so viele und so geheime Dinge beibrachte, „ut aliquando ex eadem disciplina fuisse videatur“, und Lactanz**) ihn in diesem Falle den ruchlosesten Verräther nennt: was jetzet Lactanz gleichwol noch hinzu? „Nisi forte casu in manus ejus divinae literae inciderant.“ Hatte den Celsus nicht ein ähnlicher Zufall begünstigen können, aus dem entweder sein Vorsatz, wider die Christen zu schreiben, entsprang, oder den er um so viel begieriger ergriff, weil er diesen Vorsatz schon hatte? Auf alle Weise ist aus den Worten des Lactanz unwidersprechlich, daß Schriften, zu deren Besitz Hierokles oder Celsus nur als Christen hätten gelangen können, wenn sie ihnen nicht etwa durch einen besondern Zufall in die Hände gekommen wären, daß solche Schriften unmöglich sehr gemein sein konnten. Doch sehr gemein oder nicht sehr gemein: Celsus soll sie gehabt haben, Celsus soll gewußt haben, daß sie die Quellen christlicher Kenntnisse sind. Aber wel-

*) Kritische Untersuchung, S. 41. — [Ueber Celsus vergl. die Anm. zu Th. XVI. S. 10. — A. d. H.]

**) Instit. lib. V. c. 2. p. 581. Edit. Bünem.

1) Hierokles, ein philosophisch gebildeter Mann, hat nicht blos als Statthalter von Bithynien die Christen mit äußerer Gewalt verfolgt, indem er die sogenannte Diocletianische Verfolgung mit veranlaßte, sondern hat dieselben auch in einer Schrift, den „Λόγοι φιλαλήθεις πρὸς τοὺς Χριστιανούς“, bekämpft. Diese Schrift selbst ist verloren, und wir kennen dieselbe nur aus Lactanz (Inst. div., V. 2) und besonders aus der Gegenschrift des Eusebius von Cäsarea, „Contra Hieroclem“. — A. d. H.

cher Kenntnisse? Doch wol nur der historischen und nicht der dogmatischen? Daß sich die Christen wegen der Begegnisse und Thaten ihres Meisters auf die Evangelia beruften, sei dem Celsus immerhin bekannt gewesen. Genung, ihm war unbekannt, daß sie auch wegen der Lehren, die nicht unmittelbar aus seinen Thaten folgen, sich auf die nämlichen Evangelia oder auf irgend eine itzige Schrift des Neuen Testaments zu berufen gewohnt gewesen. Und das ist daher unwidersprechlich, weil er gerade ganz andre Schriften namhaft macht, wenn er den Christen ihre geheimen Lehrsätze vorrückt. Das himmlische Gespräch zum Exempel. Würde Celsus die Christen wol aus einer solchen gnostischen Armseligkeit haben überweisen wollen, wenn er die eigentlichen Quellen ihres Lehrbegriffs gekannt hätte? Wer unsre symbolischen Bücher kennt, wird der einen Einwurf gegen das Lutherthum aus einem Herrenhutischen Katechismus hernehmen?

3) Den Irenäus anbelangend, kann ich mich wegen der Hauptstelle aus ihm auf meine Erste Folge der Nöthigen Antwort &c. beziehen, von der es mir leid sein sollte, wenn sie Ew. Hochwürden nicht zu Gesichte gekommen wäre. Es ist die nämliche Stelle, die sogar Goezen bekannt war; und wem ist sie's nicht? Aber um so mehr steht zu verwundern, daß Männern entwischt, was jeder Knabe sehen muß, der construiren kann. Die Worte des Irenäus sind: „Non enim per alios dispositionem nostrae salutis cognovimus, quam per eos, per quos Evangelium pervenit ad nos, quod quidem tunc praeconaverunt, postea vero per Dei voluntatem in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae futurum.“ Diese Worte sollen sagen, daß die Schriften der Grund und Pfeiler unsers Glaubens geworden? Gewiß nicht! Es müßte sodann schlechterdings futuris anstatt futurum, und da der Syntax fundamentum et columnam futuris zu sein nicht wohl erlauben würde, so müßte die Veränderung sich noch weiter erstrecken und es wenigstens heißen: fundamento et columnae futuris — wenn Irenäus nicht lieber eine ganz andre Wendung gewählt hätte, falls er das hätte sagen wollen, was man mit einer Luther'schen Brille so offenbar darin entdecken will. Futurum beziehet sich auf evangelium, und daß dieses sowol praeconatum als scripturis traditum, der Grund und Pfeiler unsers Glaubens geworden, ist der eigentliche Sinn des Irenäus. Was brauche ich mich bei den übrigen Stellen aus ihm aufzuhalten? Wer behaupten darf, daß Irenäus die Schrift unabhängig von der Tradition gemacht; daß er der Meinung ge-

wesen, sobald die Schriften der Apostel vorhanden waren, sei es gar nicht mehr darauf angekommen, was die Apostel mündlich gelehrt; daß er nicht dafür gehalten, nur der mündliche Vortrag der Apostel, so wie er in der regula fidei zusammengezogen und aufbehalten worden, sei der wahre Grund unsers Glaubens, sei der unentbehrliche Schlüssel zu den Schriften der Apostel: wer, sage ich, das behaupten darf, der hat den Irenäus nie im Zusammenhange gelesen, der kann sich kaum die Mühe genommen haben, auch nur die Oekonomie seiner 5 Bücher contra Haereses mit einem flüchtigen Blicke zu übersehen. Denn wie ist sein Gang in diesen Büchern? Nachdem er die abgeschmackten schändlichen Lehren der Gnostiker an den Tag gebracht und sie vorläufig aus ihrer eigenen Ungereimtheit und mit Vernunftschlüssen bestritten (eversis, qui irreligiosas adinvenerunt sententias, aliquid quidem ex propria unius cujusque illorum doctrina, quam in suis conscriptis reliquerunt, aliquid autem ex ratione, universis ostensionibus procedente), läßt er nicht sein Erstes sein, sie manifestato praeconio Ecclesiae zu widerlegen? Und was ist dieses praeconium Ecclesiae anders als die regula fidei, oder wie sie Irenäus lieber nennen wollen, die regula veritatis, der *κανων της ἀληθειας*, den er allen Widerlegungen aus der Schrift vorausschickt, nach welchem er allein ausdrücklich prüfen zu müssen versichert, ob eine Schriftstelle für oder wider die Ketzer gelten könne? Durchaus erst traditio und dann ostensio ex scripturis. — Wäre es nicht gut, wenn man auch ein Wenig auf den Geist des ganzen Buchs sähe, aus dem man einzelne Stellen anführt, und diese nach jenem vorher prüfte, ob sie das auch sagen könnten, was sie nach den ausgehobenen Worten freilich oft wahrscheinlich genung zu sagen scheinen?

Ich will aber diese Erinnerung blos in Rücksicht auf den Herrn Hauptpastor Goeze gemacht haben. An das sorglose Nachsprechen, welches ich Diesem mit so völliger Zuversicht auf den Kopf zusagen darf, ist bei Ew. Hochwürden gar nicht zu denken. Mit Ew. Hochwürden ist es hier gar etwas Anders. Sie mußten nothwendig diese Stelle des Irenäus hier so beibringen, wie sie die Protestanten gemeiniglich zu nehmen pflegen, wenn man Ihrer Sammlung ähnlicher Stellen nicht einen sehr wesentlichen Mangel vorwerfen sollte. Ich bin weit entfernt, mich in einem Studio, welches ich nur bis zu meiner eigenen Beruhigung getrieben, einem Manne gleich zu dünken, dessen Stand und Pflicht es mit sich gebracht, den größten Theil seiner Zeit und seines Fleißes darauf zu

wenden. Ich bin zufrieden, wenn mir ein solcher Mann nur zugesteht, daß ich nicht in den Tag hinein plaudere und keine feindselige Angriffe auf die christliche Religion thue, welches mir jener Schreier so hämisch Schuld giebt.

Ich hoffe, daß mich Ew. Hochwürden sogar von aller Untergrabung der protestantischen Kirche und namentlich der Luther'schen loszählen sollen, wenn ich hinzusetze, daß jene regula veritatis des Irenäus, von der ich behaupte, daß sie das nicht aus der Schrift gezogene, sondern der Schrift als Grundfeste unterzogene Glaubensbekenntniß sei, mir nun auch einzig und allein das ist, was er unter apostolischer Tradition versteht. Die katholischen Schriftsteller, die mehr darunter begreifen wollen, können aus ihm wenigstens keinen Beweis führen; und hieraus allein können schon Ew. Hochwürden abnehmen, wie weit ich noch von allem Papstthum entfernt bin, und wie wenig ich blos den alten Streit über Tradition und Schrift zu erneuern gedenke. Nur kann ich unmöglich vorsätzlich taub sein, wenn mir das ganze Alterthum einmüthig zuruft, daß unsre Reformatores unter dem ihnen so verhaßten Namen Tradition viel zu viel weggeworfen haben. Sie hätten schlechterdings wenigstens dem, was Irenäus darunter versteht, das nämliche göttliche Ansehen lassen müssen, was sie so ausschließungsweise der Schrift beizulegen für gut fanden.

Wenigstens bin ich gewiß versichert, wenn Ew. Hochwürden diesen ächten ältesten Sinn des Worts Tradition bei dem Irenäus erkannt hätten, daß Sie eine Stelle desselben minder anstößig würden übersetzt haben. Nach Ihnen soll Irenäus unter Andern auch sagen: „Wenn die Apostel keine Schriften hinterlassen hätten, denn müßte man dem mündlichen Unterricht folgen, welchen sie Denjenigen ertheilt, die sie zu Vorstehern der Kirche verordnet.“ — Nur alsdenn? Es thut mir leid, daß, wenn ein strenger Katholik dieses für parteiische Entkräftung, wo nicht gar für eigentliche Verfälschung erklärte, ich eigentlich nicht wüßte, was ich darauf antworten sollte. Nur alsdenn? Also da nun aber die Apostel Schriften hinterlassen, ist es gar nicht mehr nöthig, sich um Tradition zu bekümmern? Und das wäre die wahre Meinung des Irenäus? Nimmermehr, und Ew. Hochwürden hätten ihm schlechterdings seine Frage hier lassen müssen: „Quid autem, si neque Apostoli quidem scripturas reliquissent, nonne oportebat ordinem sequi Traditionis?“ Denn nur aus der Frage erhellet, daß Irenäus den Nutzen der Tradition, den man in dem

angenommenen Falle doch wol für ganz unwidersprechlich erkennen müßte, auch außer diesem Falle erkennt. Bleibt hingegen die Frage weg, so scheint dieses so nicht, welches im Zusammenhange mit dem, was vorhergeht, noch merklicher auffällt. Denn kurz, aus dem Vorhergehenden ist klar, daß Irenäus schlechterdings von keiner Trennung der Tradition und Schrift weiß, sondern ihm vielmehr Schrift so gut als keine Schrift ist, wenn sie nicht nach der Tradition verstanden wird. Und was ist darin auch Anstößiges für einen Lutheraner, sobald wir wissen, daß er unter Tradition nichts anders versteht als das Glaubensbekenntniß, von welchem wir ja selbst drei verschiedene Formeln[1]) unsern symbolischen Büchern vorgesetzt haben?

Auch schiebe ich wahrlich dem Irenäus keinen bessern Sinn unter, als er hat. Denn ebendas, was er regulam veritatis nennt, nennt er an andern Stellen veritatis traditionem oder veterem traditionem, mit unmittelbarer Beifügung des Glaubensbekenntnisses selbst, welches alle falsche Deutung unmöglich macht. Und wie hätte auch das Glaubensbekenntniß in der ersten Kirche überhaupt anders heißen können als Tradition, da es gar nicht aufgeschrieben werden durfte, sondern von den Competenten[2]) blos auswendig gelernt, blos aus öfterm mündlichen Vorsagen auswendig gelernt werden mußte? So ward es noch zu den Zeiten des Augustinus in der Kirche damit gehalten; und was könnte uns verleiten, zu argwohnen, daß es jemals anders damit gehalten worden? Die Reden, die Augustinus bei Ablegung des Glaubensbekenntnisses zu mehr Malen gehalten, heißen alle Sermones in traditione symboli, und in einer derselben*) sind die Worte so ausdrücklich als möglich. „Nec ut eadem verba symboli teneatis," sagt er zu den Täuflingen, „ullo modo debetis scribere, sed audiendo perdiscere; nec cum didiceritis, scribere, sed memoria semper tenere atque recolere," so wie bald darauf: „audiendo symbolum discitur, nec in tabulis vel in aliqua materia, sed in corde scribitur." Und Irenäus, der die nämlichen Worte braucht, sollte nicht die nämliche Sache meinen, wenn er von den gläubigen barbarischen Völkern, welche die Schriften der Apostel nicht lesen können, sagt, daß sie „sine charta et atramento

---

*) Sermone CCXII., T. V. Edit. Bened. p. 653.

1) Nämlich das Symbolum Apostolicum, das Symbolum Nicaenum und das Symbolum Athanasii. — A. d. H.

2) D. h. den Katechumenen. — A. d. H.

scriptam habent per spiritum in cordibus suis salutem?“ Er sollte etwas Anders damit meinen als das auswendig gelernte Glaubensbekenntniß, welches der heilige Geist in ihren Herzen mit seiner Kraft begleite und als hinlänglich zu ihrer Seligkeit versiegle?

4) Aus dem Clemens Alexandrinus[1]) sind es nicht weniger als fünf Stellen, welche die Bibel als die Quelle der christlichen Religion zeigen sollen. Da ich mich, wie begreiflich, nicht eher darüber zu erklären anfange, als bis ich alle fünfe in Erwägung gezogen, so kann ich mich kaum enthalten, mich in Voraus zu beklagen, welch sonderbares Unglück entweder ich oder Ew. Hochwürden mit diesem Clemens haben. Denn wenigstens drei von diesen fünf Stellen finde ich in meinen Collectaneen als solche angemerkt, die meine Meinung von dem Gebrauche, den die damaligen Christen von der heiligen Schrift zu machen pflegten, am Kräftigsten bestärken. Sollten die Stellen selbst eines so zweideutigen Lichts fähig sein? Wir wollen sehen.

a) Wegen der Stelle aus dem Pädagogen sind mir Ew. Hochwürden bereits selbst mit der Antwort zuvorgekommen. Der Pädagog zeigt, „wie die Kinder aus der heiligen Schrift des Alten und Neuen Testaments in der Moral zu unterrichten.“ Daß dieses sehr wohl geschehen könne, besonders wenn der Pädagog den Kindern die Bibel nicht selbst in die Hände giebt, sondern ihnen das blos stellenweise beibringt, was ihren Einsichten und Umständen angemessen ist, wer wird das in Zweifel ziehen? Aber Moral ist nicht diese und jene Religion, ist die Grundlage aller Religionen, und Clemens, durch häufige Anführungen aus heidnischen Schriftstellern, welche die nämliche Vorschriften enthalten, gestehet genugsam ein, daß moralisch gut zu leben, es eben keiner Offenbarung bedurft hätte. Und wenn auch schon der christliche Pädagog bei bloßer Moral der Vernunft nicht stehen bleibt, sondern auch eine höhere christliche Moral lehrt, so ist doch auch selbst die christliche Moral nicht die christliche Religion. Von dieser will ich wissen, wo der Pädagog die ersten Grundlehren aus der Bibel beibringt. Nirgends, nirgends! Tugendlehren, Sittensprüche,

---

1) Der ausgezeichnete Lehrer an der Katechetenschule zu Alexandria, Titus Flavius Clemens, gewöhnlich Clemens Alexandrinus genannt, hat eine Reihe von Schriften verfaßt. Nur die drei Hauptschriften desselben machen wir namhaft, nämlich 1) den „Προτρεπτικός“, 2) den „Παιδαγωγός“ und 3) die „Στρωματεῖς“. — A. d. H.

nicht dicta probantia der eigentlichen Glaubensartikel zog er für seine Jugend aus der Bibel und war sonach das völlige Widerspiel von unsern Luther'schen Schulmeistern. Denn was diese fast nur thun, that er gar nicht, weil er wußte, daß er damit entweder zu früh oder zu spät komme. Zu früh, wenn seine Untergebenen noch nicht getauft waren, zu spät, wenn sie es bereits waren. In jenem Falle sollten sie noch nichts von den eigentlichen Glaubenslehren des Christenthums wissen, in diesem hatten sie nichts mehr davon zu lernen. Die Taufe, die Taufe war der entscheidende Augenblick, in welchem die Competenten Alles erfuhren. Was sie da erfuhren, war der vollständige christliche Glaube, die eigentliche christliche Religion, insofern in jeder geoffenbarten Religion das allein das Wesen derselben ausmacht, was mit der Vernunft nicht zu erreichen steht, weil es entweder über die Vernunft oder blos positiv, blos willkürlich ist. Ich bitte hierüber das sechste Capitel im ersten Buche des Pädagogen nachzulesen. Denn ich selbst möchte mich nicht gern aus der Nachbarschaft der vorigen Stelle bringen lassen, in welcher eine andre Stelle vorkommt, aus welcher ich mit zuerst meine Thesin abstrahirt habe. Wenn denn nun aber, läßt sich Clemens oder der Pädagog gleichsam fragen,*) für Kinder und für den gemeinen Christen, der immer Kind bleiben soll, aus der Bibel weiter nichts zu nehmen als moralische Lehren und Sprüche, durch welche das Laster gleichsam mit der Wurzel ausgerissen wird; die Bibel gleichwol noch so viel andre Dinge enthält und doch die ganze Bibel von dem heiligen Geiste eingegeben ist: für wen ist denn alle das Uebrige? Hierauf antwortet Clemens: für *προσωπα ἐκλεκτα*, für auserlesene Personen. Und wer sind ihm diese auserlesene Personen? Theils die Personen geistlichen Standes: Bischöfe, Presbyteri, Diaconi, Wittwen, theils seine Gnostiker, das ist, diejenigen Christen, welche Zeit und Kräfte haben, in diejenigen Tiefen des Glaubens zu dringen, welche der heilige Geist blos durch Aenigmata und Parabeln in der Schrift anzudeuten für gut befunden hat. Das, das liegt offenbar in folgender Stelle, die unmittelbar auf eine kurze Zusammenfassung aller vernunftmäßigen Tugendlehren folgt, die in den Schriften der Apostel enthalten sind! „*Ὀλιγα ταυτα ἐκ πολλων, δειγματος χαριν, ἀπ᾽ αὐτων διεξελθων των θειων γραφων ὁ Παιδαγωγος, τοις αὐτου παρατιθεται παισιν, δι᾽ ὧν, ὡς ἐπος εἰπειν, ἀρδην ἐκκοπτεται κα-*

*) Libro III. cap. 12. pag. 309. Edit. Potteri.

κια, και περιγραφεται αδικια. Μυριαι δε ὁσαι ὑποθηκαι, εἰς προςωπα ἐκλεκτα διατεινουσαι, ἐγγεγραφαται ταις βιβλοις ταις ἁγιαις· αἱ μεν, πρεσβυτεροις· αἱ δε, ἐπισκοποις· αἱ δε διακονοις· ἀλλαι χηραις· περι ὡν ἀλλος ἀν εἰη λεγειν καιρος· πολλα δε και δι᾽ αἰνιγματων· πολλα δε και δια παραβολων τοις ἐντυγχανουσιν ἐξεστιν ὠφελεισθαι." Ich darf nicht vermuthen, daß mir Ew. Hochwürden hier einwerfen könnten, daß Clemens unter den auserlesenen Personen auch der Wittwen gedenke. Denn Ew. Hochwürden wissen zu wohl, daß unter dieser Benennung die Diaconissä verstanden worden, die zu den Zeiten des Clemens noch einzig und allein aus dem Stande der Wittwen genommen wurden. Wohl aber werde ich zu einer andern Zeit auf diese Bemerkung zurückkommen, wenn ich zeigen werde, daß alle die Bibelleserinnen, die in der Kritischen Untersuchung eine so ansehnliche Rolle spielen, zu den Laien, unter die sie daselbst gesetzt worden, nicht gehören, sondern vermuthlich insgesammt Diaconissä gewesen.

b) Jetzt will ich nur zu der zweiten Stelle des Clemens, die zu der Classe derjenigen Stellen gehört, die ich für diesesmal durchlaufen zu müssen um Erlaubniß gebeten habe. Das Quid pro quo, das Ew. Hochwürden mit dieser widerfahren, kann ich mir nur auf eine einzige Art erklären. Dadurch nämlich, daß Sie diese Stelle nicht selbst nachgesehn, sondern nur bei einem von denjenigen Männern gefunden haben, die Sie S. 20 und 21 so sehr empfehlen. Aber nur erst das Quid pro quo selbst, und sodann noch ein Wort von dem Gebrauche dieser Männer. Die Stelle ist aus dem Anfange des ersten Buchs der Stromatum, wo Clemens überhaupt von der Schriftstellerei handelt. Nach verschiedenen allgemeinen Betrachtungen, ob man überhaupt schreiben müsse, wer schreiben müsse, aus was für Ursachen man schreiben müsse — deren einige verloren gegangen — kömmt es endlich darauf hinaus, daß Schriften doch immer einen doppelten unstreitigen Nutzen haben: einen für den Schriftsteller und den andern für den Leser. Der Schriftsteller, so wenig er sich auch bemüht, künstlich und zierlich zu schreiben, hat doch immer den Nutzen, daß das Aufschreiben seinem Gedächtniß zu Statten kömmt und ein untriegliches *φαρμακον ληθης* ist. Dem Leser hingegen sind Schriften um so viel vortheilhafter, je unwissender er selbst ist. Selbst einer, der in seiner Erziehung und in seinem ersten Unterrichte ganz versäumt worden, *„ὁταν ἀπημβλυται κακῃ τροφῃ τε και διδασκαλιᾳ το της ψυχης ὀμμα,"* braucht,

wenn er diese Versäumniß wieder einbringen will, nur zu demjenigen Lichte seine Zuflucht zu nehmen, das einem Jeden bei der Hand ist, einem Jeden gleichsam eigenthümlich zugehört, „προς το οἰκειον φως βαδιζετω,“ braucht nur denjenigen Wahrheitslehrer aufzusuchen, der schriftlich ihm auch das Ungeschriebene erklärt, „ἐπι την ἀληθειαν, την ἐγγραφως τα ἀγραφα δηλουσαν,“ das ist, braucht nur zu lesen. Dieses Lob der Lectüre insgemein ist eine so feine und richtige Bemerkung, als nicht Viele von einem Kirchenvater zu erwarten geneigt sein möchten. Aber, bei Gott, so ist es! Wer aus den Büchern nichts mehr lernt, als was in den Büchern steht, der hat die Bücher nicht halb genutzt. Wen die Bücher nicht fähig machen, daß er auch das verstehen und beurtheilen lernt, was sie nicht enthalten; wessen Verstand die Bücher nicht überhaupt schärfen und aufklären: der wäre schwerlich viel schlimmer dran, wenn er auch gar keine Bücher gelesen hätte. „Die Schrift,“ fährt Clemens bald darauf fort, „entzündet jeden Funken der Seele und gewöhnt das innere Auge zur Beschauung. Vielleicht daß sie wie ein pfropfender Landmann auch etwas hineinlegt, aber ganz gewiß erweckt sie doch das, was darinnen ist.“ Daß Clemens hier auf die Platonische Entwickelung zielt, brauche ich nicht zu erinnern. Aber wenn denn nun auch dieses allgemeine Lob des Bücherlesens die heiligen Bücher nothwendig mit treffen muß, was für Ursachen haben Ew. Hochwürden gehabt, uns die Stelle so zu übersetzen, als ob sie von diesen nur allein handle? Heißt denn γραφη immer nur die heilige Schrift? Oder soll das etwas entscheiden, daß Potter[1]) das Wort mit einem großen Anfangsbuchstaben drucken lassen? Und nun vollends ἐγγραφως und ἀγραφα nicht für „geschrieben“ und „ungeschrieben“ überhaupt, sondern in dem besondern Sinne, in welchem Beides erst um das Nicäische Concilium gebräuchlich ward! Doch weg mit allen den Wortkritteleien! Die Verfälschung, in welcher uns gleich darauf eine Thatsache gezeigt wird, verdient eine schärfere Rügung. — Clemens will nun auch anzeigen, was er denn eigentlich in seinem vorhabenden Werke aufzeichnen wolle. Und da gedenkt er denn verschiedener apostolischer Männer, die er in seiner Jugend zu hören gewürdiget worden, deren Reden er

---

1) Der als Philologe ausgezeichnete John Potter (geb. 1672, Professor der griechischen Sprache, später der Theologie in Oxford, seit 1737 Erzbischof von Canterbury und Primas von England, gest. 1747) hat die beste Ausgabe der Werke des Clemens Alexandrinus besorgt (Oxford 1715 und Venedig 1747, 2 Bde.). — A. d. H.

gern niederschreiben möchte, damit sie ihm in seinem Alter nicht einmal entfielen. Von Einem insbesondere sagt er, daß er wie eine Biene in Sicilien auf der prophetischen und apostolischen Flur Blumen gebrochen, und von Allen insgesammt sagt er, daß sie die wahren Ueberlieferungen der seligen Lehre unmittelbar vom Petrus, Jacobus, Johannes und Paulus erhalten gehabt und durch Gottes Gnade bis auf seine Zeit leben müssen, damit auch er jenes uralten apostolischen Samens durch sie theilhaftig werden können. Es ist merkwürdig, daß das, was Clemens von jenem Einzelen sagt, Eusebius in seiner Anführung der ganzen Stelle völlig wegzulassen für gut befunden. Ein alter unverdächtiger Lehrer, der auf der prophetischen und apostolischen Flur nur Blumen gebrochen, ist freilich kein Mann, der uns einen hohen Begriff von der homogenen Göttlichkeit der heiligen Schrift machen kann. Doch hätte nun wol eben Eusebius kein spitzes Maul machen dürfen, der uns an einer andern Stelle so etwas auf eine noch anstößigere Art schon vom Papias erzählt hat. Wenn man auch nur die Worte ein klein Wenig anders schraubt, was wäre denn darin, was nicht vollkommen Lutherisch klänge? Ew. Hochwürden übersetzen ja ganz ohne Anstoß, wie folget: „Wer die Blumen auf den prophetischen und apostolischen Wiesen benutzt, gleich einer Biene in Sicilien, der pflanzet einen vortrefflichen Vorrath von Erkenntniß in die Seelen Derer, welche ihn hören. Solche Lehrer bleiben bei der wahren Ueberlieferung der seligen Lehre, welche sie von Petro, Jacobo, Johanne und Paulo, diesen heiligen Aposteln, empfangen und vom Vater auf den Sohn bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt.“ Ich habe mir alle Wortkritiken bereits untersagt. Aber die Uebersetzung eines Dritten dagegen halten, das darf ich doch wol? Dieser Dritte ist Herr Stroth,[1]) von welchem wir ohnlängst eine sehr treue und unbefangene Uebersetzung der Kirchengeschichte des Eusebius erhalten haben. Da lautet es in dem 11ten Capitel des 5ten Buches, wo Eusebius die Stelle des Clemens einschaltet, nun so: „Diese Männer, die die wahre Ueberlieferung der seligen Lehre erhalten haben (wiewol sonst wenig Kinder ihren Vätern ähnlich sind), hat uns Gott erleben lassen, daß sie jenen altväterlichen apostolischen Samen auf uns brächten.“ Sehr gut und genau! Das heiß' ich doch übersetzen! Blos für die Kleinigkeit: hat uns Gott er-

1) Stroth's Uebersetzung der Kirchengeschichte des Eusebius von Cäsarea erschien zu Quedlinburg 1776 ff. in 2 Bdn. — A. d. H.

leben lassen, möchte ich lieber gesetzt wünschen: „hat Gott bis auf uns leben lassen“, weil „erleben“ einen Nebenbegriff der Zukunft mit sich führet, welcher die Zeitordnung, wenn sie nicht sonst bekannt wäre, ungewiß machen könnte. Aber nun? Getrauen Sich Ew. Hochwürden wol, auch dieser Strothischen Uebersetzung die nämliche Anmerkung gleich an die Seite zu stellen, die Sie Ihrer Uebersetzung beizufügen kein Bedenken getragen? Die Versicherung meine ich, „daß die Namen der vier Apostel sich offenbar auf ihre Schriften und nicht auf ihren mündlichen Unterricht beziehen.“ Getrauen Sich Ew. Hochwürden das wirklich? Und so entscheidend? mit einem solchen offenbar? Wenn es wahr ist, daß unter Andern hier auch die Epistel Jacobi zu verstehen, so haben der Ritter Michaelis und D. Leß[1]) sehr Unrecht, daß sie diese Stelle nicht als ein offenbares Zeugniß für die Authentie derselben angenommen haben, und Ew. Hochwürden würden wohlgethan haben, diesen Männern eine dergleichen Entdeckung unter den Fuß zu geben. Doch ich bin gewiß versichert, daß weder der Eine noch der Andre, was Ihnen so offenbar scheinet, auch nur wahrscheinlich, auch nur möglich würden gefunden haben. Und noch mehr Schade, daß nicht schon Luther aus dieser Stelle des Clemens gewußt, daß ein Jacobus wenigstens sich zuverlässig unter den apostolischen Schriftstellern befunden! Er würde uns das Aergerniß mit der strohernen Epistel erspart haben. — Im Ernst und ohne alle Spötterei: Zweierlei ist vielmehr aus der Stelle des Clemens offenbar. Einmal, daß Clemens mündliche geheime Nachrichten meint, die durch seine Lehrer von gedachten Aposteln auf ihn gekommen. Denn was hatte er nöthig, die Schriften der Apostel von ihnen zu erhalten? Oder würden Ew. Hochwürden, um dieses mit einigem Anschein vorgeben zu können, nicht wirklich Ihre eigene Ernte niedertreten müssen? Und zweitens, daß Clemens seine Lehrer, den Pantänus, den Bardesanes, den Tatianus[2]) oder wie sie sonst geheißen, für nicht geringer gehalten als die benannten Apostel selbst, welches aus der Anspielung auf den Vers

---

1) Ueber Joh. David Michaelis vergl. die Anm. zu Theil XV. S. 274; über Gottfried Leß oben S. 176, Anm. 1. — A. d. H.

2) Pantänus ist der erste der uns bekannten Lehrer an der Alexandrinischen Katechetenschule, an der er schon um 180 wirkte. Clemens Alexandrinus ist sein Schüler und Nachfolger. — Bardesanes aus Armenien, ein Gnostiker aus der Schule des Valentinus, lebte um 170 und verbreitete seine Anschauungen durch Hymnen. — Ueber Tatian vergl. Th. XVI. S. 63, Anm. 1. — A. d. H.

des Homer's folgt: „wiewol sonst wenig Kinder ihren Vätern ähnlich sind," in welchem Herr Stroth ὁμοιοι auch wol ein Wenig nachdrücklicher hätte übersetzen können; denn Kinder, die ihren Vätern blos ähnlich sind, giebt es doch genung? —

Und sonach darf ich meine Vermuthung gar wohl wiederholen, daß Ew. Hochwürden ohne Zweifel diese Stelle des Clemens selbst nachzusehen für überflüssig gehalten, weil Sie dieselbe beim Chamier oder Suicer oder Gott weiß bei wem sonst dergestalt angeführt gefunden, auf welchen allein alle das Harte zurückfällt, was ich von einer so groben Mißdeutung zu sagen gezwungen worden. Ich müßte den Hrn. D. Walch in seinen übrigen Schriften zu sehr verkannt haben, wenn ich ihn selbst für fähig halten könnte, uns vorsätzlich einen solchen Staub in die Augen streuen zu wollen. Er glaubte als ein redlicher Mann, daß das, was solche Männer untersucht hätten, ein- für allemal untersucht sei. Aber lieber nicht so, und besonders möchte ich mir meine Landsleute und Glaubensgenossen, die Gerharde, die Kortholte und die Zorne verbitten. Diese guten Leute waren viel zu herzliche Lutheraner, als daß sie nicht ihren Lehrbegriff nur allzu oft auch da gesehen haben sollten, wo das pure platte Gegentheil davon befindlich ist. Wahrlich bedürfen vornehmlich ihre Anführungen einer sehr starken Revision, und wie anders? Die gelehrten Katholiken hatten das Entscheidendste darin schon beschlagen und befanden sich in ihrer Heimath.

c) Ich will bei den übrigen Stellen des Clemens kürzer zu sein suchen. Die dritte Stelle ist eine Auslegung, die Clemens von einer Dichtung des Hermas macht. Aber so, wie das ganze Buch des Hermas meiner Hypothese von Entstehung des Neuen Testaments und von dem Gebrauche, den die ersten Christen davon machen zu müssen sich verbunden hielten, ganz besonders günstig ist, so ist es diese Clementinische Auslegung nicht minder, so gezwungen sie auch an und für sich selber ist. Ich verstehe nur die Worte ein Wenig anders, als Ew. Hochwürden sie zu übersetzen für gut befunden. Wenn nämlich die Bibel, „κατα την ψιλην ἀναγνωσιν" genommen, allen Menschen verständlich sein soll, so verstehe ich die darauf folgende Worte: „και ταυτην εἶναι την πιστιν στοιχειων ταξιν ἐχουσαν", nur so, daß πιστις hier nicht der Glaube, die Disposition unsrer Seele, sondern das Glaubensbekenntniß bedeute. Auch ist es weit schicklicher, dieses mit den ersten Elementen der Schrift, mit den Buchstaben zu vergleichen als jenen. Das Glaubensbekenntniß allein macht die

Bibel allen Menschen verständlich, und das ist gerade das, was ich will. Aber dieses Glaubensbekenntniß muß nicht aus dem Neuen Testament gezogen sein, sondern es muß früher als das Neue Testament und in seiner völligen Unabhängigkeit vom Neuen Testamente wenigstens ebenso glaubwürdig als das Neue Testament sein. — Wenn das Buch des Hermas hiernächst, von welchem Eusebius sagt, daß es zum ersten Unterrichte in der Religion gebraucht worden, überhaupt der heiligen Schriften mit keiner Silbe gedenkt, worüber sich Hr. Leß selbst so sehr verwundert, was folgt daraus? Entweder waren die Schriften des Neuen Testaments damals noch nicht beisammen, oder sie standen in dem Ansehen noch nicht, in welchem sie itzt stehen, und wurden zu dem Unterrichte in der christlichen Religion für entbehrlich gehalten — oder Beides.

d) Bei der vierten Stelle des Clemens wünschte ich sehr, daß Ew. Hochwürden wenige Zeilen weiter damit zurückgegangen wären. Clemens will von der Schwierigkeit reden, welche mit den gnostischen Auslegungen der Schrift verbunden ist. Bei hohen Unternehmungen, sagt er, steht immer ein hoher Fall zu besorgen, vor welchem man sich hier nicht anders sichern kann, als wenn wir uns genau an die Regel der Wahrheit halten, die wir von der Wahrheit selbst überkommen haben. „*Σφαλλεσθαι γαρ αναγκη μεγιστα τους μεγιστοις εγχειρουντας πραγμασιν, ἠν μη τον κανονα της αληθειας παρ᾽ αυτης λαβοντες εχωσι της αληθειας.*“ Nun wissen wir aber, wenn wir es auch aus ihm selbst nicht wüßten, aus dem Irenäus, was diese Regel der Wahrheit, dieser *κανων της αληθειας* ist. Es ist das Glaubensbekenntniß, die *πιστις* der vorigen Stelle, wodurch das Verständliche der Schrift auch dem gemeinsten Manne verständlich wird und das Unverständliche auch dem kühnsten Forscher nicht länger unverständlich bleibt. Ich brauche Ew. Hochwürden nicht zu sagen, wie Clemens diesen *κανονα της αληθειας* von dem *κανονι εκκλησιαστικῳ* unterscheidet, die er beide unter dem gemeinen Namen der *παραδοσεως εκκλησιαστικης* zusammenfaßt. Aber ich darf versichern, daß man, ohne diesen Unterschied genau in Gedanken zu behalten, im Clemens gar nicht fortkömmt und da blos ein gnostisches Geschwätz findet, wo er doch sehr bestimmte Begriffe zum Grunde legt. Er geht freilich von der Göttlichkeit der heiligen Schrift aus; — und habe ich denn die schon geleugnet? Ich bezeige ja blos mein Mißfallen, daß man ihn auf seinem Wege so bald verläßt und von dem Werthe der Hilfsmittel, die heilige Schrift zu verstehen, so verschieden mit ihm denkt, als

welche die Protestanten in die Schrift selbst zu legen für gut finden, anstatt daß Clemens mit dem gesammten christlichen Alterthume sie außer der Schrift annimmt. Es ist wahr, Clemens sagt allerdings: „Menschen, die nur schlechthin (*ἁπλως*, d. i. ohne Beweis) ihre Lehren vortragen, lasset uns keinen Glauben schenken! Sie können auf ebendiese Art auch Irrthümer lehren.“ Aber wie? „Ohne Beweis reden“, soll ihm so viel sein als „ohne Beweis aus der Schrift reden?“ Ihm ist „ohne Beweis reden“ gerade das Gegentheil; ihm ist „ohne Beweis reden“ „mit nichts als mit Stellen aus der Schrift beweisen wollen“; denn dieses Beweises rühmen sich ja auch alle Ketzer. Clemens soll fortfahren: „Wenn es nun nicht hinreichet, seine Meinung schlechthin zu sagen, sondern man auch das, was man sagt, beweisen muß, so erwarten wir keine menschliche Zeugnisse, sondern wir erweisen durch das Wort des Herrn das, was bewiesen werden soll. Diese Stimme des Herrn übertrifft alle Beweise (*ἀποδειξεις*) an Sicherheit, ja, recht zu sagen, ist sie allein ein Beweis. Durch diese Ueberzeugung sind Diejenigen, welche die heilige Schrift gekostet haben, gläubig.“ Fährt Clemens wirklich so fort, wo bleibt Tertullian: „**Fides salvum facit, non exercitatio scripturarum?**“ Aber er fährt auch so nicht fort, und man mißbraucht auf eine unverantwortliche Weise einige seiner Worte, um ihn nichts weniger als seine Gedanken sagen zu lassen. Ihm sind die menschlichen Zeugnisse eben die Zeugnisse der Propheten und Apostel, so lange sie unabhängig von der Regel der Wahrheit genommen werden; und die Stimme des Herrn, die allein gilt, die allein keine weitere Demonstration zuläßt, ist diese Regel der Wahrheit, die wir von der Wahrheit selbst empfangen haben, ist mit einem Worte das Glaubensbekenntniß. Dieses, dieses ist die Wissenschaft, „*καθ' ἡν οἱ μεν ἀπογευσαμενοι μονον των γραφων, πιστοι*“, durch welche auch Die gläubig sind, welche die Schriften auch nur gekostet haben. Auch nur gekostet! „*ἀπογευσαμενοι μονον.*“ Ei, sagen mir doch Ew. Hochwürden, warum Sie dieses *μονον* nicht mit übersetzt haben? Sie empfanden ohne Zweifel, daß es sehr abgeschmackt sein würde, den Clemens sagen zu lassen: „Die Stimme des Herrn,“ wenn „Stimme des Herrn“ nothwendig das geschriebene Wort Gottes bedeuten müsse, „mache auch Diejenigen gläubig, welche die heiligen Schriften nur eben gekostet hätten?“ Aber warum wollen Sie hieraus nicht lieber schließen, daß jene Ueberzeugung aus dem Worte des Herrn die Ueberzeugung aus der Schrift nicht sein

könne? Warum wollen Sie Ihren Autor lieber verstümmeln? Ich kann nicht anders glauben, als daß Ew. Hochwürden auch hier blos mit den Augen eines Compilators gesehen haben, der in seiner Anführung das *μονον* wol ganz weggelassen hatte. — Ich muß über den Clemens nur wegzukommen suchen. Es möchte mir länger unmöglich sein, über Männer nicht heftig und bitter zu werden, die uns solche Steine für Brod in die Hände stecken wollen.

e) Auf die fünfte Stelle des Clemens endlich brauche ich nichts zu erwidern als dieses, daß Clemens daselbst von den Gnostikern insbesondere, nicht aber von den Christen überhaupt spricht. Der Gnostiker allerdings muß Schrift aus Schrift erklären und beweisen. Aber die Christen überhaupt haben das nicht nöthig, weil der Gnostiker selbst, so weit er sich über sie verstiegen hat, doch wieder zu ihnen herab muß, und wenn er die Schrift aus Schrift noch so apodiktisch erwiesen hat, doch nur auch durch das Glaubensbekenntniß apodiktisch überführen kann. Das ist der wahre Sinn folgender Stelle des Clemens, die, wenn sie diesen Sinn nicht hätte, gar keinen haben würde: „*Οὑτως και ἡμεις*," auch wir, wir Gnostiker, „*ἀπ' αὐτων περι αὐτων των γραφων τελειως ἀποδεικνυντες ἐκ πιστεως πειθομεθα ἀποδεικτικως.*"

5) Ich bin wirklich sehr erfreut, über den Clemens hinweg zu sein. Ich kenne keinen salebrosern [1]) Scribenten, der mehr Schlupfwinkel für Zänker gewährt, als ihn. Besonders sind seine Stromata ein so buntscheckiges, desultorisches Werk, daß man selten eine Seite lang gewiß bleibt, mit ihm auf einer Bahn zu wandeln. Ich will damit nicht sagen, daß er in streitigen Untersuchungen darum ganz unbrauchbar sei; ich will nur sagen, daß er eine ganz besondre Aufmerksamkeit erfordert und von zwanzig Lesern, die ihn in die Hände nehmen, achtzehn ganz gewiß blos den schönen Brocken nachjagen, die er aus der weltlichen Gelehrsamkeit so reichlich einstreuet, wenn von den übrigen zwei der eine auch nur blos bei den schönen theologischen Steinchen verweilt, die sich in einen Lehrbegriff so gut wie in den andern passen. Wir kommen von ihm auf einen Lateiner, der in Ansehung des Stils und der Worte vielleicht noch salebroser ist, aber doch in Ansehung der Ordnung und Deutlichkeit des gesammten Vortrags ihn bei Weiten übertrifft: auf den Tertullian.

---

1) Salebros = uneben, holperig, rauh (vom lat. salebrosus). — A. d. H.

Von Diesem nun muß ich Ew. Hochwürden im Voraus bekennen, daß er es ist, von welchem ich zuerst eine richtigere Vorstellung von der wahren Quelle unsers Glaubens erlangt zu haben glaube; daß er es ist, welcher mir das Pochen auf die bloße Schrift zuerst verdächtig gemacht hat; daß er es ist, welcher mich zuerst überzeugt, wie natürlich es sei, wenn sich die Apostel vor allen Dingen unter einander über ein gewisses Formular verglichen, um nicht allein selbst Einerlei zu glauben, sondern auch Einerlei zu lehren, welches Formular schlechterdings auch noch jetzt mehr gelten müsse als die nachherigen Schriften der Apostel, die nur gelegentliche Erläuterungen über diesen und jenen Punkt desselben sein könnten, indem nicht eine einzige erst Christen machen sollen, sondern alle an schon gläubige Christen geschrieben worden.

Doch es ist hier noch nicht der Ort, wo ich zeigen muß, was Alles für mein System aus dem einzigen Tertullian zu beweisen stehet. Jetzt soll ich nur auf ein paar Stellen antworten, die mir Ew. Hochwürden aus ihm entgegensetzen, als deutliche Beweise, daß auch er die Schrift für die einige Erkenntnißquelle der christlichen Religionslehren erkannt habe.

Die erste derselben ist aus der Schutzschrift [1]) genommen und lautet nach Ew. Hochwürden Uebersetzung, wie folget: „Wie könnet Ihr Heiden Euch doch einbilden, daß wir Christen uns um das Wohl der Kaiser nicht bekümmern? Leset nur selbst die Befehle Gottes, die Quellen unserer Erkenntniß, die wir gewiß selbst nicht unterdrücken, und die so viele besondre Pflichten gegen Nichtchristen vorschreiben!" Und das wäre eine Uebersetzung von den Worten des Tertullian, die ich aus der nämlichen Ausgabe, die Ew. Hochwürden gebraucht, hersetze: „Qui ergo putaveris, nihil nos de salute Caesarum curare, inspice Dei voces, literas nostras, quas neque ipsi supprimimus et plerique casus ad extraneos transferunt"? Wo steht denn da eine Silbe von Erkenntnißquellen? Sie haben doch nicht literas nostras durch Erkenntnißquellen geben zu müssen geglaubt, in der Meinung, daß literae nostrae auch wol so viel als primae literae fidei nostrae heißen könne? Ja, wenn man so übersetzen darf, so läßt sich freilich Alles in Allem finden! Ebenso unrichtig und ohne allen Grund hineingetragen ist das Letzte: „die so viel besondere Pflichten

1) D. h. dem „Apologeticum". — A. d. H.

gegen Nichtchristen vorschreiben.“ Casus — Pflichten! transferunt — vorschreiben! Wem ist so was schon vorgekommen? Tertullian will sagen, daß die Schriften der Christen, auf die er sich hier beruft, von ihnen ja nicht unterdrückt würden, sondern durch diesen und jenen Zufall in die Hände der Heiden kämen. Es ist ebendas, was oben Lactanz vom Hierokles vermuthet, und ich kann mich nicht enthalten, den ähnlichen Fingerzeig dabei zu thun. Wenn es wahr ist, wie Tertullian hier saget, daß die ersten Christen ihre heilige Schriften nur eben nicht unterdrückt haben und blos zulassen müssen, daß sie zufälliger Weise vielen Nichtchristen in die Hände gekommen: so kann man doch auch wahrlich nicht sagen, daß sie dieselben auszubreiten und bekannter zu machen freiwillig bemüht gewesen; so kann man doch auch wahrlich nicht leugnen, daß sie eine Art von Vorsicht damit gebraucht und ebendas Geheimniß daraus gemacht haben, was ungefähr die Freimäurer aus ihren Constitutionsbüchern oder die preußischen Officiere aus ihren Reglements machen, die sie beide auch eben nicht unterdrücken, sondern vielmehr in die weite Welt zu kommen nicht verhindern können.

Die zweite Stelle des Tertullian, die aus ebender Schrift genommen ist, würde mir ebenso leichtes Spiel machen, wenn ich im Geringsten auf die Hinterfüße treten wollte. „Cogimur ad litterarum divinarum commemorationem, si quid praesentium temporum qualitas aut praemonere cogit aut recognoscere.“ Ich dürfte nämlich nur fragen, wie Ew. Hochwürden beweisen wollten, daß unter den litteris divinis auch das gesammte Neue Testament begriffen gewesen. Weil wir es jetzt unter jener allgemeinen Benennung mit begreifen würden? Divina litteratura heißt dem Tertullian in ebenderselben Schutzschrift*) offenbar nur das Alte Testament, von welchem er behauptet, daß es die Schatzkammer aller fremden Weisheit gewesen, und gegen welches seinem Ausdrucke nach eine gewisse novitiola paratura sehr absticht, unter welcher er das Neue Testament verstehen soll. Doch in die Verlegenheit, sich auf solche Dinge einzulassen, brauche ich Niemand zu setzen, der ich es mit beiden Händen zugebe, daß die gesammten Schriften der Evangelisten und Apostel nicht allein damals vorhanden, sondern auch bei den Christen im Gebrauche gewesen. Ich frage ja nur, in welchem Gebrauche. Ich frage ja nur, ob sie ihre Glaubenslehren daraus hergeholt, ob sie ihre Glaubens-

*) Cap. 47. p. 396.

lehren ohne sie nicht gehabt haben würden. Hierauf antwortet diese Stelle des Tertullian's so wenig mit einiger Bejahung, daß sie vielmehr einen ganz andern Gebrauch, einen blos zufälligen Gebrauch nach Maaßgebung gewisser Zeitumstände offenbar anzudeuten scheint. Die Christen schlugen ihre heiligen Schriften nach, so wie die Römer ihre geheimen archivalischen Nachrichten oder die Sibyllinischen Bücher, nicht ihre Gesetze daraus zu lernen, sondern daraus zu sehen, wie es bei gewissen Vorfällen ehedem gehalten worden, oder was ihnen bei gewissen ominösen Ereignungen bevorstehe. Vollends machen die nächstfolgenden Worte des Tertullian: „Certe fidem sanctis vocibus pascimus, spem erigimus, fiduciam figimus, disciplinam praeceptorum nihilominus in compulsationibus densamus", es klar, daß blos von einem disciplinarischen und von keinem dogmatischen Gebrauche des Neuen Testaments hier die Rede sein könne. Fidem sanctis vocibus pascimus kann gar wohl auch nur heißen: „zur Stärkung unsers Glaubens singen wir geistliche Lieder." Denn daß das Singen in den ersten Versammlungen der Christen Mode war, wissen wir gewiß; da hingegen von Vorlesungen wenigstens der jüngere Plinius weder in Gutem noch in Bösem etwas erfahren hatte. Wenn nun gar unter compulsationibus die Verfolgungen zu verstehen wären, wem könnte man es verdenken, wenn er unter der commemoratione litterarum divinarum vornehmlich die Ablesung der Verhandlungen der heiligen Märtyrer verstehen wollte, als welche freilich erst nach den Zeiten des Plinius recht üblich werden konnte, und von welcher bekannt ist, wie viel die erste Kirche darauf gehalten, „ut armentur filiorum animi, dum patrum recensentur triumphi."

Und das wäre denn Alles, was man mir aus dem Tertullian entgegensetzen könnte? Wie gut komme ich da weg! Ich fürchte, ich werde Ew. Hochwürden so leicht nicht können abkommen lassen, wenn ich nun einmal den Tertullian für mich reden lasse. Und wie, wenn Ew. Hochwürden, damit diese wiederholte Drohung nicht blos einer Drohung ähnlich bleibe, mir sofort erlaubten, hier eine kleine Ausschweifung über einen Punkt zu machen, der am Besten zeigen kann, wer von uns Beiden seinen Tertullian am Richtigsten inne hat?

Dieser Punkt betrifft die Glaubensbekenntnisse, die Ew. Hochwürden nach dem Basnage [1]) für nichts als zufällige mensch-

---

1) Jakob Basnage war geboren zu Rouen 1653, floh als reformirter Pfarrer seiner Vaterstadt 1685 nach Holland, wurde Prediger in Rotterdam, später im

liche Erweiterungen der ersten von Christo selbst eingesetzten Taufformel ansehen, weil man die Täuflinge mit den Unterscheidungslehren der Ketzer nicht zeitig genug bekannt machen können. Von diesen behaupten der Herr Doctor S. 205 u. f. Ihrer Kritischen Untersuchung eine Menge Dinge, von welchen Sie, ich weiß nicht ob mitleidiger oder zufriedener mit sich selbst — bald hätte ich stolzer gesagt — bedauern, daß sie Denen, die sich darüber zu schreiben erdreisten, nicht bekannt sind. Was Wunder also, daß ich die Gelegenheit nicht früh genug ergreifen zu können glaube, mich von dem Verdachte einer so schülerhaften Unwissenheit — denn welche Unwissenheit ist schülerhafter, als wenn man auch das nicht einmal weiß, was Andre glauben? — zu befreien, und zu entschuldigen, wenn ich von so bekannten Angaben nicht vermeine, daß sie darum keines Beweises nöthig haben? — Das Scharmützel ist aber noch kein Treffen, in welches ich mich zu seiner Zeit Paragraph vor Paragraph einzulassen gesonnen. —

Ausschweifung über das Glaubensbekenntniß der ersten Christen.

§. 1.

Es sei immerhin noch so wahrscheinlich, daß die Anerkennung der von Christo Matth. 28, 19 vorgeschriebenen Taufformel anfangs hinlänglich gewesen, Denen, die sich zu Christo bekennen wollten, die Taufe widerfahren zu lassen: ist es denn darum unwahrscheinlich oder etwa gar unmöglich, daß Christus nach seiner Auferstehung seinen Jüngern einen kurzen Inbegriff von dem hinterlassen, was sie künftig von ihm lehren sollten, welchen er ihnen vor seinem Tode darum nicht ertheilen konnte, weil das Wenigste davon noch geschehen war? Daß ein solcher Inbegriff sehr nützlich gewesen wäre, wird doch Niemand leugnen wollen, und nach der großen Entdeckung, die in unsern Tagen gemacht worden, daß Christus nach seiner Auferstehung bis zu seiner

---

Haag, und starb 1723. Sein bedeutendstes Werk ist seine „Histoire de l'Eglise depuis J. C. jusqu'à présent", Rotterdam 1699, 2 Bde. in Fol. — A. d. H.

Himmelfahrt nicht blos seinen Jüngern dann und wann erschienen, sondern die ganzen vierzig Tage continuirlich nach wie vor mit ihnen gelebt habe, hatte er ja wol auch noch Zeit genung dazu.

§. 2.

Es wäre falsch, schlechterdings falsch, daß man vor dem Ende des zweiten Jahrhunderts auch nur eine Spur eines vermehrten Taufformulars oder eigentlichen Glaubensbekenntnisses anträfe? Bei dem Irenäo und Tertullian kommen dergleichen zuerst vor? Wer sie älter mache, der sage nicht historische Wahrheit, sondern Conjectur und Hypothese? Hierauf antworte ich. Erstlich: Giebt es denn frühere Kirchenväter dieser Art als Irenäus und Tertullian, bei welchen ein eigentliches Glaubensbekenntniß vorkommen könnte? Ich sage dieser Art, d. i. solcher, die sich mit Widerlegung der Ketzer abgegeben und sonach Anlaß gehabt hätten, sich ausdrücklich darauf zu beziehen. Zweitens: Wenn Diejenigen, bei welchen ein eigentliches Glaubensbekenntniß zuerst in extenso zu finden, versichern, daß das von ihnen angeführte das nämliche sei, welches sofort mit dem Evangelio seinen Umlauf in der Welt gemacht habe, „hanc regulam ab initio Evangelii decucurisse“; wenn sie versichern, daß es das nämliche sei, welches die Kirche von den Aposteln, die Apostel von Christo, Christus von Gott erhalten habe, „quam Ecclesia ab Apostolis, Apostoli a Christo, Christus a Deo tradidit“; wenn sie versichern, daß es das nämliche sei, welches selbst Paulus ungeachtet seiner unmitttelbaren Erleuchtung sich endlich von den Aposteln habe müssen geben lassen: sind das keine ältere Spuren?

§. 3.

Ja, die letztgedachte, führt sie uns nicht so hoch hinauf, als wir nur immer verlangen können? führt sie uns nicht auf ein Zeugniß des Apostels selbst? „Paulus Hierosolymam ascendit,“ sagt Tertullian, „ad cognoscendos Apostolos et consultandos, ne forte in vanum cucurrisset, id est, ne non secundum illos credidisset et non secundum illos evangelizaret. Denique ut cum auctoribus contulit et convenit de regula fidei, dexteras miscuere et exinde officia praedicandi distinxerunt.“ Nun beziehet sich dieses freilich auf Galat. 2, 2, wo nach Luther's Ueber-

setzung blos steht, daß sich Paulus mit den Aposteln über dem Evangelio besprochen. Doch da ἀνατιθεσθαι in dieser Bedeutung nur an diesem Orte vorkommen würde, so müssen die alten Kirchenväter doch ihren Grund gehabt haben, eine nähere Anspielung auf das eigentliche Glaubensbekenntniß darin wahrzunehmen. Denn nicht allein Tertullian erkennet diese, sondern auch Augustinus, und zwar unter dem nämlichen Ausdrucke der regula fidei. Wenn denn auch das Symbolum, wie der Herr Doctor wollen, weiter nichts als ein bloßer geheimer Gruß gewesen, wie ihn noch unsre Handwerker haben, so kann ja wol ἀνατιθεσθαι το εὐαγγελιον bedeutet haben: „diesen Gruß hersagen", um sich dadurch für einen wahren Bruder in Christo erkennen zu lassen.

§. 4.

Oder soll etwa regula fidei das Glaubensbekenntniß nicht bedeuten? Hat Tertullian die Bedeutung dieses Ausdrucks durch die unmittelbare Hinzufügung der Sache selbst nicht genug gesichert? Herr D. Walch scheinen, als ob Sie es gar zu gern leugnen möchten. Denn nicht allein soll noch gar nicht gewiß sein, daß κανων und κανων ἀληθειας das öffentliche Glaubensbekenntniß bedeute, sondern die lateinische Benennung, die nach jener unstreitig gemacht ist (indem Tertullian ebensowol regula veritatis sagt als regula fidei), soll nun wol einmal eine Sammlung der vornehmsten christlichen Lehren, aber wiederum kein eigentliches Symbolum anzeigen? Kein eigentliches? Nun, was gehört denn zu einem eigentlichen? Ipsissima verba, in welchen es zuerst abgefaßt worden? Und weil die Tertullianische regula fidei diese nicht hat, soll es kein eigentliches Symbolum sein? Wie haben der Herr Doctor hier mich erinnern können, daß es ja verboten war, das Symbolum aufzuschreiben — ipsissimis verbis, versteht sich, aufzuschreiben.

Nun folgt in der Reihe der Väter, welche die Bibel zur Erkenntnißquelle der christlichen Lehren machen sollen, Athanasius.[1] — Athanasius? und wer mehr? Wer sonst als lauter Männer, mit welchen sich die zweite Periode der Kirche anfängt, und die nur immer zum vierten Jahrhunderte gezogen werden können.

1) Der berühmte Bischof Athanasius von Alexandria, der Urheber der kirchlichen Trinitätslehre, ist geboren um 300 und starb 373. — A. d. H.

Dieser Aller, wenn ich Ew. Hochwürden die Wahrheit gestehen darf, wäre ich mir kaum hier vermuthen gewesen. Es ist wahr, ich habe überall, was ich behauptet habe, von den ersten vier Jahrhunderten behauptet. Aber ich habe wirklich geglaubt, daß es erlaubt sei, sich so in Bausch und Bogen auszudrücken, wenn man eigentlich nur die erste Periode der Kirche meine, die sich in Ansehung der äußern Verfassung mit der Regierung Constantin des Großen und in Ansehung der innern mit dem Nicäischen Concilio beschließt. Ich habe wirklich geglaubt, daß ein Schriftsteller, welcher von gewissen Besonderheiten der Kirche in den ersten vier Jahrhunderten spreche, nicht eben sagen wolle, daß diese Besonderheiten gerade bis 399 gedauert. Ich habe wirklich geglaubt, daß, wenn man einen solchen Schriftsteller gütlich behandeln wolle, man vornehmlich auf die Hauptmeinung sehen müsse, die sich in dem letzten Viertel seiner ganzen Epoche zugetragen.

Doch was hätten Ew. Hochwürden mich so gütlich zu behandeln für Ursache gehabt? Nachgebend ist man nur für seine Freunde, und mit wem wir nach der äußersten Strenge verfahren, der mag es sich selbst zuschreiben, daß er unter unsre Freunde nicht gehört. Auch wäre es Thorheit, das Nachgeben weiter zu erstrecken, wo man sich selbst dadurch so viel vergeben würde.

Meine Thesis hätte offenbar nicht mehr und nicht weniger auf sich gehabt, wenn ich sie so ausgedrückt hätte: Bis auf das Nicäische Concilium findet man keine Spur, daß die Kirche die heilige Schrift für eine eigentliche Quelle ihrer Glaubenslehren gehalten. Was aber hätten Ew. Hochwürden nicht verloren, wenn es mir eingekommen wäre, mich so vorsichtig auszudrücken? Ihr Buch würde offenbar auf sein Dritttheil eingeschrumpft sein; und das ist nun einmal Disputirkunst, daß man seinen Gegner bei dem geringsten Excesse vornehmlich angreift, den er sich entwischen zu lassen das Unglück hat.

Freilich werden Ew. Hochwürden nunmehr sagen, daß diese nähere Beschränkung meines Satzes nichts als ein elender Fechterstreich sei, genannt Brechung der Mensur, durch den man einen Stoß noch gar abglitschen machen möchte, der schon sitzt. Aber bei Gott, das ist sie nicht! Denn sehen Ew. Hochwürden. Daß mit und nach dem Nicäischen Concilio die Väter der Kirche angefangen haben, der Bibel einen höhern Werth beizulegen und sie nach und nach so vorzustellen, als ob auch die eigentlichen Glau-

bensartikel daraus gezogen wären und gezogen sein müßten: das will ich so wenig leugnen, das ist mir so wenig unbekannt gewesen, daß vielmehr dieser nämliche Unterschied zwischen den Vätern vor der Nicäischen Versammlung und zwischen den Vätern nach derselben ebendas ist, was mich zuerst aufmerksam gemacht hat.

Dieser Unterschied, sagte ich mir, muß nothwendig eine besondere Ursache haben. Er kann nicht blos die Frucht einer allmähligen Wurzelgewinnung der größern Evidenz sein. Denn er ist so auf einmal, so schnell! Aeußere Ursachen müssen ihn befördert haben.

Hier fiel mir bei, daß so wie alle Ketzer von jeher fleißig in der Schrift geforscht und ihnen von dieser Seite nichts vorzuwerfen gewesen, als daß sie nicht blos nach dem, „quod salva regula fidei potest in quaestionem devenire“, darin geforscht, sondern diese regulam fidei selbst nach ihrem Gutdünken darin finden wollen: besonders sind die Arianer wegen ihrer vorzüglichen Fertigkeit, die Schrift auszulegen, von Anfang an berühmt gewesen. Arius selbst war — — — — — — —

Hilarius.[1]

Auch hier brauche ich mich bei den einzeln Stellen nicht aufzuhalten. Es trifft mich keine. Sie beweisen alle nur, daß Hilarius[2] die heiligen Schriften gekannt, gebraucht und empfohlen habe. Das habe ich nie geleugnet, und das ist die Frage nicht. Sondern die Frage ist, wozu er sie gebraucht, wozu er sie empfohlen habe. Die Frage ist, ob er sie gebraucht habe, die Glaubenslehren daraus zu lernen, ob er sie empfohlen habe, daß Andere und besonders der Laie die Glaubenslehren darin suchen solle. Und das hat er gewiß nicht.

Es ist wahr, in seinem Buche De Trinitate führt er unendliche Schriftstellen an. Aber blos, sie von den Verdrehungen der Arianer zu retten, blos als die Beläge seiner katholischen Lehre und im Geringsten nicht als die Quellen derselben.

Es waren die Arianer, es war Constantius auf Anstiften der Arianer, die es ausdrücklich verlangten, daß der Streit von der Gottheit Christi „tantum secundum ea, quae scripta sunt“ *) ausgemacht werden sollte. Hilarius ließ sich dieses sehr wohl gefallen. Er sagte: „Hoc qui repudiat antichristus est, et qui simulat anathema est.“ Nun fuhr er fort: „Sed unum hoc ego per hanc dignationis tuae sinceram audientiam rogo, ut praesente synodo, quae nunc de fide litigat, pauca me de scripturis evangelicis digneris audire.“ Diese seine Rede ist nicht mehr; aber wir können darum nicht minder zuverläßig wissen, was der Inhalt derselben gewesen. Er stellte dem Kaiser darin vor, daß es unmöglich sei, Glaubenslehren aus bloßen Schriftstellen auszumachen, wenn man nicht zugleich eine gewisse Regel annehme, wie diese Schriftstellen verstanden werden müßten. Und diese Regel war keine

---

*) Hil. ad Constantium, lib. II. §. 8.

1) „Ein besonderer Bogen Manuscript, überschrieben Hilarius, welchen Kirchenvater auch Herr D. Walch für seine Meinung anführt, ist von der Beschaffenheit, daß er hier am Schicklichsten mit eingerückt werden kann.“ Karl G. Lessing im „Theol. Nachlaß“, S. 152. — A. d. H.

2) Der Bischof Hilarius von Poitiers (Pictavium, geb. um 300, gest. 368) wird nicht mit Unrecht als der Athanasius des Abendlandes bezeichnet. Seine Werke sind herausgegeben von P. Constant, Par. 1693. Fol., und von Sc. Maffei, Veron. 1730. 2 Bde. Fol. — A. d. H.

andere als das Glaubensbekenntniß, davon er die Ueberzeugung in der Taufe angelobet und empfangen habe. Diese innere Ueberzeugung, sagt Hilarius, habe er und bedürfe einer äußern aus der Schrift nicht: „penes me habeo fidem, exteriore non egeo." Dieser in der Taufe erhaltene Glaube müsse als der Sinn der Schrift angenommen werden, und aller vorgegebene Glaube, der einzig auf Schriftstellen beruhe, sei außer diesem Glauben nichts, weil Schriftstellen auch Ketzer für sich anzuführen nicht ermangelten. Es sei daher auch in diesem Sturme mit einander streitender Auslegungen das Sicherste, sich in den Hafen, aus welchem man ausgelaufen sei, wieder zurückzuziehen, und man sieht leicht, welchen Hafen er meint. „Inter haec fidei naufragia, coelestis patrimonii jam paene profligata haereditate, tutissimum nobis est, primam et solam evangelicam fidem confessam in baptismo intellectamque retinere."

Heißt das nun auch, die Schrift zur einzigen Quelle des Glaubens machen? Meint Hilarius auch, wenn die Bibel nicht wäre, würde er gar keinen Glauben haben? er würde auf Niemand getauft sein, wenn es die Bibel nicht sagte, auf wen er getauft sein müßte? —[1])

---

1) An dieser Stelle bemerkt Karl G. Lessing im „Theol. Nachlaß": „Auch findet sich noch ein Bogen, der wahrscheinlich auch zu dieser Schrift gehört hat. Er ist überschrieben Theodoretus, welchen Herr D. Walch gleichfalls als Zeugen anführt, daß in den ersten vier Jahrhunderten die heilige Schrift allein die Erkenntnißquelle der christlichen Religionslehren gewesen, ob er wol selbst sagt, daß Theodoretus in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts gestorben sei. Man kann aber aus diesem Bogen schwerlich die Meinung meines Bruders errathen. Z. E. gleich der Anfang:

„Lib. I. p. 7.

„Arius, cui sacrorum voluminum expositio commissa erat. Vom Alexander aber heißt es: *τοις θειοις λογοις ἑπομενος*, welches nicht gut durch sacrarum litterarum vestigiis insistens übersetzt wird. *θειοι λογοι* heißen wol mehr die göttlichen Ueberlieferungen."

Und dergleichen Anmerkungen mehrere." — A. d. H.

Ueber die itzigen Religionsbewegungen.[1])

Ich will allen neun Fragen Schritt vor Schritt folgen, werde aber nur auf die 6te und 9te Rücksicht nehmen, welche die Sache von der politischen Seite betrachten sollen, auf der nur darum so viel Staub erregt wird, damit die theologische um so viel wichtiger erscheine.

Gleich bei der ersten Frage:

worin die dermaligen Bewegungen in Religionssachen, besonders der evangelischen Kirche, bestehen,

stoß' ich an eine Kleinigkeit,

nämlich: Wie kömmt es, daß der Gegenstand dieser Frage auf dem Haupttitel der Schrift anders ausgedruckt ist als hier? Was hier dermalige Bewegungen in Religionssachen heißt, hieß dort itzige Religionsbewegungen. Glaubt man mit beiden Ausdrücken vollkommen das Nämliche zu sagen? Oder mit jedem etwas Anders? Wenn das Nämliche, warum diese kindische Variation? Wenn was Anders, wozu diese Täuscherei?

Doch das Wozu findet sich bald. Dermalige Bewegungen in Religionssachen waren ja wol auch ehmalige. — — —

1) Theologischer Nachlaß, S. 40—43, woselbst Karl G. Lessing folgende Bemerkung voraufschickt: „Drei bis vier Bogen Manuscript, ohne Titel und sonstige Anzeige. Man sieht nur so viel daraus, daß ihm ein Gutachten über die jetzigen Religionsbewegungen in neun Fragen vorgelegt worden, um darüber auch das seinige zu geben. Ueber das Warum und Woher will ich mich in keine Muthmaßungen einlassen. Es kann wol sein, daß diese Fragen von meinem Bruder ganz völlig beantwortet und an die Behörde abgeschickt worden. Ich finde aber davon nichts Zuverlässiges unter seinen Manuscripten, noch weniger ein vollständiges Concept davon, außer Folgendes." — A. d. H.

Wenn diese erste Frage gehörig beantwortet wäre, was könnte sie für ein Licht auf alle übrige verbreiten!

Aber ich zweifle, daß sie dieses ist; denn eine Division ist keine Definition. Erst festgesetzt, was Religionsbewegungen überhaupt sind, ehe man uns mit Klagen zu betäuben sucht, daß leider jetzt dergleichen Bewegungen in allen Ständen der Christenheit, bei den Großen sowol als bei den Gelehrten, bei dem Gelehrten sowol als gemeinen Manne zu spüren sind!

Religionsbewegungen sind Bewegungen, und Bewegungen sind sichtbare Veränderungen in der Ordnung der Dinge neben einander.

Aber wer weiß von dergleichen sichtbaren Veränderungen, sowol unter den Religionen überhaupt als unter den verschiedenen Secten derselben? In Europa wenigstens, die Secten der christlichen Religion wenigstens, stehen seit geraumer Zeit noch immer in dem nämlichen Verhältnisse gegen einander, das sie mit ihrer Consistenz erhielten. Weder die Katholiken haben über die Protestanten, noch die Protestanten über die Katholiken das geringste Uebergewicht erhalten. Auch nicht einmal, wie man kühnlich hinzusetzen darf, zu erhalten gesucht. Wenn die Begierde, sich in seinen Grenzen zu behaupten, auch manchmal die eine Partei darüber hinausgetrieben, so ist es von der andern gemeiniglich nicht weniger geschehen, und die Wagschalen haben einander gleich gestanden, indem die Vorsehung bald in die eine bald in die andere ein Aß zuwerfen lassen.

Was also in der Frage Bewegungen heißen, hätten höchstens Fermentationen heißen müssen. Nicht als ob Fermentationen nicht auch Bewegungen wären; es sind nur Bewegungen, welche die Bewegung, in welcher das fermentirende Ding mit andern Dingen außer ihm stehet, nicht ändern, sondern zur Aufklärung und zum Wachsthum desselben beitragen.

Doch auch das sollen sie nicht, wird man sagen, weil sie es nicht können, ohne das fermentirende Ding entweder schlechter oder besser zu machen, als es vorher war, und folglich mit der Ordnung des Werths die Ordnung der Nützlichkeit ändern, in welcher sie mit den Dingen ihrer Art stand, und welche die einzige sein sollte, welche die Dinge einerlei Orts haben müßten.

Aber man bedenkt nicht, daß die Fermentation durch die ganze Natur geht, wo sie die nämliche Mischung der Bestandtheile findet. Wenn ein Faß Most im Keller in Gährung geräth, gerathen sie alle in Gährung und sind, wenn sie die Gährung

ungestört überstanden haben, alle unter einander weder besser noch schlechter, als sie vor der Gährung waren.

So auch mit den Religionen. Eine steckt die andre an, eine bewegt sich nie allein. Die nämlichen Schritte zur Verbesserung oder Verschlimmerung, welche die eine thut, thut die andre bald darauf gleichfalls, wie wir in der Reformation gesehen haben. Alle die gewaltigen Schritte, welche die protestantische Kirche durch die Reformation vor den Katholiken vorausgewann, haben die Katholiken bald wiedergewonnen. Der Einfluß des Papstthums auf den Staat ist jetzt nicht minder wohlthätig als der Einfluß der evangelischen Kirche. Ja, wenn man dieser verwehren will, noch weiter in sich selbst zu wirken und alle heterogene Materie von sich zu stoßen, wird sie auf einmal ebenso weit hinter dem Papstthum sein, als sie jemals noch vor ihm gewesen. —

Ein Text über die Texte,

d. i.

Gerippe einer Predigt zu St. Katharinen in Hamburg

von

dem Hauptpastor Goeze

nicht gehalten

1779.[1])

Am Sonntage Quinquagesimae.

Evangel. Luc. 8, 31—43.

Vorbereitung.

Weil der heutige Sonntag auch Esto mihi heißt und mir dabei die lieben Leutchen einfallen, deren Devise das Esto mihi! Esto mihi! oder „In mein Stück! In mein Stück!“ sein könnte, so will ich Eure christliche Liebe von einer schelmischen Jucfserei unterhalten, deren sich Männer schuldig machen, die von Eigennutz und Habsucht ganz und gar nichts wissen müßten. Mit einem Wort, ich will heute mit Gottes Hilfe den Text über den Text lesen. Und damit ich aller Verstümmelung vorbeuge, so laßt uns zuvörderst das Wort Text gehörig verstehen.

---

1) Theologischer Nachlaß, S. 43 f. — A. d. H.

Text kommt vom latein'schen textus oder textum her, welches so viel als das Gewebe irgend eines Zeuges oder Stoffes bedeutet. In dieser ersten eigentlichen Bedeutung braucht man aber das Wort „Text“ in unserer Muttersprache nicht, denn unsre Mütter webten schon, als noch kein Mensch im Deutschen wußte, daß „weben“ auf Lateinisch texere heißt, und wer sich ja gleichwol mit seiner Mutter nicht ausdrücken mag, der braucht in diesem Falle doch lieber „Textur“ als „Text“.

Sondern ein Text heißt bei uns nicht sowol, was gewebt ist, als das, woraus es gewebt werden kann, und zwar nicht in dem eigentlichen, sondern im figürlichen Verstande. Text heißt ein kleiner Spruch, woraus sich eine lange Rede machen läßt, so wie sich aus einem Büschchen Wolle ein langer Faden ziehen und dehnen läßt. —

Theses aus der Kirchengeschichte.[1])

§. 1.

Da das erste Evangelium wenigstens 16 Jahr nach Christi Tode verfaßt worden, so wäre es unvernünftig, sich einzubilden, daß man diese Zeit über nichts von Christi Thaten und Reden mit Zuverlässigkeit habe wissen können.

§. 2.

Vielmehr muß Alles, was die Evangelisten nach und nach von ihm verzeichneten, an Ort und Stelle bereits bekannt gewesen sein, da von dieser Notorität einzig und allein die Glaubwürdigkeit der Evangelisten abhängen können.

§. 3.

Was die Evangelisten von Christo wußten, das wußten sie, weil sie es wußten und zum Theil mit angesehen hatten, nicht weil es ihnen der heilige Geist eingegeben hatte. Auch soll uns der Glaube an diese Eingebung selbst, die ich nicht bezweifle, anitzt nur statt der Ueberzeugung dienen, daß Alles, was sie von Christo wußten und niedergeschrieben, nichts als allgemein bekannte Dinge gewesen.

§. 4.

Und nicht allein die Geschichte Christi war bekannt, ehe sie von den Evangelisten bekannt gemacht wurde. Die ganze Religion Christi war bereits im Gange, ehe Einer von ihnen schrieb.

---

1) Theologischer Nachlaß, S. 73—82. — A. d. H.

§. 5

Das Vater Unser wurde gebetet, ehe es bei dem Matthäus zu lesen war. Denn Jesus selbst hatte es seine Jünger beten gelehrt.

§. 6.

Die Taufformel war im Gebrauch, ehe sie der nämliche Matthäus aufzeichnete; denn Christus hatte sie seinen Aposteln selbst vorgeschrieben.

§. 7.

Wenn also in diesen Stücken die ersten Christen auf die Schriften der Apostel und Evangelisten nicht warten durften, warum in andern?

§. 8.

Wenn sie nach Christi mündlich überlieferter Vorschrift beteten und tauften, hätten sie anstehen können, auch in allem Uebrigen, was zum Christenthume nothwendig gehöret, sich lediglich an eine solche Vorschrift zu halten?

§. 9.

Oder wenn Christus jene Dinge seiner mündlichen Verfügung würdigte, warum nicht alles Uebrige, was die Apostel von ihm lehren und die Welt von ihm glauben sollte?

§. 10.

Darum nicht, weil keiner solchen Vorschrift oder Verfügung in dem Neuen Testament gedacht wird?

§. 11.

Als ob die Verfasser derselben jemals vorgegeben hätten, Alles, Alles verzeichnet zu haben, was Jesus gethan oder geredet? Als ob sie nicht vielmehr gerade das Gegentheil gestanden; ausdrücklich, wie es scheinet, um den mündlichen Ueberlieferungen noch neben sich Raum zu gönnen?

§. 12.

Ist es nicht genung, daß die ersten Christen einen dergleichen von Christo selbst verfaßten Inbegriff aller Glaubenslehren, den sie regulam fidei nannten, geglaubt haben?

§. 13.

Ist es nicht genung, daß die ersten Väter der christlichen Kirche Spuren eines solchen Inbegriffs, selbst in den Schriften des Neuen Testaments, erkannt haben?

§. 14.

Ist es nicht genung, daß sich auch noch von uns bei den Evangelisten der Zeitpunkt und die Umstände erkennen lassen, wenn und unter welchen ein dergleichen Inbegriff von Christo verfaßt worden?

§. 15.

Und wenn sich endlich gar die Ursache angeben läßt, warum keine ausdrücklichere Erwähnung desselben geschicht, warum es von keinem einzigen neutestamentlichen Schriftsteller angeführt worden: was wollen wir weiter? Entweder wir müssen von der christlichen Religion auf blos historische Gründe nichts, gar nichts annehmen, oder wir müssen auch das annehmen, daß es zu jeder Zeit eine authentische Glaubensformel gegeben hat,

§. 16.

Die mehr enthielt als die bloße Formel, worauf Christus zu taufen befohlen;

§. 17.

Die nicht erst gelegentlich aus dieser Formel erwachsen;

§. 18.

Die nicht erst später aus den Schriften der Evangelisten und Apostel gezogen worden;

§. 19.

Die nicht ihre Glaubwürdigkeit aus der Uebereinstimmung mit diesen Schriften hatte;

§. 20.

Die ihre Glaubwürdigkeit aus sich selbst hatte;

§. 21.

Die allein der unstreitige Probirstein der Rechtgläubigkeit war;

§. 22.

In die alle Ketzer erst übereinstimmen mußten, ehe man sie würdigte, mit ihnen über Glaubenslehren aus der Schrift zu streiten;

§. 23.

Kurz: mit der die Schrift Alles, ohne die die Schrift nichts war.

§. 24.

Ich verstehe aber hier unter Schrift blos die Schriften des Neuen Testaments, welche man erst spät mit unter der Benennung Schrift zu begreifen angefangen.

§. 25.

Bei den allerersten Christen ward unter Schrift, γραφη, nur das Alte Testament verstanden.

Clericus[1]) möchte uns gerne das Gegentheil davon bereden. Hist. Eccl. sec. primo, p. 467, und die beigebrachten Beispiele sind näher zu untersuchen. Verglichen mit Cl. H. E., p. 475.

Daß Irenäus demohngeachtet auch die Bücher des Hermas[2]) mit dem Namen der Schrift beehret — wie Clericus anmerkt p. 469, nämlich libro IV. c. 20 — weshalb entweder ein weiter oder engerer Sinn des Worts anzunehmen, oder zuzugeben, daß aus dem Worte überhaupt nicht zu schließen —

§. 26.

Nur in diesem Verstande war die Schrift der Grundstein der christlichen Religion, nur in diesem Verstande war die regula fidei aus der Schrift gezogen.

---

1) Ueber Joh. Clericus vergl. die Anm. zu Theil XV. S. 197. — A. d. H.

2) Der sogenannte „Pastor des Hermas", eine wahrscheinlich in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts entstandene Schrift, die, abgesehen von einigen Bruchstücken, nur in lateinischer Uebersetzung auf uns gekommen ist, stand namentlich bei den orientalischen Christen in hohem Ansehen. Nicht blos Irenäus citirt sie (Adv. Haer. IV. 20, 2) als „γραφή", sondern auch Clemens Alexandrinus und Origenes stellen sie sehr hoch. — A. d. H.

§. 27.

Das Neue Testament ist nur ganz allmählig zu der Würde des Alten gestiegen, und ich gedenke mir die Entstehung desselben und die verschiedenen Epochen seines Ansehens folgender Maßen:

§. 28.

Vor allen Dingen wäre zu untersuchen, ob die Juden selbst mit der Göttlichkeit ihrer Bücher genau den Begriff verbunden, den wir mit der Göttlichkeit der Bücher des einen und des andern Testaments verbinden sollen.

§. 29.

Josephus wenigstens kann diesen Begriff nicht gehabt haben, indem er sich kein Bedenken gemacht, verschiedene Dinge ganz anders zu erzählen als Moses, an dessen Erzählung, zu Folge jenes Begriffs, er sich nothwendig schlechterdings hätte halten müssen.

§. 30.

Hiernächst hat Eusebius das Zeugniß des Josephus von den Büchern des Alten Testaments offenbar verfälscht; denn auch verstärken ist hier verfälschen.

§. 31.

Endlich vergesse man nicht, daß die Juden die Göttlichkeit, die sie den Worten ihrer Schriften beilegten, durch die mancherlei Auslegungen dieser Worte, deren mehrere gleich wahr zu sein von ihnen für möglich gehalten wurde, so gut als wieder aufhoben.

§. 32.

Die Evangelisten und Apostel selbst hatten diese vielfache Exegetik, durch welche sich aus Allem Alles machen läßt, angenommen, und was sie in diesem Geiste geschrieben hatten, das ward hinwiederum in dem nämlichen Geiste erklärt.

§. 33.

Ja, die gesammten Evangelia, die unächten und verloren gegangenen sowol als die ächten und übrig gebliebenen, scheinen weiter nichts als verschiedene Zusammenfügungen und Uebersetzungen einer frühern Sammlung solcher Auslegungen prophetischer Stellen zu sein.

§. 34.

Daß eine dergleichen frühere Sammlung vorhanden gewesen, ist nicht allein für sich selbst sehr wahrscheinlich,

§. 35.

Sondern das bei dem Matthäus so oft vorkommende „auf daß erfüllet würde, was geschrieben stehet" ist vielleicht eine Art von Anziehung derselben.

§. 36.

Noch deutlicher und ausdrücklicher aber beziehet sich Lucas darauf,

§. 37.

Welcher uns sogar den Titel, den diese Sammlung führte, oder unter dem sie wenigstens bekannt war, aufbehalten zu haben scheint.

§. 38.

Und diese Sammlung war ohne Zweifel das sogenannte Evangelium der Nazarener,

§. 39.

Oder das Evangelium der Apostel,

§. 40.

Dessen syrisch-chaldäisches Original noch im vierten Jahrhundert vorhanden war,

§. 41.

Das kein Kirchenvater jemals als ein untergeschobenes Werk verdächtig gemacht hat,

§. 42.

Am Wenigsten Hieronymus, der es in mehr als eine Sprache übersetzte und zur Verbesserung des griechischen Textes des Matthäus anwendete.

§. 43.

Dieser griechische Text des Matthäus ist selbst nichts anders als die erste Uebersetzung desselben, die Matthäus machte, als er das Evangelium zu predigen ausging.

§. 44.

Wie denn auch Matthäus wol der einzige Apostel war, der eine dergleichen Uebersetzung machen konnte.

§. 45.

Hiermit, dächte ich, wäre der ganze Streit über die Grundsprache des Matthäus wol am Besten geschlichtet.

§. 46.

Aber nicht allein der griechische Matthäus ist nichts als die Uebersetzung des Nazarenischen Evangelii, sondern auch Marcus und Lucas sind weiter nichts als abermalige Versuche, jenes erste Geschichtbuch von Christo in eine allgemeinere Sprache überzutragen; welches Papias mit ausdrücklichen Worten meldet.

§. 47.

Hieraus allein ist die Uebereinstimmung zu erklären, welche sich bis in den Worten dieser Evangelisten findet und aller Derer ohne Zweifel gefunden hat, die aus gedachter Nazarenischen Quelle geschöpft hatten.

§. 48.

Nur allein Johannes scheinet sich daran weniger gehalten zu haben.

§. 49.

Dessen Evangelium daher vornehmlich das Evangelium des Geistes, so wie das Evangelium Matthäi das Evangelium des Fleisches genannt wurde.

§. 50.

Die übrigen zwei, Marcus und Lucas, sind vermuthlich hinzugekommen, weil sie gleichsam die Kluft zwischen beiden füllten.

§. 51.

Welches ohne Zweifel eine mehr schicklichere Ursache von der gevierten Anzahl der Evangelisten ist als die, welche Irenäus angiebt.

§. 52.

Jene ungereimtere des Irenäus[1]) verräth genugsam, daß man erst zu des Irenäus Zeiten angefangen hat, gerade nur vier, nicht mehr und nicht weniger, Evangelisten gelten zu lassen.

§. 53.

Vor dem Irenäus hat kein Mensch weder der vier Evangelisten einzeln noch ihrer zusammen unter dem Namen der Evangelisten gedacht.

§. 54.

Sogar das Wort Evangelium war dem Justinus unbekannt. Die Stelle des Ignatius in den Briefen an die Philadelpher, wo man es zuerst finden wollen, ist höchst verstümmelt, und man erklärt sie ganz falsch, wenn man den Ignatius durch Evangelium die Schriften der Evangelisten, und durch Apostel die Schriften der Apostel verstehen läßt.

§. 55.

Zu den Zeiten des Ignatius glaubten die Christen blos den Worten ihrer Bischöfe, und es war nicht erlaubt, schriftliche Beweise von ihnen zu fordern.

§. 56.

Die Bischöfe selbst hielten sich für so gut als die Apostel.

---

1) Die von Lessing als „ungereimter" bezeichnete Ansicht des Irenäus über die Ursache „der gevierten Anzahl der Evangelisten" lautet: „Ἐπειδὴ τέσσαρα κλίματα τοῦ κόσμου, ἐν ᾧ ἐσμέν, εἰσί, καὶ τεσσαρα καθολικὰ πνεύματα, κατέσπαρται δὲ ἡ ἐκκλησία ἐπὶ πάσης τῆς γῆς, στύλος δὲ καὶ στήριγμα ἐκκλησίας τὸ εὐαγγέλιον καὶ πνεῦμα ζωῆς· εἰκότως τέσσαρας ἔχειν αὐτὴν στύλους, πανταχόθεν πνέοντας τὴν ἀφθαρσίαν καὶ ἀναζωπυροῦντας τοὺς ἀνθρώπους. Ἐξ ὧν φανερόν, ὅτι ὁ τῶν ἁπάντων τεχνίτης Λόγος, ὁ καθήμενος ἐπὶ τῶν Χερουβὶμ .... ἔδωκεν ἡμῖν τετράμορφον τὸ εὐαγγέλιον" (Adv. Haer. III. 11. 8). — A. d. H.

Historische Einleitung in die Offenbarung Johannis.[1])

Der Kanon sämmtlicher Schriften des Neuen Testaments kömmt wie auf Gerathewohl ohne allen Plan durch den Eifer einzelner Glieder zu Stande. Ueble Folge dieser Freiheit. Getheilte Meinungen über verschiedne Briefe. Die Offenbarung Johannis, ein Beweis, wie planlos sich der Kanon des Neuen Testaments gebildet.

§. 1.

Man muß sich nicht einbilden, daß der Kanon der heiligen Schriften, so wie wir ihn jetzt haben, gleich nach den Zeiten der Apostel auf einmal zu Stande gekommen sei. Die ersten Bücher, welche den Christen bekannt wurden, waren ohne Zweifel die Evangelien, worauf die Briefe, einige früher, einige später, folgten. Die Kirchen, an die sie waren geschrieben worden, theilten sie einander mit, die Römer den Korinthern, die Korinther den Römern, und das mit allen Briefen, so wie sich die Bekanntschaft der christlichen Gemeinden erweiterte. Da war weder Concilium noch Papst noch höchste Gewalt, die den Kanon der heiligen Schriften feststellte. Es war das bloße Werk der Zeit. Heute kam das eine, morgen ein andres Buch hinzu, und das lediglich,

1) Theologischer Nachlaß, S. 105--112. — A. d. H.

sagt Herr Basnage,*) durch Veranstaltung einzelner Glieder, welche die Schriften, die sie ihrer Erbauung zuträglich befunden hatten, in ihren Kirchen gangbar zu machen wünschten. Sie nahmen sich sogar, setzt er hinzu, dabei so viel Freiheit, daß sie offenbar untergeschobene Schriften zu den kanonischen Büchern zählten. Ganze Kirchen waren darüber ebenso verschiedener Meinung als einzelne Glieder. Das nämliche Buch, das die Einen verwarfen, nahmen die Andern an. Man untersuchte, man stritt, ehe man annahm. Der zweite Brief des h. Petrus war anfangs nicht in dem Kanon; aber Einige, sagt Eusebius, fingen an, ihn für nützlich zu halten, und so fing man an, ihn sorgfältiger zu lesen. Das Nämliche meldet er von den Briefen des h. Jacobus und des h. Judas. Nur sehr Wenige von den Alten hatten ihrer als göttlicher Schriften gedacht. Doch entschlossen sich einige Kirchen, sie zu lesen. Der Zweifel dauerte lange, und endlich fiel er ganz weg. Hieronymus sagt ebenfalls von dem Briefe des h. Jacobus, daß er sein Ansehen nach und nach mit Hilfe der Zeit erhalten habe. Auf die nämliche Weise sind die Briefe an die Hebräer und der zweite und dritte Brief des h. Johannes kanonisch geworden. Kurz, so und nicht anders kam der Kanon der heiligen Schriften allmählig zu seiner Vollkommenheit; welches besonders sehr deutlich an der Offenbarung erhellet, deren Geschichte, und wie viel Widersprüche sie erdulden müssen, wir jetzt erzählen wollen.

§. 2.

Von allen Schriften, die unmittelbar auf die Schriften der Apostel gefolgt sind, ist uns nichts übrig als der erste Brief des h. Clemens nebst einem Fragmente des zweiten, der vorgebliche Brief des h. Barnabas, der gewiß von einem sehr alten Schriftsteller ist, das Buch des Hermas, die Briefe, welche den Namen des Ignatius führen, und der Brief des Polykarpus.

Stillschweigen der Schriftsteller.

§. 3.

In allen diesen Schriften findet sich nicht die geringste Spur

*) Histoire de l'Eglise, B. 8. — [Ueber Basnage vergl. die Anm zu S. 222. — A. d. H.]

von der Offenbarung Johannis. Freilich aber kann man aus diesem Stillschweigen nichts gegen dieses Buch insbesondre schließen, indem sie ebenso wenig der vier Evangelisten und fast aller übrigen Bücher des Neuen Testaments gedenken.

Vorgeben des Prochorus. Dessen Charakter.

§. 4.

Der falsche Prochorus,[1] welcher sich einen Jünger der Apostel nennt, wußte weit mehr davon, und Folgendes erzählt er von dem Leben des h. Johannes. Es habe nämlich dieser Apostel den Christen von Ephesus angezeigt, daß er eine Offenbarung von Jesu Christo gehabt. Diese hätten ihn ersucht, sie schriftlich aufzusetzen, worauf der Apostel sein Evangelium dem Prochorus mitten unter Donner und Blitz und Erdbeben in die Feder gesagt habe. Nachher aber habe der Apostel seine Offenbarung mit eigner Hand aufgeschrieben, als ob er gleichsam aus ihr mehr gemacht hätte als aus seinem Evangelio. Aber der vorgegebene Prochorus, der sich selbst hier unter die handelnden Personen setzt, war von der Zahl der ehrlichen Christen, die der Leichtgläubigkeit des Publicums spotteten und, indem sie einen großen Eifer für die Religion vorgaben, ihr Spiel nicht einmal unter der Maske einer heidnischen Aufrichtigkeit verbargen. Sein Buch ist voller Fabeln und Ungereimtheiten. Die Worte Hypostasis und Consubstantia verrathen die Zeit genugsam, in welcher es geschmiedet worden.

Cerinthus kommt in Verdacht, die Offenbarung geschrieben zu haben.

§. 5.

Nach dem Tode der Apostel*) erschien Cerinthus,[2] der für das weltliche tausendjährige Reich sehr eingenommen war. Diese

*) Eusebius' K. G., B. 3. Hauptst. 28., und B. 7. Hauptst. 25.

1) Ein Betrieger späterer Zeit maßte sich den Namen eines der sieben ersten Diakonen zu Jerusalem (Apostelgesch. 6, 5) an, gab sich für einen Schüler des Apostels Johannes aus und schrieb eine fabelhafte Lebensgeschichte desselben. Seine „Hist. de S. Joh.“ findet sich in der Biblioth. pp. und im 1. Bde. von Fabricii Cod. apocr. N. T. — A. d. H.

2) Der grobem Chiliasmus huldigende, judaisirende Gnostiker Cerinth (Anfang des 2. Jahrhunderts) soll noch mit dem Apostel Johannes in Ephesus zusammengetroffen sein und soll nach mehrfachen Angaben in Eusebius' Kirchen-

Meinung schrieb sich ursprünglich von den Juden her, und er war es, der sie unter den Christen ausbreitete. Er gründete sich des Falls auf die Offenbarung, von der er behauptete, daß sie ein Werk des h. Johannis wäre. Er mochte nun aber hiezu viel oder wenig Grund haben, genung, verschiedene Orthodoxen hatten ihn im Verdacht, daß er selbst Vater dazu sei, weil ihnen schien, daß dieses Werk das tausendjährige Reich zu viel begünstige, wie wir in der Folge mit Mehrerem sehen werden.

Andere Ketzer, die gegen die Offenbarung waren. Sonderbare Antwort des Epiphanius.

§. 6.

Indeß erhuben sich andre Ketzer, als nämlich Cerdo und Marcion,[1]) nach dem Tertullianus, und selbst die Alogi,[2]) nach dem Epiphanius, gegen die Offenbarung, welche sie dem h. Johannes absprachen, weil, wie sie unter andern Gründen sagten, zu den Zeiten dieses Apostels noch keine christliche Kirche zu Thyatira gewesen sei. Dieses ihnen einzuräumen, fürchtet sich der h. Epiphanius auch im Geringsten nicht; er nimmt vielmehr an, daß Johannes, wenn er an eine Kirche zu Thyatira schreibe, ganz und gar nicht von einer damals schon vorhandenen Kirche, sondern im prophetischen Geiste rede.

§. 7.

So stritten also über die Offenbarung Ketzer gegen Ketzer, indem sich die Orthodoxen noch ganz von ferne hielten. Wenigstens sind wir in der vollkommensten Ungewißheit, aus welchem Gesichtspunkte sie diesen Streit betrachteten.

---

geschichte unter dem Namen dieses Apostels die Apokalypse veröffentlicht haben. Diese Ansicht hat auch noch im vorigen Jahrhundert Vertreter gefunden, wie Stroth, Semler u. A., während sie gegenwärtig allgemein aufgegeben ist. — A. d. H.

1) Der Gnostiker Marcion aus Sinope (Mitte des 2. Jahrhunderts) und sein Lehrer Cerdo, ein Syrer, waren die entschiedensten Gegner alles Judaismus im Christenthum und besonders auch des Chiliasmus. Daß sie die Apokalypse verwarfen, ist daher sehr natürlich. — A. d. H.

2) Die Aloger (d. h. Gegner des Logos oder der Logoslehre) waren eine antitrinitarische Secte der ersten Jahrhunderte, über die wir nur wenig Genaueres wissen. Sie verwarfen nicht blos das Evangelium Johannis, jedenfalls wegen der vorangestellten Logoslehre, sondern auch die Apokalypse. — A. d. H.

Justinus erklärt sich für die Offenbarung zuerst.

§. 8.

Der Märtyrer Justinus, der um 170 nach Christi Geburt schrieb, ist der erste von allen Kirchenlehrern, welcher der Offenbarung gedenket, und das Merkwürdigste dabei ist, daß er sie dem Apostel Johannes beilegt. In dem Gespräche mit Tryphon fragte ihn dieser Jude, ob er nicht glaube, daß Jerusalem noch einmal wiederhergestellt werden würde. Hierauf antwortet Justinus, daß er seines Theils, so wie jeder rechtgläubige Christ, es allerdings glaube, und sagt: Es hat unter uns einen gewissen Mann Namens Johannes gegeben, welcher einer von den zwölf Aposteln Jesu Christi gewesen. Dieser hat in seiner Offenbarung geweissaget, daß die Gläubigen tausend Jahre in Jerusalem zubringen würden. Das ist das einzige Mal, daß Justinus in seinen Werken die Offenbarung anführt. Und warum führt er sie an? Das tausendjährige Reich damit zu beweisen.

§. 9.

Aus den Worten dieses Kirchenlehrers läßt sich nicht schließen, daß sie damals von allen und jeden Kirchen angenommen gewesen. Justinus scheint blos anzuzeigen, welcher Meinung er für sich sei, oder höchstens, welcher Meinung diejenigen Christen wären, die in diesem Punkt rechtgläubig dächten, das ist, das tausendjährige Reich glaubten. Aber das ist wol außer Streit, daß Justinus für seinen Kopf ein falsches Evangelium anführt, wenn er in dem nämlichen Gespräche sagt, daß, als Jesus Christus in den Jordan getreten, sich ein Feuer darin entzündet und man vom Himmel die Stimme gehört habe: Du bist mein Sohn, heute habe ich Dich gezeuget. Er versichert, daß die Apostel dergleichen Dinge geschrieben hätten, die gleichwol nur in dem Evangelio der Ebioniten standen.

Sein Charakter.

§. 10.

Allerdings gab sich Justinus Mühe, sich von der Wahrheit geschehener Dinge wohl zu unterrichten. Er war viel gereiset, und zwar nicht als ein gemeiner Mann gereiset, sondern als ein sehr aufmerksamer Antiquar.

Die Religion Christi.[1])

Denn der Vater will auch haben, die ihn also anbeten.
St. Johannes.

---

§. 1.

Ob Christus mehr als Mensch gewesen, das ist ein Problem. Daß er wahrer Mensch gewesen, wenn er es überhaupt gewesen, daß er nie aufgehört hat, Mensch zu sein, das ist ausgemacht.

§. 2.

Folglich sind die Religion Christi und die christliche Religion zwei ganz verschiedene Dinge.

§. 3.

Jene, die Religion Christi, ist diejenige Religion, die er als Mensch selbst erkannte und übte; die jeder Mensch mit ihm gemein haben kann; die jeder Mensch um so viel mehr mit ihm gemein zu haben wünschen muß, je erhabener und liebenswürdiger der Charakter ist, den er sich von Christo als bloßen Menschen macht.

§. 4.

Diese, die christliche Religion, ist diejenige Religion, die es für wahr annimmt, daß er mehr als Mensch gewesen, und ihn selbst als solchen zu einem Gegenstande ihrer Verehrung macht.

---

1) Theologischer Nachlaß, S. 101—104. — A. d. H.

§. 5.

Wie beide diese Religionen, die Religion Christi sowol als die christliche, in Christo als in einer und ebenderselben Person bestehen können, ist unbegreiflich.

§. 6.

Kaum lassen sich die Lehren und Grundsätze beider in einem und ebendemselben Buche finden. Wenigstens ist augenscheinlich, daß jene, nämlich die Religion Christi, ganz anders in den Evangelisten enthalten ist als die christliche.

§. 7.

Die Religion Christi ist mit den klarsten und deutlichsten Worten darin enthalten,

§. 8.

Die christliche hingegen so ungewiß und vieldeutig, daß es schwerlich eine einzige Stelle giebt, mit welcher zwei Menschen, so lange als die Welt steht, den nämlichen Gedanken verbunden haben.

Ueber eine

Prophezeihung des Cardanus,

die christliche Religion betreffend.[1])

---

(1)

Kerolt an Tutilo.

— — Ja, auch sodann, wenn die Vorhersagung in Erfüllung geht, ist es noch sehr ungewiß, ob diese Vorhersagung eine ächte Prophezeihung gewesen. Denn was der Schwärmer ohne Ueberlegung vorhersagte, kann das Ungefähr ohne Absicht erfüllen. Folglich gehört zu einer ächten Prophezeihung nicht blos, daß sie erfüllet, sondern daß sie in dem nämlichen Sinne und aus den nämlichen Gründen erfüllt werde, in welchem und aus welchen sie gestellt worden. Wer aber kann von diesem Sinne und von diesen Gründen bei der schwankenden und räthselhaften Sprache versichert sein, deren sich die Propheten zu bedienen pflegen?

Ein wahrer Prophet kann falsch prophezeihen, wie wir aus dem Exempel des Jonas wissen. Warum sollte ein falscher Prophet nicht auch wahr prophezeihen können?

Wollen Sie ein Beispiel einer solchen wahren Prophezeihung eines falschen Propheten? —

Cardanus, gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts, hat prophezeihet, daß um 1800 eine sehr große Veränderung in der christlichen Religion erfolgen werde.

---

1) Theologischer Nachlaß, S. 227—232. — [Ueber Hieronymus Cardanus vergl. Theil XIV. S. 19 f. — A. d. H.]

Was ist wahrscheinlicher, als daß diese Prophezeihung werde erfüllt werden? Oder vielmehr, was ist unstreitiger, als daß diese Prophezeihung schon erfüllt worden?

Das Christenthum dieses 18ten Jahrhunderts, wie sehr ist es von dem Christenthum aller vorhergehenden siebenzehn Jahrhunderte verschieden! —

Und gleichwol war Cardanus höchstens nur ein sehr gelehrter Charlatan, aber im Mindesten kein Prophet. —

(2)

Tutilo an Kerolt.

— — — Ich komme auf Ihre seltsame Prophezeihung des Cardanus. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich nie etwas von ihr gehört habe. Ich weiß wohl, daß Cardanus abgeschmackt genug gewesen, Christo die Nativität zu stellen — aber auch der christlichen Religion? Wo das?

Und wann er es gethan, nun wohl! Lassen Sie uns das Viertelhundert Jahre noch warten und alsdenn von der Erfüllung sprechen. Denn was Sie von einer schon geschehenen Erfüllung sagen, verstehe ich nicht. — —

(3)

Kerolt an Tutilo.

Es ist in den Büchern De rerum varietate, wo Cardanus schreibt: Wenn dem also ist, so muß nothwendig im Jahr Christi 1800 eine große Veränderung in den Gesetzen Christi erfolgen. Mit seinen eigenen Worten: „Quod si ita est, necesse est anno Christi MDCCC magnam mutationem futuram esse in Christi lege.“ Sie stehen in dem elften Capitel des zweiten Buchs. Nun sage ich: Die Voraussetzung des Cardanus, dieses sein „quod si ita est“, wenn dem also ist, ist eine Unrichtigkeit; denn es ist nicht also. Und gleichwol hat Cardanus aus dieser falschen Voraussetzung etwas sehr Wahres vorher verkündiget.

Denn daß schon jetzt eingetroffen, was er erst auf 1800 verkündiget, das lassen Sie Sich nicht irren. Er selbst sagt in dem

Folgenden, daß der Termin etwas später oder früher eintreffen könne; und etwas später oder früher thut nichts zur Sache. Genung, er hat die große Veränderung, welche zu unsern Zeiten mit der christlichen Religion geschehen ist und geschieht, vorher verkündiget, und hat sie von ohngefähr vorher verkündiget. Das ist es allein, was ich wollte.

Ob Sie mich übrigens, was diese Veränderung selbst anbelangt, nicht verstehen oder nicht verstehen wollen, werden Sie Sich selbst am Besten beantworten können. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Womit sich die geoffenbarte Religion am Meisten weiß, macht mir sie gerade am Verdächtigsten.[1])

„Die geoffenbarte Religion," sagt man, „gewährt uns allein die völlig ungezweifelte Versicherung von der Unsterblichkeit der Seele. Die Vernunft speiset uns hierüber mit bloßen Wahrscheinlichkeiten ab."

Ich will dies einmal so wahr sein lassen. Ich will nicht wiederholen, was man so oft erinnert hat, nämlich daß eine geoffenbarte Religion, die sich auf menschliche Zeugnisse gründet, unmöglich eine ungezweifelte Versicherung in irgend etwas gewähren kann (denn daß die Zeugnisse, worauf sie sich gründet, glaubwürdige Zeugnisse sind, kann höchstens doch nur höchst wahrscheinlich gemacht werden): so ist ihre Versicherung doch auch nur eine höchst wahrscheinliche Versicherung. Doch, wie gesagt, ich will es ganz ungezweifelt wahr sein lassen, daß uns die geoffenbarte Religion allein die völlige Versicherung von der Unsterblichkeit der Seele gewähret.

Die völlige Versicherung, die völlige! Eine Versicherung, bei der sich das Gegentheil gar nicht denken läßt. Ein Widerspruch, wenn es je einen gegeben hat. — Doch ich will ja von dieser Seite den Streit nicht suchen. — Der Angriff scheint mir von einer andern Seite noch leichter.

---

1) G. E. Lessing's Leben, II. S. 253 f. — A. d. H.

Daß man die Menschen ebenso von der Begierde, ihr Schicksal in jenem Leben zu wissen, abhalten solle, als man ihnen abräth, zu forschen, was ihr Schicksal in diesem Leben sei.[1]

So viel fängt man ziemlich an zu erkennen, daß dem Menschen mit der Wissenschaft des Zukünftigen wenig gedient sei, und die Vernunft hat glücklich genug gegen die thörichte Begierde der Menschen, ihr Schicksal in diesem Leben vorauszuwissen, geeifert. Wenn wird es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von unserm Schicksal in jenem Leben zu wissen, ebenso verdächtig, ebenso lächerlich zu machen?

Die Verwirrungen, die jene Begierde angerichtet hat, und welchen (wie ich am Oedipus zeigen kann) durch schickliche Erdichtungen des Unvermeidlichen die Alten vorzubeugen wußten, sind groß; aber noch weit größer sind die, welche aus der andern entspringen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht ebenso ruhig abwarten als einen künftigen Tag?

Dieser Grund gegen die Astrologie ist ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunst gäbe, das Zukünftige zu wissen, so sollten wir diese Kunst lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben ganz ungezweifelt unterrichtete, so sollten wir lieber dieser Religion kein Gehör geben.

---

1) Lessing's Leben, II. S. 243 f. — A. d. H.

Meines Arabers Beweis,

daß nicht die Juden, sondern die Araber die wahren Nachkommen Abraham's sind.[1])

Daher, weil diese von Ismael, der ganz gewiß der Sohn des Abraham war, und nicht von Isaak abstammen, der zwar der Sohn der Sara, aber Gott weiß, ob auch der Sohn Abraham's war. Diesen Verdacht bekräftiget

1) Die Zusammenstimmung der Zeit, indem Sara eben darauf mit ihm niederkam, als sie bei dem Abimelech gewesen war.*)

2) Verschiedene kleine Umstände, welche in der Bibel selbst auf diesen Verdacht zu zielen scheinen. Als:

a) der Name Isaak, welcher so viel bedeutet, als: Man wird lachen, 1. Mos. 17, 19. Dahinter scheint mehr zu stecken als die bloße Verwunderung, daß die betagte Sara ihrem noch betagteren Manne einen Sohn bringt.

b) Die Austreibung des Ismael mitsammt der Hagar, weil Ismael spottete und sein Gelächter hatte. Worüber sonst als darüber, daß sich sein guter Vater so gutherzig ein

---

*) Die vorhergeschickte so umständliche Versicherung, daß sie von dem Abimelech nicht berührt worden, zeigt genugsam, daß der Schreiber selbst die üblen Folgen vorausgesehen, die man aus dieser Zusammenstimmung der Zeit ziehen könne. Denn als Sara bei dem Könige der Aegypter war, wird keine dergleichen Versicherung von ihm gegeben.

1) Lessing's Leben, II. S. 250—252. Unter der oben angegebenen Ueberschrift wird das vorliegende Fragment a. a. O. S. 99 aufgeführt, während auf S. 250 sich die weniger passende Ueberschrift findet: „Beweis, daß nicht die Juden, sondern die Araber die wahren Nachkommen Abraham's sind". — A. d. H.

Bankbein unterschieben ließ? 21. Nach des Michaelis Uebersetzung kömmt es heraus, als ob Ismael über das Gastmahl gelacht hätte, welches Abraham bei der Entwöhnung des Isaak angestellt. Aber wenn dieses auch, so muß er doch Ursache zu glauben gehabt haben, warum er dieses Gastmahl für lächerlich gehalten.

c) Die Stelle 21, 12, wo Gott zu dem Abraham sagt: „In Isaak soll Dir der Same genennet werden;" von dem Ismael hingegen es heißt V. 13: „Darum, daß er Deines Samens ist."

d) Dürfte nicht vielleicht auch die Bereitwilligkeit Abraham's, den Isaak zu opfern, daraus zu erklären sein? Dieser Versuch, aus welchem man hernach eine göttliche Probe gemacht, kam ihm in einem Anfalle von Eifersucht ein. Die Liebe gegen seinen verstoßenen wahren Sohn wachte auf; er wollte also den andern aus dem Wege schaffen.

Der

Philosoph auf der Kirchenversammlung.[1])

Ich bringe den Philosophen an keinen Ort, in keine Versammlung, wo er nie etwas zu suchen gehabt hätte.

Denn wenigstens die Christen der ersten Jahrhunderte hielten einen Mann, der blos bei dem Lichte der Natur sah und handelte, mit diesem Lichte sich völlig begnügen ließ, dieses Licht nur immer so rein und hell als möglich sich zu machen und zu erhalten suchte: die ersten Christen, sage ich, hielten so einen Mann, das ist einen Philosophen, für so wenig gefährlich, daß sie ihn nicht nur mehrmalen zum Schiedsrichter ihrer theologischen Streitigkeiten freiwillig erwählten, sondern es auch gern geschehen ließen, wenn einer oder mehrere in öffentlichen Kirchenversammlungen für diejenigen christlichen Lehrer das Wort führten, deren ungewöhnliche Meinungen zu prüfen diese Kirchenversammlungen angestellt waren.

Ob von letzteren mehrere Exempel vorhanden sind als das von der ersten allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa, weiß ich nun eben nicht; aber auch dieses einzige Exempel ist schon hinreichend, zu erweisen, auf welchem guten Fuß ehedem zwei Mächte mit einander gelebt haben, die sich jetzt so gewaltig anfeinden.

Die Nachricht, welche uns Gelasius[2]) in seiner Geschichte

---

1) Lessing's Leben, II. S. 256—258. — A. d. H.

2) Gelasius aus Cyzicus verfaßte in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts eine wenig zuverlässige Geschichte des Concils zu Nicäa unter dem Titel: „*Σύνταγμα τῶν κατὰ τὴν ἐν Νικαίᾳ ἁγίαν σύνοδον πραχθέντων*“. Gedruckt ist die Schrift zuerst Lutet. 1599, dann 1604. — A. d. H.

der Nicäischen Kirchenversammlung von diesen Hilfstruppen der Philosophie giebt, mit deren Verstärkung Arius daselbst erschien, ist äußerst merkwürdig. Daß sie alle aus der Schule des Porphyrius gewesen, scheint mir daher wahrscheinlich, weil Constantinus ausdrücklich befahl, daß die Arianer von dieser Zeit an Porphyrianer heißen sollten.

Besonders spielte Einer derselben eine ganz außerordentliche Rolle, wenn sich dieser Ausdruck anders auch dahin beziehen läßt, wo sich die spielende Person in der Hauptsache nur leidend verhält. Er hatte nämlich verschiedene Tage hinter einander mit den versammelten rechtgläubigen Vätern unter großem Zulauf ganz bewundernswürdig gestritten. Die deutlichsten Stellen der Schrift, welche diese gegen ihn vorbrachten, vermochten wider ihn nichts; er hatte Ausflüchte über Ausflüchte und entschlüpfte durch seine Sophistereien meisten Theils, so oft sie ihn am Festesten zu haben glaubten. Er ward daher so übermüthig, daß er immer mit — — — Stolz in die ruhige Versammlung trat und sich — — — — —

Das Aergerniß ward groß; bis endlich ein ganz ungelehrter Mann aufstand (einer von den heiligen Bekennern, der mit dem Bischof zugegen war) und um die Erlaubniß bat, mit dem Philosophen anbinden zu dürfen. Allein die diesen guten Mann kannten und wußten, wie einfältig und unwissend er sei, verwehrten es ihm ernstlich, um sich nicht den Feinden der Wahrheit zum Gespötte zu machen. Doch der Bekenner bestand auf seinem Vorhaben, trat mit Eins — — — — und sprach: „Im Namen Jesu Christi, des Vaters Gottes, daß — — — der Vater war, höre die Lehre der Wahrheit, o Philosoph! Es ist nur ein Gott, der Himmel und Erde und Alles, was darin ist, erschaffen hat, den Menschen aus Staub gebildet und Alles durch sein Wort und seinen heiligen Geist erhält. Dieses Wort, Philosoph, ist der Sohn Gottes.“

Betrachtung

über die geistliche Beredsamkeit.[1])

Worte genug, die Bayle[2]) über die Beredsamkeit des Pythagoras macht! Er vergleicht sie mit der kräftigen Beredsamkeit des Capistran*) wider die Spiele und der ohnmächtigen Beredsamkeit des Conecte[3]) gegen den Kopfputz der Frauenzimmer. Er macht Betrachtungen über Betrachtungen. Nur die wichtigste, die man, wie ich wenigstens glaube, darüber machen kann, wollte ihm nicht einfallen. Diese meine ich, daß alle Wirkungen der Beredsamkeit nur von sehr kurzer Dauer sind. Auch war sie bei den Alten nur ein bloßes Rüstzeug, wenn in der Ge-

*) Capistran, ein Franziskanermönch im 15ten Jahrhundert, aus Capistran in Italien, wurde nach Böhmen geschickt, die Hussiten zu bekehren, und predigte den Kreuzzug in Deutschland, Ungarn und Polen. 1452 kam er nach Nürnberg oder Magdeburg, errichtete sich auf öffentlichem Markte eine Kanzel und predigte mit solcher Kraft gegen die Sünde des Spiels, daß die Nürnberger alle Karten und Würfel auf einen Haufen zusammentrugen und verbrannten. Das Jahr darauf war er zu Breslau und predigte zugleich wider die Juden so kräftig, daß man in ganz Schlesien eine große Menge verbrannte, weil sie gegen die heilige Hostie nicht genug Respect bezeugt. War seine Beredsamkeit mächtig, so war es sein Gebet noch mehr. Kein Wunder also, daß er vom Papst Alexander VIII. im October 1690 kanonisirt wurde!

1) Lessing's Leben, II. S. 245—247. — A. d. H.

2) Ueber Pierre Bayle vgl. Th. XIV. S. 17 f. — A. d. H.

3) Der aus der Bretagne gebürtige Karmelitermönch Thomas Conecte hatte sich als Wanderprediger einen hohen Ruf verschafft, wurde aber, weil er nicht blos gegen den Luxus der Frauen und die Unsittlichkeit der Laien, sondern auch gegen die Verderbtheit des Klerus eiferte und selbst die Einrichtungen und Lehren der herrschenden Kirche nicht schonte, im Jahre 1434 in Rom als Ketzer verbrannt. — A. d. H.

schwindigkeit, auf der Stelle ein leichtsinniges Volk, ein gähnender unentschlossener Richter bewegt und gelenkt werden sollte. Die Kraft, die sie sodann äußerte, wurde weislich sogleich in ein Decret, in ein Gesetz, in ein richterliches Urtheil verwandelt, und nur dadurch behielt sie ihre Fortdauer. Jetzt, da sie bei Weitem so gewaltig nicht mehr ist, haben wir ihr gleichwol weit schwerere Dinge aufgetragen. Unser ganzes moralisches Leben, alle unsere christliche Pflichten soll sie ordnen und reizen; aber da ist kein Gesetz, kein weltlicher Arm, der ihr zu Hilfe kommt, der ihre flüchtigen Eindrücke gründe und ihre angefangene Erschütterung in eine stäte Bewegung fortsetze.

Ich will sagen, daß unsere geistliche Beredsamkeit ohne die Kirchenzucht, von der heut zu Tage unter uns kaum die geringste Spur mehr übrig ist, nothwendig eine sehr armselige Figur spielen muß. Unsere Kanzeln können sich keiner Redner rühmen; ihre besten Betreter sind Sophisten, und wenn sie es noch wären!

Conecte predigte damals wider die hohen Hennias, eine Art von Fontangen,[1] die damals Mode waren. So lange er dawider predigte, so lange er seine Gassenjungen und diese ihre Steine bei der Hand hatten, so lange zog das Frauenzimmer ihre Hennias, wie die Schnecke ihre Hörner bei entstehendem Geräusch, ein. Kaum hört das Geräusch auf, kaum ist Conecte aus einem Orte weg, so kommen die Hennias und die Hörner größer als jemals wieder zum Vorschein. Ich habe schon gesagt, daß dieses vielleicht auch der Fall des Pythagoras zu Kroton gewesen. Ich gründe diese Vermuthung nicht sowol auf die Verfolgung, welche kurz darauf über die Schule des Pythagoras zu Kroton erging, als vielmehr darauf, daß noch in den nachmaligen Zeiten Kroton als ein sehr üppiger Ort berüchtiget war.

---

1) Unter „Fontange" versteht man einen von Spitzen, Bändern u. dergl. verfertigten Kopfputz für Frauen. Als einst auf der Jagd der Wind den Kopfputz der Marquise von Fontanges in Unordnung gebracht hatte, ließ sie denselben durch ein Band wieder befestigen und fügte allerlei Zierrath von Blättern hinzu, was dann Mode wurde. — A. d. H.

Anhang.



Lessing's Predigt über zwei Texte.[1])

Von

Fr. Nicolai.

Man hat mehrmal gesagt, daß die Privatbriefe der Gelehrten an vertraute Freunde ihren Charakter und Denkungsart deutlicher zeigen als ihre für den Druck bestimmten Schriften. Dies ist wahr und auch nicht wahr. Nicht wahr, insofern, wenn dergleichen Briefe gedruckt werden, der Leser sehr oft nicht den Sinn für manche Gegenstände hat, welche der Freund hatte. Ja, wenn der Leser die Zeit und die Umstände, unter welchen die Briefe geschrieben wurden, und manche Anspielungen, die dem Freunde bekannt waren, gar nicht oder unrecht versteht, so muß er folglich die Briefe und oft auch die Personen selbst unrecht beurtheilen. Dies ist mir sehr oft bei dem neulich gedruckten Briefwechsel Lessing's mit Moses Mendelssohn eingefallen. Mein Namen kommt oft darin vor; aber ich habe nicht gewußt, daß sie gedruckt würden, bis ich sie gedruckt sah. Ich würde sonst Manches, was außer mir itzt Niemand mehr weiß, erläutert haben, weil sonst oft Niemand versteht, was er liest. Dabei muß man sich lebhaft und deutlich vorstellen können, in welchem Zustand vor 32 oder 33 Jahren, da diese Briefe geschrieben wurden, die deutsche Literatur war, und in welcher Lage wir selbst waren, die wir uns als junge Leute damals mit

---

1) Berlinische Monatsschrift. Herausgegeben von F. E. Biester. Siebzehnter Band. Berlin 1791. S. 30—45. — Vgl. unsere Vorbemerkung. — A. d. H.

Eifer zu bilden suchten. Ohne diese Rücksicht scheint es mir nicht, daß Jemand diese Briefe interessant finden kann; wenigstens wird er gewiß sehr viele Stellen ohne nähere Erläuterungen gar nicht verstehn.

Z. B. Moses schreibt an Lessing in einem Briefe vom 27. Febr. 1758:[1]) „Ich gehe itzt mit einer Materie zu philosophischen Briefen schwanger. Ich kann aber nicht eher erlöset werden, bis Sie mein Sokrates sind." Darauf antwortet Lessing unterm 2. Apr. 1758: „Nunmehr aber auch auf Ihren Brief über das Wesen der schönen Wissenschaften zu kommen. Wollen Sie mir nicht ein Wenig einen deutlichern Begriff davon machen, als mir Hr. Nicolai davon gemacht hat? Was habe ich denn dabei zu thun, daß mir Hr. Nicolai schon den Namen Theophrast gegeben hat?" Theophrast? Dies kann Niemand verstehen, wer nicht Folgendes weiß.

Man sieht aus den Briefen, daß damals Moses und ich uns mit Untersuchung einiger in die schönen Wissenschaften einschlagenden philosophischen Materien beschäftigten, und daß wir Lessingen Verschiedenes davon mittheilten. Diese Materien waren der Gegenstand unsrer Unterredung bei unsern fast täglichen Zusammenkünften, deren ich mich noch itzt mit dem innigsten Vergnügen erinnere, und denen ich einen großen Theil meiner Ausbildung danke. Moses wollte, wie man aus ebendiesen Briefen sieht, daß ich eine Abhandlung über diese Materie schreiben solle; ich wollte und wollte auch nicht. Endlich kamen wir überein, daß wir die dahin einschlagenden Gegenstände in Briefform (ungefähr wie Moses' Briefe über die Empfindungen) bearbeiten und auch Lessing in diesen Briefwechsel ziehen wollten. Jeder sollte nach seinem eignen Charakter schreiben und seine eigene Meinung vertheidigen. Wir waren damals voll von Shaftesbury und hatten einen Ekel an dem steifen und ledernen Wesen, welches zu der Zeit allgemein in der deutschen Prose herrschte. Wir glaubten, die Einkleidung dieser Briefe würde uns Uebung in guter Schreibart sein und, wenn sie einmal sollten gedruckt werden, auch für den Leser dadurch mehr Interesse haben. Wir wählten für uns griechische Namen. Moses sollte in diesem Briefwechsel Charikles, und ich Eudemon heißen, in Anspielung auf den Theokles und Euphranor in Moses' Briefen über die Empfindungen. Lessing sollte den

1) Lessing's „Gelehrter Briefwechsel", Th. I. S. 269.

Namen Theophrast haben. Wir waren sehr voll von dieser Idee, wie es zu gehen pflegt, wenn Jünglinge Ideen fassen. Sie vergnügte uns ungemein, und wir wußten wohl, daß sie auch Lessingen gefallen würde. Wir hatten aber eine kleine schalkhafte Freude, Lessing unsre Idee nur halb zu sagen und seine Neugierde anzuspannen, bis wir ihm wirklich einige von diesen Briefen schicken und damit die Idee ganz entwickeln könnten. Daher hatte ich auch in meinem Schreiben an Lessing nicht deutlich von unsrer Idee gesprochen. — Moses schrieb hernach einen Brief und auch ich einen, Jeder in seinem Charakter. Wir schickten sie an Lessing, der aber seinen Brief schuldig blieb. Die unsrigen sind wahrscheinlich unter den Papieren verloren gegangen, welche Lessingen einst auf der Reise von Breslau hieher und ein andermal in Berlin gestohlen wurden.

In Lessing's Briefwechsel mit Hrn. Hofr. Ebert las ich neulich, daß Lessing in einem Briefe vom 28. Dec. 1769 schreibt:[1] „Alberti befindet sich wohl; und was mich an ihm ebenso sehr freut als seine Gesundheit, ist, daß seine Versöhnung mit Goezen ein falsches Gerücht gewesen. Yorick wird daher wol predigen und seinen Sermon mit Nächsten einsenden." — Dies wird schwerlich Jemand verstehn. Wie kömmt Yorick zu Alberti und Goezen? . . . Hr. Hofr. Ebert hat diese literarische Anekdote bei der Herausgabe seiner Briefe nicht erläutert; und dies veranlasset mich, es hier zu thun, zumal da ich dabei ein kleines Bruchstück von Lessing's Ideen mittheilen kann, das mir seit zwanzig Jahren im Gedächtniß geblieben ist und vielleicht sonst ganz verloren ginge.

Es nimmt mich in der That Wunder, daß, da einmal ein Bändchen theologischer Schriften[2]) von Lessing herausgekommen ist, seine merkwürdigste theologische Schrift nicht darin enthalten ist, ja, daß man nicht einmal eine Anzeige davon findet; welches anzuzeigen scheint, daß Lessing's Bruder sie nicht allein nicht besessen, sondern vielleicht gar nicht einmal gekannt hat. Diese Schrift ist eine Predigt, und zwar die nämliche, auf welche Lessing in dem oben angeführten Briefe anspielt. — Mancher Leser wird vielleicht voll Verwunderung ausrufen: Wie? Eine Predigt von Lessing? Wirklich, und zwar eine Pre-

---

1) Lessing's „Gelehrter Briefwechsel", Th. II. Abschn. 2. S. 216.
2) Nicolai meint den von Lessing's Bruder Karl G. 1784 herausgegebenen „Theolog. Nachlaß". — A. d. H.

digt, die nicht allein wegen ihres Verfassers und wegen ihres Inhalts, sondern auch noch wegen eines andern kleinen Umstandes merkwürdig ist, den man vielleicht sonst bei keiner einzigen Predigt antrifft. Es ist eine Predigt über zwei Texte, da doch sonst gewöhnlich der Prediger mit einem Text zufrieden ist und ihn vielleicht nicht einmal ganz braucht. Die Veranlassung dieser Predigt war folgende.

Lessing war im J. 1769 in Hamburg. Er hatte daselbst einen ziemlich genauen Umgang mit dem durch gute und böse Gerüchte bekannten Pastor Goeze. Dieser Umgang nahm alle seine Hamburgischen Freunde Wunder, und einige ärgerten sich darüber. Lessing kehrete sich freilich wenig daran, so wie er in allen Dingen gern seinen eignen Weg ging. Goeze war ein gelehrter Mann und besonders ein guter Bücherkenner. Lessing schätzte Alles, was zur Gelehrsamkeit gehört, ungemein und besaß bekanntlich selbst eine sehr ausgebreitete Bücherkenntniß. Ursachen genug, daß Lessing an Goezens Umgange Gefallen fand; und des Letztern theologische Orthodoxie[1]) konnte auch gewiß dieses Gefallen nicht vermindern.

Unter denjenigen von Lessing's Freunden in Hamburg, die vorzüglich seinen beständigen Umgang mit Goezen nicht begreifen konnten, war der Pastor Alberti. Er war ziemlich vertraut mit Lessing; Beide schätzten einander hoch und liebten sich, ob sie gleich in vielen Dingen nicht übereinkamen. Ueber theologische Materien hatten sie sehr oft freundschaftlichen Streit; denn Lessing wollte gewöhnlich die Neuerungen, welche Alberti für unumgänglich nothwendig hielt, nicht für nothwendig erkennen. Hiezu

---

1) Lessing war überhaupt nicht allein sehr dafür, Jedem in theologischen Sachen seine subjective Ueberzeugung zu lassen, sondern — man mag es mir nun glauben oder nicht — er wollte auch nicht, daß in der Dogmatik Aenderungen gemacht würden, ob er gleich dabei den Weg zur freiesten Untersuchung offen gehalten wissen wollte. Daß dies Lessing's Meinung war, kann ich mit völliger Gewißheit behaupten, da ich und Moses so oft mit ihm über diesen Gegenstand disputirt haben, besonders im Jahre 1776 oder 1777, da wir ihm ernstlich die Herausgabe der bekannten Fragmente widerriethen. Vielleicht werde ich bei einer andern Gelegenheit Veranlassung haben, auseinanderzusetzen, von welchem Gesichtspunkt er bei seinen Ideen über Dogmatik und Orthodoxie eigentlich ausging, und wie er von demselben erst in den letztern Jahren seines Lebens zu der Idee, daß die Offenbarung für das menschliche Geschlecht nur Erziehung sei, ganz natürlich überging. Hier will ich nur so viel sagen, daß Lessing's Meinung war, bei Untersuchungen die Dogmatik ganz bei Seite zu legen — gleichviel, meinte er, ob sie unwidersprechlich richtig oder gar nicht da wäre — und von ganz andern Gesichtspunkten auszugehen. — N[icolai].

kam noch, daß Alberti, obgleich der rechtschaffenste und redlichste Mann, dennoch in Gesellschaft in Behauptung seiner Meinungen ein Wenig heftig und peremptorisch war. Lessing hingegen konnte das Allzudecisive nicht wohl leiden und pflegte in gesellschaftlichen gelehrten Unterredungen oft die Partie zu nehmen, welche die schwächere war,[1]) oder die, wovon Jemand positiv das Gegentheil behaupten wollte; zuweilen auch umgekehrt gerade die, wovon Jemand heftig eingenommen war, der aber die Sache aus einem ihm eignen Gesichtspunkte zu betrachten schien. Dies that er, um Jenem Muth zu geben, ihm seine Gedanken ganz im Zusammenhange zu sagen. Auch, nachdem die Leute waren, die er vor sich hatte, war er in Gesellschaften wol Liebhaber eines Dinges, das die Engländer fun nennen, und wofür unsere solennen deutschen Landsleute kein Wort haben und vielleicht auch nur selten recht Sinn für die Sache, welche doch zuweilen, um sich mit so manchen schalen Menschengesichtern durch so manche langweilige Gesellschaft zu steuern, einem hellen Kopfe nicht ganz entbehrlich scheinen mag. Besser doch immer, fun zu treiben, als über die Dummköpfe ungeduldig zu werden! —

Lessing war dogmatisch in seinen Principien, aber skeptisch in seinen Untersuchungen, Eigenschaften, die er auf die edelste Weise anwandte, und die oft zu den herrlichsten Ideen leiteten, wenn er sich blos zu verirren schien. Er ist deswegen nicht selten von Leuten, die ihn nicht recht kannten, sehr mißverstanden worden, wenn sie das, was er irgend einmal, sogar mit vieler Lebhaftigkeit und mit scharfsinnigen Gründen behauptete, für das Resultat seiner Principien ansahen. Wer Lessingen nicht sehr genau kannte, konnte sich sehr an ihm irren, wenn er ihn disceptiren hörte.

Während Lessing in Hamburg lebte, entstand daselbst ein großer theologischer Zwist. — Seit langer Zeit war in den Hamburgischen Kirchen an den Bußtagen ein Kirchengebet abgelesen worden, worin unter Andern auch die Worte aus Psalm 79, 6: Schütte Deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die Deinen Namen nicht

1) Viele von Lessing's Freunden werden sich noch erinnern, daß er während des siebenjährigen Krieges, so lange er sich in Leipzig aufhielt, beständig in Gesellschaften die preußische Partie nahm und in Berlin die sächsische. Er ward deshalb auch an beiden Orten von den rechten Patrioten, die während des Krieges bekanntlich ein Wenig bissig waren, herzlich gehaßt. — N.

anrufen, standen. Im J. 1769 hielt Alberti und ein anderer Prediger (wenn ich nicht irre, Liebrecht) es wider ihr Gewissen, diese Worte ferner von der Kanzel zu sprechen, und ließen sie aus dem Bußgebete aus. Goeze, streitsüchtigen Andenkens, unterließ nicht, darüber Lärm zu schlagen und seine Kollegen aufs Bitterste zu verunglimpfen. Alberti kam auch in Eifer; der Pöbel nahm Partie für Goezen und wollte Gottes Grimm über Alle ausgeschüttet wissen, die nicht wie Goeze und der Pöbel dachten. Der Lärm ward endlich so arg, daß der Magistrat Herrn Goeze bei Strafe der Suspension befahl, [1]) die Sache ruhen zu lassen.

Lessing billigte gewiß Goezens hämische Verunglimpfungen nicht und war gewiß kein Freund davon, daß der Grimm Gottes sollte erbeten werden. Aber er ward von seinen Freunden nun geneckt, daß er seinen Vertrauten Goeze, so wie er sonst zuweilen gethan hatte, vertheidigen möchte. Seine erwähnte Neigung, in gesellschaftlichen Disputen sich auf die schwächste Seite zu schlagen, machte, daß er nun auch wirklich das Kirchengebet in Schutz nahm. Er hatte alle Stimmen wider sich, und besonders erstaunte Alberti natürlich sehr, daß Lessing Partie gegen ihn nahm. Dieser aber setzte die Vertheidigung mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn fort und sagte unter Andern: „Man müsse in dieser Sache wohl distinguiren; dann werde sich finden, in welcher Rücksicht man sehr wohl so beten könne und so beten müsse.“ Alberti rief aus: „Hier helfe keine Distinction, denn in aller Betrachtung sei es abscheulich, ein solches Gebet zu beten.“ Lessing verfocht seinen Satz. Beide Theile wurden heftig. Alberti rief endlich aus: „Christus sagt: Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst!“ Lessing versetzte: „Das sollen und wollen wir auch und mögen doch wol Gottes Grimm über Die herbeirufen, die ihn verdienen!“ Alberti rief mit einer Art von Triumph aus: „Die Distinction möchte ich sehen, mit welcher Sie dies vereinigen wollten!“ Lessing sagte: „Das sollen Sie sehen!“ Alberti und Andere lachten.

Lessing ging fort und machte in wenigen Tagen fertig:

Eine Predigt über zwei Texte, über Psalm 79, 6: Schütte Deinen Grimm über die Heiden u. s. w., und über Matth. 22, 39: Du sollst

---

1) Man s. „Allgem. Deutsche Biblioth.“, XII. 2. S. 95, 98; XVII. 2. S. 617. — N.

Deinen Nächsten lieben als Dich selbst, von Yorick.[1]) Aus dem Englischen übersetzt.

Er ließ von dieser Predigt in der Druckerei seines Freundes Bode, auf dessen Verschwiegenheit er rechnen konnte, einen halben Bogen, worauf der Titel und ein Theil der Vorrede war, absetzen und nur ein halb Dutzend Exemplarien abdrucken, wovon er eins seinem Freunde Alberti unvermerkt in die Hände kommen ließ, als ob es unter der Presse wäre. Alberti übersah mit einem Blicke, daß mit einem Manne wie Lessing nicht zu scherzen sei, und daß bei der damaligen Gährung diese Predigt, wenn sie bekannt würde, eine für ihn sehr nachtheilige Wirkung auf das gegen ihn bereits unbilliger Weise aufgehetzte, damalige Hamburgische Publicum haben könnte. Der edle Lessing hatte kaum einige Verlegenheit in der Miene seines Freundes bemerkt, als er ihn umarmte und ihn versicherte, es sei blos Scherz, und die Predigt solle nicht bekannt werden, obgleich im Grunde Goeze mit derselben auch gar nicht würde zufrieden gewesen sein. Nur Alberti und einige andere von Lessing's vertrauten Freunden und unter denselben auch ich bekamen sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu lesen; und diese damals nöthige Verschwiegenheit hat auch bis itzt Niemand derselben gebrochen.

Diese Predigt war wirklich in ihrer Art ein Meisterstück, und es wäre ein großer Verlust, wenn das Manuscript, wie ich fast befürchte, völlig sollte verloren gegangen sein. Yorick's Manier war völlig erreicht; ebendie Simplicität, ebendie scharfsinnige und gutmüthige Philosophie, ebendie menschenfreundliche Theilnehmung und Toleranz, ebendie Ausbrüche heiterer Laune, die aus dem ernsthaftesten Gegenstande ganz natürlich entstehn. Ich erinnere mich, sie mit unbeschreiblichem Vergnügen zweimal gelesen zu haben;[2]) aber von der Predigt selbst habe ich nichts in einigem Zusammenhange behalten. Es ist mir nur der Inhalt eines Theils der Vorrede sehr lebhaft im Gedächtniß geblieben, eine Dichtung, welche die Veranlassung enthält,

---

1) Der bekannte englische Humorist Lorenz Sterne (1713—1768) hat nicht blos unter dem Namen Pfarrer Yorick in seinem „Tristram Shandy" sich selbst porträtirt, sondern hat unter diesem Namen auch einige Bände Predigten herausgegeben. — A. d. H.

2) Als Lessing das letzte Mal in Berlin war, hatte er sie nebst andern Aufsätzen, die nur seine Freunde sehen sollten, mitgebracht. Es scheint mir fast, daß die Brieftasche, worin diese Aufsätze waren, entweder noch irgendwo liegt oder durch einen unbekannten Zufall ganz verloren ist. — N.

die Yorick gehabt haben sollte, diese Predigt zu verfertigen. Ich will sie hier mittheilen. Sollte je Lessing's Manuscript, oder wenigstens ein Exemplar der paar gedruckten Blätter, noch zum Vorschein kommen, so wird man vermuthlich sehen, daß ich das Wesentliche sehr fest im Gedächtniß gefaßt habe. Findet man aber alsdann diese nur aus dem Gedächtniß von mir aufgesetzte Erzählung unter Lessing, so erinnere man sich, daß ich dies hier selbst im Voraus zugebe. Sollte indessen nichts von der Predigt und ihrer Vorrede übrig geblieben sein, so wird ein Bruchstück eines schätzbaren Kunstwerks, wenn es auch einigen Schaden gelitten hat, noch immer etwas werth sein. Die Idee der Erzählung ist folgende:

Der Oberst Shandy ging eines Tages mit seinem getreuen Trim spazieren. Sie fanden am Wege einen magern Menschen in einer zerlumpten französischen Uniform, der sich auf eine Krücke stützte, weil ein Fuß verstümmelt war. Er nahm stillschweigend mit niedergeschlagenen Augen den Hut ab, aber sein kummervoller Blick sprach für ihn. Der Oberst gab ihm einige Schillinge, ungezählt, wie viel; Trim zog einen Penny aus der Tasche und sagte, indem er denselben gab: „French dog!“

Der Oberst schwieg einige Secunden und sagte darauf, sich gegen Trim kehrend: „Trim, es ist ein Mensch und nicht ein Hund!“

Der französische Invalide war ihnen nachgehinkt. Auf des Obersten Rede gab Trim noch einen Penny und sagte abermals: „French dog!“

„Und, Trim, dieser Mensch ist ein Soldat!“ Trim sah ihm starr ins Gesicht, gab wieder einen Penny und sagte: „French dog!“

„Und, Trim, er ist ein tapfrer Soldat; Du siehst, er hat für sein Vaterland gefochten und ist schwer verwundet worden.“ Trim drückte ihm die Hand, indem er ihm noch einen Penny gab, und sagte: „French dog!“

„Und, Trim, dieser Soldat ist ein guter und ein unglücklicher Ehemann, hat eine Frau und vier unerzogene Kinder.“ Trim, eine Thräne im Auge, gab Alles, was er noch in der Tasche hatte, und sagte etwas leise: „French dog!“

Als der Oberst nach Hause kam, sprach er mit Yorick über diesen Vorfall. Yorick sagte: „Es ist klar, Trim hasset

die ganze Nation, welche seinem Vaterlande feindselig ist; aber er kann jedes Individuum aus derselben lieben, wenn es Liebe verdient." Dies gab Gelegenheit, daß Yorick die folgende Predigt hielt. — —

Ich erinnere mich, daß Swift schon einen Gedanken hatte, dem ähnlich, worauf Lessing seine obige Dichtung und seine Predigt gründete. Er sagt in einem Briefe an Pope: [1]) „I have ever hated all Nations, Professions, and Communities; and all my love is towards Individuals. For instance, I hate the Tribe of Lawyers, but I love Counsellor such a one, and Judge such a one: 'Tis so with Physicians (I will not speak of my own Trade), Soldiers, English, Scotch, French, and the rest." Diese Denkungsart hatte mit Lessing's Denkungsart etwas Aehnliches. Er glaubte auch, Stände und Professionen brächten sowol der gelehrten als der bürgerlichen Welt gewisse Nachtheile, insofern die Mitglieder derselben dadurch von der übrigen Welt abgeschnitten und zu einem Privatinteresse oder zu einer Privatdenkungsart vermocht würden. Wenn aber Swift hinzusetzt: „But principally I hate and detest that animal call'd Man, although I heartily love John, Peter, Thomas, and so forth," [2]) so war dies ganz und gar nicht Lessing's Denkungsart. Er haßte weder **den** Menschen noch **die** Menschen; Swift hingegen, fürchte ich, hat nicht nur **den** Menschen, sondern auch oft **die** Menschen gehaßt. Dies Letzte kann nur gar zu leicht von Jemand geschehen, welcher viel Egoismus und Prätension hat. Wer hatte dessen mehr als Swift? wer aber hatte weniger davon als Lessing!

Berlin. Fr. Nicolai.

---

1) Man s. meine Ausgabe von Pope's Works, T. IX. S. 46. — N.

2) Swift schrieb die oben im Original angeführten Worte, um seine ganze Denkungsart und vorzüglich seinen Plan in den bekannten Reisen Gulliver's, anzugeben: „Ich habe immer alle Völkerschaften, Professionen, Gemeinden gehaßt; meine ganze Liebe geht auf die Individuen. Z. B. ich hasse die Zunft der Juristen, aber ich liebe den Rath N. N., den Richter N. N. Ebenso denke ich über die Aerzte (um von meinem eignen Gewerbe nicht zu reden), über die Soldaten, englische, schottische, französische und alle übrigen. Vorzüglich aber hasse und verabscheue ich das Thier, genannt Mensch, obgleich ich Johann, Peter, Thomas u. s. w. recht herzlich liebe." — B[iester].

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Lessing's Werke.

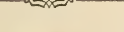
Achtzehnter Theil.

Philosophische Schriften.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet

von

Christian Groß.



Berlin.

Gustav Hempel.



Inhalt.

Philosophische Schriften.

Kleinere Schriften.

Recensionen aus der Berlinischen privil. Zeitung.

Lessing's philosophischer Nachlaß.



Vorbemerkung des Herausgebers.

Der 18. Theil von Lessing's Werken enthält seine sämmtlichen philosophischen Schriften. Die Auswahl der einzelnen Abhandlungen für diesen Band war keine ganz leichte, da es bei der eigenthümlichen Richtung von Lessing's Speculation, die sich mit Vorliebe religiösen Dingen zuwendet, sehr oft zweifelhaft bleibt, ob man einen Aufsatz zur Theologie oder zur Philosophie rechnen soll. Je nachdem man mehr die Form oder mehr den Inhalt betont, wird das Urtheil oft verschieden ausfallen; so hätten z. B. die Fragmente „Das Christenthum der Vernunft", „Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religion" und allenfalls auch die „Gedanken über die Herrnhuter" ohne Zweifel auch dem vorliegenden Bande, und umgekehrt z. B. „Die Erziehung des Menschengeschlechts", „Leibniz von den ewigen Strafen" u. a. einem der vorhergehenden Bände einverleibt werden können. Was uns bei unserer Eintheilung hauptsächlich leitete, war das Bestreben, dem Leser möglichst jede unnütze Mühe zu ersparen, indem wir unsere Auswahl so trafen, daß bei der Betrachtung einer Frage nicht viele Bände umzuwälzen sind, um das nöthige Material zusammenzubringen.

Ist es so schon schwer, die philosophischen Schriften Lessing's von den theologischen zu scheiden, so ist es natürlich noch viel schwerer, den Philosophen Lessing von dem Theologen zu

trennen. Lessing war ein Mann aus einem Gusse; er war philosophischer Theolog, wie es jeder wahre Theolog sein muß, und er war theologischer Philosoph, was die Gegenwart, durch ihre naturwissenschaftlichen Erfolge berauscht und in religiösen Dingen mehr als billig indifferent, kaum als einen Vorzug ihm anrechnen wird. Und als Philosoph wie als Theolog ist er ein Kind seiner Zeit: mit dem ihm eigenen energischen Wahrheitstriebe erfaßt er die Aufgaben, die der Strom des Lebens ihm entgegenträgt, und keine Aufgabe geht ohne sichtliche Förderung aus seinen Händen. Und so wird er, wie auf so vielen andern Gebieten, auch für die Philosophie der Prophet und der Bahnbrecher einer großen Zeit. Als Philosoph hat Lessing zu Fichte, besonders aber zu Schelling und Hegel ein ähnliches Verhältniß wie als Kritiker und Dichter zu Goethe und Schiller. Und hat auch der größte Philosoph Deutschlands und der Neuzeit, hat auch Kant keine Anregung von Seiten Lessing's erfahren, so wird doch eine gerechte Würdigung seiner Verdienste nicht anstehen, ihn auch in der Philosophie als den allezeit anregenden Praeceptor Germaniae zu betrachten.

Fragen wir uns nun weiter: Hat Lessing einem bestimmten philosophischen Systeme angehangen? und welchem? so ist auch die Beantwortung dieser beiden Fragen viel schwerer, als man erwarten sollte. So viel werden wir ohne Weiteres behaupten dürfen, daß Lessing auf den Besitz eines Systems keinen hohen Werth gelegt haben wird. Denn jene berühmten, oft citirten, dem Systematiker in jedem Fache, d. h. der allergrößten Mehrheit der Menschen so anstößigen Worte der „Duplik" scheinen jedem Bemühen um ein System Hohn zu sprechen. „Nicht die Wahrheit," heißt es dort, „in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein

seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz —

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: „Wähle!“ ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: „Vater, gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!“ “

Bei einer solchen grundsätzlichen Verachtung des Besitzes der Wahrheit von Seiten Lessing's werden wir also gern geneigt sein, die Worte Danzel's, des größten Lessingforschers: „Wir finden bei ihm nur eine speculative Grundanschauung und speculative Aperçüs“, als eine durchaus zutreffende Charakteristik von Lessing's philosophischer Schriftstellerei anzusehen, und C. Hebler beizustimmen, wenn er sagt: „Er [Lessing] war in der Philosophie, wie in der Wissenschaft überhaupt, Fragmentist und Gelegenheitsdenker. Er besaß zwar unstreitig eine philosophische, eine wissenschaftlich begründete universelle Anschauung der Dinge, die als eine in sich zusammenhangende auch systematisch im weiteren Sinne heißen kann, legte es aber nicht darauf an, oder war von Natur nicht darauf angelegt, sie in eigentlicher Systemsform auszugestalten, sondern begnügte sich, sie theils im allgemeinsten Umrisse, theils im Einzelnen, an dem jeweilen vorgenommenen besondern Stoffe, und auch da gern an den Gedanken Anderer zu entwickeln. . . . . . . Aber obgleich Fragmentist, hat Lessing mehr Anspruch auf den Namen eines ganzen Philosophen als mancher Systematiker, an welchem vielleicht das Systematische das einzige Philosophische ist. Ist der Besitz eines Systems gewöhnlich etwas Anderes als ein Beweis, wie geschwind man mit dem Philosophiren fertig geworden, wie wenig der philosophische Trieb in Einem lebendig geblieben ist?“ (Lessingstudien, S. 116.)

Hat demnach Lessing überhaupt keinem philosophischen Systeme

im strengen Sinne des Wortes angehangen, so ist unsere zweite Frage, welchem Systeme er gehuldigt, fast eine müssige. Lessing war eben, wie schon Herder mit Recht bemerkt hat, „nicht geschaffen, ein . . . ist zu sein, welche Buchstaben man auch dieser Endung voransetzen möge." Jene Frage kann also für uns nur noch den Sinn haben, welches philosophische System auf die Gestaltung seiner philosophischen Grundanschauung den größten Einfluß geübt hat, und welchem philosophischen Systeme er in dieser seiner philosophischen Grundanschauung am Nächsten stand.

Hören wir über die so gestellte Frage Lessing selbst, und zwar den wirklichen, unverfälschten Lessing, wie er uns in seinen philosophischen Schriften entgegentritt (und dem wird man doch, sollten wir meinen, das competenteste Urtheil über diese Frage zugestehen müssen), so ist Leibniz derjenige Philosoph, den Lessing nicht einmal, sondern wiederholentlich, zwar nicht seinen Lehrer nennt, aber unverkennbar als solchen zu erkennen giebt, und der auch in der That, man mag sagen, was man will, auf sein philosophisches Denken den bedeutendsten Einfluß geübt hat.

Schon die dem Knabenalter Lessing's angehörige „Glückwünschungsrede bei dem Eintritt des 1743. Jahres, von der Gleichheit eines Jahrs mit dem andern", zeigt Anklänge an Leibnizische Ideen, die damals freilich geradezu in der Luft lagen, und Lessing's erste philosophische Schrift, „Pope ein Metaphysiker" (1755), liefert den deutlichen Beweis, nicht blos, wie eingehend Lessing Leibnizens Schriften studirt hatte, sondern namentlich auch, wie hoch er den berühmten Philosophen schätzte, der eine ihm congeniale Natur war. Lessing sagt geradezu von Pope, wenn er in der Erklärung der Uebel in der Welt Shaftesbury gefolgt wäre, so würde er der Wahrheit und Leibnizen ungleich näher gekommen sein. Leibnizens System ist ihm damals also, wenigstens in dem in Rede stehenden Punkte, die Wahrheit.

Und wie steht es später? Hat sich Lessing in der Folgezeit etwa von Leibniz abgewendet? Im Gegentheil, Lessing's Interesse für Leibniz scheint mit den Jahren eher zu- als abgenommen zu haben. Geht er doch mit der Absicht um, Leibnizens Leben zu beschreiben. Vorarbeiten und zu diesem Zwecke angelegte Collectaneen finden sich in seinem Nachlasse. Die im Jahre 1765 durch Raspe zuerst veröffentlichten „Nouveaux essais sur l'entendement humain" excerpirt er nicht blos, sondern beginnt auch, sie zu übersetzen. Verrathen nicht alle diese Dinge das höchste Interesse für Leibniz und seine Philosophie? Und diesem Interesse entspricht denn auch die Art, wie Lessing in seinen späteren Schriften von Leibniz redet. Mit welcher Wärme sucht er z. B. Leibniz von dem Vorwurfe der Eitelkeit zu reinigen, indem er das in diesem Sinne ausgelegte Verfahren des genialen Mannes in Schutz nimmt, den eigenen esoterischen Ueberzeugungen dadurch ihre Wirksamkeit unter den Menschen zu sichern, daß er sie exoterisch, ohne jedoch der Wahrheit irgend etwas zu vergeben, den herrschenden Meinungen der Menschen accommodirte! „Leibniz nahm," sagt Lessing in der Abhandlung „Leibniz von den ewigen Strafen" (1773), „bei seiner Untersuchung der Wahrheit nie Rücksicht auf angenommene Meinungen; aber in der festen Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, hatte er wol oft die Gefälligkeit, diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Er schlug aus Kiesel Feuer, aber er verbarg sein Feuer nicht in Kiesel" (unten S. 82).

Hat nicht Lessing hier, man gestatte uns die kurze Abschweifung, in treffender Weise sich selbst geschildert? Hatte er auch noch im „Berengarius" die Forderung aufgestellt, „die Wahrheit ganz oder gar nicht zu sagen", so bewährte sich doch auch an ihm die Wahrheit des Wortes, daß die Verhältnisse stärker sind als die Menschen. Schon im „Berengarius" selbst hat er jene

Forderung kaum erfüllt, geschweige denn in den folgenden theologischen Streitigkeiten. „Gleich Leibniz hatte auch Lessing eine esoterische und eine exoterische Lehre," bemerkt Hettner (Literaturgesch. des 18. Jahrh., III. 2. 599) mit vollem Rechte. Bei Lessing's von ihm selbst mit klarem Bewußtsein erkannter pädagogischer Stellung zur deutschen Nation ist dies nicht anders zu erwarten; denn „der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt".

Aber nicht blos solche warme Theilnahme für die Person des großen Philosophen finden wir in dieser späteren Lebensperiode Lessing's, sondern auch anerkennende Urtheile über seine Philosophie. Klingt es z. B. in der genannten Schrift, „Leibniz von den ewigen Strafen", nicht wie eine Art Bekenntniß zum Leibnizianismus, wenn Lessing sagt: „Schlimm genug, daß man die Lehre von der besten Welt noch immer seine Lehre nennt?" Weil es zu weit führen würde, so müssen wir es uns leider versagen, hier im Einzelnen den Nachweis zu führen, wie Lessing Leibnizische Ideen aufgenommen und geistig verarbeitet hat, wobei es dann selbstverständlich nicht fehlen konnte, daß er oft zu andern Resultaten gelangte als Leibniz. So lehnen sich Lessing's psychologische Ueberzeugungen ganz an die Monadenlehre Leibnizens an, aber in der bei Lessing so wichtigen Annahme der Metempsychose, die mit seinen Grundanschauungen über das Wesen des Menschen und sein Verhältniß zu Gott und Welt so eng verwoben ist, geht er über Leibniz hinaus.

Dem wißbegierigen Leser, der unsere Behauptung noch näher begründet sehen möchte, als es in dieser kurzen Skizze geschehen kann, empfehlen wir namentlich Guhrauer's ausgezeichnete Abhandlung „Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts" und C. Hebler's „Lessingstudien".

Und bei dieser klaren Lage der Sache, die Jedem in die Augen fallen muß, der sich mit Lessing's philosophischen Schriften beschäftigt, soll Lessing noch heute wie bald nach seinem Tode à tout

prix zum Spinozisten gepreßt werden! Daß Johann Jacoby in seinem Schriftchen „G. E. Lessing der Philosoph", das zuerst in der 2. Auflage von Stahr's „G. E. Lessing" abgedruckt worden ist, Lessing zum Spinozisten macht, wird Niemanden Wunder nehmen, der die Geduld hat, dieses Specimen deutscher Gründlichkeit zu Ende zu lesen. Ist doch nach Herrn Joh. Jacoby's Meinung Leibniz selbst durchaus nicht der „Gegenfüßler" Spinoza's, für den ihn alle Welt bisher gehalten hat, sondern im Gegentheil auf dem besten Wege zum Spinozismus; denn, man höre und staune: „Mit einem Wort: Leibnizens System ist nichts, als ein unablässiges Streben nach der einheitlichen Weltanschauung, nach dem Einheitsgedanken", d. h. natürlich dem Spinozismus. Auf welches philosophische System läßt sich nicht diese geistreiche Definition mit demselben Recht anwenden wie auf das von Leibniz? Zum Unterscheiden gehört genaue Kenntniß und Urtheil, während an der Oberfläche liegende Aehnlichkeiten auch von der Oberflächlichkeit bemerkt werden; und Herrn Joh. Jacoby fehlen, wie ihm ein Anonymus (Lessing's Christenthum und Philosophie gegen Dr. Joh. Jacoby) in der That „gründlich" nachgewiesen hat, „selbst die Anfangsgründe der Philosophie". — Wir würden eines so werthlosen literarischen Productes nicht erwähnt haben, wenn nicht, wie oben bemerkt, Ad. Stahr dasselbe seinem vielgelesenen „G. E. Lessing" einverleibt und für eine Zierde und werthvolle Ergänzung seines Werkes erklärt hätte. Herr Ad. Stahr wird uns hoffentlich das freie Geständniß nicht übel nehmen, daß wir von seinem Buche im Allgemeinen doch eine bessere Meinung haben als er selbst.

Von größerem Gewichte für uns ist es, daß auch der gründliche Danzel behauptet, Lessing „verdanke dem Spinoza seine philosophische Weltanschauung", und daß H. Hettner erklärt, er nehme keinen Anstand, Lessing unter gewissen Einschränkungen einen Spinozisten zu nennen. Und was bestimmt diese ernsten Forscher zu

ihrem Urtheil? Weit weniger, müssen wir antworten, die in Lessing's Schriften uns vorliegenden Spinozistischen Anklänge und Anschauungen, als die gelegentlichen Aeußerungen, die Lessing in einem berühmt gewordenen Gespräche mit dem bekannten Verfasser des „Allwill" und des „Woldemar", Fr. H. Jacobi, gethan haben soll und vielleicht auch wirklich gethan hat.

Wenden wir uns zunächst dem angeblichen Spinozismus in Lessing's Schriften und dann jenem berühmten Gespräche zu.

In derselben Schrift, in der Lessing das System des Leibniz, wie wir oben sahen, ziemlich unverhohlen mit der Wahrheit identificirt, nämlich in „Pope ein Metaphysiker", nennt er den Spinoza einen „berufenen Irrgläubigen" und sein System „ein irriges Lehrgebäude". Allerdings wird Lessing damals (1755) den Spinoza noch nicht allzu genau gekannt haben; denn erst während seines Breslauer Aufenthaltes (1760—1765) scheint er sich eingehender mit Spinoza beschäftigt zu haben. Dies bezeugt ein Freund Lessing's aus jener Periode seines Lebens, nämlich der Rector Klose, in einem Briefe an Lessing's Bruder Karl, in dem es (Lessing's Leben, I. 246) heißt: „Imgleichen wurde Spinoza's Philosophie der Gegenstand seiner Untersuchungen. Er las Diejenigen, welche ihn hatten widerlegen wollen, worunter Bayle nach seinem Urtheil Derjenige war, welcher ihn am Wenigsten verstanden hatte. Dippel[1]) war ihm Der, welcher in des Spinoza wahren Sinn am Tiefsten eingedrungen. Doch hat er hier nie das Mindeste, wie gegen Jacobi, auch gegen seine Vertrautesten geäußert". Das heißt doch ohne alle Frage: er hat sich auch seinen vertrautesten Freunden gegenüber hier nie im Sinne Spinoza's geäußert oder zum Spinozismus bekannt.

---

1) Joh. Konrad Dippel (1673—1734) war ein großes Talent, aber ein unstäter Charakter. Er hatte Theologie studirt und galt erst für einen Hort der Lutherischen Orthodoxie, trat aber dann zu den Pietisten über. Seit 1698 studirte er Medicin und beschäftigte sich an verschiedenen Orten mit alchymistischen Experimenten. So erfand er das Berliner Blau und Dippel'S Oel. Die Zahl seiner Schriften ist eine sehr bedeutende.

Aber es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß ein genaueres Studium des Spinoza seine Ansichten über den damals mehr verrufenen als gekannten großen Denker gewaltig modificirte, so daß wir seit dieser Zeit solchen wegwerfenden Urtheilen über die Lehre des Spinoza wie in „Pope ein Metaphysiker" nicht mehr begegnen, sondern im Gegentheil nicht unbedeutende Spuren tiefern Verständnisses, ja selbst eines gewissen Einflusses Spinozistischer Ideen auf Lessing's eigene philosophische Denkungsweise unschwer entdecken können. Denkmal eines tiefern Verständnisses des Spinoza, aber auch weiter nichts, ist der Brief Lessing's an Moses Mendelssohn vom 17. April 1763, in Verbindung mit dem Fragment „Durch Spinoza ist Leibniz nur auf die Spur der vorherbestimmten Harmonie gekommen", welches Fragment nur der erste Entwurf des gedachten Briefes ist. Der Entwurf wie der Brief betonen im Gegensatze zu einer Lessing'schen Recension der „Philosoph. Gespräche" Mendelssohn's (in der „Vossischen Zeitung" vom 1. März 1755) den principiellen Unterschied zwischen den Anschauungen Spinoza's und Leibnizens über das Verhältniß von Leib und Seele. Der Entwurf schließt jedoch mit dem Bruchstücke eines Gleichnisses, an dessen Ausführung im Briefe selbst Lessing verhindert worden ist. Die Ausführung des Gleichnisses in Lessing's Sinne hat Danzel nicht ohne Glück versucht (wir verweisen auf unsere Anmerkung zu der betreffenden Stelle), und es würde seine Absicht, die Lehren der beiden Philosophen zu veranschaulichen, in vortrefflicher Weise erfüllt haben; aber wir stimmen Hebler von ganzem Herzen bei, wenn er (Lessingstudien, S. 125) sagt: „So passend also das Gleichniß für seinen Zweck ist, so ungenügend ist es zu einem Schluß auf Lessing's eigene Meinung. Ja, es ist für jenen Zweck, nämlich eine bloße Erläuterung der beiden Ansichten, um so besser, je weniger es eine offenbar bevorzugt." Wenn H. Hettner (III. 2. 594) erklärt, „man müsse sehr voreingenommen sein", um sich gegen das Schlagende in Danzel's Auslegung des Gleichnisses zu sträuben, wonach Lessing's eigene

Ueberzeugung auf der Seite des Spinoza zu finden sei, so können wir nicht umhin, Hettner selbst diese Voreingenommenheit beizumessen; denn da es Lessing bis an das Ende seines Lebens (man vergl. den Schluß der „Erziehung des Menschengeschlechts") selbst mit der, unserer und wahrscheinlich auch Hettner's Ansicht nach, etwas abenteuerlichen Annahme einer Seelenwanderung und einer ins Unendliche fortgehenden Vervollkommnung der einzelnen Menschenseele bitterer Ernst gewesen ist, so kann Lessing's eigene Meinung über das Verhältniß von Seele und Leib wohl der Leibnizischen Monadenlehre, aber ganz unmöglich dem Spinozismus günstig gewesen sein; denn der Spinozismus hat für ein selbstständiges Fortleben der Seele nach der Zerstörung des Leibes keinen Raum.

Dem Spinozismus ungleich günstiger ist dagegen das Fragment „Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott", nach welchem die Annahme einer solchen Wirklichkeit undenkbar ist; doch darf man nicht vergessen, daß zwischen einem derartigen Panentheismus und Spinozistischem Pantheismus noch ein kleiner Unterschied ist, und daß auch, wie man mit Recht erinnert hat, selbst der Apostel Paulus gesagt hat: „In ihm leben, weben und sind wir." Wenn diese Stelle freilich Herrn Johann Jacoby verrathen wird (in seinem Spinoza, Bd. II. S. 195 der Bruder'schen Ausgabe, stößt er vielleicht einmal darauf), dann wird er mit der ganzen in seinem „Philosophen Lessing" bewiesenen Gründlichkeit den Beweis führen, daß auch Paulus „dem Streben nach der einheitlichen Weltanschauung", will sagen dem Spinozismus, ohne Gnade verfallen gewesen ist.

Lassen sich nun auch noch einige Stellen in dem Bruchstück „Das Christenthum der Vernunft" und in der „Erziehung des Menschengeschlechts" allenfalls im Spinozistischen Sinne deuten, so würde doch schwerlich jemals irgend ein Mensch daran gedacht haben, Lessing für einen Spinozisten zu erklären, wenn er es in jenem Gespräche mit Jacobi nicht selbst gethan hätte, oder wenigstens gethan haben sollte.

Da dieses berühmte Gespräch zwar nicht von uns, aber von vielen Andern als eine Hauptquelle für Lessing's Philosophie angesehen wird, so glauben wir, daß dasselbe in einer Ausgabe von Lessing's philosophischen Schriften nicht fehlen darf, und theilen es daher hier, da wir einen schicklicheren Ort nicht zu finden wissen, in extenso mit, natürlich unter Weglassung aller überflüssigen Abschweifungen des redseligen Jacobi.

Jacobi war am Nachmittag des 5. Juli 1780 bei Lessing eingetroffen und hatte am Morgen des 6. das erste philosophische Gespräch mit ihm; am Morgen des 7. Juli folgte das zweite, über das er am Ausführlichsten berichtet, und dann noch mehrere.

„Jacobi (indem er Lessing Goethe's „Prometheus" zum Lesen überreicht). Sie haben so manches Aergerniß gegeben, so mögen Sie auch wol einmal eines nehmen.

„Lessing (nachdem er das Gedicht gelesen, und indem er mir's zurückgab). Ich habe kein Aergerniß genommen; ich habe das schon lange aus der ersten Hand. Ich. Sie kennen das Gedicht? Lessing. Das Gedicht hab' ich nie gelesen; aber ich find' es gut. Ich. In seiner Art ich auch; sonst hätte ich es Ihnen nicht gezeigt. Lessing. Ich mein' es anders. . . Der Gesichtspunkt, aus welchem das Gedicht genommen ist, das ist mein eigener Gesichtspunkt. . . Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen. *Εν και Παν!* Ich weiß nichts anders. Dahin geht auch dieses Gedicht; und ich muß bekennen, es gefällt mir sehr. Ich. Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverstanden. Lessing. Wenn ich mich nach Jemand nennen soll, so weiß ich keinen Andern. Ich. Spinoza ist mir gut genug; aber doch ein schlechtes Heil, das wir in seinem Namen finden! Lessing. Ja! Wenn Sie wollen! . . . Und doch . . . Wissen Sie etwas Besseres? . . .

„Der Dessauische Director Wolke war unterdessen hereingetreten, und wir gingen zusammen auf die Bibliothek.

„Den folgenden Morgen, als ich nach dem Frühstück in mein

Zimmer zurückgekehrt war, um mich anzukleiden, kam mir Lessing über eine Weile nach. Sobald wir allein waren, hub er an: „Ich bin gekommen, über mein Ἓν καὶ Πᾶν mit Ihnen zu reden. Sie erschraken gestern." Ich. Sie überraschten mich, und ich fühlte meine Verwirrung. Schrecken war es nicht. Freilich war es gegen meine Vermuthung, an Ihnen einen Spinozisten oder Pantheisten zu finden; und noch weit mehr dagegen, daß Sie mir es gleich und so blank und baar hinlegen würden. Ich war großen Theils in der Absicht gekommen, von Ihnen Hilfe gegen den Spinoza zu erhalten. Lessing. Also kennen Sie ihn doch? Ich. Ich glaube ihn zu kennen, wie nur sehr Wenige ihn gekannt haben mögen. Lessing. Dann ist Ihnen nicht zu helfen. Werden Sie lieber ganz sein Freund. Es giebt keine andre Philosophie als die Philosophie des Spinoza. Ich. Das mag wahr sein. Denn der Determinist, wenn er bündig sein will, muß zum Fatalisten werden; hernach giebt sich das Uebrige von selbst. Lessing. Ich merke, wir verstehen uns. Desto begieriger bin ich, von Ihnen zu hören, was Sie für den Geist des Spinozismus halten; ich meine den, der in Spinoza selbst gefahren war. Ich. Das ist wohl kein anderer gewesen als das uralte „a nihilo nihil fit", welches Spinoza nach abgezogenern Begriffen, als die philosophirenden Kabbalisten und Andre vor ihm, in Betrachtung zog. . . . . .*)

„Lessing. . . . . . Ueber unser Credo also werden wir uns nicht entzweien. Ich. Das wollen wir in keinem Falle. Aber im Spinoza steht mein Credo nicht. — Ich glaube eine ver-

*) Ich fahre in dieser Darstellung fort und ziehe, um nicht zu weitläufig zu werden, so viel ich kann, zusammen, ohne die Zwischenreden aufzuschreiben. Was unmittelbar hier folgt, wurde herbeigeführt, indem Lessing als des Dunkelsten im Spinoza erwähnte, was auch Leibniz so gefunden und nicht ganz verstanden hätte (Theod., §. 173). Ich mache diese Erinnerung hier ein- für allemal, und werde sie in der Folge, wo ich mir ähnliche Freiheiten nehme, nicht wiederholen. — Jacobi. [Auch wir haben hier und mehrfach Jacobi's gelehrten Auseinandersetzungen gegenüber von derselben Freiheit Gebrauch gemacht, soweit es der Zusammenhang gestattete. — A. d. Herausg.]

ständige persönliche Ursache der Welt. Lessing. O, desto besser! Da muß ich etwas ganz Neues zu hören bekommen. Ich. Freuen Sie Sich nicht zu sehr darauf. Ich helfe mir durch einen Salto mortale aus der Sache; und Sie pflegen am Kopfunten eben keine sonderliche Lust zu finden. Lessing. Sagen Sie das nicht; wenn ich's nur nicht nachzuahmen brauche. Und Sie werden schon wieder auf Ihre Füße zu stehen kommen. Also — wenn es kein Geheimniß ist — so will ich mir es ausgebeten haben. Ich. Sie mögen mir das Kunststück immer absehen. Die ganze Sache bestehet darin, daß ich aus dem Fatalismus unmittelbar gegen den Fatalismus und gegen Alles, was mit ihm verknüpft ist, schließe. — Wenn es lauter wirkende und keine Endursachen giebt, so hat das denkende Vermögen in der ganzen Natur blos das Zusehen; sein einziges Geschäft ist, den Mechanismus der wirkenden Kräfte zu begleiten. . . . . . . Auch die Affecten und Leidenschaften wirken nicht, insofern sie Empfindungen und Gedanken sind; oder richtiger, — insofern sie Empfindungen und Gedanken mit sich führen. Wir glauben nur, daß wir aus Zorn, Liebe, Großmuth oder aus vernünftigem Entschlusse handeln. Lauter Wahn! In allen diesen Fällen ist im Grunde das, was uns bewegt, ein Etwas, das von Allem dem nichts weiß, und das insofern von Empfindung und Gedanke schlechterdings entblößt ist. Diese aber, Empfindung und Gedanke, sind nur Begriffe von Ausdehnung, Bewegung, Graden der Geschwindigkeit u. s. w. — Wer nun dieses annehmen kann, dessen Meinung weiß ich nicht zu widerlegen. Wer es aber nicht annehmen kann, der muß der Antipode von Spinoza werden. Lessing. Ich merke, Sie hätten gern Ihren Willen frei. Ich begehre keinen freien Willen. Ueberhaupt erschreckt mich, was Sie eben sagten, nicht im Mindesten. Es gehört zu den menschlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das Erste und Vornehmste betrachten und aus ihm Alles herleiten wollen, da doch Alles, die Vorstellungen mit einbegriffen, von höheren Principien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Ge-

danke sind offenbar in einer höheren Kraft gegründet, die noch lange nicht damit erschöpft ist. Sie muß unendlich vortrefflicher sein als diese oder jene Wirkung; und so kann es auch eine Art des Genusses für sie geben, der nicht allein alle Begriffe übersteigt, sondern völlig außer dem Begriffe liegt. Daß wir uns nichts davon denken können, hebt die Möglichkeit nicht auf. Ich. Sie gehen weiter als Spinoza; Diesem galt Einsicht über Alles. Lessing. Für den Menschen! Er war aber weit davon entfernt, unsere elende Art, nach Absichten zu handeln, für die höchste Methode auszugeben und den Gedanken obenan zu setzen. Ich. Einsicht ist bei Spinoza in allen endlichen Naturen der beste Theil, weil sie derjenige Theil ist, womit jede endliche Natur über ihr Endliches hinausreicht. Man könnte gewissermaßen sagen: auch er habe einem jeden Wesen zwei Seelen zugeschrieben, eine, die sich nur auf das gegenwärtige einzelne Ding, und eine andre, die sich auf das Ganze bezieht. Dieser zweiten Seele giebt er auch Unsterblichkeit. Was aber die unendliche einzige Substanz des Spinoza anbelangt, so hat diese, für sich allein und außer den einzelnen Dingen, kein eigenes oder besonderes Dasein. Hätte sie für ihre Einheit (daß ich mich so ausdrücke) eine eigene, besondere, individuelle Wirklichkeit; hätte sie Persönlichkeit und Leben: so wäre Einsicht auch an ihr der beste Theil. Lessing. Gut. Aber nach was für Vorstellungen nehmen Sie denn Ihre persönliche extramundane Gottheit an? Etwa nach den Vorstellungen des Leibniz? Ich fürchte, der war selbst im Herzen ein Spinozist. Ich. Reden Sie im Ernste? Lessing. Zweifeln Sie daran im Ernste? — Leibnizens Begriffe von der Wahrheit waren so beschaffen, daß er es nicht ertragen konnte, wenn man ihr zu enge Schranken setzte. Aus dieser Denkungsart sind viele seiner Behauptungen geflossen; und es ist bei dem größten Scharfsinne oft sehr schwer, seine eigentliche Meinung zu entdecken. Eben darum halt' ich ihn so werth; ich meine wegen dieser großen Art zu denken, und nicht wegen dieser oder jener Meinung, die er nur zu haben schien oder

auch wirklich haben mochte. Ich. Ganz recht. Leibniz mochte gern „aus jedem Kiesel Feuer schlagen".*) Sie aber sagten von einer gewissen Meinung, dem Spinozismus, daß Leibniz derselben im Herzen zugethan gewesen sei. Lessing. Erinnern Sie Sich einer Stelle des Leibniz, wo von Gott gesagt ist: derselbe befände sich in einer immerwährenden Expansion und Contraction; dieses wäre die Schöpfung und das Bestehen der Welt? Ich. Von seinen Fulgurationen weiß ich; aber diese Stelle ist mir unbekannt. Lessing. Ich will sie aufsuchen, und Sie sollen mir dann sagen, was ein Mann wie Leibniz dabei denken — konnte oder mußte. Ich. Zeigen Sie mir die Stelle! Aber ich muß Ihnen zum Voraus sagen, daß mir bei der Erinnerung so vieler andern Stellen ebendieses Leibniz, so vieler seiner Briefe, Abhandlungen, seiner „Theodicee" und „Nouveaux Essais", seiner philosophischen Laufbahn überhaupt — vor der Hypothese schwindelt, daß dieser Mann keine supramundane, sondern nur eine intramundane Ursache der Welt angenommen haben sollte. Lessing. Von dieser Seite muß ich Ihnen nachgeben. Sie wird auch das Uebergewicht behalten; und ich gestehe, daß ich etwas zu viel gesagt habe. Indessen bleibt die Stelle, die ich meine — und noch manches Andre — immer sonderbar. — Aber nicht zu vergessen! Nach welchen Vorstellungen glauben Sie denn nun das Gegentheil des Spinozismus? Finden Sie, daß Leibnizens Principia ihm ein Ende machen? Ich. Wie könnte ich, bei der festen Ueberzeugung, daß der bündige Determinist vom Fatalisten sich nicht unterscheidet? . . . Die Monaden sammt ihren Vinculis lassen mir Ausdehnung und Denken, überhaupt Realität, so unbegreiflich, als sie mir schon waren, und ich weiß da weder rechts noch links. . . . Uebrigens kenne ich kein Lehrgebäude, das so sehr als das Leibnizische mit dem Spinozismus übereinkäme, und es ist schwer zu

---

*) Lessing's Beiträge [zur Geschichte und Literatur], I. S. 216 [unten S. 82. — A. d. H.].

sagen, welcher von ihren Urhebern uns und sich selbst am Mehrsten zum Besten hatte; wiewol in allen Ehren! . . . . . Mendelssohn hat öffentlich gezeigt, daß die Harmonia praestabilita im Spinoza steht [1]) . . . .

„Lessing. . . . . Ich lasse Ihnen keine Ruhe, Sie müssen mit diesem Parallelismus an den Tag. . . Reden die Leute doch immer von Spinoza wie von einem todten Hunde . . . Ich. Sie würden vor wie nach so von ihm reden. Den Spinoza zu fassen, dazu gehört eine zu lange und zu hartnäckige Anstrengung des Geistes. Und Keiner hat ihn gefaßt, dem in der Ethik eine Zeile dunkel blieb; Keiner, der es nicht begreift, wie dieser große Mann von seiner Philosophie die feste innige Ueberzeugung haben konnte, die er so oft und so nachdrücklich an den Tag legt. Noch am Ende seiner Tage schrieb er: „. . . non praesumo, me optimam invenisse philosophiam, sed veram me intelligere scio.“ — Eine solche Ruhe des Geistes, einen solchen Himmel im Verstande, wie sich dieser helle reine Kopf geschaffen hatte, mögen Wenige gekostet haben. Lessing. Und Sie sind kein Spinozist, Jacobi! Ich. Nein, auf Ehre! Lessing. Auf Ehre, so müssen Sie ja bei Ihrer Philosophie aller Philosophie den Rücken kehren. Ich. Warum aller Philosophie den Rücken kehren? Lessing. Nun, so sind Sie ein vollkommener Skeptiker. Ich. Im Gegentheil, ich ziehe mich aus einer Philosophie zurück, die den vollkommenen Skepticismus nothwendig macht. Lessing. Und ziehen dann — wohin? Ich. Dem Lichte nach, wovon Spinoza sagt, daß es sich selbst und auch die Finsterniß erleuchtet. — Ich liebe den Spinoza, weil er mehr als irgend ein andrer Philosoph zu der vollkommenen Ueberzeugung mich geleitet hat, daß sich gewisse Dinge nicht entwickeln lassen; vor denen man darum die Augen nicht zudrücken, sondern sie nehmen muß, wie man sie

---

1) Wie konnte Lessing dies ungerügt hingehen lassen, da er bereits in dem Briefe vom 17. April 1763 Mendelssohn das Sophistische seines Beweises gezeigt hatte? — A. d. H.

findet. Ich habe keinen Begriff, der mir inniger als der von den Endursachen wäre; keine lebendigere Ueberzeugung, als daß ich thue, was ich denke; anstatt daß ich nur denken sollte, was ich thue. Freilich muß ich dabei eine Quelle des Denkens und Handelns annehmen, die mir durchaus unerklärlich bleibt. Will ich aber schlechterdings erklären, so muß ich auf den zweiten Satz gerathen, den, in seinem ganzen Umfange betrachtet und auf einzelne Fälle angewandt, kaum ein menschlicher Verstand ertragen kann. Lessing. Sie drücken Sich beinah so herzhaft aus wie der Reichstagsschluß zu Augsburg; aber ich bleibe ein ehrlicher Lutheraner und behalte „den mehr viehischen als menschlichen Irrthum und Gotteslästerung, daß kein freier Wille sei", worin der helle reine Kopf Ihres Spinoza sich doch auch zu finden wußte. Ich. Auch hat Spinoza sich nicht wenig krümmen müssen, um seinen Fatalismus bei der Anwendung auf menschliches Betragen zu verstecken, besonders in seinem vierten und fünften Theile, wo ich sagen möchte, daß er dann und wann bis zum Sophisten sich erniedrigt. — Und das war es ja, was ich behauptete: daß auch der größte Kopf, wenn er Alles schlechterdings erklären, nach deutlichen Begriffen mit einander reimen und sonst nichts gelten lassen will, auf ungereimte Dinge kommen muß. Lessing. Und wer nicht erklären will? Ich. Wer nicht erklären will, was unbegreiflich ist, sondern nur die Grenze wissen, wo es anfängt, und nur erkennen, daß es da ist, von dem glaube ich, daß er den mehresten Raum für ächte menschliche Wahrheit in sich ausgewinne. Lessing. Worte, lieber Jacobi, Worte! Die Grenze, die Sie setzen wollen, läßt sich nicht bestimmen. Und an der andern Seite geben Sie der Träumerei, dem Unsinne, der Blindheit freies offenes Feld. Ich. Ich glaube, jene Grenze wäre zu bestimmen. Setzen will ich keine, sondern nur die schon gesetzte finden, und sie lassen. Und was Unsinn, Träumerei und Blindheit anbelangt . . . Lessing. Die sind überall zu Hause, wo verworrene Begriffe herrschen. Ich. Mehr noch, wo erlogene Begriffe herrschen. Auch der blindeste, un-

sinnigste Glaube, wenn schon nicht der dummste, hat da seinen hohen Thron. Denn wer in gewisse Erklärungen sich einmal verliebt hat, der nimmt jede Folge blindlings an, die nach einem Schlusse, den er nicht entkräften kann, daraus gezogen wird, und wär' es, daß er auf dem Kopfe ginge.

„. . . . Nach meinem Urtheil ist das größeste Verdienst des Forschers, Dasein zu enthüllen und zu offenbaren. . Erklärung ist ihm Mittel, Weg zum Ziele, nächster — niemals letzter Zweck. Sein letzter Zweck ist, was sich nicht erklären läßt: das Unauflösliche, Unmittelbare, Einfache. . . . . .

„Lessing. Gut, sehr gut! Ich kann das Alles auch gebrauchen; aber ich kann nicht dasselbe damit machen. Ueberhaupt gefällt Ihr Salto mortale mir nicht übel; und ich begreife, wie ein Mann von Kopf auf diese Art Kopfunten machen kann, um von der Stelle zu kommen. Nehmen Sie mich mit, wenn es angeht. Ich. Wenn Sie nur auf die elastische Stelle treten wollen, die mich fortschwingt, so geht es von selbst. Lessing. Auch dazu gehörte schon ein Sprung, den ich meinen alten Beinen und meinem schweren Kopfe nicht mehr zumuthen darf." (Fr. H. Jacobi's Werke, Leipzig 1812—1824, IV. 1. S. 51—74.)

Aus den folgenden Gesprächen Lessing's mit Jacobi mögen noch wenige kurze Bemerkungen hier eine Stelle finden.

„Einmal sagte Lessing mit halbem Lächeln: er selbst wäre vielleicht das höchste Wesen, und gegenwärtig in dem Zustande der äußersten Contraction. . . . Lessing erklärte sich noch deutlicher, doch so, daß ich ihn abermals zur Noth der Kabbalisterei verdächtig machen konnte. Dies ergetzte ihn nicht wenig, und ich nahm daher Gelegenheit, für das Kibbel oder die Kabbala im eigentlichsten Sinne aus dem Gesichtspunkte zu reden: daß es an und für sich selbst unmöglich sei, aus dem sich uns darstellenden Endlichen das Unendliche zu erfinden, dann ihr Verhältniß gegen

einander zu begreifen und durch irgend eine Formel auszudrücken. Folglich, wenn man etwas darüber sagen wollte, so müßte man aus Offenbarung reden. Lessing blieb dabei, daß er sich Alles „natürlich ausgebeten haben wollte“ . . . . (Ebendaselbst, S. 74 f.)

*

„Wenn sich Lessing eine persönliche Gottheit vorstellen wollte, so dachte er sie als die Seele des Alls, und das Ganze nach der Analogie eines organischen Körpers.“ (Ebendas., S. 75f.)

*

„Daß Lessing das Ἓν καὶ Πᾶν, als den Inbegriff seiner Theologie und Philosophie, öfter und mit Nachdruck anführte, können Mehrere bezeugen. Er sagte und er schrieb es bei Gelegenheiten als seinen ausgemachten Wahlspruch. So steht es auch in Gleim's Gartenhause unter einem Wahlspruche von mir.“ (Ebendas., S. 89.)

So weit der Jacobi'sche Bericht. Wer hat nun, um einen Ausdruck Schelling's über diese Gespräche zu gebrauchen, den Andern „ausgeholt“? Wir glauben, daß Hebler das Richtige getroffen hat, wenn er (Lessingstudien, S. 117) sagt: „In Bezug auf jenes Gespräch betrachten wir es als ein sicheres Ergebniß der darüber bis in die neuste Zeit fortgeführten Verhandlungen, daß eher Jacobi von Lessing, als Dieser von Jenem, „ausgeholt“ wurde; daß Jacobi, abgesehen von seiner sonstigen zweifelhaften Befähigung zum Verstehen fremder Ansichten, in diesem Falle schon durch seine mitgebrachte Ueberzeugung vom Spinozismus als der consequenten Verstandesphilosophie, durch sein Bestreben, Beläge für diese Ueberzeugung zu sammeln (er war ein Spinozistenriecher), und durch Lessing's dialektische und dialogische Eigenthümlichkeit [1])

---

1) Der Leser möge über diese „dialogische Eigenthümlichkeit“ die Bemerkung Nicolai's zu Lessing's „Predigt über zwei Texte“ vergleichen (Th. XVII, S. 267).

leicht irre geführt werden konnte; daß aber dessenungeachtet sein Bericht als eine Urkunde über Lessing's Philosophie insoweit nicht ganz zu verschmähen ist, als er sich an schriftliche Erklärungen desselben anschließt und durch die Eigenheit des Gedankens oder Ausdrucks gegen den Verdacht eines Mißverständnisses geschützt erscheint. Zur Entscheidung des Streits über Spinozismus und Leibnizianismus ist der Jacobi'sche Bericht auch darum unzureichend, weil danach Lessing in demselben Zusammenhange, wo er sich zum Spinozismus bekennt, auch den Leibniz in diese Verdammniß mit eingeschlossen hätte."

Ziehen wir nun kurz das Facit aus unseren bisherigen Erörterungen, so wird es dahin zu fassen sein: Lessing war nicht Leibnizianer im strengen Sinne des Wortes, und noch viel weniger Spinozist. Doch lehnt er sich in seinen philosophischen Ideen am Engsten an Leibniz an. Aber auch das Studium des Spinoza ist auf seine philosophische Denkungsweise nicht ohne Einfluß geblieben, wovon die Spuren auch in seinen Schriften nicht zu verkennen sind. —

Nicht blos Lessing's philosophische Schriften haben, wie oben schon hervorgehoben, auf die Entwickelung der deutschen Philosophie mächtig eingewirkt, sondern namentlich der durch Jacobi's Bericht angeregte heftige Streit über Lessing's Spinozismus hatte die segensreichsten Folgen. Man fing an, den Spinoza, von dem man in der That bisher nach Lessing's derber, aber berechtigter Ausdrucksweise „wie von einem todten Hunde zu reden" gewohnt war, gründlicher zu studiren und in Folge dessen richtiger zu würdigen. Und so verdankt Spinoza gewissermaßen unserm Lessing jenen Einfluß auf die Entwickelung des philosophischen Denkens, der so gewaltig gewesen ist, daß heute selbst seine grundsätzlichen Gegner nicht umhin können, ihn zu den Classikern unter den Philosophen zu rechnen. „Lessing war ein Anfänger," sagt H. Ritter, der Geschichtschreiber der Philosophie, in seinem Schriftchen „Ueber

Lessing's philosophische und religiöse Grundsätze", „ganz besonders für unsere deutsche Literatur, nicht allein für ihre Poesie, sondern auch für ihre Philosophie! . . . Es sind sehr fruchtbare Gedanken, welche er in die Welt geworfen hat. . . . In der Entwickelung des Inhaltes der neueren deutschen Philosophie [nach Ritter's Meinung ist dies der positive Idealismus] ist der kühne Lessing weit vor dem vorsichtigen Kant voraus; in ihr schließen sich an Lessing die Nachfolger Kant's an, und wer sich erklären will, wie aus den kritischen Bestrebungen des Letztern der transscendentale Idealismus seiner Nachfolger nicht plötzlich, aber doch Vielen unerwartet hervorgebrochen, der wird es nicht übersehen dürfen, wie Lessing hierin vorgearbeitet hatte." Und so halten wir auch am Schlusse dieser kurzen der Philosophie Lessing's gewidmeten Betrachtung unsere schon oben ausgesprochene Behauptung aufrecht, daß Lessing, wie in so vielen anderen Dingen, auch in der Philosophie als Praeceptor Germaniae angesehen werden könne. —



Pope ein Metaphysiker!



Vorbemerkung des Herausgebers.

Der berühmte englische Dichter Alexander Pope (1688 —1744) hatte im Jahre 1733 seinen „Versuch über den Menschen" (Essay on Man) veröffentlicht, eine Art poetischer Theodicee, in welcher die alte Frage nach dem Ursprunge des Uebels behandelt und der Beweis geführt wird, daß Gott von allen möglichen Welten die beste erschaffen habe, daß aber in dieser besten Welt das Böse im sittlichen und natürlichen Verstande unvermeidlich sei. Alle Dissonanzen in dieser Welt lösen sich in Harmonien auf; denn Alles, was ist, ist recht, „whatever is, is right".

Zwanzig Jahre nach dem Erscheinen des Pope'schen Gedichts (1753) verlangte die Berliner Akademie der Wissenschaften in einer Preisaufgabe „eine Untersuchung des Popischen Systems, welches in dem Satze, ‚Alles ist gut' enthalten ist." Die Absicht der Akademie war keine rein wissenschaftliche, sondern ging nebenbei auf eine der gelehrten Körperschaft wenig würdige indirecte Herabsetzung der Leibniz'schen Philosophie. Lessing und sein Freund Moses Mendelssohn unterzogen sich gemeinschaftlich einer Bearbeitung dieser Preisaufgabe und zeigten der hochgelehrten Gesellschaft, daß ihre edle Nebenabsicht auf diesem krummen Wege schon deshalb nicht erreicht werden könne, weil das Pope'sche „all is right" gar nicht heißt: „Alles ist gut", sondern „Alles ist recht" (gesetzmäßig); und „so wird auch nothwendig," sagt die Schrift selbst, „die Prüfung seiner Sätze etwas ganz Anders als eine Bestreitung des Leibnizischen Systems von der besten Welt sein." Ueberhaupt geht die ganze Tendenz der Schrift dahin, der Akademie den Nachweis zu führen, daß sie sich mit der Stellung ihrer Aufgabe gründlich blamirt habe, da ja ein Dichter als solcher gar kein

in sich abgeschlossenes philosophisches System haben könne, und da es auch Pope selbst in seinem „Essay on Man“ gar nicht darauf abgesehen habe, im Ernste ein solches vorzutragen. „Denn,“ und mit diesen bemerkenswerthen, an die Adresse der Akademie gerichteten Sätzen schließt der ganze Aufsatz, „würde er wol sonst geschrieben haben: Nur um Eines bitte ich Sie, lachen Sie über meine Ernsthaftigkeit nicht, sondern erlauben Sie mir, den philosophischen Bart so lange zu tragen, bis ich ihn selbst ausrupfe und ein Gespötte daraus mache? Das will viel sagen! Wie sehr sollte er sich also wundern, wenn er erfahren könnte, daß gleichwol eine berühmte Akademie diesen falschen Bart für werth erkannt habe, ernsthafte Untersuchungen darüber anzustellen!“

Aus der angegebenen Tendenz der Schrift ergiebt sich von selbst, daß es nicht blos die Bescheidenheit Mendelssohn's war, der nicht genannt sein wollte, noch auch die Uneigennützigkeit der beiden jungen Weltweisen, die „ihre Entdeckungen der Welt ohne 50 Ducaten überlassen“ wollten,[1] was Lessing bewog, die Preisschrift nicht einzuliefern, sondern die ganz sichere Aussicht, die 50 Ducaten doch nicht zu erhalten.

Was den Antheil an der Schrift betrifft, der jedem von den beiden Verfassern zukommt, so läßt sich derselbe natürlich im Einzelnen schwer bestimmen; doch ist „im Ganzen schon der Stil vollkommen Lessingisch“ (Danzel), und ihm wird folglich die Redaction des Ganzen, Mendelssohn dagegen zweifelsohne der größte Theil des gelehrt-philosophischen Details zuzuschreiben sein.

Die Schrift erschien im Jahre 1755 in Danzig.

---

1) Brief an Mendelssohn vom 18. Febr. 1755.

Pope ein Metaphysiker!

Vorbericht.

Man würde es nur vergebens leugnen wollen, daß gegenwärtige Abhandlung durch die neuliche Aufgabe der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften veranlaßt worden, und daher hat man auch diese Veranlassung selbst nirgends zu verstecken gesucht. Allein wenn der Leser deswegen an eine Schöne denken wollte, die sich aus Verdruß dem Publico preisgiebt, weil sie den Bräutigam, um welchen sie mit ihren Gespielinnen getanzt, nicht erhalten, so würde er ganz gewiß an eine falsche Vergleichung denken. Die akademischen Richter werden es am Besten wissen, daß ihnen diese Schrift keine Mühe gemacht hat. Es fanden sich Umstände, welche die Einschickung derselben verhinderten, die aber ihrer Bekanntmachung durch den Druck nicht zuwider sind. Nur einen von diesen Umständen zu nennen — sie hat zwei Verfasser, und hätte daher unter keinem andern Sinnspruche erscheinen können als unter diesem:

Compulerant — — greges Corydon et Thyrsis in unum.

Gesetzt nun, sie wäre gekrönt worden! Was für Streitigkeit würde unter den Urhebern entstanden sein! Und diese wollten gerne keine unter sich haben.

Aufgabe.

Die Akademie verlangt eine Untersuchung des Popischen Systems, welches in dem Satze „Alles ist gut" enthalten ist. Und zwar so, daß man

Erstlich den wahren Sinn dieses Satzes der Hypothes seines Urhebers gemäß bestimme,

Zweitens ihn mit dem System des Optimismus oder der Wahl des Besten genau vergleiche, und

Drittens die Gründe anführe, warum dieses Popische System entweder zu behaupten oder zu verwerfen sei.

Die Akademie verlangt eine Untersuchung des Popischen Systems, welches in dem Satze „Alles ist gut" enthalten ist.

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich gleich anfangs gestehen muß, daß mir die Art, mit welcher diese Aufgabe ausgedrückt worden, nicht die beste zu sein scheinet. Da Thales, Plato, Chrysippus, Leibniz und Spinoza und unzählig Andere einmüthig bekennen „es sei Alles gut", so müssen in diesen Worten entweder alle Systemata, oder es muß keines darin enthalten sein. Sie sind der Schluß, welchen Jeder aus seinem besondern Lehrgebäude gezogen hat, und der vielleicht noch aus hundert andern wird gezogen werden. Sie sind das Bekenntniß Derer, welche ohne Lehrgebäude philosophirt haben. Wollte man sie zu einem Kanon machen, nach welchem alle dahin einschlagende Fragen zu entscheiden wären, so würde mehr Bequemlichkeit als Verstand dabei sein. „Gott hat es so haben wollen, und weil er es so hat haben wollen, muß es

gut sein", ist wahrhaftig eine sehr leichte Antwort, mit welcher man nie auf dem Trocknen bleibt. Man wird damit abgewiesen, aber nicht erleuchtet. Sie ist das beträchtlichste Stück der Weltweisheit der Faulen; denn was ist fauler, als sich bei einer jeden Naturbegebenheit auf den Willen Gottes zu berufen, ohne zu überlegen, ob der vorhabende Fall auch ein Gegenstand des göttlichen Willens habe sein können?

Wenn ich also glauben könnte, der Concipient der akademischen Aufgabe habe schlechterdings in den Worten „Alles ist gut" ein System zu finden verlangt, so würde ich billig fragen, ob er auch das Wort „System" in der strengen Bedeutung nehme, die es eigentlich haben soll. Allein er kann mit Recht begehren, daß man sich mehr an seinen Sinn als an seine Worte halte. Besonders alsdenn, wenn der wahre Sinn der falschen Worte ungeachtet durchstrahlet, wie es hier in den nähern Bestimmungen des Satzes hinlänglich geschiehet.

Diesem zu Folge stelle ich mir also vor, die Akademie verlange eine Untersuchung desjenigen Systems, welches Pope erfunden oder angenommen habe, um die Wahrheit, „daß Alles gut sei", dadurch zu erhärten, oder daraus herzuleiten, oder wie man sonst sagen will. Nur muß man nicht sagen, daß das System in diesen Worten liegen solle. Es liegt nicht eigentlicher darinne, als die Prämissen in einer Conclusion liegen, deren zu ebenderselben eine unendliche Menge sein können.

Vielleicht wird man es mir verdenken, daß ich mich bei dieser Kleinigkeit aufgehalten habe. — — Zur Sache also! Eine Untersuchung des Popischen Systems — —

Ich habe nicht darüber nachdenken können, ohne mich vorher mit einem ziemlichen Erstaunen befragt zu haben: Wer ist Pope? — — — Ein Dichter — — — Ein Dichter? Was macht Saul unter den Propheten? Was macht ein Dichter unter den Metaphysikern?

Doch ein Dichter braucht nicht alle Zeit ein Dichter zu sein. Ich sehe keinen Widerspruch, daß er nicht auch ein Philosoph sein könne. Ebenderselbe, welcher in dem Frühlinge seines Lebens unter Liebesgöttern und Grazien, unter Musen und Faunen, mit dem Thyrsus in der Hand herumgeschwärmt, Ebenderselbe kann sich ja leicht in dem reifen Herbste seiner Jahre in den philosophischen Mantel einhüllen und jugendlichen Scherz mit männlichem Ernst abwechseln lassen. Diese Veränderung ist der Art, wie sich die Kräfte unserer Seelen entwickeln, gemäß genug.

Doch eine andere Frage machte diese Ausflucht zunichte. — — Wenn, wo hat Pope den Metaphysiker gespielt, den ich ihm nicht zutraue? — — Eben, als er seine Stärke in der Dichtkunst am Meisten zeigte. In einem Gedichte. In einem Gedichte also, und zwar in einem Gedichte, das diesen Namen nach aller Strenge verdient, hat er ein System aufgeführt, welches eine ganze Akademie der Untersuchung werth erkennet? So sind also bei ihm der Poet und der strenge Philosoph — — strenger aber als der systematische kann keiner sein — — nicht zwei mit einander abwechselnde Gestalten, sondern er ist Beides zugleich: er ist das Eine, indem er das Andere ist?

Dieses wollte mir schwer ein — — Gleichwol suchte ich mich auf alle Art davon zu überzeugen. Und endlich behielten folgende Gedanken Platz, die ich eine

Vorläufige Untersuchung,

ob ein Dichter als ein Dichter ein System haben könne,

nennen will.

Hier hätte ich vielleicht Gelegenheit, eine Erklärung des Worts System vorauszuschicken. Doch ich bleibe bei der Bescheidenheit, die ich schon oben verrathen habe. Es ist so ungeziemend als unnöthig, einer Versammlung von Philosophen, das ist einer Versammlung systematischer Köpfe, zu sagen, was ein System sei.

Kaum daß es sich schickte, ihr zu sagen, was ein Gedicht sei; wenn dieses Wort nicht auf so verschiedene Art erklärt worden wäre, und ich nicht zeigen müßte, welche ich zu meiner Untersuchung für die bequemste hielte.

Ein Gedicht ist eine vollkommene sinnliche Rede. Man weiß, wie Vieles die Worte vollkommen und sinnlich in sich fassen, und wie sehr diese Erklärung allen andern vorgezogen zu werden verdienet, wenn man von der Natur der Poesie weniger seicht urtheilen will.

Ein System also und eine sinnliche Rede — Noch fällt der Widerspruch dieser zwei Dinge nicht deutlich genug in die Augen. Ich werde mich auf den besondern Fall einschließen müssen, auf welchen es eben hier ankömmt, und für das System überhaupt ein metaphysisches setzen.

Ein System metaphysischer Wahrheiten also und eine sinn-

liche Rede, Beides in Einem — — Ob diese wol einander aufreiben?

Was muß der Metaphysiker vor allen Dingen thun? — — Er muß die Worte, die er brauchen will, erklären; er muß sie nie in einem andern Verstande als in dem erklärten anwenden; er muß sie mit keinen dem Scheine nach gleichgiltigen verwechseln.

Welches von diesen beobachtet der Dichter? Keines. Schon der Wohlklang ist ihm eine hinlängliche Ursache, einen Ausdruck für den andern zu wählen, und die Abwechslung synonymischer Worte ist ihm eine Schönheit.

Man füge hierzu den Gebrauch der Figuren — Und worin bestehet das Wesen derselben? — — Darin, daß sie nie bei der strengen Wahrheit bleiben, daß sie bald zu viel und bald zu wenig sagen — — Nur einem Metaphysiker von der Gattung eines Böhmens[1]) kann man sie verzeihen.

Und die Ordnung des Metaphysikers? — — Er geht in beständigen Schlüssen immer von dem Leichtern zu dem Schwerern fort; er nimmt sich nichts vorweg, er holet nichts nach. Wenn man die Wahrheiten auf eine sinnliche Art aus einander könnte wachsen sehen, so würde ihr Wachsthum ebendieselben Staffeln beobachten, die er uns in der Ueberzeugung von derselben hinaufgehen läßt.

Allein Ordnung! Was hat der Dichter damit zu thun? Und noch dazu eine so sclavische Ordnung. Nichts ist der Begeisterung eines wahren Dichters mehr zuwider.

Man würde mich schwerlich diese kaum berührten Gedanken weiter ausführen lassen, ohne mir die Erfahrung entgegenzusetzen. Allein auch die Erfahrung ist auf meiner Seite. Sollte man mich also fragen, ob ich den Lucrez[2]) kenne, ob ich wisse, daß seine Poesie das System des Epikur's enthalte; sollte man mir Andere seinesgleichen anführen, so würde ich ganz zuversichtlich antworten: Lucrez und Seinesgleichen sind Versmacher, aber keine Dichter. Ich leugne nicht, daß man ein System in ein Silbenmaß oder auch in Reime bringen könne, sondern ich

---

1) Der Görlitzer Schuster Jakob Böhme (1575—1624) ist Urheber eines unendlich tiefsinnigen theosophisch-mystischen Systems, das trotz seiner unentwirrbaren Confusion oder vielleicht wegen derselben die neuere Speculation mächtig angezogen und auf die Gestaltung der Systeme Baader's, Schelling's und Hegel's wesentlich eingewirkt hat. — A. d. H.

2) Der römische Dichter Titus Lucretius Carus (geb. um 99 v. Chr.) hat in einem noch erhaltenen Lehrgedichte „De rerum natura“ die philosophischen Grundsätze Epikur's vorgetragen. — A. d. H.

leugne, daß dieses in ein Silbenmaß oder in Reime gebrachte System ein Gedicht sein werde. — — Man erinnere sich nur, was ich unter einem Gedichte verstehe, und was Alles in dem Begriffe einer sinnlichen Rede liegt. Er wird schwerlich in seinem ganzen Umfange auf die Poesie irgend eines Dichters eigentlicher anzuwenden sein als auf die Popische.

Der Philosoph, welcher auf den Parnaß hinaufsteiget, und der Dichter, welcher sich in die Thäler der ernsthaften und ruhigen Weisheit hinabbegeben will, treffen einander gleich auf dem halben Wege, wo sie, so zu reden, ihre Kleidung verwechseln und wieder zurückgehen. Jeder bringt des Andern Gestalt in seine Wohnungen mit sich, weiter aber auch nichts als die Gestalt. Der Dichter ist ein philosophischer Dichter und der Weltweise ein poetischer Weltweise geworden. Allein ein philosophischer Dichter ist darum noch kein Philosoph, und ein poetischer Weltweise ist darum noch kein Poet.

Aber so sind die Engländer. Ihre großen Geister sollen immer die größten und ihre seltnen Köpfe sollen immer Wunder sein. Es schien ihnen nicht Ruhms gnug, Popen den vortrefflichsten philosophischen Dichter zu nennen. Sie wollen, daß er ein ebenso großer Philosoph als Poet sei. Das ist, sie wollen das Unmögliche, oder sie wollen Popen als Poet um ein Großes erniedrigen. Doch das Letztere wollen sie gewiß nicht; sie wollen also das Erstere.

Bisher habe ich gezeigt — — wenigstens zeigen wollen — — daß ein Dichter als Dichter kein System machen könne. Nunmehr will ich zeigen, daß er auch keines machen will, gesetzt auch, er könnte; gesetzt auch, meine Schwierigkeiten involvirten keine Unmöglichkeit und sein Genie gebe ihm Mittel an die Hand, sie glücklich zu übersteigen.

Ich will mich gleich an Popen selbst halten. Sein Gedicht sollte kein unfruchtbarer Zusammenhang von Wahrheiten sein. Er nennt es selbst ein moralisches Gedicht, in welchem er die Wege Gottes in Ansehung der Menschen rechtfertigen wolle. Er suchte mehr einen lebhaften Eindruck als eine tiefsinnige Ueberzeugung — — Was mußte er wol also in dieser Absicht thun? Er mußte ohne Zweifel alle dahin einschlagende Wahrheiten in ihrem schönsten und stärksten Lichte seinen Lesern darstellen.

Nun überlege man, daß in einem System nicht alle Theile von gleicher Deutlichkeit sein können. Einige Wahrheiten desselben ergeben sich sogleich aus dem Grundsatze, andere sind mit

gehäuften Schlüssen daraus herzuleiten. Doch diese letzten können in einem andern System die deutlichsten sein, in welchem jene erstern vielleicht die dunkelsten sind.

Der Philosoph macht sich aus dieser kleinen Unbequemlichkeit der Systeme nichts. Die Wahrheit, die er durch einen Schluß erlanget, ist ihm darum nicht mehr Wahrheit als die, zu welcher er nicht anders als durch zwanzig Schlüsse gelangen kann, wenn diese zwanzig Schlüsse nur untrieglich sind. Genug, daß er Alles in einen Zusammenhang gebracht hat; genug, daß er diesen Zusammenhang mit einem Blicke als ein Ganzes zu übersehen vermag, ohne sich bei den feinen Verbindungen desselben aufzuhalten.

Allein ganz anders denkt der Dichter. Alles, was er sagt, soll gleich starken Eindruck machen; alle seine Wahrheiten sollen gleich überzeugend rühren. Und dieses zu können, hat er kein ander Mittel, als diese Wahrheit nach diesem System und jene nach einem andern auszudrücken. — — Er spricht mit dem Epikur, wo er die Wollust erheben will, und mit der Stoa, wo er die Tugend preisen soll. Die Wollust würde in den Versen eines Seneca, wenn er überall genau bei seinen Grundsätzen bleiben wollte, einen sehr traurigen Aufzug machen; ebenso gewiß, als die Tugend in den Liedern eines sich immer gleichen Epikurers ziemlich das Ansehen einer Metze haben würde.

Jedoch ich will den Einwendungen Platz geben, die man hierwider machen könnte. Ich will mir es gefallen lassen; Pope mag eine Ausnahme sein. Er mag Geschicklichkeit und Willen genug besessen haben, in seinem Gedichte, wo nicht ein System völlig zu entwerfen, wenigstens mit den Fingern auf ein gewisses zu zeigen. Er mag sich nur auf diejenigen Wahrheiten eingeschränkt haben, die sich nach diesem System sinnlich vortragen lassen. Er mag die übrigen um so viel eher übergangen sein, da es ohnedem die Pflicht eines Dichters nicht ist, Alles zu erschöpfen.

Wohl! Es muß sich ausweisen, und es wird sich nicht besser ausweisen können, als wenn ich mich genau an die von der Akademie vorgeschriebenen Punkte halte. Diesen gemäß wird meine Abhandlung aus drei Abschnitten bestehen, welchen ich zuletzt einige historisch-kritische Anmerkungen beifügen will.

Erster Abschnitt.

Sammlung derjenigen Sätze, in welchen das Popische System liegen müßte.

Man darf diese Sätze fast nirgends anders als in dem ganzen ersten Briefe[1]) und in dem vierten hin und wieder suchen.

Ich habe keinen einzigen übergangen, der nur in etwas eine systematische Miene machte, und ich zweifele, ob man außer folgenden dreizehn noch einen antreffen wird, welcher in dieser Absicht in Betrachtung gezogen zu werden verdiente.

Die Ordnung, nach welcher ich sie hersetzen will, ist nicht die Ordnung, welcher Pope in dem Vortrage gefolget ist, sondern es ist die, welcher Pope im Denken muß gefolget sein, wenn er anders einer gefolgt ist.

Erster Satz.

Von allen möglichen Systemen muß Gott das beste geschaffen haben.

Dieser Satz gehört Popen nicht eigenthümlich zu, vielmehr zeigen seine Worte deutlich genug, daß er ihn als ausgemacht annimmt und von einem Andern entlehnet.

1. B. Z. 43. 44:

Of systems possible, if 'tis confest,
That wisdom infinite must form the best etc.

Das ist: Wenn man zugestehen muß, daß eine unendliche Weisheit aus allen möglichen Systemen das beste erschaffen müsse. Wenn kann hier keine Ungewißheit anzeigen, sondern weil er seine übrigen Sätze aus der Bedingung folgert, so muß es hier ebendas sein, als wenn er gesagt hätte: da man nothwendig gestehen muß 2c.

Zweiter Satz.

In diesem besten System muß Alles zusammenhangen, wenn nicht Alles ineinanderfallen soll.

---

1) Pope's „Essay on Man“ besteht aus vier Briefen. — A. d. H.

1. B. Z. 45:

Where all must fall, or all coherent be.

In dem gemeinen Exemplare, welches ich vor mir habe, heißt die letzte Hälfte dieser Zeile: „or not coherent be“. Ich vermuthe nicht ohne Grund, daß es, anstatt not, all heißen müsse. Gesetzt aber, Pope habe wirklich not geschrieben, so kann doch auch alsdenn kein anderer Sinn darinne liegen als der, welchen ich in dem Satze ausgedrückt habe. — — Es kömmt hier nur noch darauf an, was Pope unter dem Zusammenhange in der Welt verstehe. Er erklärt sich zwar nicht ausdrücklich darüber, verschiedene Stellen aber zeigen, daß er diejenige Einrichtung darunter verstehe, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit in der Welt besetzt wären, ohne daß irgendwo eine Lücke anzutreffen sei. Er setzt daher zu den angeführten Worten hinzu (Z. 46): „and all that rises, rise in due degree,“ d. h. mit dem vorhergehenden zusammengenommen: Es muß Alles ineinanderfallen oder Alles zusammenhangen, und was sich erhebt, muß sich in dem gebührenden Grade erheben. Folglich findet er den Zusammenhang darin, daß sich Alles stufenweis in der Welt erhebe. Und ferner sagt er (Z. 233): Wenn einige Wesen vollkommen werden sollen, so müssen entweder die niedrigern Wesen an ihre Stelle rücken, oder es muß in der vollen Schöpfung eine Lücke bleiben, da alsdenn die ganze Leiter zerrüttet werden müßte, sobald nur eine einzige Stufe zerbrochen wird. „Each System in gradation roll“ (Z. 239): Ein jedes System gehet stufenweise fort, sagt überhaupt ebendieses. Und ebendiese allmählige Degradation nennt er die große Kette, welche sich von dem Unendlichen bis auf den Menschen und von dem Menschen bis auf das Nichts erstrecke. (1. Brief, Z. 232. 236.) Folgende Zeilen aus dem vierten Briefe machen des Dichters Meinung vielleicht noch deutlicher. (Z. 47 u. ff.)

> Order is heav'n's great law; and this confest,
> Some are and must be, mightier than the rest,
> More rich, more wise etc.

Er nimmt also diese Einrichtung, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit verschieden sind, für die Ordnung an. Auch aus den folgenden Sätzen wird man es sehn, daß er mit dem Zusammenhange in der Welt keinen andern Begriff verknüpfe, als den wir eben auseinandergesetzt haben.

Dritter Satz.

In der Kette von Leben und Empfindung müssen irgendwo solche Wesen, wie die Menschen sind, anzutreffen sein.

1. B. Z. 47. 48:

— in the scale of life and sense, 'tis plain
There must be, some where, such a rank as man.

Dieser Satz folgt unmittelbar aus dem vorhergehenden. Denn sollen in der besten Welt alle Grade der Vollkommenheit ihre Wirklichkeit erlangen, so muß auch der Rang, der für den Menschen gehört, nicht leer bleiben. Der Mensch hat also weder in der besten Welt ausbleiben, noch vollkommener geschaffen werden können. In beiden Fällen würde ein Grad der Vollkommenheit nicht wirklich geworden und daher kein Zusammenhang in der besten Welt gewesen sein.

Man bedenke nunmehr, wie wenig Popens Schluß bindet, wenn wir den Zusammenhang in der Welt anders erklärten, als es in dem vorigen Satze geschehen ist.

Of systems possible, if 'tis confest,
That wisdom infinite must form the best,
Where all etc. — —
Then in the scale of life and sense, 'tis plain
There must be, some where, such a rank as man.

Aus keiner andern Ursache, sagt Pope, mußte ein solcher Rang, ein solcher Grad der Vollkommenheit, als der Mensch begleitet, wirklich werden, als weil in der besten Welt Alles ineinanderfallen oder zusammenhangen und in einem gehörigen Grade sich erheben muß; das heißt, weil kein Rang unbesetzt bleiben darf.

Besser hat Pope vermuthlich dem Einwurfe begegnen zu können nicht geglaubt, warum so ein Wesen wie der Mensch erschaffen worden, oder warum er nicht vollkommener erschaffen worden. Auf das Letztere noch näher zu antworten, nimmt er (Brief 1. Zeile 251 u. ff.) die Unveränderlichkeit der Wesen aller Dinge zu Hilfe und sagt, daß dieses Verlangen ebenso lächerlich sei als jenes, wenn der Fuß die Hand, die Hand der Kopf und der Kopf mit seinen Sinnen nicht blos das Werkzeug des Geistes zu sein begehrten. In dem vierten Briefe (Zeile 160) drückt er sich hierüber noch stärker aus, wo er behauptet, die Frage, warum der Mensch nicht vollkommen erschaffen worden, wollte

mit veränderten Worten nichts anders sagen als dieses, warum der Mensch nicht ein Gott und die Erde nicht ein Himmel sei.

Vierter Satz.

Die Glückseligkeit eines jeden Geschöpfs bestehet in einem Zustande, der nach seinem Wesen abgemessen ist.

1. B. Z. 175:

All in exact proportion of the state,

und in der 71sten Zeile ebendesselben Briefes sagt er von dem Menschen insbesondere:

His being measur'd to his state and place.

Folglich, sagt Pope, kömmt es nur hauptsächlich darauf an, daß man beweise, der Mensch sei wirklich in der Welt in einen Zustand gesetzt worden, welcher sich für sein Wesen und seinen Grad der Vollkommenheit schickt:

1. B. Z. 49. 50:

And all the question (wrangled e're so long)
Is only this, if God has plac'd him wrong?

Fünfter Satz.

Der Mensch ist so vollkommen, als er sein soll.

1. B. Z. 70:

Man's as perfect as he ought,

das heißt: Der Zustand des Menschen ist wirklich nach seinem Wesen abgemessen, und daher ist der Mensch vollkommen. Daß aber Jenes sei, erhelle klar, wenn man den Zustand, darin der Mensch lebe, selbst betrachte; welches er in den folgenden Zeilen thut.

Sechster Satz.

Gott wirkt nach allgemeinen und nicht nach besondern Gesetzen, und in besondern Fällen handelt er nicht wider seine allgemeine Gesetze um eines Lieblings willen.

4. B. Z. 33. 34:

— — the universal cause
Acts not by partial but by general laws.

und Z. 119. ebd. B.:

Think we like some weak prince th' eternal cause
Prone for his fav'rites to reverse his laws?

Diesen Gedanken führt der Dichter in dem Folgenden weiter aus und erläutert ihn durch Beispiele. Er scheint aber damit

das System des Malebranche[1]) angenommen zu haben, der nur die allgemeinen Gesetze zum Gegenstande des göttlichen Willens macht und so den Urheber der Welt zu rechtfertigen glaubt, wenngleich aus diesen allgemeinen Gesetzen Unvollkommenheiten erfolgten.

Die Schüler dieses Weltweisen behaupten folglich, Gott habe seiner Weisheit gemäß handeln und daher die Welt durch allgemeine Gesetze regieren müssen. In besondern Fällen könnte die Anwendung dieser allgemeinen Gesetze wol so etwas hervorbringen, das an und für sich selbst entweder völlig unnütze oder gar schädlich und daher den göttlichen Absichten eigentlich zuwider sei; allein es sei genug, daß die allgemeinen Gesetze von erheblichem Nutzen wären, und daß die Uebel, welche in wenigen besondern Fällen daraus entstehen, nicht ohne einen besondern Rathschluß hätten gehoben werden können. Sie führen zum Exempel an, die allgemeinen mechanischen Gesetze, nach welchen der Regen zu gewissen Zeiten herunterfalle, hätten einen unaussprechlichen Nutzen. Allein wie oft befeuchte der Regen nicht einen unfruchtbaren Stein, wo er wirklich keinen Nutzen schaffe, und wie oft richte er nicht Ueberschwemmungen an, wo er gar schädlich wäre! Ihrer Meinung also nach können dergleichen Unvollkommenheiten auch in der besten Welt entstehen, weil keine allgemeine Gesetze möglich sind, die den göttlichen Absichten in allen besondern Fällen genugthäten. Oder, fragen sie, sollte Gott eines Lieblings willen — — der wißbegierige Weltweise sei zum Exempel dieser Liebling — — die allgemeinen Gesetze brechen, nach welchen ein Aetna Feuer speien muß?

4. B. Z. 121. 122:

Shall burning Aetna, if a sage requires,
Forget to thunder, and recall her fires?

Siebenter Satz.

Kein Uebel kömmt von Gott.

Das ist: Das Uebel, welches in der Welt erfolgt, ist niemals der Gegenstand des göttlichen Willens gewesen.

4. B. Z. 110:

God sends not ill.

---

1) Nic. Malebranche (1638—1715) war Pater des Oratoriums. Er ist ein Schüler des Cartesius und Fortbildner seiner Philosophie. In seinem Hauptwerke, „De la recherche de la vérité“, lehrt er, daß wir alle Dinge in Gott schauen, indem wir Theil nehmen an seinem Wissen. — A. d. H.

Pope hat dieses aus dem Vorhergehenden ungefähr so geschlossen. Wenn das Uebel nur in besondern Fällen entsteht und eine Folge aus den allgemeinen Gesetzen ist, Gott aber nur diese allgemeine Gesetze als allgemeine Gesetze für gut befunden und zum Gegenstande seines Willens gemacht hat, so kann man nicht sagen, daß er das Uebel eigentlich gewollt habe, welches aus ihnen fließt, und ohne welches sie keine allgemeine Gesetze gewesen wären. Unser Dichter sucht diese Entschuldigung um ein Großes kräftiger zu machen, wenn er sagt, daß noch dazu dieses aus den allgemeinen Gesetzen folgende Uebel sehr selten sei. Er hat hiermit vielleicht nur so viel sagen wollen, daß Gott solche allgemeine Gesetze gewählt habe, aus welchen in besondern Fällen die wenigsten Uebel entstünden. Allein er drückt sich auf eine sehr sonderbare Art aus; er sagt (1. B. Z. 143): „th'exceptions are few," und an einem andern Orte: „Nature lets it fall," das Uebel nämlich. Ich werde diesen Punkt in meinem dritten Abschnitte berühren müssen.

Achter Satz.

In der Welt kann nicht die mindeste Veränderung vorgehen, welche nicht eine Zerrüttung in allen Weltgebäuden, aus welchen das Ganze besteht, nach sich ziehen sollte.

1. B. Z. 233—236.

— — On superior pow'rs
Were we to press, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a void,
Where, one step broken, the great scales destroy'd,

und Z. 239—242:

And if each system in gradation roll
Alike essential to th'amazing whole;
The least confusion but in one, not all
That system only, but the whole must fall.

Neunter Satz.

Das natürliche und moralische Böse sind Folgen aus den allgemeinen Gesetzen, die Gott öfters zum Besten des Ganzen gelenkt, öfters auch lieber zugelassen hat, als daß er durch einen besondern Willen seinem allgemeinen hätte zuwiderhandeln sollen.

1. B. Z. 145. 146:

If the great end be human happiness,
Then nature *deviats*, and can man do less?

4. B. Z. 112. 113:

Or partial ill is universal good
— — — — or nature lets it fall.

1. B. Z. 161. 162:

— all subsists by elemental strife,
And passions are the elements of life.

Zehnter Satz.

Es ist nicht Alles um des Menschen willen geschaffen worden, sondern der Mensch selbst ist vielleicht um eines andern Dinges willen da.

1. B. Z. 57:

— man, who here seems principal alone,
Perhaps acts second to some sphere unknown.

3. B. Z. 24:

Made beast in aid of man, and man of beast.

Elfter Satz.

Die Unwissenheit unsers zukünftigen Zustandes ist uns zu unserm Besten gegeben worden.

Wer würde ohne sie, sagt der Dichter, sein Leben hier ertragen können? (1. B. Z. 76.)

Und ebd. Z. 81:

Oh blindness of the future! kindly giv'n
That each etc.

Anstatt der Kenntniß des Zukünftigen aber, sagt Pope, hat uns der Himmel die Hoffnung geschenkt, welche allein vermögend ist, uns unsre letzten Augenblicke zu versüßen.

Zwölfter Satz.

Der Mensch kann sich ohne seinen Nachtheil keine schärfern Sinne wünschen.

Die Stelle, worin er dieses beweiset, ist zu lang, sie hier abzuschreiben. Sie stehet in dem ersten Briefe und geht von der 185sten Zeile bis zu der 198sten. Dieser Satz aber und die zwei vorhergehenden sind eigentlich nähere Beweise des fünften Satzes und sollen darthun, daß dem Menschen wirklich solche Gaben und Fähigkeiten zu Theil worden, als sich für seinen Stand am Besten schicken. Die Frage wäre also beantwortet, auf welche

es nach Popens Meinung in dieser Streitigkeit hauptsächlich ankömmt.

If God has placed him (*man*) wrong?

Dreizehnter Satz.

Die Leidenschaften des Menschen, die nichts als verschiedene Abänderungen der Eigenliebe sind, ohne welche die Vernunft unwirksam bleiben würde, sind ihm zum Besten gegeben worden.

2. B. Z. 83:

Modes of self-love the passions we may call.

Ebd. Z. 44:

Self-love to urge, and reason to restrain,

und 1. B. Z. 162:

Passions are the elements of life.

Pope gesteht zwar, daß unzählig viel Schwachheiten und Fehler aus den Leidenschaften entstehen; allein auch diese gründen sich auf ein allgemeines Gesetz, welches dieses ist, daß sie alle von einem wirklichen oder einem anscheinenden Gute in Bewegung gesetzt werden sollen. Gott aber habe (nach dem 9ten Satze) alle Uebel zulassen müssen, die aus den allgemeinen Gesetzen erfolgten, weil er sonst die allgemeinen Gesetze durch einen besondern Rathschluß hätte aufheben müssen.

2. B. Z. 84:

'Tis real good, or seeming, moves them all.

Schlußsatz.

Aus allen diesen Sätzen nun zusammen glaubt Pope den Schluß ziehen zu können, „daß Alles gut sei", „que tout ce qui est, est bien." Ich drücke hier seinen Sinn in der Sprache seiner Uebersetzer aus. Allein ist es wol gut, sich auf diese zu verlassen? Wie, wenn Pope nicht gesagt hätte, „daß Alles gut," sondern nur, „daß Alles recht sei?" Wollte man wol recht und gut für Einerlei nehmen? Hier sind seine Worte (1. B. Z. 286):

— Whatever is, is *right*.

Man wird hoffentlich einem Dichter, wie Pope ist, die Schande nicht anthun und sagen, daß er durch den Reim gezwungen worden; *right* hier anstatt irgend eines andern Worts zu setzen. Wenigstens war er in dem vierten Briefe (Z. 382), wo er diesen Ausspruch wiederholt, des Reimzwanges überhoben,

und es muß mit ernstlichem Bedacht geschehen sein, daß er nicht good oder well gesagt hat. Und warum hat er es wol nicht gesagt? Weil es offenbar mit seinen übrigen Gedanken würde gestritten haben. Da er selbst zugesteht, daß die Natur manche Uebel fallen lasse, so konnte er wol sagen, daß dem ohngeachtet Alles recht sei, aber unmöglich, daß Alles gut sei. Recht ist Alles, weil Alles und das Uebel selbst in der Allgemeinheit der Gesetze, die der Gegenstand des göttlichen Willens waren, gegründet ist. Gut aber würde nur alsdenn Alles sein, wenn diese allgemeinen Gesetze alle Zeit mit den göttlichen Absichten übereinstimmten. Zwar gestehe ich gern, daß auch das französische bien weniger sagt als bon, ja, daß es fast etwas Anderes sagt; desgleichen auch, daß das deutsche gut, wenn es adverbialiter und nicht substantive gebraucht wird, oft etwas ausdrückt, was eigentlich nur recht ist. Allein es ist die Frage, ob man an diesen feinen Unterschied stets gedacht hat, so oft man das Popische: Es ist Alles gut, oder „tout ce qui est, est bien“ gehöret?

Ich habe hier weiter nichts zu erinnern. — — Will man so gut sein und die vorgetragenen Sätze für ein System gelten lassen, so kann ich es unterdessen recht wohl zufrieden sein. Ich will wünschen, daß es sich in dem Verstande des Lesers wenigstens so lange aufrecht erhalten möge, bis ich es in dem dritten Abschnitte, zum Theil mit den eignen Waffen seines Urhebers, selbst niederreißen kann. Ich würde mich der Gefahr, ein so schwankendes Gebäude nur einen Augenblick vor sich stehen zu lassen, nicht aussetzen, wenn ich mich nicht nothwendig zu dem zweiten von der Akademie vorgeschriebenen Punkte vorher wenden müßte.

Zweiter Abschnitt.

Vergleichung obiger Sätze mit den Leibnizischen Lehren.

Wenn ich der Akademie andre Absichten zuschreiben könnte, als man einer Gesellschaft, die zum Aufnehmen der Wissenschaften bestimmt ist, zuschreiben kann, so würde ich fragen, ob man durch diese befohlene Vergleichung mehr die Popischen Sätze für philosophisch oder mehr die Leibnizischen Sätze für poetisch habe erklären wollen.

Doch, wie gesagt, ich kann meine Frage sparen und mich immer zu der Vergleichung selbst wenden. Aufs Höchste möchte eine gar zu übertriebene Meinung von dem mehr als menschlichen Geiste des Engländers zum Grunde liegen.

Ich will in meiner Vergleichung die Ordnung der obigen Sätze beibehalten, doch ohne sie alle zu berühren. Verschiedne stehen nur der Verbindung wegen da, und verschiedne sind allzu speciell und mehr moralisch als metaphysisch. Beide Arten werde ich füglich übergehen können, und die Vergleichung wird dennoch vollständig sein.

Erster Satz.

Gott muß von allen möglichen Systemen das beste erschaffen haben. Dieses sagt Pope, und auch Leibniz hat sich an mehr als einem Orte vollkommen so ausgedrückt. Was Jeder besonders dabei gedacht hat, muß aus dem Uebrigen erhellen. Warburton[1]) aber hat völlig Unrecht, wenn er diesen Satz unabhängig von den andern Sätzen nicht sowol für Leibnizisch als für Platonisch erkennen will. Ich werde es weiter unten zeigen. Hier will ich nur noch erinnern, daß der Concipient der akademischen Frage anstatt des Satzes „Alles ist gut" nothwendig diesen und keinen andern hätte wählen müssen, wenn er mit einigem Grunde sagen wollte, daß ein System darin liegen könne, welches vielleicht nicht das Leibnizische, aber doch etwa ein ähnliches wäre.

Zweiter Satz.

In dem besten System muß Alles zusammenhangen. Was Pope unter diesem Zusammenhange verstehe, hat man gesehen. Diejenige Beschaffenheit der Welt nämlich, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit von Nichts bis zur Gottheit mit Wesen angefüllt wären.

Leibniz hingegen setzt diesen Zusammenhang darin, daß Alles in der Welt, Eines aus dem Andern, verständlich erkläret

1) William Warburton (geb. 1698, gest. 1779 als Bischof von Gloucester), der berühmte Verfasser der „Divine Legation of Moses", trat im Jahre 1739 als Vertheidiger von Pope's „Essay on Man" gegen die Angriffe des Eklektikers Jean Pierre de Crousaz (1663—1748) auf. Seine zu diesem Zwecke veröffentlichten sieben Briefe führen den Titel „A Vindication of Mr. Pope's Essay on Man, by the author of the Divine Legation". Im Jahre 1742 gab Warburton zu derselben Schrift Pope's einen „kritischen und philosophischen Commentar" heraus. — A. d. H.

werden kann. Er siehet die Welt als eine Menge zufälliger Dinge an, die theils neben einander existiren, theils auf einander folgen. Diese verschiednen Dinge würden zusammen kein Ganzes ausmachen, wenn sie nicht alle wie die Räder der Maschine mit einander vereiniget wären, das heißt, wenn sich nicht aus jedem Dinge deutlich erklären ließe, warum alle übrigen so und nicht anders neben ihm sind, und aus jedem vorhergehenden Zustande eines Dinges, warum dieser oder jener darauf folgen wird. Dieses muß ein unendlicher Verstand völlig daraus begreifen können, und der mindeste Theil der Welt muß ihm ein Spiegel sein, in welchem er alle übrigen Theile, die neben demselben sind, sowie alle Zustände, in welchen die Welt war oder je sein wird, sehen kann.

Nirgends aber hat Leibniz gesagt, daß alle Grade der Vollkommenheit in der besten Welt besetzt sein müßten. Ich glaube auch nicht, daß er es hätte sagen können. Denn wenn er gleich mit Popen sagen dürfte: „die Schöpfung ist voll“, so müßte er dennoch einen ganz andern Sinn mit diesen Worten verknüpfen, als Pope damit verknüpft hat. Mit Leibnizen zu reden, ist die Schöpfung in der besten Welt deswegen allenthalben voll, weil allenthalben Eines in dem Andern gegründet ist, und daher der Raum oder die Ordnung der neben einander existirenden Dinge nirgends unterbrochen wird. Auf gleiche Art ist sie auch der Zeit nach voll, weil die Zustände, die in derselben auf einander folgen, niemals aufhören, wie Wirkungen und Ursachen in einander gegründet zu sein. Etwas ganz Anders aber versteht Pope unter seiner *full creation,* wie sich aus der Verbindung seiner Worte schließen läßt.

1. B. Z. 235:

— — — On superior pow'rs
Were we to press, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a void.

Die Schöpfung nämlich ist ihm nur deswegen voll, weil alle Grade darin besetzt sind.

Und dieses ist ein Beweis mehr, daß zwei verschiedne Schriftsteller deswegen noch nicht einerlei Meinung sind, weil sie sich an gewissen Stellen mit einerlei Worten ausdrücken. Pope hatte einen ganz andern Begriff von leer und voll in Ansehung der Schöpfung als Leibniz, und daher konnten sie Beide sagen: „the creation is full“, ohne weiter etwas unter sich gemein zu haben als die bloßen Worte.

Dritter Satz.

Aus dem Vorhergehenden schließt Pope a priori, daß nothwendig der Mensch in der Welt angetroffen werden müsse, weil sonst die ihm gehörige Stelle unter den Wesen leer sein würde. Leibniz hingegen beweiset das nothwendige Dasein des Menschen a posteriori und schließt: Weil wirklich Menschen vorhanden sind, so müssen solche Wesen zur besten Welt gehört haben.

Sechster Satz.

Pope, wie man gesehen hat, scheinet mit dem P. Malebranche in diesem Satze einerlei Meinung gehabt zu haben. Er behauptet nämlich, Gott könne in der Welt blos deswegen Böses geschehen lassen, weil er seinen allgemeinen Willen nicht durch besondre Rathschlüsse aufheben wolle. Nothwendig müßten also in der Welt Mängel anzutreffen sein, die Gott der besten Welt unbeschadet hätte vermeiden können, wenn er seinen allgemeinen Willen in einigen Fällen durch einen besondern Rathschluß hätte aufheben wollen. Man darf nur folgende Stelle ansehen, um zu erkennen, daß dieses wirklich Popens Meinung gewesen sei.

4. B. Z. 112:

Or partial ill is universal good
— — or nature lets it fall.

Dieses oder, oder zeigt genugsam, daß das Uebel in dem zweiten Falle zu der Vollkommenheit der Welt nichts beitrage, sondern daß es die Natur oder die allgemeinen Gesetze fallen lassen.

Allein was behauptet Leibniz von Allem diesen? — Leibniz behauptet, der allgemeine Rathschluß Gottes entstehe aus allen besondern Rathschlüssen zusammengenommen, und Gott könne ohne der besten Welt zum Nachtheile kein Uebel durch einen besondern Rathschluß aufheben. Denn nach ihm hanget das System der Absichten mit dem System der wirkenden Ursachen so genau zusammen, daß man dieses als eine Folge aus dem erstern ansehen kann. Man kann also nicht sagen, daß aus den allgemeinen Gesetzen der Natur, das ist aus dem System der wirkenden Ursachen, etwas erfolge, das mit den göttlichen Absichten nicht übereinstimmt; denn blos aus der besten Verknüpfung der besondern Absichten sind die allgemein wirkenden Ursachen und

das allerweiseste Ganze entstanden. (Man sehe hievon die „Theodicee", §. 204. 205. 206.)

Und hieraus nun erhellet, daß Pope und Leibniz nicht einmal in dem Begriffe der besten Welt einig sein können. Leibniz sagt: „Wo verschiedene Regeln der Vollkommenheit zusammengesetzt werden sollen, ein Ganzes auszumachen, da müssen nothwendig einige derselben wider einander stoßen, und durch dieses Zusammenstoßen müssen entweder Widersprüche entstehen oder von der einen Seite Ausnahmen erfolgen." Die beste Welt ist also nach ihm diejenige, in welcher die wenigsten Ausnahmen, und diese wenigen Ausnahmen noch darzu von den am Wenigsten wichtigen Regeln geschehen. Daher nun entstehen zwar die moralischen und natürlichen Unvollkommenheiten, über die wir uns in der Welt beschweren, allein sie entstehen vermöge einer höhern Ordnung, die diese Ausnahmen unvermeidlich gemacht hat. Hätte Gott ein Uebel in der Welt weniger entstehen lassen, so würde er einer höhern Ordnung, einer wichtigern Regel der Vollkommenheit zuwider gehandelt haben, von deren Seite doch durchaus keine Ausnahme geschehen sollte.

Pope hingegen und Malebranche räumen es ein, daß Gott der besten Welt unbeschadet einige Uebel daraus hätte weglassen können, ohne etwas Merkliches in derselben zu verändern. Allein dem ohngeachtet habe er die Allgemeinheit der Gesetze, aus welcher diese Uebel fließen, lieber gewollt und wolle sie auch noch lieber, ohne diesen seinen Entschluß jemals um eines Lieblings willen zu ändern.

Achter Satz.

Ferner, wie wir gesehen haben, behauptet Pope, die mindeste Veränderung in der Welt erstrecke sich auf die ganze Natur, weil ein jedes Wesen, das zu einer größern Vollkommenheit gelange, eine Lücke hinter sich lassen müsse, und diese Lücke müsse entweder leer bleiben, welches den ganzen Zusammenhang aufheben würde, oder die untern Wesen müßten heranrücken, welches durch die ganze Schöpfung nichts anders als eine Zerrüttung verursachen könne.

Leibniz weiß von keiner solchen Lücke, wie sie Pope annimmt, weil er keine allmählige Degradation der Wesen behauptet. Eine Lücke in der Natur kann nach seiner Meinung nirgend anders werden, als wo die Wesen in einander gegründet zu sein aufhören; denn da wird die Ordnung unterbrochen, oder,

welches ebenso viel ist, der Raum bleibt leer. Dennoch aber behauptet Leibniz in einem weit strengern Verstande als Pope, daß die mindeste Veränderung in der Welt einen Einfluß in das Ganze habe, und zwar, weil ein jedes Wesen ein Spiegel aller übrigen Wesen und ein jeder Zustand der Inbegriff aller Zustände ist. Wenn also der kleinste Theil der Schöpfung anders oder in einen andern Zustand versetzt wird, so muß sich diese Veränderung durch alle Wesen zeigen; eben wie in einer Uhr Alles, sowol dem Raume als der Zeit nach, anders wird, sobald das Mindeste von einem Rädchen abgefeilet wird.

Neunter Satz.

Die Unvollkommenheiten in der Welt erfolgen nach Popens System entweder zum Besten des Ganzen (worunter man zugleich die Verhütung einer größern Unvollkommenheit mit begreift), oder weil keine allgemeinen Gesetze den göttlichen Absichten in allen besondern Fällen haben genugthun können.

Nach Leibnizens Meinung hingegen müssen nothwendig alle Unvollkommenheiten in der Welt zur Vollkommenheit des Ganzen dienen, oder es würde sonst ganz gewiß ihr Außenbleiben aus den allgemeinen Gesetzen erfolgt sein. Er behauptet, Gott habe die allgemeinen Gesetze nicht willkürlich, sondern so angenommen, wie sie aus der weisen Verbindung seiner besondern Absichten oder der einfachen Regeln der Vollkommenheit entstehen müssen. Wo eine Unvollkommenheit ist, da muß eine Ausnahme unvermeidlich gewesen sein. Keine Ausnahme aber kann stattfinden, als wo die einfachen Regeln der Vollkommenheit mit einander streiten, und jede Ausnahme muß daher vermöge einer höhern Ordnung geschehen sein, das ist, sie muß zur Vollkommenheit des Ganzen dienen.

— — Wird es wol nöthig sein, noch mehrere Unterschiede zwischen den Popischen Sätzen und Leibnizischen Lehren anzuführen? Ich glaube nicht. Und was sollten es für mehrere Unterschiede sein? In den besondern moralischen Sätzen, weiß man wol, kommen alle Weltweisen überein, so verschieden auch ihre Grundsätze sind. Der übereinklingende Ausdruck der erstern muß uns nie verleiten, auch die letztern für einerlei zu halten; denn sonst würde es sehr leicht sein, jeden Andern, der irgend einmal über die Einrichtung der Welt vernünfteln wollen, ebensowol als Popen zum Leibnizianer zu machen.

Verdient nun aber Pope diese Benennung durchaus nicht,

so wird auch nothwendig die Prüfung seiner Sätze etwas ganz Anders als eine Bestreitung des Leibnizischen Systems von der besten Welt sein. Die Gottschede[1]) sagen, sie werde daher auch etwas ganz Anders sein, als die Akademie gewünscht habe, daß sie werden möchte. Doch was geht es mich an, was die Gottschede sagen; ich werde sie dem ohngeachtet unternehmen.

Dritter Abschnitt.

Prüfung der Popischen Sätze.

Ich habe oben gesagt, Pope als ein wahrer Dichter müsse mehr darauf bedacht gewesen sein, das Sinnlich-Schöne aus allen Systemen zusammenzusuchen und sein Gedicht damit auszuschmücken, als sich selbst ein eignes System zu machen oder sich an ein schon gemachtes einzig und allein zu halten. Und daß er Jenes wirklich gethan habe, bezeugen die unzähligen Stellen in seinen Briefen, die sich mit seinen obigen Sätzen auf keinerlei Weise verbinden lassen, und deren einige sogar ihnen schnurstracks zuwiderlaufen.

Ich will diese Stellen bemerken, indem ich die Sätze selbst nach der Strenge der Vernunft prüfe.

Zweiter Satz.

Durch welche Gründe kann Pope beweisen, daß die Kette der Dinge in der besten Welt nach einer allmähligen Degradation der Vollkommenheit geordnet sein müsse? Man werfe die Augen auf die vor uns sichtbare Welt! Ist Popens Satz ge-

---

1) Gottsched hatte in einem Programm, „De optimismi macula diserte nuper Alexandro Popio Angelo, tacite autem G. G. Leibnitzio, perperam licet, inusta“, womit er 1753 zur Magisterpromotion einladet, geradezu auf die geheime Absicht der Akademie hingewiesen, wie schon bei einer früheren Gelegenheit, so auch durch die Preisaufgabe über den Optimismus Pope's den Leibnizianismus herabzusetzen. Es heißt in diesem Programm: „Verentur interim boni omnes, ne forte, uti in problemate de monadibus factum meminerunt, in praesenti quoque quaestione neganti potius, quam adstruenti eandem, palma jam parata servetur“ (Vergl. Danzel, „Gottsched u. s. Zeit“, S. 60 f.). — A. d. H.

gründet, so kann unsre Welt unmöglich die beste sein. In ihr sind die Dinge nach der Ordnung der Wirkungen und Ursachen, keines Weges aber nach einer allmähligen Degradation neben einander. Weise und Thoren, Thiere und Bäume, Insecten und Steine sind in der Welt wunderbar durch einander gemischt, und man müßte die Glieder aus den entlegensten Theilen der Welt zusammenklauben, wenn man eine solche Kette bilden wollte, die allmählig vom Nichts bis zur Gottheit reicht. Dasjenige also, was Pope den Zusammenhang nennt, findet in unsrer Welt nicht statt, und dennoch ist sie die beste, dennoch kann in ihr keine Lücke angetroffen werden. Warum dieses? Wird man hier nicht augenscheinlich auf das Leibnizische System geleitet, daß nämlich vermöge der göttlichen Weisheit alle Wesen in der besten Welt in einander gegründet, das heißt, nach der Reihe der Wirkungen und Ursachen neben einander geordnet sein müssen?

Dritter Satz.

Und nun fällt der Schluß von dieser eingebildeten Kette der Dinge auf die unvermeidliche Existenz eines solchen Ranges, als der Mensch bekleidet, von sich selbst weg. Denn was war es nöthig, zu Erfüllung der Reihe von Leben und Empfindung diesen Rang wirklich werden zu lassen, da doch ohnedem die Glieder derselben in dem unendlichen Raume zerstreut liegen und nimmermehr in der allmähligen Degradation neben einander stehen?

Sechster Satz.

Hier kömmt es, wo sich Pope selbst widerspricht! — Nach seiner Meinung, wie wir oben dargethan haben, müssen aus den allgemeinen Gesetzen manche besondre Begebenheiten erfolgen, die zur Vollkommenheit des Ganzen nichts beitragen und nur deswegen zugelassen werden, weil Gott eines Lieblings halber seinen allgemeinen Willen nicht ändert.

Or partial ill is universal good,
Or change admits, or nature lets it fall.

So sagt er in dem vierten Briefe. Nur manche Uebel also, die in der Welt zugelassen worden, sind nach ihm allgemein gut; manche aber, die ebensowol zugelassen worden, sind es nicht. Sind sie es aber nach seinem eigenen Bekenntnisse nicht, wie hat er am Ende des ersten Briefes gleichwol so zuversichtlich sagen können:

All discord, harmony not understood:
All partial evil, universal good!

Wie verträgt sich dieses entscheidende all mit dem obigen or, or? Kann man sich einen handgreiflichern Widerspruch einbilden?

Doch wir wollen weiter untersuchen, wie er sich gegen das System, welches ich für ihn habe aufrichten wollen, verhält. Man sehe einmal nach, was er zu der angezogenen Stelle aus dem ersten Briefe:

— — the first almighty cause
Acts not by partial, but by gen'ral laws,

unmittelbar hinzusetzt:

Th' exceptions few.

Der Ausnahmen sind wenig? Was sind das für Ausnahmen? Warum hat denn Gott auch von diesen allgemeinen Regeln, die ihm allenthalben zur Richtschnur gedient, Ausnahmen gemacht? Eines Lieblings wegen hat er sie nicht gemacht (s. den 4. Brief, Z. 119), auch zur Vermeidung einer Unvollkommenheit nicht; denn sonst hätte er nicht die geringste Unvollkommenheit zulassen sollen. Er hat nur wenige Ausnahmen gemacht? Warum nur wenige? — Gar keine, oder so viel, als nöthig waren.

Man könnte sagen: Pope verstehe unter dem Worte *exceptions* solche Begebenheiten, die nicht mit den göttlichen Absichten übereinstimmen und dennoch aus den allgemeinen Gesetzen fließen. Dieser giebt es wenige in der Welt; denn Gott hat solche allgemeine Gesetze erwählt, die in den meisten besondern Fällen mit seinen Absichten übereinstimmen. — Gut! Aber alsdann müßte sich das Wort *exceptions* nicht auf *general laws* beziehen. Von Seiten der allgemeinen Gesetze hat Gott nicht die geringsten Ausnahmen gemacht, sondern alle Ausnahmen betreffen die Uebereinstimmung der allgemeinen Gesetze mit den göttlichen Absichten. Nun übersehe man des Dichters Worte:

— — the first almighty cause
Acts not by partial, but by gen'ral laws;
Th' exceptions few etc.

Bezieht sich hier das Wort *exceptions* irgend auf etwas Anders als auf *general laws?* O! Ich will lieber zugeben, Pope habe sich in einem einzigen Gedichte hundertmal metaphysisch widersprochen, als daß ihm ein schlecht verbundner und verstümmelter Vers entwischt wäre, wie dieser sein würde, wenn sich *th' exceptions few* nicht auf die allgemeinen Gesetze, von welchen er

gleich vorher spricht, sondern auf die göttlichen Absichten beziehen sollten, deren er hier gar nicht gedenkt. Nein! Ganz gewiß hat er sich hier wiederum alle Uebel als Ausnahmen aus den allgemeinen Gesetzen eingebildet und folglich das Malebranchische System unvermuthet verworfen, das er sonst durchgehends angenommen haben muß, wenn er irgend eines angenommen hat.

Achter Satz.

Was Pope in diesem Satze behauptet, daß nämlich keine Veränderung in der Welt vorgehen könne, ohne daß sich die Wirkung davon in dem Ganzen äußerte, kann aus andern Gründen hinlänglich dargethan werden als aus den seinigen, welche hier ganz und gar nichts beweisen. Wenn wir, sagt er, die obern Kräfte verdringen wollen, so müssen die untern an unsre Stelle rücken, oder es bleibt eine Lücke in der vollen Schöpfung. Ist es auch noch nöthig, diesen Schluß zu widerlegen, nachdem man gesehen, daß in der Welt nicht Alles so stufenweise hinaufsteigt, wie Pope annimmt, sondern daß vollkommene und unvollkommene Wesen ohne diese eingebildete Ordnung durch einander vermengt sind? Ebenso wenig werde ich die zweite Stelle zu widerlegen nöthig haben, die oben zur Bestätigung dieses achten Satzes angeführt worden. Pope bezieht sich immer auf seine allmählige Degradation, die nur in seiner poetischen Welt die Wirklichkeit erlangt, in unserer aber gar nicht stattgefunden hat.

Neunter Satz.

In diesem Satze sind oben zwei Ursachen des Uebels in der Welt nach Popens Meinung angeführt worden, eine dritte Ursache aber, die der Dichter gleichfalls angiebt, habe ich weggelassen, weil ich sie nicht begreifen konnte. Hier ist die Stelle aus dem vierten Briefe ganz:

> Or partial ill is universal good,
> *Or change admits*, or nature lets it fall.

Die Worte „*nature lets it fall*“ habe ich so erklärt, als ob sie ebendas sagten, was der Dichter mit den Worten „*nature deviates*“ sagen will. Diese nämlich, wenn sie einen verständlichen Sinn haben sollen, können nichts anders bedeuten, als daß die Natur, vermöge der allgemeinen Gesetze, die ihr Gott vorgeschrieben, Manches hervorbringe, was den göttlichen Absichten

zuwider sei und nur deswegen von ihr zugelassen werde, weil er seinen allgemeinen Entschluß nicht ändern wolle:

> If the great end be human happiness,
> Then nature deviat's, and can man do less?

D. i.: Wenn die Glückseligkeit des Menschen der große Zweck ist und die Natur abweicht ꝛc. Ebendiesen Gedanken nun, glaub' ich, hat Pope durch „nature lets it fall“, die Natur läßt es fallen, ausdrücken wollen. Die Natur bringt manche Uebel als Folgen aus den allgemeinen mechanischen Gesetzen hervor, ohne daß die göttliche Absicht eigentlich darauf gerichtet gewesen.

Allein was für einen Sinn verknüpfen wir mit den Worten „or change admits“, oder die Abwechslung läßt es zu? Kann nach Popens System — — wenn man es noch ein System nennen will — — etwas Anders die göttliche Weisheit entschuldigen, daß sie Böses in der Welt zugelassen, als die Vollkommenheit des Ganzen, welches den besondern Theilen vorzuziehen gewesen, oder die Allgemeinheit der Gesetze, die Gott nicht hat stören wollen? Was für eine dritte Entschuldigung soll uns die Abwechslung oder die Veränderung darbieten?

Ich denke hierbei nichts, und ich möchte um so viel lieber wissen, was Diejenigen dabei denken, die sich dem ohngeachtet ein Popisches System nicht wollen ausreden lassen. Vielleicht sagen sie, ebendiese letztere Stelle beweise, daß ich das wahre System des Dichters verfehlt habe, und daß es ein ganz anders sei, aus welchem man sie erklären müsse. Welches aber soll es sein? Wenigstens muß es ein ganz neues sein, das noch in keines Menschen Gedanken gekommen, indem allen andern bekannten Systemen von dieser Materie hier und da in den Briefen ebensowol widersprochen wird.

Zum Beweise berufe ich mich auf eine Stelle, die in dem ersten Briefe anzutreffen ist, und die ebenso wenig mit unserm vorgegebenen Popischen Systeme als mit irgend einem andern bestehen kann. Es ist folgende:

Z. 259 u. ff.

> All are but parts of one stupendous whole,
> Whose body nature is, and God the soul;
> That, chang'd thro' all, and yet in all the same
> — — — — — —

Lives thro' all life, extends thro' all extent,
Spreads undivided — — —
— — — — — —
He fills, he bounds, connects, and equals all.

D. i.: Alle Dinge sind Theile eines erstaunlichen Ganzen, wovon die Natur der Körper und Gott die Seele ist. Er ist in allen Dingen verändert und doch allenthalben ebenderselbe — — Er lebt in Allem, was lebt; er dehnt sich aus durch alle Ausdehnung und verbreitet sich, ohne sich zu zertheilen — — Er erfüllt, umschränkt und verknüpft Alles und macht Alles gleich. Ich bin weit davon entfernt, Popen hier gottlose Meinungen aufbürden zu wollen. Ich nehme vielmehr Alles willig an, was Warburton zu Dessen Vertheidigung wider den Herrn Crousaz[1]) gesagt hat, welcher behaupten wollen, der Dichter habe diese Stelle aus des Spinoza irrigem Lehrgebäude entlehnt. Durchgehends kann sie unmöglich mit Spinozens Lehren bestehen. Die Worte

Whose body nature is, and God the soul,

wovon die Natur der Körper und Gott die Seele ist, würde Spinoza nimmermehr haben sagen können; denn der Ausdruck „Seele und Körper" scheinet doch wenigstens anzudeuten, daß Gott und die Natur zwei verschiedne Wesen sind. Wie wenig war dieses die Meinung des Spinoza! Es hat aber andre irrige Weltweisen gegeben, die Gott wirklich für die Seele der Natur gehalten haben, und die vom Spinozismo ebenso weit abstehen als von der Wahrheit. Sollte ihnen also Pope diese seltnen Redensarten abgeborgt haben, wie steht es um die Worte „extends thro' all extent", er dehnt sich aus durch alle Ausdehnung? Wird diese Lehre einem Andern als Spinozen zugehören? Wer hat sonst die Ausdehnung der Natur für eine Eigenschaft Gottes gehalten als dieser berufene Irrgläubige? Jedoch, wie gesagt, es stehet nicht zu glauben, daß Pope eben in diesen Briefen ein gefährliches System habe auskramen wollen. Er hat vielmehr — — und dieses ist es, was ich bereits oben, gleichsam a priori aus dem, was ein Dichter in solchen Fällen thun muß, erwiesen habe, — — blos die schönsten und sinnlichsten Ausdrücke von jedem System

1) Vergl. die Anm. zu S. 49. — A. d. H.

geborgt, ohne sich um ihre Richtigkeit zu bekümmern. Und daher hat er auch kein Bedenken getragen, die Allgegenwart Gottes theils in der Sprache der Spinozisten, theils in der Sprache Derjenigen, die Gott für die Seele der Welt halten, auszudrücken, weil sie in den gemeinen rechtgläubigen Ausdrücken allzu idealisch und allzu weit von dem Sinnlichen entfernt ist. Ebenso wie sich Thomson[1]) in seiner Hymne über die vier Jahrszeiten nicht gescheuet hat, zu sagen: „these as the changes — — are but the varied God.“ Ein sehr kühner Ausdruck, den aber kein vernünftiger Kunstrichter tadeln kann.

Hätte sich Pope ein eignes System abstrahirt gehabt, so würde er ganz gewiß, um es in dem überzeugendsten Zusammenhange vorzutragen, aller Vorrechte eines Dichters dabei entsagt haben. Da er dieses aber nicht gethan hat, so ist es ein Beweis, daß er nicht anders damit zu Werke gegangen, als ich mir vorstelle, daß es die meisten Dichter thun. Er hat diesen und jenen Schriftsteller über seine Materie vorher gelesen und, ohne sie nach eignen Grundsätzen zu untersuchen, von jedem dasjenige behalten, von welchem er geglaubt, daß es sich am Besten in wohlklingende Verse zusammenreimen lasse. Ich glaube ihm sogar in Ansehung seiner Quellen auf die Spur gekommen zu sein, wobei ich einige andre historisch-kritische Anmerkungen gemacht habe, welchen ich folgenden Anhang widme.

Anhang.

Warburton, wie bekannt, unternahm die Vertheidigung unsers Dichters wider die Beschuldigungen des Crousaz. Die Briefe, die er in dieser Absicht schrieb, erhielten Popens vollkommensten Beifall. „Sie haben mir,“ sagt Dieser in einem Briefe an seinen Retter, „allzu viel Gerechtigkeit widerfahren lassen, so seltsam dieses auch klingen mag. Sie haben mein System so deutlich gemacht,

1) Der didaktische Dichter James Thomson (1700—1748) machte sich zuerst durch seine beschreibenden Gedichte „Winter“ (1726), „Summer“ (1728), „Spring“ (1729) und „Autumn“ (1730) bekannt, die dann vereinigt unter dem Namen „Seasons“ (die Jahreszeiten) erschienen und namentlich auf die Entwicklung unserer deutschen Literatur (Haller, Brockes, Klopstock, Kleist) von bedeutendem Einfluß gewesen sind. — A. d. H.

als ich es hätte machen sollen und nicht gekonnt habe" — — Man sehe die ganze Stelle unten in der Note,*) aus welcher ich nur noch die Worte anführe: „Sie verstehen mich vollkommen so wohl, als ich mich selbst verstehe; allein Sie drücken mich besser aus, als ich mich habe ausdrücken können."

Was sagt denn nun aber dieser Mann, welcher die Meinung des Dichters, nach des Dichters eignem Geständnisse, so vollkommen eingesehen hat, von dem Systeme seines Helden? Er sagt, Pope sei durchaus nicht dem Hrn. von Leibniz, sondern dem Plato gefolgt, wenn er behauptet, Gott habe von allen möglichen Welten die beste wirklich werden lassen.

Plato also wäre die erste Quelle unsers Dichters! — Wir wollen sehen. — Doch Plato war auch eine Quelle für Leibnizen. Und Pope könnte also doch wol noch ein Leibnizianer sein, indem er ein Platoniker ist. Hierauf aber sagt Warburton: „Nein! denn Pope hat die Platonischen Lehren in der gehörigen Einschränkung angenommen, die Leibniz auf eine gewaltsame Art ausgedehnt. Plato sagte: ‚Gott hat die beste Welt erwählt', der Herr von Leibniz aber: ‚Gott hat nicht anders können, als die beste wählen.'"

Der Unterschied zwischen diesen zwei Sätzen soll in dem Vermögen liegen, unter zwei gleich ähnlichen und guten Dingen eines dem andern vorzuziehen; und dieses Vermögen habe Plato Gott gelassen, Leibniz aber ihm gänzlich genommen. Ich will hier nicht beweisen, was man schon unzähligmal bewiesen hat, daß dieses Vermögen eine leere Grille sei. Ich will nicht anführen, daß sie auch Plato dafür müsse erkannt haben, weil er bei jeder freien Wahl Bewegungsgründe zugesteht, wie Leibniz bereits angemerkt hat. (Theodicee, 1. Abth. §. 45.) Ich will nicht darauf dringen, daß folglich der Unterschied selbst

---

*) I can only say, you do him *(Crousaz)* too much honour and me too much right, so odd as the expression seems; for you have made my system as clear, as i ought to have done, and could not. It is indeed the same system as mine, but illustrated with a ray of your own, as they say our natural body is the same still when it is glorified. I am sure i like it better, than i did before, and so will every man else. I know i meant just what you explain, but i did not explain my own meaning so well as you. You unterstand me as well, as i do myself, but you express me better, than i could express myself. In einem Briefe an Warburton vom 11. April 1739.

wegfalle, sondern ich will ihn schlechterdings so annehmen, wie ihn Warburton angegeben hat.

Plato mag also gelehrt haben, Gott habe die Welt gewählt, ob er gleich eine andre vielleicht ebenso gute Welt hätte wählen können; und Leibniz mag gesetzt haben, Gott habe nicht anders können, als die beste wählen. Was sagt denn Pope? Drückt er sich auf die erste oder auf die andere Art aus? Man lese doch:

Of systems possible, if 'tis confest,
That wisdom infinite *must* form the best etc.

„Wenn es ausgemacht ist, daß die unendliche Weisheit von allen möglichen Systemen das beste wählen muß" ꝛc. — — Daß sie muß? Wie ist es möglich, daß Warburton diesen Ausdruck übersehen hat? Heißt dieses mit dem Plato reden, wenn Plato anders, wie Warburton will, eine ohne alle Bewegungsgründe wirkende Freiheit in Gott angenommen hat?

Genug von dem Plato, den Pope folglich gleich bei dem ersten Schritte verlassen zu haben selbst glauben mußte! Ich komme zu der zweiten Quelle, die Warburton dem Dichter giebt, und diese ist der Lord Shaftesbury,[1]) von welchem er sagt, daß er den Platonischen Satz angenommen und in ein deutlicher Licht gesetzt habe. In wie weit dieses geschehen sei, und welches das verbesserte System dieses Lords sei, will die Akademie jetzt nicht wissen. Ich will also hier nur so viel anführen, daß Pope den Shaftesbury zwar offenbar gelesen und gebraucht habe, daß er ihn aber ungleich besser würde gebraucht haben, wenn er ihn gehörig verstanden hätte.

Daß er ihn wirklich gebraucht habe, könnte ich aus mehr als einer Stelle der Rhapsody des Shaftesbury beweisen, welche Pope seinen Briefen eingeschaltet hat, ohne fast von dem Seinigen etwas mehr als das Silbenmaß und die Reime hinzuzuthun. Statt aller aber will ich nur diese einzige anführen. Shaftesbury läßt den Philokles dem Palemon, welcher das physicalische Uebel zwar entschuldigen will, gegen das moralische aber unversöhnlich ist, antworten: „The very storms and

---

1) Anthony Ashley Cooper, dritter Graf v. Shaftesbury (1671 — 1713), ist einer der einflußreichsten Denker des vorigen Jahrhunderts. Seine „Rhapsodie der Moralisten" erschien im Jahre 1709 und ist eine Art Theodicee. — A. d. H.

tempests had their beauty in your account, those alone excepted, which arose in human breast." „Selbst die Stürme und Ungewitter haben Ihrem Bedünken nach ihre Schönheit, nur diejenigen nicht, die in der menschlichen Brust aufsteigen." Ist dieses nicht ebendas, was Pope sagt:

If plagues or earthquakes break not heav'n's design,
Why then a *Borgia*, or a *Catiline?*

Doch Pope muß den Shaftesbury nicht verstanden haben, oder er würde ihn ganz anders gebraucht haben. Dieser freie Weltweise war in die Materie weit tiefer eingedrungen und drückte sich weit vorsichtiger aus als der immer wankende Dichter. Hätte ihm Pope gefolgt, so würden seine Gedanken einem System ungleich ähnlicher sehen, er würde der Wahrheit und Leibnizen ungleich näher gekommen sein. Shaftesbury zum Exempel sagt: Man hat auf vielerlei Art zeigen wollen, warum die Natur irre, und wie sie mit so vielem Unvermögen und Fehlern von einer Hand kömmt, die nicht irren kann. Aber ich leugne, daß sie irrt &c. Pope hingegen behauptet: Die Natur weicht ab. — Ferner sagt unser Lord: Die Natur ist in ihren Wirkungen sich immer gleich; sie wirkt nie auf eine verkehrte oder irrige Weise, nie kraftlos oder nachlässig, sondern sie wird nur durch eine höhere Nebenbuhlerin und durch die stärkere Kraft einer andern Natur überwältiget.*) Leibniz selbst würde den Streit der Regeln einer zusammengesetzten Vollkommenheit nicht besser haben ausdrücken können. Aber was weiß Pope hievon, der dem Shaftesbury gleichwol soll gefolgt sein? Auch sagt Dieser: Vielmehr bewundern wir eben wegen dieser Ordnung der untern und obern Wesen die Schönheit der Welt, die auf sich einander entgegenstehende Dinge gegründet ist, weil aus solchen mannichfaltigen und widerwärtigen Grundursachen eine allgemeine Zusammenstim-

*) Much is alledg'd in answer, to shew why nature errs, and how she came thus impotent and erring from an unerring hand. But i deny she errs —— Nature still working as before, and not perversly or erroneously; not faintly or with feeble endeavours; but o'erpower'd by a superior rival, and by another nature's justly conquering force. *Rhapsody*, Part. 2. Sect. 3.

mung entspringt.*) Die Worte mannichfaltige und widerwärtige Grundursachen bedeuten hier abermals die Regeln der Ordnung, die oft neben einander nicht bestehen können; und hätte Pope davon einen Begriff gehabt, so würde er sich weniger auf die Seite des Malebranche geneigt haben. Desgleichen von der Ordnung hat Shaftesbury einen vollkommen richtigen Begriff, den Pope, wie wir gesehen, nicht hatte. Er nennt sie „a coherence or sympathizing of things“, und unmittelbar darauf „a consent and correspondence in all“. Dieser Zusammenhang, dieses Sympathisiren, diese Uebereinstimmung ist ganz etwas Anders als des Dichters eingebildete Staffelordnung, welche man höchstens nur für poetisch schön erkennen kann.

Ueberhaupt muß ich gestehen, daß mir Shaftesbury sehr oft so glücklich mit Leibnizen übereinzustimmen scheint, daß ich mich wundre, warum man nicht längst Beider Weltweisheit mit einander verglichen. Ich wundre mich sogar, warum nicht selbst die Akademie lieber das System des Shaftesbury als das System des Pope zu untersuchen und gegen das Leibnizische zu halten aufgegeben. Sie würde alsdenn doch wenigstens Weltweisen gegen Weltweisen und Gründlichkeit gegen Gründlichkeit gestellt haben, anstatt daß sie den Dichter mit dem Philosophen und das Sinnliche mit dem Abstracten in ein ungleiches Gefechte verwickelt hat. Ja, auch für Die würde bei dem Shaftesbury mehr zu gewinnen gewesen sein als bei dem Pope, welche Leibnizen gern vermittelst irgend einer Parallel mit einem andern berühmten Manne erniedrigen möchten. Das Werk des Shaftesbury: „The moralists, a philosophical rhapsody“, war bereits im Jahr 1709 herausgekommen; des Leibniz Theodicee hingegen trat erst gegen das Ende des Jahres 1710 an das Licht. Aus diesem Umstande, sollte ich meinen, wäre etwas zu machen gewesen. Ein Philosoph, ein englischer Philosoph, welcher Dinge gedacht hat, die Leibniz erst ein ganzes Jahr nachher gedacht zu haben zeiget, sollte Dieser von dem Letztern nicht ein Wenig sein geplündert worden? Ich bitte die Akademie, es überlegen zu lassen!

---

*) 'Tis on the contrary, from this order of inferiour and superiour things, that we admire the world's beauty, founded thus on contrarietys: whilst from such various and *disagreeing principles* a universal concord is established. Ebendaselbst.

Und also hat Pope auch aus dem Shaftesbury die wenigsten seiner metaphysischen Larven*) entlehnt. Wo mag er sie wol sonst her haben? Wo mag er besonders die her haben, die eine Leibnizische Miene machen? Ich verstehe diejenigen Sätze, die mit den Worten mögliche Systeme und dergleichen ausgedrückt sind. Die Anweisung Warburton's verläßt mich hier, ich glaube aber gleichwol etwas entdeckt zu haben.

Man erinnere sich desjenigen Buchs „De origine mali", über welches Leibniz Anmerkungen gemacht hat, die man gleich hinter seiner „Theodicee" findet. Er urtheilet davon, der Verfasser desselben stimme in der einen Hälfte der Materie, von dem Uebel überhaupt und dem physikalischen Uebel insbesondere, sehr wohl mit ihm überein und gehe nur in der andern Hälfte, vom moralischen Uebel, von ihm ab. Es war dieser Verfasser der Hr. W. King, nachheriger Erzbischof von Dublin. Er war ein Engländer, und sein Werk war schon im Jahr 1702 herausgekommen.

Aus Diesem nun, behaupte ich, hat sich unser Dichter ungemein bereichert, und zwar so, daß er nicht selten ganze Stellen aus dem Lateinischen übersetzt und sie blos mit poetischen Blümchen durchwirkt hat. Ich will blos die vornehmsten derselben zum Beweise hersetzen und die Vergleichung den Lesern, welche beider Sprachen mächtig sind, selbst überlassen.

1.

King, cap. III. p. m. ed. Brem. 56.

Credendum vero est, praesens mundi systema optimum fuisse, quod fieri potuit, habito respectu ad Dei mentem in eo fabricando.

Pope, Ep. I. v. 43. 44.

Of systems possible, if 'tis confest,
That wisdom infinite must form the best.

2.

King, p. m. 58.

Oportet igitur multos perfectionum gradus, forte infinitos, dari in opificiis divinis.

---

*) Eine beiläufige Erklärung der Vignette unsers Titels!

Pope, Ep. I. v. 46. 47.
Where all must fall or not coherent be,
And all that rises, rise in due degree etc.

3.

King, p. m. 72.

Opus erat in systemate mundi globo materiae solidae, qualis est terra, et eam quasi rotae vicem habere credimus in magno hoc automato.

Pope, Ep. I. v. 56 etc.
So man, who here seems principal alone,
Perhaps acts second to some sphere unknown,
Touches some wheel, or verges to some gole.
'Tis but a part we see, and not the whole.

4.

King, p. m. 89.

— Quaedam ejusmodi facienda erant, cum locus his in opificio Dei restabat, factis tot aliis, quot conveniebat. At optes alium tibi locum et sortem cessisse; fortasse. Sed si tu alterius locum occupasses, ille alter aut alius aliquis in tui locum sufficiendus erat, qui similiter providentiae divinae ingratus, locum illum, quem jam occupasti, optaret. Scias igitur necessarium fuisse, ut aut sis, quod es, aut nullus. Occupatis enim ab aliis omni alio loco et statu, quem systema aut natura rerum ferebat, aut is, quem habeas, a te implendus, aut exulare te a rerum natura necesse est. An expectes enim, dejecto alio a statu suo, te ejus loco suffectum iri? id est, ut aliorum injuria munificentiam peculiarem et exsortem tibi Deus exhiberet. Suspicienda ergo est divina bonitas, non culpanda, qua ut sis, quod es, factum est. Nec alius nec melior fieri potuisti sine aliorum aut totius damno.

Den ganzen Inhalt dieser Worte wird man in dem ersten Briefe des Pope wiederfinden, besonders gegen die 157. und 233. Zeile. Die Stellen selbst sind zu lang, sie ganz herzusetzen, und zum Theil sind sie auch bereits oben angeführt worden, wo von dem Popischen Begriffe der Ordnung und der nothwendigen Stelle, die der Mensch in der Reihe der Dinge erhalten müssen, die Rede war.

Was kann man nun zu so offenbaren Beweisen, daß Pope

den metaphysischen Theil seiner Materie mehr zusammengeborgt als gedacht habe, sagen? Und was wird man vollends sagen, wenn ich sogar zeige, daß er sich selbst nichts besser bewußt zu sein scheinet? — Man höre also, was er in einem Briefe an seinen Freund, den D. Swift[1]) schreibt. Pope hatte seinen „Versuch über den Menschen“ ohne seinen Namen drucken lassen, und er kam Swiften in die Hände, ehe ihm Pope davon Nachricht geben konnte. Swift las das Werk, allein er erkannte seinen Freund darin nicht. Hierüber nun wundert sich Pope und schreibt: Ich sollte meinen, ob Sie mich gleich in dem ersten dieser Versuche aus dem Gesichte verloren, daß Sie mich doch in dem zweiten würden erkannt haben.*) Heißt dieses nicht ungefähr: „Ob Sie mir gleich die metaphysische Tiefsinnigkeit, die aus dem ersten Briefe hervorzuleuchten scheinet, nicht zutrauen dürfen, so hätten Sie doch wol in den übrigen Briefen, wo die Materie leichter und des poetischen Putzes fähiger wird, meine Art zu denken erkennen sollen?“ — — Swift gesteht es in seiner Antwort auch in der That, daß er Popen für keinen so großen Philosophen gehalten habe, ebenso wenig, als sich Pope selbst dafür hielt. Denn würde er wol sonst gleich nach obiger Stelle geschrieben haben: Nur um Eines bitte ich Sie, lachen Sie über meine Ernsthaftigkeit nicht, sondern erlauben Sie mir, den philosophischen Bart so lange zu tragen, bis ich ihn selbst ausrupfe und ein Gespötte daraus mache—?**) Das will viel sagen! Wie sehr sollte er sich also wundern, wenn er erfahren könnte, daß gleichwol eine berühmte Akademie diesen falschen Bart für werth erkannt habe, ernsthafte Untersuchungen darüber anzustellen!

---

*) I fancy, tho' you lost sight of me in the first of those essays, you saw me in the second.

**) I have only one piece of mercy to beg of you; do not laugh at my gravity, but permit to me, to wear the beard of a philosopher, till i pull it off and make a jest of it myself. In einem Briefe an den D. Swift, welcher in dem 9ten Theile der Popischen Werke, der Knepton'schen Ausgabe von 1752, auf der 254. Seite stehet.

1) Der berühmte englische Satiriker Jonathan Swift (geb. 1667 zu Dublin, gest. 1745) war nicht blos befreundet mit Pope, sondern hat im Verein mit demselben im Jahre 1727 auch 3 Bände „Miscellanies“ veröffentlicht. — A. d. H.



Leibniz
Von den ewigen Strafen.



Vorbemerkung des Herausgebers.

Nur wenige philosophische Schriften des großen Leibniz sind bei Lebzeiten des Verfassers als selbstständige Werke herausgekommen; die meisten erschienen in Zeitschriften oder waren zunächst nicht für den Druck bestimmte Briefe u. dgl. Bei dem großen Einflusse, den seine Philosophie namentlich in Deutschland gewann, ist es daher sehr zu verwundern, daß man erst so spät daran dachte, die Werke des berühmten Philosophen gesammelt herauszugeben. Weniger wunderbar ist es, daß die beiden ersten größeren Sammlungen, nämlich die „Oeuvres philosophiques latines et françaises de feu Mr. Leibnitz . . . ., publiées par R. E. Raspe“ (Amsterd. und Leipz. 1765), und die durch den Franzosen L. Dutens herausgegebenen „Opera omnia“ (Genf 1768 in 6 Bdn.) unvollständig und mangelhaft waren.

Diesen beiden Fehlern abzuhelfen, war die nächste Bestimmung der beiden Schriften: „Leibniz von den ewigen Strafen“, und „Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit“, die Lessing im Jahre 1773 in dem ersten und zweiten „Beitrage zur Geschichte und Literatur“ veröffentlichte. Doch geht die Absicht Lessing's, namentlich bei dem ersten der beiden Aufsätze, viel weiter; er will nicht blos die kurze Vorrede Leibnizens zu einer Schrift des Socinianers Soner, die er in der Wolfenbüttler Bibliothek gefunden, vor dem Untergange retten, sondern verbreitet sich bei dieser Gelegenheit über verschiedene wichtige Punkte des Leibniz'schen Systems von der besten Welt, die durch Lessing's klare Auseinandersetzung gegen Mißdeutung gesichert werden.



Leibniz von den ewigen Strafen.

Ich sehe, daß gegenwärtig bei unsern Theologen der Streit über die Unendlichkeit der Höllenstrafen wieder rege werden will. Möchte er es doch so werden, daß er endlich entschieden und beigelegt heißen könnte! Denn das ist ohne Zweifel bei dergleichen Streitigkeiten das Traurigste, daß sie gemeiniglich nichts erstreiten, und sich zwanzig oder funfzig Jahre später der erste der beste Zelote oder Vernünftler berechtiget glaubt, die Sache ganz wieder von vorne anzufangen.

Einem solchen Schwätzer nicht gleich zu werden, ist es höchst nöthig, vorher die Geschichte der streitigen Lehre in ihrem ganzen Umfange zu studiren. Nur wenn man genau weiß, wo jeder Vorgänger seinen Faden fallen lassen, kann man durch Aufhebung derselben und durch Vergleichung ihrer verschiedenen Richtungen den entweder verlassenen oder noch nie betretenen Weg der Wahrheit einzuschlagen hoffen. Wenn gar unter diesen Vorgängern sich Leibnize befinden, was kann schlechterdings lehrreicher sein, als sich in die geringsten Fußtapfen derselben zu stellen und von da aus um sich zu schauen?

Mehr, glaube ich, bedarf es nicht, folgende wenige, aber bisher noch ungedruckte Zeilen des großen Mannes einzuleiten, der, wenn es nach mir ginge, nicht eine Zeile vergebens müßte geschrieben haben. Was es aber damit für Bewandniß habe, glaube ich nicht besser als mit Mosheim's[1]) Worten angeben zu können; besonders da diese Worte selbst dabei gelegentlich eine literarische Erläuterung und Bestätigung erhalten können.

Als Mosheim 1725 seine hierher gehörige Schrift hinter

1) Ueber Joh. Lorenz v. Mosheim vergl. die Anm. zu Th. XVII. S. 118. — A. d. H.

dem ersten Theile seiner „Heiligen Reden" herausgab, schickte er folgende Erklärung darüber voraus: „Die beigefügten Gedanken von der Lehre Derer, die den Strafen der Hölle ein Ziel setzen, sind von mir gefodert worden. Andere haben weitläuftiger und gelehrter von dieser Sache geschrieben. Und ich kann's daher wohl leiden, wenn man glaubt, meine Arbeit sei unnöthig. Die unschuldige Uebereilung von einigen meiner Freunde, die gegen mein Wissen dieselbe wollen drucken lassen, und zwar nicht ohne Fehler, hat mich bewogen, da ich ihr Vorhaben erfahren, ihnen zu versprechen, daß ich selbst den Druck besorgen würde. Ich vollziehe jetzund meine Zusage. Und was ist denn hierin Strafwürdiges? Oder würde ich nicht, wenn ich meine Zusage nicht gehalten, ebenso sehr gesündiget haben, als da ich dieselbe vollziehe? Es ist endlich besser, einige Bogen zu viel, als zu wenig von dergleichen Dingen der Welt zu liefern. Und je mehr Einfluß diese Lehre in gewisse Wahrheiten des Glaubens hat, die den Grund der Seligkeit betreffen, je öfters hat man Ursache, die Beweisthümer derselben feste zu setzen. Man pflegt stets auf die Vernunft hierin sich zu berufen. Und es kömmt Vielen der berühmtesten Männer vor, als wenn die Sache Derjenigen, welche die Ewigkeit der Strafen behaupten, beinahe verloren sein würde, wenn man diese allein fragen wollte. Ich glaube das Gegentheil, ohne daß ich Andere deswegen verachten will, die anders denken. Mir däucht, daß die Vernunft, wo nicht stärker, doch ebenso stark vor Diejenigen streite, welche die Ewigkeit, als vor Die, welche das Ende der göttlichen Rache vertheidigen. Man sieht oft gewisse Meinungen der Menschen, die den Beifall der Meisten erhalten, für klare Gesetze der Vernunft an, die man nicht leugnen darf. Und oft mißt man die Gerechtigkeit des göttlichen Gerichtes nach der Gewohnheit der menschlichen Richterstühle ab. Das Scharfsinnigste, was vor das Ende der Höllenstrafen geschrieben, sind die Gedanken eines sonst gelehrten Mannes, dem man Schuld giebt, daß er vor seinem Ende in die giftigen Irrthümer der Socinianer verfallen. Ich habe dieselben nicht obenhin gelesen und gebe dem Verfertiger das Zeugniß eines nicht übel beschaffenen Verstandes. Aber wenn man einige Zweideutigkeiten hebt und die Kraft der Schlüsse von den menschlichen Sachen auf die göttlichen leugnet, so wird der sogenannte Beweis ein Schatten, bei dem man den Zusammenhang vergebens sucht. Ich bin lange Willens, in einer lateinischen Schrift die Geschichte der Lehre, von der hier die Rede, vorzutragen und

nicht nur die Quellen derselben zu entdecken, sondern auch die unterschiedenen Arten, ihr eine Farbe und Gewicht zu geben, zu untersuchen. Eine Menge von andern Arbeiten, die zum Theile nicht unbekannt, hat bisher die Ausarbeitung derselben aufgehalten. Vielleicht finden sich bald einige Stunden, in welchen ich den gesammelten Vorrath von Gedanken und Zeugnissen in Ordnung bringen und der Welt vorlegen kann."

Wer jener gelehrte Mann sei, der noch das Scharfsinnigste für die verneinende Meinung geschrieben, zeigt Mosheim durch den untergesetzten Titel der Schrift selbst an: „*Ernesti Soneri* [1]) Demonstratio Theologica et Philosophica, quod aeterna impiorum supplicia non arguant Dei justitiam sed injustitiam", und fügt hinzu: „Der weltberühmte Herr von Leibniz hat dies Werkchen herausgeben wollen, welches sehr selten ist. Ich habe eine Abschrift desselben zur Hand, vor dem bereits die Vorrede steht, die er mit demselben wollen drucken lassen. Ein anderer Ort wird mir Gelegenheit geben, hievon mehr zu erwähnen, da ich zugleich die Güte Desjenigen rühmen werde, dem ich diese und andere hierher gehörige Sachen zu danken habe."

Nun ist leider Mosheimen die Gelegenheit nicht geworden, auf die er hier seine Leser vertröstet, und die er ohne Zweifel in jener lateinischen Schrift zu finden hoffte, welche er von der Geschichte der streitigen Lehre ausarbeiten wollte. So wie aber jene Schrift nicht zu Stande gekommen, so ist auch die gedachte Vorrede des Leibniz zu dem Soner'schen Beweise darüber im Verborgenen geblieben und fast gänzlich vergessen worden. Denn seit 1737, als Ludovici in der Historie der Leibnizischen Philosophie *) Mosheimen seines Versprechens

---

*) Theil II. S. 27. — [Karl Günther Ludovici's „Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der Leibnizischen Philosophie" erschien 1737 zu Leipzig. — A. d. H.]

1) Ernst Soner (Sonner) war im Jahre 1572 in Nürnberg geboren. Seit 1588 studirte er auf der im Gebiete der Stadt Nürnberg gelegenen Universität Altdorf. Als er dann in den Jahren 1597 und 1598 auf der Universität Leyden seine Studien fortsetzte, wurde er hier mit den Socinianischen Geistlichen Ostorodt und Woidowski bekannt und durch dieselben für den Socinianismus gewonnen. Nachdem er hierauf im Jahre 1605 Professor der Medicin und Physik in Altdorf geworden war, trug er in philosophischen Privatissimis seine Ansichten namentlich den zahlreichen Socinianischen Studirenden vor, die sein Ruf aus Siebenbürgen, Ungarn und Polen herbeigeführt hatte. Aber auch einzelne seiner nichtsocinianischen Zuhörer, wie Crell und Ruarus, gewann er für die Lehre der Unitarier. Durch kluge Zurückhaltung wußte er sich bis zu seinem im Jahre 1612 erfolgten Tode den unangefochtenen Ruf der Orthodoxie zu bewahren. — A. d. H.

erinnerte, wüßte ich nicht, daß ihrer von Jemand andern anders als gelegentlich von dem leidigen Bücherkenner,*) wenn er die Schrift des Sonerus wegen ihrer Seltenheit anführte, wäre gedacht worden. Selbst von Bruckern[1]) nicht, der doch bei Erzählung von Soner's Verdiensten um die Aristotelische Philosophie**) die beste Gelegenheit dazu gehabt hätte. Wenn sie daher auch nicht in der neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke, die wir dem Herrn Dutens zu danken haben, erschienen ist, so dürfen wir uns um so weniger darüber wundern, da Deutschland überhaupt so äußerst nachlässig gewesen, die Bemühungen dieses würdigen Ausländers zu unterstützen. Anstatt daß man sich um die Wette hätte beeifern sollen, ihm mit so vielen ungedruckten Vermehrungen, als sich nur immer auftreiben lassen wollen, an die Hand zu gehen, hat man ihm auch nicht einmal alle bereits gedruckte Aufsätze seines Autors angezeigt. Denn er, als ein Ausländer, konnte sie freilich nicht alle selbst wissen, und der einzige ehrliche Brucker konnte sie ihm freilich auch nicht alle nachweisen. Indeß, wenn das Letztere vielleicht blos unterblieben, weil jeder deutsche Gelehrte besorgen mußte, daß ihm schon ein Anderer darin zuvorgekommen, so ist es weit weniger befremdlich als das todte Stillschweigen, welches unsere Recensenten darüber beobachten. Wußten sie denn also gar nichts, was in diesen sämmtlichen Werken fehlt? gar nichts, was nur im Geringsten eine Anzeige verdient hätte?

Doch hiervon an einem andern Orte. Ich will mich itzt von dem nicht zu weit verlieren, was mich auf diesen Ausfall gebracht hat. — Also kurz, ebendiese Vorrede, welche Leibniz zu Soner's Schrift gemacht hat, welche Mosheim besaß, welche Mosheim drucken lassen wollte und nicht drucken ließ, ist es, was ich hier aus unserer Bibliothek gemein machen will.

Um nicht unangezeigt zu lassen, wie sie in unsere Bibliothek gekommen, muß ich sagen, daß sie Mosheim selbst dem Ansehen nach aus unserer Bibliothek erhalten. Wenigstens war Derjenige, dessen Güte in Mittheilung derselben er anderwärts rühmen wollte, der damalige Bibliothekarius Hertel. Doch

*) Wie etwa vom Vogt, Cat. libr. rar., p. 635.
**) *Hist. cr. Phil.* T. IV. P. 1. p. 312.

1) Joh. Jakob Brucker (geb. 1696 zu Augsburg) war der Erste, der eine vollständige Geschichte der Philosophie lieferte. Seine „Historia critica philosophiae a mundi incunabulis ad nostram usque aetatem deducta“ erschien 1742—1744 zu Leipzig in 5 Bänden. — A. d. H.

da Hertel mit Leibnizen selbst viel Umgang gehabt hatte, auch nach Allem sehr begierig war, was selten und heterodox hieß, so kann es ebensowol sein, daß er sie mitsammt der Soner'schen Schrift Mosheimen aus seinem eignen literarischen Vorrathe mitgetheilet, als unter welchem sie also erst nach seinem Tode unserer Bibliothek einverleibet worden wäre. Dieses wird mir auch daher wahrscheinlicher, weil sich nicht nur eine Abschrift von Mosheim's Gedanken, sondern auch dessen eigenhändiger Brief an Herteln dabei befindet. Jene stimmt mit dem nachher geschehenen Abdrucke völlig überein, diesen aber will ich in der Anmerkung*) ganz vorlegen und so ohne Weiteres den Leser zur Hauptsache kommen lassen.

LEIBNITII PRAEFATIO.

Ernesti Soneri, Philosophi quondam apud Altorfinos clarissimi, Demonstratio, quam vocat, Theologica etc. de injustitia aeternarum poenarum laudatur a nonnullis tanquam invicta; eoque plus nocet quod paucis visa est, solent enim fere aestimare homines, quae non noverunt. Ut saepe adeo non inutile putem talia edi, ubi lectio ipsa sufficit ad refutandam delendamque illam hominum opinionem e longinquo conceptam. Equidem negari non potest, Sonerum subtiliter et ingeniose scripsisse; sed demonstratio tamen ejus magno hiatu laborat, quod paucis indicare placet, ne quis incautus speciositate argu-

---

*) „Nebst nochmaliger gehorsamster Danksagung für die meinetwegen neulich genommene Mühe sende ich hier sowol meine eigene Einfälle als Soneri Bedenken von den Strafen der Höllen zurück. So spitzfindig dieses letztere eingefädelt, so leicht ist mit dem ehrlichen Manne nach seinen eignen Grundsätzen auszukommen. Er setzt zum Grunde, in Gott sei keine andere Gerechtigkeit als diese, daß er seine Zusage halten müsse, in allen andern sei seine Macht unumschränkt. Sehr wohl! So wird denn deutlich folgen, daß Gottes Gerechtigkeit gar nicht hindere, daß er den Gottlosen ewige Strafen auflegen könne. Nach seiner Macht kann er dies thun. Der ganze Streit wird demnach darauf ankommen, ob Gott wirklich in der Schrift den Gottlosen ewige Strafen gedrohet. Aber kömmt's so weit, so wird der ehrliche Socinianer verlieren, und man wird ihm auf Eins Zehen antworten können. Ich schriebe mehr, wenn ich mein Meister wäre. Uebermorgen soll ich wieder disputiren, und meine andern Collegia sollen auch vor Ostern geendiget sein. Daher wird mir fast kein Augenblick frei gelassen, und die ich frei habe, muß ich zur Ausfertigung des Halesii anwenden. Meine Betrachtungen über die Conduite der Dordrecht'schen Väter werden eben nicht wohl den Advocaten dieses Concilii gefallen. Doch sie sind auf klare Facta und Sätze der Vernunft gegründet. Ich bin ohne Ausnahme u. s. w.

Mosheim."

menti decipiatur, cujus vis huc redit. Peccata finita sunt; inter finitum et infinitum nulla est proportio; ergo poenae quoque debent esse finitae. Porro peccata esse finita, ostendere tentat refutando modos, quibus infinita intelligi possint, quos his verbis enumerat. „Si impiorum delicta sint infinita, aut ut talia considerari possint, vel habent vim istam infinitam ex se ipsis, vel a delinquente, vel ab eo in quem et contra quem delinquitur, vel ab horum aliquibus, vel ab omnibus simul; sed nullo istorum modorum possunt esse infinita, aut ut talia considerari, et tamen praeter hos nullus alius superest modus, quo infinita dici et esse possint: ergo omnino non sunt infinita."

Quae communiter respondere solent Theologi ad hoc argumentum a proportione delictorum poenarumque petitum, apud ipsos utilius legentur. Hoc vero loco alium argumenti Soneriani defectum indicare placet, nempe imperfectam enumerationem modorum, quibus aliquid dici potest infinitum. Neque enim tantum ab objecto in quod peccatur, Deo videlicet, vel a modo peccandi, seu gradu intensivo aliisque quorum autor meminit, sed et a numero peccata infinita dici possunt. Etiamsi igitur concederemus ipsi, nullum peccatum per se infinitum esse, revera tamen dici potest, damnatorum infinita numero peccata esse, quoniam per totam aeternitatem in peccando perseverant. Quare si aeterna sunt peccata, justum est, ut aeternae etiam sint poenae. Nempe homines mali se ipsos damnant, ut recte dictum est a sapientibus, perpetua scilicet impoenitentia et a Deo aversione. Nihil igitur hic Deo, quasi ultra mensuram peccati severo, imputari potest.

Und das ist sie ganz, diese sogenannte Vorrede. — Man wird hoffentlich von mir nicht erwarten, daß ich nun auch die Schrift des Sonerus selbst beifügen werde. Zwar ist sie als gedrucktes Buch noch immer ebenso selten, als sie zu den Zeiten des Leibniz war, weil ich nicht wüßte, daß sie irgend nachher wieder wäre aufgelegt worden. Allein der Inhalt hat nicht mehr das Verdienst, welches er damals bei Denen haben konnte, die eine freie Untersuchung in Glaubenssachen liebten. Er ist in hundert Bücher seitdem übergetragen worden, die in Aller Händen sind. Denn da man besonders den Freunden der Wiederbringung es neuerer Zeit nicht schwer gemacht hat, ihre Meinung so laut zu sagen, als sie nur gewollt, so ist theils von ihnen, theils auf ihre Veranlassung die unter der Wiederbringung vor=

nehmlich begriffene Lehre von der Endlichkeit der Höllenstrafen ebenso oft mit allen Arten von Gründen als mit allen Arten von Eifer und Schwärmerei vertheidiget und bestritten worden. Kurz, Soner's Demonstration ist bis auf einige Spitzfindigkeiten vielleicht nun verlegene Waare.

Aber, wird man denken, hätte ich nicht aus ebendiesem Grunde auch die Vorrede des Leibniz im Verborgenen lassen können und müssen? Denn was er Sonern darin entgegensetzet, ist itzt nicht weniger bekannt, indem es auch von ihm selbst anderwärts vorgetragen worden. — Ich weiß dieses sehr wohl. Doch meine Absicht geht bei Bekanntmachung derselben auch nicht sowol auf die vertheidigte Wahrheit als auf den Vertheidiger, als auf dessen Gesinnungen und Gründe bei seiner Vertheidigung. Beide sind mißgedeutet und verkannt worden.

Mosheim selbst, der es doch sehr wohl wissen konnte, was die Vorrede des Leibniz eigentlich enthalte, verleitet noch itzt seine Leser, sich einen ganz falschen Begriff davon zu machen. Als er ihrer zuerst erwähnte,*) geschah es in so allgemeinen Ausdrücken, daß der gute Pagenkopen sich einbildete, da Leibniz die Demonstration des Soner habe herausgeben wollen, so müsse er sie gebilligt haben. Um ihm nun das Verständniß näher zu eröffnen, erwiderte Mosheim hierauf:**) „Der Herr von Leibniz hat nicht darum diese Bogen wollen drucken lassen, weil er sie vor wichtig gehalten und Soner's Meinung angenommen. Er hat vielmehr dieselben mit einer Vorrede begleiten wollen, die in meinen Händen ist, worin er Sonern selbst aus Aristotelis Grundlehren widerlegt und die Blöße seiner Beweisthümer aufdeckt. Sein Vorhaben war, der Welt den schlechten Werth seiner Schrift zu zeigen, die man deswegen für unwiderleglich hielte, weil sie selten war und Wenigen zu Gesichte kam." Aber wenn Mosheim anfangs zu wenig gesagt hatte, so sagt er offenbar nun zu viel, und seine Gegner dürften ihn nicht ohne Grund mit dem Verdachte belegen, daß er vorsätzlich das Ansehen des Leibniz mißbrauchen wollen. Denn hier ist sie nun, diese Vorrede; und wahrlich, man muß in sehr Wenigem sehr Vieles zu sehen wissen, wenn man Alles darin finden will, was Mosheim darin gefunden zu haben vorgiebt. Leibniz soll Sonern aus Aristotelis Grundlehren

*) Angeführter Maßen vor dem 1. Theile seiner „Heiligen Reden".

**) In dem „Sendschreiben über unterschiedliche Dinge", hinter dem zweiten Theile der „Heiligen Reden".

widerlegen? Er soll die Blöße seiner Beweisthümer aufdecken? seiner Beweisthümer? Sind seine Beweisthümer denn das einzige Dilemma? Und welches wären sie denn, jene Aristotelische Grundlehren? Ich kann in Leibnizens Vorrede dergleichen ebenso wenig finden als in Soner's Schrift selbst, von welcher Mosheim gleichfalls sagt, daß sie sich auf Grundsätze des Aristotelis beziehe. Alles Aristotelische, was Soner's Schrift hat, ist dieses, daß sie in lauter schulgerechten Schlüssen abgefaßt ist. Denn die Prämissen dieser Schlüsse sind nichts als Sätze des gesunden Menschenverstandes und keinesweges dem Aristoteles eigenthümliche Lehren. Also auch wenn durch die Bemerkung des Leibniz das Dilemma des Soner wirklich seine Kraft verliert, so geschieht es ja wol ohne alles Zuthun des Aristoteles. Doch mit oder ohne Zuthun des Aristoteles: ist es denn auch nur wahr, daß sie so siegend, so entscheidend ist, diese einzige Bemerkung des Leibniz? Aufrichtig zu reden, ich glaube nichts weniger. Denn es sei immerhin unwidersprechlich, daß die menschlichen Sünden auch der Zahl nach unendlich werden können, ja werden müssen, was ging Sonern diese eine noch mögliche Art ihrer Unendlichkeit an? was hatte er nöthig, sich darauf einzulassen? und gegen wen sollte er sich darauf einlassen? Wenn sie von einigen seiner Gegner auch angenommen wird, diese Unendlichkeit, wird sie deswegen als der vornehmste oder gar als der einzige Grund ihrer Lehre angenommen? Hören sie darum auf zu behaupten, was Soner eigentlich bestreitet? Nämlich daß, wenn sie auch nicht statthätte, diese Unendlichkeit der Sünden, dennoch auf die blos endlichen Sünden dieses Lebens eine unendliche Strafe warte? daß schon eine einzige dieser Sünden diese unendliche Strafe verdiene? In der That verändert auch die Einwendung des Leibniz die ganze Streitfrage. Diese ging bei Sonern lediglich auf die Sünden dieses Lebens, welche der Zahl nach nicht anders als endlich sein können. Und Leibniz will, daß er auch die Sünden des künftigen Lebens mit in Rechnung bringen sollen, die für sich allein schon, wenn sie nothwendig unaufhörlich geschehen müßten, eine unaufhörliche Strafe verdienen würden.

Es könnte also leicht sein, daß Leibniz selbst sich dieses bei einer zweiten Erwägung nicht bergen können und eben deswegen die ganze Vorrede zurückbehalten hätte. Denn da sie einmal geschrieben war, warum hätte er sie sonst nicht sollen drucken lassen? Wenigstens kann man hiergegen nicht einwenden, daß er gleichwol das Wesentliche davon viele Jahre nachher an einem

andern Orte angebracht habe, nämlich in seiner „Theodicee“. Ebenderselbe Gedanke kann an einem andern Orte einen ganz andern Werth haben. Was Leibniz dort für eine ungiltige Widerlegung erkannte, das konnte er hier zur Erläuterung einer andern Frage ja wol mit beibringen. Dort sollten alle Einwürfe des Soner damit zu Schanden gemacht und die bezweifelte Lehre darauf gegründet werden, und dazu taugte es schlechterdings nicht. Hier aber, in der „Theodicee“, wo er, was er damit nicht erweisen konnte, als anderweitig erwiesen voraussetzen durfte, sollte es blos dienen, das größte physicalische Uebel, das er sonach in seiner besten Welt zu sein bekennen mußte, desto unmittelbarer aus dem Uebel der Schuld herleiten zu können, ohne dabei auf die Unendlichkeit Desjenigen zu sehen, gegen den diese Schuld geschehen, weil diese Unendlichkeit doch nicht mit in den Zusammenhang der Dinge verwebet sein konnte.

Und das würde es Alles sein, was ich hier hinzuzufügen hätte, wenn mir nicht ebendieses Weges einer unserer neuesten Schriftsteller begegnet wäre. Herr Eberhard[1]) in seiner Apologie des Sokrates, einem in vieler Absicht sehr vortrefflichen Buche, worin er die Lehre von der Seligkeit der Heiden untersucht, hat auch die von der Unendlichkeit der Strafen mit in seine Prüfung ziehen zu müssen geglaubt. Nun hat es zwar seine ganz besondere Ursache, warum ich wünschen könnte, daß er sich, wenigstens nicht in einer Apologie des Sokrates, dagegen erklärt hätte. Aber doch würde mich blos diese schwerlich vermögen können, mir die geringste Anmerkung dagegen zu erlauben, wenn er nicht zugleich, indem ihn seine Materie auch auf das brachte, was Leibniz darüber geäußert hatte, gegen Diesen und dessen Aeußerung Verschiedenes erinnert hätte, was ich hier in Erwägung zu ziehen einen so nahen Anlaß finde. Ich will, was ich zu sagen habe, so kurz zu fassen suchen als möglich und meine Gedanken, wo nicht ordnen, doch zählen.

I. Ich fange von dem allgemeinen Urtheile an, welches Herr Eberhard von Leibnizen in Absicht seines Betragens gegen angenommene Religionssätze fällt. Nachdem er nämlich nun auch

---

1) Joh. Aug. Eberhard (geb. 1738, seit 1778 Prof. der Philos. in Halle, gest. 1809), der Vertheidiger des Leibnizianismus gegen den Kantianismus, gehört zu den namhaftesten eklektischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts. Seine „Neue Apologie des Sokrates“, durch die er sich mit der Orthodoxie verfeindete, aber seinen Ruf als Philosoph begründete, erschien im Jahre 1772 in Berlin. — A. d. H.

auf denjenigen Beweis der ewigen Strafen gekommen, von welchem hier die Rede gewesen, zeigt er sehr wohl, daß man mit demselben nicht über die Grenzen der Möglichkeit gelangen könne, und fährt fort: „Die scharfsinnigsten Verfechter dieser Sache, wie Leibniz, haben es wohl gefühlt, daß ein solcher Beweis nicht weiter reicht. Leibniz argumentirte also nur blos für Die, welche von der wirklichen Ewigkeit höllischer Qualen aus der Schrift schon überführt waren. Da ihm so viel daran gelegen war, seine Philosophie allgemein zu machen, so sucht er sie den herrschenden Lehrsätzen aller Parteien anzupassen, sie ihnen allen für ihre Meinung günstig und vortheilhaft zu zeigen, um sich aller Beifall zu verschaffen. Er nahm ihre Lehrsätze als Voraussetzungen an und legte ihnen einen erträglichen Sinn bei, nach dem er sie mit seinem System verglich, ohne ihnen selbst beizupflichten.“ — Erscheinet in diesem Urtheile der Philosoph nicht ein Wenig zu eitel? Werden seine Gesinnungen gegen die Religion überhaupt nicht dadurch verdächtiger gemacht, als es der Religion selbst zuträglich ist? Beides ist ganz gewiß des Herrn Eberhard Absicht nicht gewesen. Aber es ist unleugbar, daß er sich hier nicht durchgängig so glücklich und bestimmt ausgedrückt hat, als er sich sonst auszudrücken pflegt. Denn so eingenommen man sich auch Leibnizen für seine Philosophie denken darf oder will, so kann man doch wahrlich nicht sagen, daß er sie den herrschenden Lehrsätzen aller Parteien anzupassen gesucht habe. Wie wäre das auch möglich gewesen? Wie hätte es ihm einkommen können, mit einem alten Sprichworte zu reden, dem Mond ein Kleid zu machen? Alles, was er zum Besten seines Systems dann und wann that, war gerade das Gegentheil: er suchte die herrschenden Lehrsätze aller Parteien seinem Systeme anzupassen. Ich irre mich sehr, oder Beides ist nichts weniger als Einerlei. Leibniz nahm bei seiner Untersuchung der Wahrheit nie Rücksicht auf angenommene Meinungen; aber in der festen Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, hatte er wol oft die Gefälligkeit, diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Er schlug aus Kiesel Feuer, aber er verbarg sein Feuer nicht in Kiesel. Doch im Grunde hat Herr Eberhard das nur auch sagen wollen, und ein Theil seiner Worte sagt es wirklich. „Er nahm ihre Lehrsätze als Voraussetzungen an und legte ihnen einen erträglichen Sinn bei, nach

welchem er sie mit seinem System verglich." Sehr wohl; nur hätte Herr Eberhard nicht hinzusetzen müssen: „ohne ihnen selbst beizupflichten." Allerdings pflichtete er ihnen bei, nämlich nach dem erträglichen Sinne, den er ihnen nicht sowol beilegte, als in ihnen entdeckte. Dieser erträgliche Sinn war Wahrheit, und wie hätte er der Wahrheit nicht beipflichten sollen? Auch ist ihm das weder als Falschheit noch als Eitelkeit anzurechnen. Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alte Philosophen in ihrem exoterischen Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freilich unsere neuesten Philosophen viel zu weise geworden sind. Er setzte willig sein System bei Seite und suchte einen Jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.

II. Herr Eberhard fährt fort: „Dies ist augenscheinlich der Fall mit dem gegenwärtigen Beweise. Um seiner besten Welt bei Denen, die eine Ewigkeit der Höllenqualen annehmen, Eingang zu verschaffen, suchte er darzuthun, daß auch diese sich mit seinen Sätzen von der besten Welt und mit seinen Begriffen von der Gerechtigkeit Gottes reimen lasse." Man vergesse nicht, was dieses für ein Beweis ist. Es ist der, welcher die endlose Dauer der Strafen aus der unaufhörlichen Fortsetzung der Sünde herleitet. Aber in welcher Verbindung stehet dieser Beweis mit der Lehre von der besten Welt? Wie kann er dieser Lehre bei Denen Eingang verschaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen auch ohne ihm annehmen? Hören diese ewige Qualen darum auf, ein Einwurf gegen die beste Welt zu sein, weil sie gerecht sind? Gerecht oder nicht gerecht: sie geben in beiden Fällen dem Uebel einen unendlichen Ausschlag, und gegen diesen Ausschlag, nicht gegen ihre Ungerechtigkeit, hätte Leibniz seine beste Welt verwahren müssen. So wie er es auch wirklich gethan, aber nicht durch besagten Beweis, sondern durch eine ganz andere Ausflucht. Denn wenn dieser nämliche, von den ewigen Qualen hergenommene Einwurf gegen seine beste Welt auch noch dadurch verstärkt wurde, daß selbst die Zahl der ewig verdammten Menschen unbeschreiblich größer sein werde als die Zahl der Seligen, was antwortete er darauf? Etwa blos, daß gleichwol diese ungleich mehrere Verdammte mit Recht verdammt wären? Was hätte ihm dieses für seine beste Welt helfen können, was sich ohnedem schon von selbst verstehet, wenn anders die Sache ihre Richtigkeit hat? Vielmehr nahm er Beides, sowol die ewige Verdammniß des größern Theils der Menschen als auch die Gerechtigkeit dieser Verdammniß, für

völlig ausgemacht an und leugnete blos die Folge, indem er zeigte, was für ein unendlich kleiner Theil der Welt die Menschen insgesammt wären, und wie dem ohngeachtet in der allgemeinen Stadt Gottes das Böse in Vergleichung mit dem Guten fast für nichts zu rechnen sein werde.*) Und das, meine ich, hieß der Lehre von der besten Welt auch bei Denen Eingang verschaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen annehmen. Der Gedanke aber, woraus diese Ewigkeit herzuleiten sei, sollte blos die Gerechtigkeit Gottes dabei in ein näheres Licht setzen. Das allein ist in den Worten des Herrn Eberhard wahr. Warum er aber sagt, daß es nur auf seine, d. i. dem Leibniz eigenthümliche Begriffe von der Gerechtigkeit dabei abgesehen gewesen, gestehe ich, nicht einzusehen. Schlimm genug, daß man die Lehre von der besten Welt noch immer seine Lehre nennt, warum sollen nun auch die einzigen wahren Begriffe von der Gerechtigkeit Gottes seine Begriffe heißen?

III. Noch fügt Herr Eberhard hinzu: „Er (Leibniz) nimmt die ewigen Qualen nur bedingungsweise an und zeigt, daß sie in der Voraussetzung ewiger Verschuldigungen nichts Ungerechtes enthalten." Ich kenne die Stelle in der „Theodicee",**) wo sich Leibniz vollkommen so ausdrückt. Gleichwol würde er es schwerlich haben auf sich kommen lassen, wenn man daraus hätte schließen wollen, daß er sonach Alles, was die Gottesgelehrten sonst für die Ewigkeit der Strafen anzuführen pflegen, schlechterdings verwerfe. Er thut dieses wirklich auch so wenig, daß er vielmehr in dem wichtigsten Punkte, worauf es dabei ankömmt, mit ihnen mehr als einig ist. Ich will sagen, daß er diesen Punkt nicht allein in seinem Werthe oder Unwerthe beruhen läßt, sondern ihn sogar sehr scharfsinnig vertheidiget. Herr Eberhard behauptet, daß Gott bei seinen Strafen einzig und allein die Besserung der Bestraften zum Zwecke haben könne und müsse. Leibniz hingegen dehnet diese Besserung nicht allein auf Die aus, welche die Strafen nur mit ansehen, gesetzt auch, daß sie bei den Bestraften selbst nicht stattfände, sondern er redet auch der blos rächenden Gerechtigkeit Gottes, welche weder die Besserung, noch das Exempel, ni meme la reparation du mal, zur Absicht habe, sehr ernstlich das Wort, indem er sie nicht blos auf die von den Theologen erwiesene Androhung, sondern auf eine wirkliche

*) Theodicee, Th. 1. §. 19.
**) Theil 1. §. 133.

Convenienz, auf eine gewisse Schadloshaltung des Verstandes gründet.*) Selbst den Satz, daß die Sünde deswegen unendlich bestraft werde, weil sie ein unendliches Wesen beleidige, hat er nirgends verworfen oder auch nur gemißbilliget. Er sagt zwar an einem Orte, daß einmal eine Zeit gewesen, „als er diesen Satz noch nicht genugsam untersucht hatte, um darüber ein Urtheil zu fällen.“ **) Ich finde aber nicht, daß er es nachher gefällt; ohne Zweifel, weil er nachher, als er ihn genugsam untersucht hatte, erkannte, daß sich schlechterdings nichts darüber bestimmen lasse. Denn wenn jene rächende Gerechtigkeit Gott wirklich zukömmt, welcher endliche Verstand kann ihre Grenzen bezeichnen? Wer darf sich zu entscheiden wagen, was für einen Maßstab sie bei diesen ihren Strafen anzunehmen habe, und was für einen nicht? Der Maßstab ihrer eignen Unendlichkeit ist wenigstens ebenso wahrscheinlich als jeder andere.

IV. Aber wozu dieses Alles? Will ich Leibnizen in noch größern Verdacht bringen, daß er den Orthodoxen nur geheuchelt habe? oder will ich ihn in allem Ernste bis zum Aergerniß unsrer Philosophen orthodox machen? Keines von Beiden. Ich gebe es zu, daß Leibniz die Lehre von der ewigen Verdammung sehr exoterisch behandelt hat, und daß er sich esoterisch ganz anders darüber ausgedrückt haben würde. Allein ich wollte nur nicht, daß man dabei etwas mehr als Verschiedenheit der Lehrart zu sehen glaubte. Ich wollte nur nicht, daß man ihn geradezu beschuldigte, er sei in Ansehung der Lehre selbst mit sich nicht einig gewesen, indem er sie öffentlich mit den Worten bekannt, heimlich und im Grunde aber geleugnet habe. Denn das wäre ein Wenig zu arg und ließe sich schlechterdings mit keiner didaktischen Politik, mit keiner Begierde, Allen Alles zu werden, entschuldigen. Vielmehr bin ich überzeugt und glaube es erweisen zu können, daß sich Leibniz nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung nach allen ihren exoterischen Gründen gefallen lassen, ja gar sie lieber noch mit neuen bestärkt hätte, weil er erkannte, daß sie mit einer großen Wahrheit seiner esoterischen Philosophie mehr über-

*) Cette espece de justice, qui n'a point pour but l'amandement, ni l'exemple, ni meme la reparation du mal. — Hobbes et quelques autres n'admettent point cette justice punitive, qui est proprement vindicative. — Mais elle est toujours fondée dans un rapport de convenance, qui contente non seulement l'offensé, mais encore les sages qui la voyent; comme une belle musique, ou bien une bonne architecture contente les esprits bienfaits. *Theod.*, II. §. 73.

**) Theod., III. §. 92.

einstimme als die gegenseitige Lehre. Freilich nahm er sie nicht in dem rohen und wüsten Begriffe, in dem sie so mancher Theologe nimmt. Aber er fand, daß selbst in diesem rohen und wüsten Begriffe noch mehr Wahres liege als in den ebenso rohen und wüsten Begriffen der schwärmerischen Vertheidiger der Wiederbringung; und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein Wenig zu viel zu thun als mit den Letztern zu wenig.

V. Herr Eberhard hat diese Meinung von ihm und seiner esoterischen Philosophie gerade nicht. Er glaubt, der vornehmste Grundsatz derselben, von dem besten Zusammenhange der Dinge, erhalte erst alsdenn seine größte Evidenz, wenn man annimmt, daß alle vernünftige Wesen endlich einmal zur Glückseligkeit gelangen. „Dieses," sagt er, „hat Leibniz wohl gefühlt, und ungeachtet er, wie ich oben bemerkt habe, seine Philosophie auch der entgegengesetzten Meinung anzupassen suchte, so hat er doch seine eigene Mißbilligung derselben nicht undeutlich zu verstehen gegeben. Einer seiner geschicktesten Schüler und Vertheidiger (Vattel)[1]) erkennet dieses ohne Bedenken. Das mildere Schicksal der Sünder ist auch seinen Grundsätzen zu tief eingegraben, als daß man die letztern annehmen und das erstere verwerfen könnte, wofern man ihre ganze Kraft und Ausdehnung kennt und die innersten Geheimnisse derselben erforscht hat. Er kennet keinen Stillstand, keine Ruhe in der Welt; Alles ist bis im Kleinsten in steter Bewegung, und zwar zu mehrerer Ausdehnung. Diesen Wachsthum zieht er augenscheinlich der gleichmäßigen Vollkommenheit vor, man mag ihn übrigens durch die Ordinaten der Hyperbel oder des Dreiecks[2])

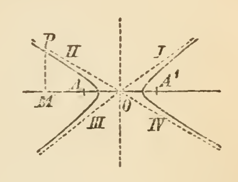
1) Emmerich v. Vattel, der berühmte Verfasser des „Droit des gens", ist im J. 1714 zu Couvet in Neufchâtel geboren. Er studirte in Bern Philosophie und Philologie, lebte seit 1743 in Dresden, wo er Legationsrath wurde, ging dann als kursächsischer Gesandter nach Bern und starb 1767 in Neufchâtel. Seine „Défense du système Leibnitien contre les objections de Mr. Crousaz" erschien 1741 in Leyden. — A. d. H.

2) Um dem nicht in die Geheimnisse der höheren Mathematik eingeweihten Leser das Verständniß der im Texte besprochenen Leibnizischen Hypothesen zu erleichtern, lassen wir kurze Definitionen der betreffenden mathematischen Begriffe folgen:

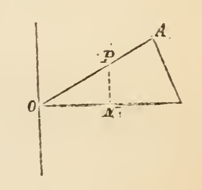
a. Eine Hyperbel ist der geometrische Ort eines Punktes, dessen Entfernungsdifferenz von zwei gegebenen Punkten eine constante ist; oder, mit anderen Worten, sie ist die Curve, von der jeder Punkt von zwei gegebenen festen Punkten solche Entfernungen hat, daß ihre Differenz stets dieselbe ist. Die Hyperbel besteht aus zwei Aesten, die beide ins Unendliche gehen und sich dabei mehr und mehr zwei sich kreuzenden geraden Linien nähern, ohne je mit ihnen zusammenzufallen.

erklären."*) Ich muß mit Erlaubniß des Herrn Eberhard hier anmerken, daß, wenn er sich in Ansehung dieses letztern aus der Leibnizischen Philosophie gezognen Grundes nicht über=

Sind A und A^1 die gegebenen festen Punkte, so ist die durch A und A^1 gelegte gerade Linie die Hauptaxe der Hyperbel, und ein jedes Loth von irgend einem Hyperbelpunkte, z. B. P, auf die Axe, also PM ist eine Ordinate (ordonnée) der Hyperbel. Da die Hyperbel nach beiden Seiten in die Unendlichkeit geht, so giebt es weder rechts noch links einen Anfang oder ein Ende. Die Hyperbel veranschaulicht also ein unendliches Wachsen ohne Anfang. Und zwar „wachsen die Ordinaten zur Vollkommenheit" aus dem Quadranten III, wo man sie negativ annehmen muß, in den Quadranten I, wo sie positiv werden; oder sie kommen, wenn man von rechts nach links geht, aus dem IV. Quadranten, aus der negativen Unendlichkeit, in den Quadranten II, wo sie dann positiv werden und bis zur Unendlichkeit wachsen.



b. Beim Dreieck setzt man den Coordinatenanfang in eine Ecke des Dreiecks, z. B. in O. Die Ordinate ist ein Loth aus einem beliebigen Punkte der einen von O ausgehenden Seite auf die andere, z. B. PM, und ist dieselbe für Punkt $O = 0$, wächst aber, je weiter der Punkt P auf der Linie OA fortrückt. Ist das Dreieck unendlich groß, so wächst auch die Ordinate bis ins Unendliche; die Ordinate des Dreiecks veranschaulicht also ein unendliches Wachsen mit Anfang.



c. Beim Rechteck setzt man den Coordinatenanfang in die Mitte der Grundlinie, hier z. B. O; die Ordinate ist ein Loth von einem beliebigen Punkte der gegenüberliegenden Seite auf die Grundlinie, hier z. B. PM oder P^1M^1, und ist überall gleich groß. Denkt man sich das Rechteck nach beiden Seiten unendlich, so veranschaulichen die Ordinaten desselben, da sie von der Unendlichkeit bis zur Unendlichkeit stets gleich bleiben, eine „immer gleiche Vollkommenheit" ohne Anfang und ohne Ende. — A. d. H.



*) *Leibnitz, Lettre à M. Bourguet, Opp.* T. II. p. 332. — [L. Bourguet

haupt irret, er sich doch wenigstens in Betracht der dafür in der Note angeführten Stelle gewiß ganz vergriffen hat. **Leibniz** sagt daselbst: „Je ne vois pas encore le moyen de faire voir demonstrativement ce qu'on doit choisir par la pure raison." Dieses scheinet Herr **Eberhard** von der doppelten Hypothes, die immer wachsende Vollkommenheit des Ganzen entweder durch die Ordinaten der Hyperbel oder des Dreiecks zu erklären, verstanden zu haben. Allein es geht offenbar auf die doppelte Hypothes, überhaupt entweder eine immer wachsende oder eine immer gleiche Vollkommenheit des Ganzen anzunehmen.*) Wenn nun Leibniz selbst im Jahre 1715 noch kein Mittel sah, aus ungezweifelten Grundsätzen entweder das Eine oder das Andere zu demonstriren, wie kann man sagen, daß er gleichwol das Erstere augenscheinlich vorgezogen habe? Ihn zwang sein System nicht im Geringsten, sich für Eines von Beiden zu erklären; es bleibt unter beiden Voraussetzungen ebendasselbe, und von beiden äußerte er bis auf das Letzte, daß er noch nicht einsehe, welche er schlechterdings annehmen müsse. Denn so wie er die von der immer wachsenden Vollkommenheit, insofern man entweder einen ersten Augenblick annehmen wolle oder nicht, entweder durch die Hypothes der Hyperbel oder des Triangels erläutert, so erläutert er die immer gleiche Vollkommenheit durch das Rectangulum. Von allen diesen dreien Hypothesen zusammen sagt er in einem andern Briefe als dem, welchen

wurde im Jahre 1678 zu Nimes geboren als Sohn eines Kaufmanns, der nach Aufhebung des Edicts von Nantes in die Schweiz floh. Er besuchte die Schulen in Zürich und trieb die alten Sprachen und Antiquitäten als Lieblingsstudium; später legte er sich auch auf das Studium der Naturwissenschaften. Er machte viele Reisen, besonders nach Italien, zu gelehrten Zwecken und führte eine sehr ausgebreitete Correspondenz mit den namhaftesten Männern Europa's, namentlich auch mit Leibniz. Bourguet war seit 1739 Professor der Philosophie und Mathematik in Neuenburg und starb 1742. — A. d. H.]

*) Hier ist die Stelle in ihrem völligen Zusammenhange: „On peut former deux hypothèses, l'une que la nature est toujours également parfaite, l'autre qu'elle croit toujours en perfection. Si elle est toujours également parfaite, mais variablement, il est plus vraisemblable qu'il n'y ait point de commencement. Mais si elle croissoit toujours en perfection (supposé qu'il ne soit point possible de lui donner toute la perfection tout à la fois) la chose se pourroit encore expliquer de deux façons, savoir par les ordonnées de l'hyperbole ou par celle du triangle. Suivant l'hypothèse de l'hyperbole, il n'y auroit point de commencement, et les instans ou états du monde seroient crû en perfection depuis toute l'eternité; mais suivant l'hypothèse du triangle, il y auroit eu un commencement. L'hypothèse de la perfection égale seroit celle d'un rectangle. Je ne vois pas encore le moyen de faire voir demonstrativement ce qu'on doit choisir par la pure raison."

Hr. Eberhard anführt, ausdrücklich: „Ainsi il n'est pas si aisé de decider entre les trois hypothèses, et il faut encore beaucoup de méditation pour en venir à bout." Ferner in noch einem andern: „Quant à la grande question, s'il est possible de demontrer par raison quelle hypothèse, savoir du rectangle, du triangle ou de l'hyperbole, est preferable dans la constitution de l'univers, je crois qu'il faudroit s'attacher à un raisonnement rigoureux en bonne forme. Car comme en metaphysique on n'a pas l'avantage des mathematiciens de pouvoir fixer les idées par des figures, il faut que la rigueur du raisonnement y supplée, laquelle ne peut guère être obtenuë en ces matieres, qu'en observant la forme logique. — Ainsi je vous prie, Monsieur, de penser comme vous pourries reduire vos raisonnemens là-dessus à une forme duë; car je n'en vois pas encore le moyen." Und, wie gesagt, Alles dieses schrieb er im Jahre 1715, also am Ende seiner Laufbahn, in Briefen, welche die letzten Erläuterungen seines Systems enthalten. Daher sind diese nämlichen Briefe an Herrn Bourguet, welche in des Herrn Dutens Ausgabe der sämmtlichen Werke zuerst erschienen, auch einer der schätzbarsten Vorzüge derselben.

VI. Wollte aber Herr Eberhard seine Worte nicht so genau genommen wissen; sollte er blos haben sagen wollen, daß, obschon Leibniz keine von den gedachten Hypothesen im eigentlichen Verstande demonstriren können, er gleichwol für die von dem beständigen Fortgange zu größerer Vollkommenheit einen merklichern Hang gehabt habe: so muß ich gestehen, daß ich ihm auch hierin nicht beifallen kann. Leibniz scheinet mir vielmehr der immer gleichen Vollkommenheit um Vieles geneigter gewesen zu sein, ja seinen Freund einer förmlichen Demonstration derselben sehr nahe gebracht zu haben, welche er vielleicht seine Ursachen hatte, lieber aus ihm herauszuholen als ihm vorzusagen. Ich gründe mich besonders auf die Stelle, wo er ihm schreibt: „Vous avez raison, Monsieur, de dire que de ce que les êtres finis sont infinis en nombre, il ne s'ensuit point que leur système doit recevoir d'abord toute la perfection dont il est capable. Car si cette consequence etoit bonne, l'hypothèse du rectangle seroit demontrée." Mich dünkt nämlich, wenn diese Folge auch nicht nothwendig, sondern wenn sie nur möglich ist, daß dadurch die Hypothes des Rectangels schon einen großen Vorzug gewinnt. Denn das Ganze könnte sonach in jedem Augenblicke diejenige Vollkommenheit haben, der es sich nach der andern Hypothes nur immer

nähert, ohne sie jemals zu erreichen, und ich sehe nicht, warum es nicht ebendaher das Wählbarere für die ewige Weisheit sollte gewesen sein. Die Möglichkeit aber, daß die unendliche Zahl der endlichen Wesen gleich anfangs in den vollkommensten Zusammenhang, deren sie fähig sind, gebracht werden können, giebt Leibniz nicht allein zu, sondern rettet sie auch gegen den Vorwurf des Immer-Einerleien, indem er zeigt, daß, wenn der nämliche Grad der totalen Vollkommenheit schon bliebe, dennoch die einzeln Vollkommenheiten unaufhörlich sich ändern würden.

VII. Doch gesetzt auch, Alles dieses verhielte sich nicht so, wie ich sage; gesetzt, es wäre ganz ohnstreitig, was Herr Eberhard vorgiebt, daß Leibniz den unaufhörlichen Wachsthum der gleichmäßigen Vollkommenheit augenscheinlich vorgezogen habe: würde er nicht sodann wenigstens den Begriff, den Leibniz mit diesem Wachsthume verband, viel zu weit ausdehnen? Leibniz hätte ihn zuverlässig blos von den allgemeinen Zuständen des Ganzen verstanden, und Herr Eberhard erstreckt ihn auf alle einzelne Wesen. Wenn aber auch diese in beständiger Bewegung zu mehrerer Ausbreitung sein sollen, so möchte ich wissen, wie bei moralischen Wesen überhaupt Sünde statthaben könnte? Es wäre denn, daß die Sünde selbst nichts anders als eine Bewegung zu mehrerer Ausdehnung sein sollte. Nein, so hat Leibniz gewiß nicht gedacht, sondern was er von einem einzeln Zustande des Ganzen nach der Hypothes der gleichmäßigen Vollkommenheit sagt: „Cette collection peut avoir toute la perfection, *quoique les choses singulières qui la composent puissent augmenter et diminuer en perfection*“, das ist schlechterdings auch von jedem Zustande des Ganzen nach der Hypothes des immerwährenden Wachsthums zu verstehen. Das Ganze mag in dem nämlichen Grade der Vollkommenheit fortdauern oder jeden Augenblick an Vollkommenheit wachsen, so hindert das Eine ebenso wenig als das Andere, daß nicht einzelne Wesen ebensowol an Vollkommenheit zunehmen als abnehmen könnten. Ohne dieses mögliche Abnehmen ist bei moralischen Wesen die Sünde unerklärlich, und mehr als ebendieses mögliche Abnehmen braucht es nicht, auch die Strafe, ja die ewige Strafe der Sünde, selbst in dem System der immer wachsenden Vollkommenheit zu erklären.

VIII. Aber ich muß zuvörderst jene esoterische große Wahrheit selbst anzeigen, in deren Rücksicht Leibniz der gemeinen Lehre von der ewigen Verdammniß das Wort zu reden zuträglich fand. Und welche kann es anders sein als der fruchtbare Satz,

daß in der Welt nichts insuliret,[1]) nichts ohne Folgen, nichts ohne ewige Folgen ist? Wenn daher auch keine Sünde ohne Folgen sein kann, und diese Folgen die Strafen der Sünde sind, wie können diese Strafen anders als ewig dauern? wie können diese Folgen jemals Folgen zu haben aufhören? Hr. Eberhard selbst erkennet in diesem Verstande die Ewigkeit derselben und drückt sich mit aller Stärke und Würde darüber aus: „Wenn nichts anders die endlose Hölle sein soll als dieser ewige Schaden, der uns von jeder Versündigung ankleben soll, so wird Niemand bereitwilliger sein als ich, dieser Meinung die Hände zu bieten. Ich werde gern alle Mißdeutungen, denen der Ausdruck könnte unterworfen sein, um der Sache selbst willen übersehen. Ich werde es mit allem Eifer und mit aller Ueberredungskraft, die mir Gott gegeben hat, den Gemüthern einzuprägen suchen, daß eine jede Unsittlichkeit ihre böse Folgen bis ins Unendliche habe, daß ein jeglicher Schritt, den man in dem Wege der Vollkommenheit zurückthut, unser ganzes ewiges Dasein hindurch an der ganzen Summe derselben, an der Länge des durchlaufenen Weges fehlen werde." Schön und wohl! Aber wie kam es, daß ihm nur der einzige Baumgarten[2]) diese Ewigkeit der Strafe zu innuiren[3]) schien? Wie kam es, daß er Diesem allein die Ehre gab, einen so wahren und großen Verstand damit verknüpft zu haben? Folget sie nicht auch aus Leibnizischen Grundsätzen? Ja, beruht sie selbst bei Baumgarten auf andern Grundsätzen als auf Leibnizischen? Der Satz, woraus sie Dieser unmittelbar herleitet, daß kein negatives Ding in einem reellen Dinge ein Grund von Realität sein könne, was ist er weiter als eine für gewisse Fälle brauchbarere Formel des zureichenden Grundes? Nicht zu gedenken, daß aus diesem Satze nicht sowol die ewige Fortdauer der Verdammniß, als die Unmöglichkeit, aus der Verdammniß durch die Verdammniß in die Seligkeit überzugehen fließet.

---

1) Statt „insuliren" (vom lat. insula) sagen wir jetzt „isoliren" (vom franz. isoler, das übrigens gleichfalls vom lat. insula abzuleiten ist). — A. d. H.

2) Siegmund Jakob Baumgarten (geb. 1706 zu Wolmirstädt, gest. 1757 als Prof. der Theologie in Halle), nicht zu verwechseln mit seinem als Begründer der Aesthetik bekannten Bruder Alexander Gottlieb Baumgarten, gehört zu den einflußreichsten deutschen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts. Semler ist sein Schüler, Adelung, Joh. Dav. Michaelis u. A. haben von ihm Anregung empfangen. Unter seinen zahlreichen Schriften nennen wir nur seine „Evangelische Glaubenslehre", die nach seinem Tode in 3 Bänden herausgekommen ist. — A. d. H.

3) Innuiren (vom lat. innuere) = winken, zuwinken, andeuten. — A. d. H.

IX. Wenn nun aber die Ewigkeit der Strafen in ungezweifelten Leibnizischen Lehren so offenbar gegründet ist, so muß sie sich auch zu beiden Hypothesen von der Vollkommenheit der Welt, der gleichmäßigen sowol als der wachsenden, schicken, wenn sich anders das ganze System des Leibniz, wie ich gesagt habe, gleichgiltig gegen diese Hypothesen verhält. Und das thut sie auch wirklich, unter der Einschränkung nämlich, daß sowol die eine als die andere Art der Vollkommenheit nicht von jedem einzeln Wesen, sondern von den totalen Zuständen aller Wesen zugleich prädiciret wird. Unbeschadet der einen und der andern kann ein moralisches Wesen nicht allein in seinem Fortgange zur Vollkommenheit stocken, nicht allein einige Schritte zurückgehen, sondern ich sehe nicht, warum es nicht auch in diesem Rückgange ewig beharren und sich immer weiter und weiter von seiner Vollkommenheit entfernen **könnte**. Auf dieser Möglichkeit beruhet der exoterische Grund, den Leibniz für die unendliche Dauer der Verdammniß aus der endlosen Fortsetzung der Sünde hernahm. Nur hätte er, um ganz orthodox zu sein, nicht nur eine ewige Verdammniß, sondern eine ewige in alle Ewigkeit wachsende Verdammniß daraus folgern müssen.

X. Allerdings schaudert die Menschheit bei dieser Vorstellung, ob sie schon nur auf die bloße Möglichkeit sich beziehet. Ich möchte aber darum doch nicht fragen: Warum mit einer bloßen Möglichkeit schrecken? Denn ich müßte mich der Gegenfrage besorgen: Warum nicht damit schrecken, wenn sie doch nur eigentlich für Den erschrecklich sein kann, dem es mit seiner Besserung nie ein Ernst gewesen? Gesetzt aber auch, daß es selbst mit dieser Möglichkeit noch nicht seine Richtigkeit hätte; daß sie zwar mit der Vollkommenheit des Ganzen bestehen könnte, daß aber der ewige Rückgang eines moralischen Wesen in sich selbst widersprechend wäre: so bleibt auch so noch die Ewigkeit der Strafen nach den strengsten Leibnizischen Grundsätzen gerettet. Genug, daß jede Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit in alle Ewigkeit nicht einzubringen ist und sich also in alle Ewigkeit durch sich selbst bestrafet. Denn nun auch angenommen, daß das höchste Wesen durchaus nicht anders strafen kann als zur Besserung des Bestraften; angenommen, daß die Besserung über lang oder kurz die nothwendige Folge der Strafe sei: ist es schon ausgemacht, ob überhaupt die Strafe anders bessern kann als dadurch, daß sie ewig dauert? Will man sagen: „Allerdings, durch die lebhafte Erinnerung, welche sie von sich zurückläßt"? Als ob diese lebhafte Erinnerung nicht auch Strafe wäre.

XI. Doch warum bei Dingen verweilen, die Niemand leugnet? Nicht die Ewigkeit der natürlichen Strafen wird geleugnet, sondern — was denn? — die Ewigkeit der Hölle. — Also ist Beides nicht Eines? Also ist die Hölle etwas Anders, wenigstens etwas mehr als der Inbegriff jener Strafen? — Ich weiß wohl, daß es Theologen giebt, die dieser Meinung sind. Allein ich finde, daß wenigstens Herr Eberhard unter diese Theologen nicht gehöret; und er ist darum gewiß nicht weniger orthodox als sie. Denn in der ganzen Religion ist nichts, was so etwas zu glauben nöthige. Vielmehr kann und darf man mit aller Sicherheit annehmen, daß die in der Schrift gedrohten Strafen keine andere sind als die natürlichen, welche auch ohne diese Androhung auf die Sünde folgen würden. Wenn aber eine höhere Weisheit eine dergleichen außerordentliche Androhung noch für nöthig gehalten hat, so hat sie für ebenso zuträglich erkannt, sich ganz nach unsern gegenwärtigen Empfindungen davon auszudrücken. Und hier, denke ich, stehen wir an der Quelle, woraus alle die Schwierigkeiten geflossen sind, warum man die Ewigkeit der Verdammniß leugnen zu müssen geglaubt. Indem nämlich die Schrift, um die lebhafteste Vorstellung von jener Unglückseligkeit zu erwecken, die auf die Lasterhaften wartet, fast alle ihre Bilder von dem körperlichen Schmerze hernahm, mit dem alle Menschen ohne Ausnahme am Bekanntesten sind, so hat man, wenn auch nicht die körperlichen Schmerzen selbst, wenigstens deren Beschaffenheit und Verhältniß zu unserer Natur, nicht für das Bild, sondern für die Sache selbst genommen und aus diesem falschen Begriffe etwas bestritten, was auf alle Weise gegründeter ist als dieser Begriff. So sind aus Strafen Qualen, aus Qualen ein Zustand von Qualen, aus der Empfindung eines solchen Zustandes eine alles Andere ausschließende, unsers ganzen Wesens sich bemächtigende Empfindung geworden. Kurz, die intensive Unendlichkeit, die man mehr oder weniger, stillschweigend oder ausdrücklich den Strafen der Hölle unbedachtsam beigelegt oder gar beilegen zu müssen geglaubt, diese weder in der Vernunft noch in der Schrift gegründete intensive Unendlichkeit allein ist es, welche die unendliche Dauer derselben so unbegreiflich, mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes so streitend, unsern Verstand und unsere Empfindung so empörend macht, von je her gemacht hat und nothwendig machen muß.

XII. Besonders bei Denen machen muß, die sich keine göttliche Strafen ohne Absicht der Besserung denken können. Ihr Gefühl ist sehr richtig, aber ihr Verstand macht einen Trugschluß.

Nicht durch die unendliche Dauer der Strafen wird die Besserung ausgeschlossen, sondern durch die intensive Unendlichkeit derselben. Denn zu dieser intensiven Unendlichkeit gehöret vornehmlich ihre Stätigkeit, und diese Stätigkeit ist es, welche alle Besserung unmöglich macht. Ich will sagen und habe zum Theil schon gesagt: Wenn die Strafen bessern sollen, so hindert die immerwährende Fortdauer des physischen Uebels derselben so wenig die Besserung, daß vielmehr die Besserung eine Folge dieser Fortdauer ist. Aber die Empfindung dieses dauernden Uebels muß nicht stätig, muß wenigstens in ihrer Stätigkeit nicht immer herrschend sein; weil es unbegreiflich ist, wie bei dieser herrschenden Stätigkeit auch nur der erste Entschluß zur Besserung entstehen könnte. Herr Eberhard selbst behauptet die Möglichkeit des ersteren mit so ausdrücklichen als nachdrücklichen Worten: „Das Physische der Strafe mag immer bleiben; der besser belehrte Sünder wird es kein Uebel mehr nennen, er wird sich dabei nicht mehr unglücklich dünken, so schmerzhaft es auch immer seiner Sinnlichkeit sein mag.“ Was heißt dieses anders, als daß sich der Sünder bessern kann, ohngeachtet seine Strafe nie aufhöret? Aber wenn sollte er nur den Gedanken fassen, daß das fortdauernde physische Uebel für ihn ein wohlthätiges Uebel sei, wenn sollte er anfangen können, besser belehrt zu sein, falls die Empfindung dieses Uebels so intensiv und stätig wäre, als man es aus einigen figürlichen Ausdrücken der Schrift folgern zu müssen glaubt?

XIII. Ich sage mit Bedacht: „aus einigen figürlichen Ausdrücken“. Denn andere, besonders wenn man die Parabeln mit zu den figürlichen Ausdrücken rechnen darf, leiten auf weit richtigere Begriffe, mit welchen sowol die Endlosigkeit der Strafen als zugleich die Besserung des Bestraften bestehen kann. Daß aber die eine die andere nicht aufhebt, ist nicht allein unter der Voraussetzung begreiflich, daß die Besserung nicht anders als durch die Fortdauer der Strafen erhalten werden könne, sondern kann auch auf eine andere Weise mehr als wahrscheinlich gemacht werden. Nämlich wenn man in Erwägung zieht, daß, obschon Strafe und Belohnung etwas Positives sein werden und sein müssen, dennoch ein Stand von Strafen und ein Stand von Belohnungen zugleich relative Begriffe sind, welche die nämlichen bleiben, so lange sie in dem nämlichen Verhältnisse abnehmen oder wachsen. Der reiche Mann in der Hölle mag sich immer bessern; mag sich immer, von dem ersten Augenblicke der empfundenen Strafe an seiner Vollkommenheit wieder zugewandt und

mit jedem folgenden Augenblicke sich ihr mehr und mehr genähert haben: hört er darum auf, in Ansehung des Lazarus in der Hölle zu bleiben, der von dem ersten Augenblicke seiner empfundenen Seligkeit an indeß um ebenso viele Schritte einer höhern und höhern Vollkommenheit zugeeilet ist? — Wer hierwider im Ernste den Einwurf machen kann, daß auf diese Weise Hölle und Himmel in Eines fließen, und sich jeder Sünder sonach trösten könne, über lang oder kurz dennoch einmal in Himmel zu kommen, der ist gerade Derjenige, mit dem man sich über dergleichen Dinge in gar keine Erklärung einlassen müßte. Für ihn mag es nur immer bei dem Buchstaben bleiben. Denn auf ihn und Seinesgleichen ward gerade bei dem Buchstaben gesehen.

XIV. Aber einen Mann wie Hr. Eberhard darf ich fragen, ob jene unzertrennte Fortschreitung, welche beide Stände, Himmel und Hölle, durch unendliche Stufen verbindet, ohne daß jemals weder der eine noch der andere seine relative Benennung verlieret, nicht schon aus dem System der bessernden Strafen folget? Und ob die gänzliche Scheidung, welche die gemeine Denkungsart zwischen Himmel und Hölle macht, die nirgends grenzenden Grenzen, die auf einmal abgeschnittenen Schranken derselben, die, ich weiß nicht durch was für eine Kluft von Nichts getrennet sein sollen, diesseits welcher schlechterdings nur lauter solche und jenseits welcher schlechterdings nur lauter andere Empfindungen statthaben würden: ob alle dergleichen Dinge nicht weit unphilosophischer sind, als der allergröbste Begriff von der ewigen Dauer der Strafen nur immer sein kann? Bei diesem liegt doch noch wenigstens eine große unstreitige Wahrheit zum Grunde, und er wird nur darum so unsinnig grob, weil man jene Ungereimtheiten mit hineinnimmt, die sowol mit dem Wesen der Seele als mit der Gerechtigkeit Gottes streiten.

XV. Daß sie mit dem Wesen der Seele streiten, ist daher klar, weil die Seele keiner lautern Empfindung fähig ist, das ist, keiner solchen Empfindung fähig ist, die bis in ihr kleinstes Moment nichts als angenehm oder nichts als unangenehm wäre; geschweige, daß sie eines Zustandes fähig sein sollte, in welchem sie nichts als dergleichen lautere Empfindungen, entweder von der einen oder von der andern Art hätte. Daß sie aber auch mit der Gerechtigkeit Gottes streiten, dieses, fürchte ich, dürfte vielleicht weniger erwogen sein worden, als es verdienet. Was heißt indeß offenbarer damit streiten, als annehmen oder zu verstehen geben, daß selbst die Gerechtigkeit Gottes einer Unvollkommenheit bei

ihren Strafen nicht ausweichen könne, welche der menschlichen Gerechtigkeit in gewissen Fällen unvermeidlich ist? Diese Unvollkommenheit besteht darin, daß die menschliche Gerechtigkeit, wenn Strafen und Belohnungen colludiren,[1]) nicht anders als durch die wenigere Bestrafung belohnen und durch die wenigere Belohnung bestrafen kann, mit einem Worte, daß sie in dergleichen Fällen, wie der Ausdruck ist, in Bausch und Bogen bestrafen und belohnen muß. Aber dieses müßte auch Gott? Nimmermehr! Sondern wenn es wahr ist, daß der beste Mensch noch viel Böses hat und der schlimmste nicht ohne alles Gute ist, so müssen die Folgen des Bösen Jenem auch in den Himmel nachziehen und die Folgen des Guten Diesen auch bis in die Hölle begleiten; ein Jeder muß seine Hölle noch im Himmel und seinen Himmel noch in der Hölle finden. Die Folgen des Bösen müssen von den mehrern Folgen des Guten und die Folgen des Guten von den mehrern Folgen des Bösen nicht blos abgezogen werden, sondern jede derselben müssen sich in ihrer ganzen positiven Natur für sich selbst äußern. Nichts anders meinet die Schrift selbst, 'wenn sie von Stufen der Hölle und des Himmels redet. Aber der undenkendere Theil ihrer Leser, stellt er sich diese Stufen auch so vor? Oder giebt er nicht vielmehr einer jeden dieser Stufen, sie sei so niedrig, als sie wolle, gleichsam ihre eigene intensive Unendlichkeit? Die niedrigste Stufe des Himmels ist ihm freilich nur die niedrigste, aber dem ohngeachtet nichts als Himmel, nichts als Freude und Wonne, nichts als Seligkeit.

XVI. Und nun: warum seine Waffen nicht lieber gegen diese irrigen Begriffe wenden, die noch dazu ungleich leichter aus der Schrift hinwegzuexegesiren sind als die unendliche Dauer der Strafen? Mich wenigstens dünket, daß selbst der scharfsinnigste Ausleger, wenn er gegen diese an will, Dinge als ausgemacht annimmt, gegen welche noch sehr viel einzuwenden wäre. Z. E. Wenn Herr E b e r h a r d darauf dringt, daß das Wort e w i g in der hebräischen und griechischen Sprache nur eine unbestimmte, aber keinesweges unendliche Dauer andeute, so sagt er unter Andern: „Ueberhaupt muß man die Zeitfolge in der stufenweisen Erhöhung eines solchen abstracten Begriffs, als der Begriff der Ewigkeit ist, wohl bemerken. Dieser Begriff ist nicht immer so

---

1) C o l l u d i r e n (vom lat. colludere) heißt eigentl. „zusammen spielen", dann „ein heimliches Einverständniß mit einander haben", „unter einer Decke spielen", also hier etwa so viel wie „auf dasselbe Ziel hinauslaufen". — A. d. H.

transscendental gewesen, als ihn zuletzt die stärkste Anstrengung der erhabensten Philosophie gemacht hat.“ Die Erinnerung, welche hier zum Grunde liegt, kann bei vielen metaphysischen Begriffen ihre gute Anwendung haben, bei dem aber von der Ewigkeit wol schwerlich. Da er blos negativ ist, so sehe ich nicht, was für eine Gradation darin möglich ist. Man hat ihn gar nicht gehabt, oder man hat ihn von je her so vollständig gehabt, als er nur sein kann. Daß man eine lange, unbestimmte Zeit eine Ewigkeit zu nennen gewohnt gewesen, das beweiset im Geringsten nicht, daß man sich anfangs auch die Ewigkeit nur als eine lange, unbestimmte Zeit gedacht habe. Denn Jenes geschieht noch täglich auch von Leuten, die sehr gut wissen, was das Wort Ewigkeit eigentlich sagen will. Noch weniger beweiset die ursprüngliche Armuth der Sprache, die den abstracten Begriff der Ewigkeit nicht anders als durch Häufung der Zeit auf Zeit auszudrücken wußte, daß dem Begriffe selbst das Wesentliche jemals gefehlt habe. Die Geschichte der Weltweisheit ist auch völlig dagegen. Denn er sei immerhin, dieser Begriff der Ewigkeit, eine besondere Anstrengung der erhabensten Philosophie: wenigstens ist die Philosophie einer solchen Anstrengung sehr früh fähig gewesen, und diese erhabenste Philosophie ist keine andere als die allerälteste. Selbst das Transscendentalste, dessen er fähig ist, dieser Begriff der Ewigkeit, und wozu sich selbst noch itzt so Wenige erheben können, ich meine die Ausschließung aller Folge: selbst dieses war den alten Philosophen schon sehr geläufig und, wie gesagt, fast geläufiger als unsern.

XVII. Ebenso wenig möchte ich verschiedene andere Aeußerungen des Herrn Eberhard's über diese Materie zu den meinigen machen, die, ohne das Wesentliche der Streitfrage zu betreffen, sie dennoch in einem falschen Lichte zeigen. Ein solches Licht nenne ich die obschon nicht ausdrückliche Behauptung, aber gleichwol sehr richtig zu folgernde Andeutung, daß die Lehre von den ewigen Strafen unter den Christen entstanden sei. „Zwar bin ich nicht im Stande,“ sagt er, „den wahren Zeitpunkt ihres Entstehens und ihrer Ausbreitung unter den Christen anzugeben. Es sei aber, welcher es wolle, so muß in demselben die Barbarei schon so viel Land gewonnen haben, daß die Sophisterei der Schulgelehrten in den menschlichen Gemüthern einen gebahnten Weg vor sich finden konnte. Denn daß die Vernunft diese schreckliche Lehre verkenne, davon hoffe ich den Beweis bis zu einer solchen Augenscheinlichkeit zu führen, daß ihnen nichts mehr wird

übrig bleiben, als sie auf die Rechnung unrichtig verstandener Schriftstellen zu schreiben." Wie gesagt, wenn er es in diesen Worten nicht ausdrücklich leugnet, daß auch andere Religionen als die christliche die ewigen Strafen der Lasterhaften lehren und gelehret haben, so ist sein Ausdruck doch nicht ganz unschuldig, wenn der Sache Unkundige sich daraus einbilden, daß es allerdings von keiner andern geschehe oder jemals geschehen sei. Gleichwol ist dieses so falsch, daß es ihm schwer werden dürfte, auch nur eine zu nennen, welche die endlichen Strafen mit klaren Worten lehre und sich nicht vielmehr von dem Gegentheil ebenso streng ausdrücke, als er zugestehen muß, daß es in der Schrift wenigstens dem Ansehen nach geschieht. Ein jeder neue Christ brachte daher die gemißbilligte Lehre aus seiner verlassenen Religion in die christliche schon mit hinüber, und die mißverstandenen Stellen der Schrift brauchten ihn nicht darauf zu bringen, sondern konnten ihn höchstens nur darin bestärken. Vielmehr dürfte sich der Zeitpunkt weit leichter angeben lassen, wenn man eine allen Religionen so gemeine Lehre in der christlichen Religion zuerst angefangen hat, theils aus vermeinten philosophischen Gründen, theils aus eignen mißverstandenen Voraussetzungen, zu bestreiten. Und auch schon wegen dieser Uebereinstimmung aller Religionen möchte ich nicht mit dem Herrn Eberhard sagen, „daß die Vernunft diese schreckliche Lehre verkenne," oder wie er sich an einem andern Orte noch nachdrücklicher ausdrückt, „daß die Vernunft an diesem Lehrsatze unschuldig, daß in dem ganzen Umfange ihrer Wahrheiten sich nicht eine finde, die durch eine richtige Folgerung dahin führe." Was alle Religionen gemein haben, kann ja wol in der Vernunft nicht ohne Grund sein; und ohnstreitig ist die von je her, obschon mehr dunkel empfundene als klar erkannte Wahrheit von den ewigen Folgen der Sünde hinlänglich gewesen, darauf zu bringen. Oder vielmehr diese Wahrheit und die Lehre von den ewigen Strafen ist im Grunde Eines, nur in den verschiednen Religionen durch die Bemühung, diese Strafen sinnlich zu machen, mehr oder weniger verstellet.

XVIII. Ich schließe mit der nähern Anzeige der gleich anfangs erwähnten Ursache, warum ich wünschen könnte, daß sich Herr Eberhard gegen die ewigen Strafen der Lasterhaften wenigstens nicht in einer Apologie des Sokrates möchte erklärt haben. Es ist diese, weil Sokrates selbst solche ewigen Strafen in allem Ernste geglaubt, wenigstens so weit geglaubt hat, daß er es für zuträglich gehalten, sie mit den unverdächtigsten, aus-

drücklichsten Worten zu lehren. Man sehe seine Rede zum Schlusse des **Gorgias** beim **Plato**, in welcher folgende Stelle schlechterdings keine Einwendung dagegen erlaubt: „*Προσήκει δὲ παντὶ τῷ ἐν τιμωρίᾳ ὄντι, ὑπ' ἄλλου ὀρθῶς τιμωρουμένῳ, ἢ βελτίονι γίγνεσθαι, καὶ ὀνίνασθαι, ἢ παράδειγμά τι τοῖς ἄλλοις γίγνεσθαι· ἵνα ἄλλοι ὁρῶντες πάσχοντα ἃ ἂν πάσχοι, φοβούμενοι, βελτίους γίγνωνται. Εἰσὶ δὲ οἱ μὲν ὠφελούμενοί τε καὶ δίκην διδόντες ὑπὸ θεῶν τε καὶ ἀνθρώπων, οὗτοι οἳ ἂν ἰάσιμα ἁμαρτήματα ἁμάρτωσιν· ὅμως δὲ δι' ἀλγηδόνων καὶ ὀδυνῶν γίγνεται αὐτοῖς ἡ ὠφέλεια καὶ ἐνθάδε καὶ ἐν ᾅδου· οὐ γὰρ οἷόν τε ἄλλως ἀδικίας ἀπαλλάττεσθαι. Οἳ δ' ἂν τὰ ἔσχατα ἀδικήσωσι, καὶ διὰ τοιαῦτα ἀδικήματα ἀνίατοι γένωνται, ἐκ τούτων τὰ παραδείγματα γίγνεται· καὶ οὗτοι αὐτοὶ μὲν οὐκέτι ὀνίνανται οὐδὲν, ἅτε ἀνίατοι ὄντες· ἄλλοι δὲ ὀνίνανται, καὶ τούτους ὁρῶντες διὰ τὰς ἁμαρτίας τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντας τὸν ἀεὶ χρόνον, ἀτεχνῶς παραδείγματα ἀνηρτημένους ἐκεῖ ἐν ᾅδου ἐν τῷ δεσμωτηρίῳ, τοῖς ἀεὶ τῶν ἀδίκων ἀφικνουμένοις θεάματα καὶ νουθετήματα.*“ 1) — Hier ist aller Ausflucht vorgebauet. Das *τὸν ἀεὶ χρόνον* ist nicht so zweideutig als jenes *αἰὼν* oder *αἰώνιος*. Und was wäre auch alle Zweideutigkeit bei dem ausdrücklichen Gegensatze von Verdammten, die Strafen und Schmerzen leiden, damit sie sich bessern, und von Verdammten, die sich durchaus nicht bessern können, sondern blos Andern zum Beispiele in alle Ewigkeit gemartert und gepeiniget werden? „*Τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντες τὸν ἀεὶ χρόνον.*“ Freilich ist es wahr, daß wenigstens sonach Sokrates die Strafen der Hölle nicht überhaupt, ohne Unterschied ewig machte. Aber wenn blos dadurch seine Lehre

1) Die von **Lessing** citirte Stelle bildet den Anfang des 81. Capitels von Plato's **Gorgias** und lautet nach Müller's Uebersetzung folgendermaßen: „Jedem aber, der Strafe leidet, die mit Recht von einem Andern über ihn verhängt ist, kommt es zu, entweder besser zu werden und daraus Nutzen zu ziehen, oder Andern ein Beispiel zu geben, damit diese, indem sie sehen, was er duldet, aus Furcht besser werden. Es sind aber Diejenigen, denen selbst die von Göttern und Menschen ihnen auferlegte Buße Nutzen schafft, Solche, welche heilbare Fehler begingen; dessenungeachtet erwächst ihnen dieser Nutzen durch Schmerzen und Leiden, sowol hier als im Hades; denn auf andere Weise konnten sie nicht von ihrer Ungerechtigkeit befreit werden. Die aber das größte Unrecht verübten und durch solche Ungerechtigkeiten unheilbar wurden, werden dadurch zum warnenden Beispiel; ihnen erwächst weiter kein Nutzen, indem sie unheilbar sind, Andern aber erwächst er, die sie ihrer Vergehungen wegen die größten, schmerzlichsten, grauenvollsten Leiden immerdar erdulden sehen, indem dieselben offenbar in dem Kerker des Hades als Beispiele hingestellt sind, ein Schauspiel und eine Warnung für die fort und fort dorthin kommenden Ungerechten." — A. d. H.

erträglicher wird, was ist denn in unserer Religion, das uns hindert, diesen Unterschied nicht auch anzunehmen? Was uns hindert? Als ob nicht der größere Theil unserer Glaubensgenossen ihn wirklich angenommen hätte? Jener mittlere Zustand, den die ältere Kirche glaubet und lehret, und den unsere Reformatores ohngeachtet des ärgerlichen Mißbrauchs, zu dem er Anlaß gegeben hatte, vielleicht nicht so schlechtweg hätten verwerfen sollen: was ist er im Grunde anders als die bessernde Sokratische Hölle? Und wenn es denn nur auch blos möglich wäre, ja in alle Ewigkeit blos möglich bliebe, daß es Sünder geben könne, welche auf keine Weise zu bessern stünden, Sünder, welche nie aufhören könnten zu sündigen: warum für diese blos möglichen Ungeheuer nicht auch blos mögliche, ihnen allein zukommende Strafen annehmen oder gelten lassen? —

— O meine Freunde, warum sollten wir scharfsinniger als Leibniz und menschenfreundlicher scheinen wollen als Sokrates?

Des

Andreas Wissowatius[1]

Einwürfe wider die Dreieinigkeit.[2]

---

1) Andreas Wiszowaty (Wissowatius), von mütterlicher Seite ein Enkel des Faustus Socinus, war geboren im Jahre 1608, studirte zunächst auf der hohen Schule der Socinianer in Rakow unter Martin Ruarus und Joh. Crell und setzte später in Leyden seine Studien fort. Nach mehreren Reisen, auf denen er u. A. auch den H. Grotius hatte kennen lernen, leitete er seit 1643 als Geistlicher verschiedene Gemeinden der Ukraine, Volhyniens und Klein-Polens. Durch das bekannte Edict Johann Kasimir's, das den Socinianismus in Polen zu Grunde richtete, wurde er 1658 aus Polen vertrieben, kehrte aber 1661 zurück, um seine zurückgebliebenen Glaubensgenossen zu trösten. Sodann lebte er bis 1666 in Mannheim als Geistlicher der daselbst angesiedelten polnischen Socinianer und starb 1678. Es werden 62 Schriften von ihm genannt, von denen die bedeutendste den Titel führt: „Religio rationalis seu de rationis judicio in controversiis etiam theologicis ac religiosis adhibendo Tractatus.“ Außerdem veranstaltete er mehrere Ausgaben des Rakow'schen Katechismus und die der „Bibliotheca fratrum Polonorum“. — A. d. H.

2) Das zur allgemeinen Orientirung über diesen Aufsatz Erforderliche ist in der Vorbemerkung zu „Leibniz von den ewigen Strafen“ (S. 71) gesagt. — A. d. H.



Es ist mir hier nicht sowol um das, was die Aufschrift ankündiget, als vielmehr um einen Aufsatz unsers Leibniz zu thun, welchen die Welt zwar hat, aber auch so gut wie nicht hat. Ich meine seine „Defensio Trinitatis per nova Reperta Logica“.

Ich will zuvörderst die Geschichte von der Entstehung dieses Aufsatzes mit den Worten des Chevalier de Jaucourt*) erzählen. „In diesem nämlichen Jahre (1671) zeigte sich unser Philosoph öffentlich als einen Theologen, und das bei einer von den Gelegenheiten, die der bloße Zufall an die Hand giebt. Der Baron von Boineburg,[1]) welcher eben zur katholischen Religion übergetreten war, hatte an den Andreas Wissowatius, mit dem er in großer Verbindung stand, einen langen Brief geschrieben, nicht allein um sich bei ihm wegen seiner Veränderung der Religion zu rechtfertigen, sondern auch um ihn zu vermögen, einen gleichen Schritt zu thun. Aber der Brief des Barons machte auf den Geist des Wissowatius wenig Eindruck. Dieser Polnische von Adel, der unter den Unitariern sehr berühmt war, ist den Gottesgelehrten durch verschiedene Schriften bekannt, die man

---

*) In seiner Lebensbeschreibung des Herrn von Leibniz, die gewöhnlich den französischen Ausgaben der „Theodicee“ vorgesetzt ist. Seite 16 der Amsterdamer Ausgabe von 1747. — [Die „Histoire de la vie et des ouvrages de Mr. Leibnitz“ par M. L. de Neufville (Jaucourt) erschien zuerst in der Amsterdamer Ausgabe der „Theodicee“ von 1734. — A. d. H.]

1) Joh. Christian von Boyneburg (Boineburg) war 1622 zu Eisenach geboren. Schon in jugendlichem Alter zeichnete er sich als Staatsmann aus, trat 1650 in kurmainzische Dienste und wurde 1656 katholisch. Er zog ausgezeichnete Gelehrte, so namentlich Leibniz, der später sein Privatsecretär wurde, Pufendorf, Conring u. A. in mainzische Dienste und starb 1672. Der Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg (er war 1653 seinem Vater gefolgt, ward 1685

in der sogenannten Bibliothek der polnischen Brüder[1]) gesammelt hat, wo sie unter den Anfangsbuchstaben seines Namens A. W. vorkommen. Er war übrigens ein Enkel des Faustus Socinus und damals bereits in hohem Alter. Er hatte Zeit seines Lebens nichts gethan, als die Grundsätze seiner Secte vertheidiget, für die er das Elend bauen mußte, welches er muthig ertrug. Er flüchtete zuletzt nach Amsterdam, wo er im Jahre 1678 starb. Daß nun so ein Mann bei seinen Gesinnungen werde fest geblieben sein, kann man sich leicht vorstellen. Er antwortete dem Herrn von Boineburg, daß er ebenso wenig die Lehre von der Transsubstantiation als die von der Dreieinigkeit zugeben könne, daß er also, ehe er sich auf jene einlasse, ihn vorläufig nur auffodern wolle, diese festzusetzen oder auch nur in syllogistischer Form auf die Gründe zu antworten, die er ihm dagegen zuschicke; er sei gewiß, daß so etwas auf keine Weise zu leisten stehe. Der Baron von Boineburg konnte Ehren halber nun nicht zurück, er mußte die Ausfoderung annehmen. Weil er aber durch allzu viele Geschäfte zerstreut war, so wandte er sich an Leibnizen. Er gab ihm das Schreiben des Wissowatius und beschwor ihn, eine Antwort darauf abzufassen; welches Dieser denn auch in einem kleinen lateinischen Werke that, das den Titel führet: Die heil. Dreieinigkeit, vertheidiget durch neue logische Schlüsse (raisonnemens). Und da zeigte nun unser Gelehrter, daß es blos eine sehr mangelhafte Logik sei, vermittelst welcher sich Wissowatius bei dieser Streitigkeit den Sieg zuschreiben könne, daß hingegen eine genauere Logik den Glauben der Orthodoxen begünstige. Uebrigens war er nichts weniger als der Meinung, daß man die Dreieinigkeit aus philosophischen Gründen erweisen müsse, er bauete einzig dieses Geheimniß auf die göttliche Schrift und glaubte sehr weislich, das Beste in Ansehung desselben sei, wenn man sich blos und allein an die geoffenbarten Worte und Ausdrücke hielte, ohne sich in weitere Auslegungen einzulassen; weil sich doch in der Natur kein Exempel finde, welches dem Begriffe der göttlichen Personen genau genug

Kurfürst von der Pfalz und starb 1690) sandte ihn 1669 nach Warschau, um seine Wahl zum Könige von Polen zu betreiben. Philipp Wilhelm leistete übrigens noch vor der Wahl Verzicht, und es wurde Michael Wisnowiczki gewählt. — A. d. H.

1) Das von Wissowatius selbst herausgegebene große Sammelwerk der „Bibliotheca fratrum Polonorum“ umfaßt die Schriften der namhaftesten Socinianer, so des Faustus Socinus (Bd. 1 u. 2), des Joh. Crell (Bd. 3 u. 4) u. s. w. — A. d. H.

entspreche. Er trug sogar kein Bedenken, zu sagen, daß man sehr unrecht handle, wenn man weiter gehe und das Wort Person und andere dergleichen auslegen wolle; als welches um so weniger gelingen können, da dergleichen Auslegungen von den Erklärungen abhingen. Das ist es denn mit Kurzem, worauf seine Ideen über diese Materie hinauslaufen."

In dieser Stelle des Jaucourt ist nicht Alles so, wie es sein soll. Man erlaube mir also, ehe ich weitergehe, einige Anmerkungen darüber.

1. Das Chronologische darin ist ganz falsch. Denn obschon auch Fontenelle[1]) vor dem Jaucourt die Leibnizische Schrift, von welcher die Rede ist, in ebendasselbe 1671. Jahr gesetzt hat; obschon selbst Fontenellen die Acta Eruditorum[2]) hierin vorgegangen; obschon Ludovici[3]) und Brucker[4]) Beide das Nämliche nachgeschrieben: so kann es doch unmöglich seine Richtigkeit haben.*) Denn Leibniz sagt in seiner Anrede an Boineburgen: „Ibit tecum in Poloniam, si pateris, quod a Polono ad te venit." Nun aber that Dieser seine Reise nach Polen in der bewußten Angelegenheit des Pfalzgrafen von Neuburg, Philipp Wilhelm, im Februar oder März 1669.**) Folglich muß Leibniz seinen Aufsatz wenigstens zu Anfange dieses, wo nicht gar schon im vorigen Jahre, verfertiget haben, als in welchem er bereits die Bekanntschaft des Barons gemacht hatte.

2. Der unbestimmte Ausdruck des Jaucourt: „der Baron von Boineburg, welcher eben zu der katholischen Religion übergetreten war" (venant d'embrasser la religion catholique) hat

---

*) *Eloge de Leibnitz par Font. — Acta Erudit.* Mens. Jul. 1717. *Elogio Leibn.*, p. 326. — Ludovici, Historie der Leibniz. Philos., Th. I. S. 8, 61.

**) *Gruberi Anecd. Boineb.*, P. I. p. 1227. — [Ueber Philipp Wilhelm und „die bewußte Angelegenheit" vergl. S. 103, Anm. 1. — A. d. H.]

1) Bernard le Bovier de Fontenelle (geb. 1657 zu Rouen, gest. 1757) war seit 1699 immerwährender Secretär der Akademie der Wissenschaften zu Paris und besorgte als solcher geraume Zeit die Herausgabe der „Mémoires de l'Académie des sciences". Unter seinen Lobreden auf verstorbene Gelehrte befindet sich auch eine „Eloge de Mr. de Leibnitz", die 1717 in der Pariser Akademie der Wissenschaften gelesen wurde, und für die Fontenelle die erst im Jahre 1779 veröffentlichten biographischen Notizen von Leibnizens Secretär Eckhart im Manuscript benutzt hat. — A. d. H.

2) Die Acta Eruditorum Lipsiensium sind eine seit 1682 durch Otto Mencken herausgegebene Zeitschrift. Das im Jahre 1717 in den „Act. Er." veröffentlichte „Elogium Leibnitii" hat Leibnizens berühmten Schüler Christian Wolff zum Verfasser. — A. d. H.

3) Ueber Ludovici vergl. S. 75, Anm. *. — A. d. H.

4) Ueber Brucker vergl. S. 76, Anm. 1. — A. d. H.

den Ludovici zu einem noch gröbern chronologischen Irrthume verleitet. Denn er sagt: „Zu ebender Zeit (das ist im Jahre 1671) geschah es, daß der Baron von Boineburg zur römisch-katholischen Kirche überging." Aber dieses war bereits beinahe vor zwanzig Jahren geschehen, nämlich 1653, wie aus einem Briefe des Conring's [1]) an Bluhmen erhellet.*)

3. Daß nun schon bereits damals Boineburg mit dem Wissowatius im Briefwechsel gestanden, und in so genauem, daß er sich für verbunden erachtet, sich gegen ihn wegen seiner Religionsveränderung zu rechtfertigen, ist im Geringsten nicht glaublich, ob es gleich auch in den Actis Erudit. vorgegeben wird. Ich weiß wenigstens gewiß, daß der Brief, mit welchem Wissowatius dem Boineburg seine Einwürfe überschickte, aus Mannheim vom October 1665 datiret ist; woraus ich schließe, daß Boineburg wol überhaupt mit dem Wissowatius nicht eher in Verbindung gekommen als seit 1663, da dieser mit seinen aus Polen vertriebnen Brüdern in der Pfalz aufgenommen und einige Jahre zu Mannheim geduldet wurde. Ich ersehe diesen Umstand aus dem Leben des Wissowatius**) und hätte vermeint, in Struvens [2]) Pfälzischer Kirchenhistorie mehr davon zu finden.

4. Was Jaucourt sonst sagt, daß Boineburg dem Wissowatius nicht selbst antworten können, daß er Leibnizen beschworen, es an seiner Stelle zu thun, sind nichts als französische Auszierungen und Verbrämungen des lateinischen Texts in den Actis, der freilich zu solchen falschen Vorstellungen Gelegenheit giebt. Denn da Boineburg die Einwürfe des Socinianers bereits 1665 erhalten hatte, Leibniz aber seine Antwort frühstens 1668 aufsetzte, so hatte Jener gewiß längst selbst darauf geantwortet, so gut als er konnte, und communicirte sie einige Jahre darauf blos Leibnizen, damit auch Dieser seine Kräfte daran versuche. Daß aber Leibniz gar, wie die Acta sagen,***) in Boineburg's Namen seine Antwort ab-

*) *Gruberi Anecd. Boineb.*, P. I. p. 70.

**) *Sandii Bibl. Anti-Trinit.*, p. 257.

***) *L. c.* Leibnitius sub ejus nomine epistolam exaravit, cui titulus: *Sacrosancta Trinitas etc.*

1) Hermann Conring (1606—1681) studirte zu Helmstädt und Leyden besonders Theologie und Medicin. Er war seit 1632 Professor der Philosophie zu Helmstädt und wurde später auch Professor der Medicin an derselben Universität. — A. d. H.

2) Ueber Struve vergl. Th. XV. S. 29, Anm. 1. — A. d. H.

gefaßt habe, widerlegt der Augenschein, indem sie nicht in einen Brief von ihm, sondern in einen an ihn eingekleidet ist.

5. Wenn Jaucourt den Titel der Leibnizischen Schrift in seiner Sprache angiebt, so setzt er in einer Note noch hinzu, daß sie in ihrer Grundsprache unter dem Titel „Sacrosancta Trinitas per nova Argumenta Logica defensa“ noch in dem nämlichen 1671. Jahre in Duodez gedruckt worden. Aber dieser Druck ist sicherlich von seiner Erfindung. Ich habe nirgends die geringste Spur davon gefunden, und von Leibnizen selbst könnte er unmöglich sein veranstaltet worden. Denn Leibniz hätte gewiß nicht gesagt, daß er die Dreieinigkeit „per nova *argumenta* logica“ vertheidiget habe. Seine Aufschrift war: „per nova *reperta* logica“, und Beides ist von einander ebenso weit unterschieden, als directe Beweise für eine Sache von bloßen Prüfungen vorgeblicher Beweise wider diese Sache. Daß Leibniz sonst, wie Jaucourt sagt, es für das Beste erkläret habe, in Ansehung des streitigen Punkts „de s'en tenir simplement aux termes révélés“, das ist wenigstens nicht in dieser Schrift gegen den Wissowatius geschehen, und da, wo es geschehen, setzt Leibniz hinzu: „autant qu'il se peut“. Er sahe zu wohl ein, daß es mit den bloßen biblischen Worten nicht überall gethan sei, und daß es eine sehr seltsame Art, theologische Streitigkeiten beizulegen oder ihnen vorzubauen, sein würde, wenn man es genug sein lassen wollte, daß Jeder nur die nämlichen Worte brauchte, möchte er doch dabei denken, was ihm beliebe.

6. Noch ist es so richtig nicht, wenn Jaucourt vorgiebt, daß man die Schriften des Wissowatius in der Bibliotheca Fratrum Polonorum gesammelt habe. In dieser hat man blos, zur Ergänzung der Commentare des Wolzogen[1]) über das N. Testament, seine Auslegung über die Apostelgeschichte und über die Briefe Jacobi und Judä eingeschaltet. Was er sonst drucken lassen oder geschrieben, ist da nicht zu finden, geschweige, daß man etwa gar auch die Einwürfe da suchen dürfte, deren Mittheilung ich hierdurch vorbereiten wollen.

Denn diese, so viel ich weiß, sind noch nirgends gedruckt. Wenigstens fehlen sie da, wo sie schlechterdings nicht fehlen müßten. Ich meine in den gesammten Werken des Leibniz, in

1) Joh. Ludwig von Wolzogen, Freiherr von Neuhäusel (1599—1661), war ursprünglich reformirt; er wanderte aus Oestreich nach Polen und trat dort zu den Unitariern über. Er ist einer der ausgezeichnetsten Socinianischen Exegeten. — A. d. H.

deren erstem Theile dessen Antwort darauf zu finden. Diese Antwort ist da völlig unverständlich, völlig unbrauchbar, weil ihr Verfasser, ohne die Einwürfe seines Gegners zu wiederholen, sich mit bloßen Buchstaben darauf bezogen. Herr Dutens sagt, daß er sie aus dem Adparatu literario des Polycarp Leyser's, der zu Wittenberg 1718 herausgekommen, abdrucken lassen. Ich habe dieses Buch nicht bei der Hand, aber ganz gewiß müssen auch da die Einwürfe des Wissowatius fehlen; denn unmöglich könnte sonst Herr Dutens seine Ausgabe eines solchen Uebelstandes schuldig gemacht und von freien Stücken einen Aufsatz seines Verfassers in ein Räthsel verwandelt haben.

Und, wie gesagt, blos darum, blos um einer so wohlgemeinten und scharfsinnigen Arbeit unsers Philosophen alle den Nutzen wiederzugeben, den sie haben kann, und den sie, ich weiß nicht aus welcher Nachlässigkeit oder aus welchen Absichten und Bedenklichkeiten, zu haben verhindert worden, will ich hier etwas drucken lassen, welches sonst, seinem eignen Werthe und Nutzen nach, gar wohl ungedruckt hätte bleiben können. Denn ob es gleich das Stärkste enthält, was die Socinianer jemals auf die Bahn gebracht haben; ob dieses Stärkste gleich darin in seiner unüberwindlichsten Form erscheinet: so dürfte doch schwerlich Einer, der mit diesen Streitigkeiten sonst bekannt ist, das geringste Neue dabei finden. Wohl aber verdienet die logische Bemerkung, wodurch Leibniz den fürchterlichen Schlüssen der Gegner ihre schwache Seite abzugewinnen wußte, noch immer neu genannt zu werden. Wenigstens habe ich nicht gefunden, daß Brucker sie unter die logicalischen Erfindungen des Leibniz rechnet, wohin sie doch wirklich gehöret; auch nicht, daß Wolff in seiner lateinischen Logik von ihr Gebrauch gemacht hätte, Anderer zu geschweigen.

Wir werden gleich sehen, worauf sie hinausläuft. Denn da die Handschrift der Bibliothek, aus welcher ich die Einwürfe des Wissowatius nehme, auch die Antwort des Leibniz enthält, und ich bei Vergleichung derselben mit dem Gedruckten bemerke, daß dieses sehr verstümmelt und verfälscht, daher an vielen Stellen gar nicht zu verstehen ist, so glaube ich Dank zu verdienen, wenn ich auch sie hier wiederum mit abdrucken lasse, damit man doch irgendwo das Ganze beisammen finden möge und den gehörigen Gebrauch davon machen könne. Ich will unter dem Texte des Leibniz die vornehmsten verstümmelten und verfälschten Stellen näher anzeigen, damit man um so weniger an der Nützlichkeit und Nothwendigkeit meines Verfahrens zweifle. Zu mehrerer Be-

quemlichkeit der Leser habe ich auch für gut gehalten, Einwürfe und Antwort nicht ein Jedes besonders in Einem fortlaufen zu lassen, sondern so zu zertheilen und in einander zu schlingen, als es die einzelnen Stücke derselben erfodern.

DEFENSIO TRINITATIS

per nova Reperta Logica
contra Epistolam Ariani non incelebris
ad
Illustriss. Baronem Boineburgium
Auctore
G. G. L.[1])

Ibit Tecum in Poloniam, si pateris, illustriss. Domine, quod a Polono ad Te venit. Nomini ejus parcere et scripturae privatae jura jubent, et suadet magna, sed ut nos credimus, infelix viri doctrina, cujus non personae sed sententiae nocere volo.*) Is ergo a Te, pro ea, qua erga omnes literarum amantes voluntate es, inter alia eruditionis commercia, appellatus de deponenda sententia exosa et periculosa, et a consensu ecclesiae catholicae, id est, tempore perpetuae, loco universalis, abhorrente; argumento quidem, quo tu potissimum nitebaris, in consensu Christianorum posito, non respondit, id enim leve illis videtur, qui assueti sunt in ecclesia et republica summam judicandi potestatem sibi sumere; at vero in se suosque versus, ex scriptis eorum hunc velut succum contundendo expressit, quo ego fidenter dico robur omne sophismatum contra Trinitatem contineri. Et profecto sic adstringit nodos, sic difficultates exaggerat, sic prosequitur pugnam, sic ictus ictibus ingeminat, ut qui his repellendis par fuerit, reliqua e pharetra Socini tela possit fortassis audacter contemnere. Ego, illustriss. Domine, cum primum

---

*) Ist es nicht sonderbar, daß es scheint, als ob die Herausgeber dieser Leibnizischen Schrift mit Fleiß gerade das Gegentheil hiervon hätten thun wollen? Sie haben den Namen des Irrgläubigen genannt und mit großen Buchstaben drucken lassen: Responsio ad objectiones Wissowatii, und die Einwürfe selbst haben sie unterdrückt.

1) D. h. Gottfried Wilhelm (Guilielmus) Leibniz. — A. d. H.

ea et beneficio Tuo vidi, et auctoritate ad tentandam responsionem impulsus sum, tum demum cepi et fructum et voluptatem maximam ex profundiore illa philosophia, cui ego me meopte ingenio a puero immersi. Haec mihi, nisi amore veritatis fallor, in sacris meditationibus, in civilibus negotiis, in natura rerum ea documenta suggessit, quibus ad vitam tranquille agendam nihil in me sentio efficacius; quaedam etiam tunc curiosa magis quam utilia, sed quae nunc in tollendis Antitrinitariorum difficultatibus eam lucem attulerunt, ut jam non dubitem, quicquid verum est, idem utile esse.

Epistola And. Wissowatii

ad Bar. *Boineburgium*, Manhemio,
m. Oct. MDCLXV.

„Suscepta objectione Tua et missa ad eam responsione, qua nisi fallor ostendi, nostram de Jesu Christo non supremo Deo, sed tamen huic proximo et subordinato, ac proinde de ejus adoratione divina non suprema, sed supremae proxima et subordinata, sententiam non implicare contradictionem, (a) cujus Tu nos arguere voluisti, nunc vicissim Tibi aliquas circa idem subjectum contra vulgarem opinionem, quam et Tu foves, objectiones, largius quam Tu dedisti addere volens, mitto.

„*Adspice num mage sit nostrum penetrabile telum.* (b) Quod si ipse objectiones istas examinare negliges, saltem alicui a veritatis exploratione non averso, examinandas porrigito."

Leibnitius.

(a) Quia objectiones et responsiones pristinas non vidi, judicare non possum, an contradictionem sententiae Antitrinitariae probaverint vel diluerint.

(b) Dicis ex Virgilio: *Adspice num mage* etc. Ego ex eodem respondeo:

— — *Postquam arma Dei ad Vulcania ventum est,*
Mortalis mucro, glacies ceu futilis, ictu
Dissiluit.

Wissowatii Argumentum I.

„*Unus Deus altissimus est pater ille, ex quo omnia;*
„*Filius Dei, J. Christus, non est pater ille, ex quo omnia:*
„E.[1]) *Filius Dei, J. Christus, non est unus Deus altissimus.* (c)

Syllogismi hujus propositio major habetur 1 *Cor. VIII,* 6 in verbis Apostoli, qui docere volens, quis nobis Christianis habendus sit Deus ille unus, nempe non talis, quales sunt multi dii, quos esse ibidem supra dixit, ait eum esse Patrem illum, ex quo omnia, nempe primam Personam, ex qua ut fonte et causa primoque principio omnia proficiscuntur. Non dicit, ut nunc dici solet, unum illum Deum esse et Patrem et Filium et Spiritum S., cujus mysterii dicendi hic erat maxima occasio, si usquam. (d)

„Minor probatur praeter alia inde, quod ibidem vox Jesus Christus distinguatur ab illo Patre, ex quo omnia, et peculiariter describatur alio modo: *unus Deus, per quem omnia.* (e) Nempe Dominus non supremus, qui est solus Pater, ex quo omnia, sed is, quem Deus ille fecit Dominum (f) et Christum sive unctum suum, ut ait S. Petrus Apostolus; alter, *Act. II*, 36, per quem, ut secundam et mediam causam, omnia fecit Deus ille supremus, ex quo omnia. De quo vide etiam *Eph. III*, 9; *Hebr. I*, 2, *XIII*, 21; *Act. II*, 22; *Tit. III*, 4. 5. 6; 2. *Cor. V*, 18; 1. *Cor. XV*, 57; 2. *Cor. IV*, 14; *Rom. II*, 16. (g)

„Hoc autem ipsum, quod Deus ille unus altissimus per Jesum Christum faciat talia, potest esse argumentum peculiare, quo probetur Jesum non esse Deum ipsum altissimum." (h)

Leibnitii Responsio.

(c) Ad argumentum I. praemitto in genere, quod et in sequentibus observandum est, copulas in syllogismorum praemissis vulgo non recte concipi. Distinguendum autem inter propositiones per se, et per accidens. V. g. recte simpliciter dicimus: omnis homo est rationalis; sed non recte dicimus: omnis, qui est homo, est albus.*) Quae etiam ex parte observavit *Johannes*

---

1) E. = Ergo. — A. d. H.

*) So und nicht mehr lieset unsere Handschrift von den Worten „vulgo non recte concipi" bis hierher. Dafür aber hat das Gedruckte in der Ausgabe der sämmtlichen Werke nach concipi einen eignen Zusatz und lautet überhaupt so: „(Haec observatio etiam prodest ad distinguendam infinitam a negativa. V. g. qui non credunt damnantur; Judaei non credunt: ergo damnantur.

Raven Berolinensis in peculiaribus suis de copula speculationibus. Deinde observandum est ex eodem fundamento, *omnes propositiones singulares esse, virtute latentis signi, universales,* quod et ab auctore dissertationis de Arte Combinatoria, est annotatum.*) V. g. haec propositio: „Petrus Apostolus fuit primus Episcopus Romanus", signis et Copula recte positis ita formabitur: „Omnis, qui est Petrus Apostolus, fuit Episcopus Romanus."

Juxta haec igitur formabimus primum argumentum:

Omnis, qui est unus Deus altissimus, est pater ille ex quo omnia;
Filius Dei non est Pater ille, ex quo omnia:
E. *Filius Dei, Jesus Christus non est is, qui est unus Deus altissimus.*

Ita Syllogismus erit in Camestres.[1]) Respondeo distinguendo: per *omnia* intelliguntur vel creaturae, vel etiam simul Filius. Si creaturae ceterae tantum, concedo Majorem, quod omnis ille, qui est unus Deus altissimus, sit pater ille ex quo omnia, scilicet omnes creaturae; quia vos ipsi conceditis, omnes creaturas per filium creatas esse. Si vero sub *omnium* voce intelligitur etiam ipse Filius, tunc concessa Minore, quod Filius Dei non sit Pater ille ex quo omnia, nempe ipse etiam Filius, negabitur Major, quod omnis ille, qui est unus Deus altissimus, sit Pater ille ex quo omnia, etiam Filius, oriuntur. Nos enim donec contrarium melius probetur, manemus in hac sententia, quod Filius et Spiritus S. sunt ille, qui est unus Deus altissimus, et tamen non

---

Videtur esse syllogismi minor negativa, sed non est, quia syllogismus fit talis: Qui sunt illi, qui non credunt, damnantur; Judaei sunt illi, qui non credunt: ergo damnantur.) Distinguendum autem inter propositiones per se et per accidens, v. g. recte simpliciter dicimus: Omnis homo est albus. Etsi verum sit; quia albedo humanitati immediate non cohaeret, sed dicendum, omnis, qui est homo, est albus. Quae etiam" u. s. w. Was in Haken eingeschlossen ist, kann allenfalls von Leibnizen sein; vielleicht, daß er es in irgend einer Abschrift an den Rand geschrieben hatte, ohne damit sagen zu wollen, daß diese Anmerkung ihm zugehöre. Allein das Uebrige kann unmöglich so von ihm kommen, wie es da gelesen wird, indem es wahrer Unsinn ist.

*) Das ist, von ihm selbst. Wo er jedoch ebenfalls §. 24 Johann Rauen anführt. Ebendaselbst §. 63 gab er den Rath, die Copula der Bejahung, welche in est liegt, noch besonders durch das beizufügende revera auszudrücken.

1) D. h. der Obersatz (Propositio Major) ist ein allgemein bejahendes Urtheil (Bezeichnung a), der Untersatz (Prop. Minor) und der Schlußsatz (Conclusio) sind allgemein verneinende Urtheile (Bezeichnung e). Die drei Vocale a e e dienen zur Bildung der Vox mem. Camestres. — A. d. H.

sunt Pater ille, ex quo omnia, et in iis ipse Filius et Spiritus S. quoque, oriuntur.

(d) Non est scriptoribus *ἁγιοπνεύστοις* *) ea necessitas imponenda, ut cujus dicendi etiam maxima occasio est, id statim dicant.

(e) D. Paulus l. c. per Patrem *ex quo* omnia, et per Dominum *per quem* omnia potest intelligere unum idemque ens, nempe Deum altissimum. Nam alioqui jure naturali, qui pater, idem Dominus est liberorum; et praepositiones *ex* et *per* non ita disparatae sunt, ut prohibeatur ita loqui: Ex quo sunt omnia, per eum quoque sunt omnia. Nam et Paulus alibi de uno eodemque Deo altissimo duas has particulas una cum tertia *in*, simul enunciat, cum inquit: ex quo, per quem, et in quo sunt omnia. Quam phrasin quidam ad adumbrationem Trinitatis merito trahunt; verum non est meum argumentari, sed respondere.

(f) Non necesse est, ut Paulus 1. *Cor. VIII,* 6 et Petrus *Act. II,* 36 vocem Domini de Christo eodem respectu usurpent, potest ille de Christo quatenus Deus est, hic quatenus homo est, loqui.

(g) Non vacat nunc loca citata omnia evolvere, et ex ipsis exsculpere; si qua in illis difficultas latet, ostendatur.

(h) Argumentum quod implicite proponis, ne dissimulemus, esset tale:

Omnis per quem ille, qui est unus Deus altissimus, facit omnia, is non est Deus altissimus;

Filius Dei est ille, per quem ille, qui est unus Deus altissimus, facit omnia:

E. *Filius Dei non est Deus altissimus.*

In hoc argumento negatur Major. Potest enim Deus altissimus, nempe Pater, per Deum altissimum, nempe Filium, omnia facere, et tamen non per se ipsum, licet per eum, qui etiam est id, quod est ipse. Et ita respondimus, opinor, argumento primo. Ut tamen ad oculum constet, nervum ejus incisum esse, aliud ad ejus imitationem fabricabimus.

Trilineum habet pro abstracto immediato trilineitatem;

Triangulum non habet pro abstracto immediato trilineitatem: (habet enim trianguleitatem potius; quae si cum trilineitate

*) Dieses griechische Wort fehlt in dem Gedruckten und ist doch sehr nothwendig. Denn ich glaube nicht, daß Leibniz eine solche Freiheit allen und jeden Schriftstellern hätte zuschreiben wollen.

esset immediate idem, esset etiam idem anguleitas et lineitas, quae demta ternitate remanent. Jam vero anguleitas et lineitas adeo non sunt idem, ut possint etiam duae lineae sine angulo esse, v. g. parallelae.)

E. *Triangulum non est trilineum, quod est absurdum.* Respondeo ex fundamento praemisso, Majorem ita formandam: *Omne quod est trilineum* etc. et sic negatur Major. Nam et triangulum est trilineum, et tamen non habet pro abstracto immediato trilineitatem. Hoc principio adhibito, Scholasticorum taediosis circa suppositiones praeceptis, carere possumus. V. g. Animal est genus; Petrus est animal: ergo Petrus est genus. Respondeo, Majorem non esse universalem; neque enim is, qui est animal, est genus.

Wissowatii Argumentum II.

„*Qui nescivit diem judicii, is non est Deus altissimus;*
„*Filius nescivit diem judicii:*
„E. *Filius non est Deus altissimus.* (i)

„Major probatur, quia esse omniscium est Dei altissimi attributum proprium. Qui autem nescivit diem judicii is non est Deus altissimus. Implicat hoc contradictionem.

„Minor patet ex verbis ipsius Christi primo *Matth. XXIV*, 36: *de illa hora nemo scit etc. nisi pater meus solus*, deinde expressius *Marc. XIII*, 32: *de die et hora nemo scit, neque Angeli qui sunt in coelo, neque Filius, nisi Pater.*

„Quantopere haec verba Christi torserint et torqueant (k) Homousianos, et quomodo ipsi vicissim torquere soleant, patet ex *Maldonato.*[1]) Adferuntur inter alias responsiones istae: *Filium nescivisse*, ita esse interpretandum, non quod vere nesciverit, sed quod se scire dissimulaverit, quod revelare noluerit, quod fecerit ut nos nesciremus, quod eum diem nondum expertus fuerit. Tales sunt Doctorum sive Patrum Ecclesiae in ista Christi verba commentationes, vel potius eorum contorsiones ineptae, ut agnovit ipse Maldonatus Jesuita, easque rejecit. Nam primo eidem non idem est nescire, quod dissimulare se

1) Joh. Maldonatus (Maldonato) war 1534 zu Las Casas de la Reina in Estremadura geboren, trat 1562 in den Jesuitenorden und wurde 1563 Professor der Theologie an der Sorbonne. Er starb 1583 zu Rom. Er schrieb dogmatische Abhandlungen und Commentare zu alt- und neutestamentlichen Schriften. — A. d. H.

scire, vel nolle dicere. Deinde his admissis sequeretur, posse dici etiam Deum Patrem diem istum nescire, quod est absurdum. Sed ipse Maldonatus alias ingeniosus, aliam responsionem dubitanter afferens, vineta sua caedit. Vulgata responsio, (l) praesertim Reformatorum (nam alii eam refugere solent) est in distinctione partium in Christo, nescivisse eum hunc diem quoad humanitatem, et scivisse quoad divinitatem.

„Sed 1. distinctio ista vana est, quando ponit unum suppositum Filii Dei esse Deum altissimum et hominem simul, atque Deum supremum esse hominem, quod est absurdum et implicans contradictionem. (m*) Etenim Deus et homo sunt disparata, et disparata non possunt et de alio tertio et de se invicem praedicari proprie, quod omnes ratione sana utentes nec eam obnubilantes agnoscunt; ut ferrum esse lignum, animam esse corpus, absurdum est. Si idem esset Deus et homo, sequeretur simul, Deum summum simul esse non Deum summum, quod est contradictorium. Nec una pars de toto composito potest praedicari proprie, univoce. Deinde quod composito cuidam inest secundum partem quandam, et quidem majorem ac potiorem, atque adfirmari de eo simpliciter potest ac debet, id de eo non licet negare simpliciter, quamvis ei non insit secundum partem minorem; (m**) ut, quamvis corpus hominis non ratiocinetur, nec sciat aliquid, tamen cum anima ejus ratiocinetur atque sciat, quis dicat simpliciter, hominem non ratiocinari neque aliquid scire? An ipsi concedent, (n) ut dicere liceat, Filius Dei non creavit mundum, non est patri coessentialis, quia ipsi non conveniunt secundum humanam naturam, nisi per idiomatum commentitiam communicationem? 2. Quum ista (o) Christi natura humana dicatur conjuncta deitati hypostatice in unitate personae, nonne deitas humanitati suae tam arcte conjunctae scientiam hujus secreti, cujus capax esset, communicavit? 3. Si persona Filii, (p) quae est divina, scivit istum diem, quomodo potuit vere dici, filium nescivisse eum, quum illa persona sit iste filius? 4. Simpliciter hic dicitur, (q) filium nescivisse diem judicii, ergo hoc de filio toto dicitur, non de parte filii inferiore, quae non solet vocari simpliciter et absolute filius. 5. Patet hic per Filium intelligi Filium Dei, (r) quatenus est Dei Filius, primo ob id ipsum, quia non dicitur filius hominis, sed absolute filius, per quem solet intelligi Filius Dei: deinde, quia huic filio statim opponitur pater ejus, qui est Deus, ergo istius patris filius intelligitur, et dicitur solus pater scire, et quidem oppo-

site ad filium, idque ita, ut filius nescire, pater vero solus scire dicatur. Tale hinc emergit argumentum arcte stringens;

„*Quicunque scivit tunc diem judicii, is est pater Jesu Christi;*

„*At Filius, etiam secundum divinitatem consideratus, non est pater J. C.:*

„E. *Filius etiam secundum deitatem consideratus, non scivit diem judicii.* (s)

„Major probatur ex verbis Christi, quibus dixit, solum Patrem suum diem istum scivisse. Nam si solus Pater Christi scivit, ergo quicunque scivit, is est Pater J. C. et quicunque non est Pater J. C. is nescivit, sive exclusus est ab ista scientia.

„Minor negari non potest, quia est in confesso apud omnes. Ergo conclusio est firma. Simile argumentum peti potest ex eo, (t) quod sicuti hic omniscientiam, ita alibi omnipotentiam talem, ut omnia a se ipso facere posset, Filius Dei sibi denegavit: *Ioh. V,* 19, 30; *VIII,* 28. Tum ex eo, quod Filius omnia habeat non a se, sed a Deo Patre sibi data: (u) *Matth. XI,* 27; *XXVIII,* 18. *Jo. III,* 35; *XIII,* 3; *XVII,* 27."

Leibnitii Responsio.

(i) Argumentum secundum, ut formale sit, sic formandum est:

Qui est ille, qui nescivit diem judicii, is non est ille, qui est Deus altissimus;

Filius Dei nescivit diem judicii:

E. *Filius non est ille, qui est Deus altissimus.*

Et sic negatur Major. Nam potest quis, ex nostra hypothesi, simul esse ille, qui nescit diem judicii, nempe homo, et ille, qui est Deus altissimus. Quae hypothesis nostra, quod idem simul possit esse Deus et homo, quam diu non evertitur, tam diu contrarium argumentum petit principium. Quidlibet autem possibile praesumitur, donec contrarium probetur.

(k) Interpretes textum contorquentes nihil ad nos. Utri plus textum torqueant, et ex pluribus interpretationibus possibilibus eligant improbabiliorem, dummodo sibi faveat, alibi demonstrandi occasio erit.

(l) Vulgatam hanc responsionem, neque qui se Catholicos, neque qui Evangelicos, neque qui Reformatos vocant, quod sciam aversantur.

(m*) Disparata neque de se, neque de eodem tertio praedicari posse, plane nego, dummodo quae circa copulam admo-

nuimus serventur. Etsi minus bene dicatur, ferrum esse lignum et animam esse corpus, tamen potest casus contingere, in quo recte dicatur: quoddam quod est ferrum (scilicet ex parte), id est lignum (scilicet ex alia parte). Nec absurdum est, eundem esse et non esse Deum altissimum pro diversis partibus; nec video, cur non pars de toto proprie praedicari possit, dummodo reduplicatio addatur, vel subintelligatur. Proprie enim totum nihil est aliud quam singulae partes de eodem praedicatae cum unione, v. g. homo est anima et corpus. Quidni liceat resolvere copulationem in duas simplices: homo est anima, et homo est corpus? Igitur similiter, si, ex nostra hypothesi, Christus est unum ex Deo et homine, licebit dicere, Christus est Deus et homo, et ita, Christus est Deus, et Christus est homo.

(m**) Quod objicitur inconveniens esse, ut Christus simpliciter intelligatur dixisse, se nescire, ideo quia pars sui inferior nescivit, id cur inconveniens sit, non video. Inprimis eo tempore, quo functio parti inferiori ordinarie inesse solita ei subtracta est. Sciendum enim, ordinarium quidem esse, ut divinitas scientiam humanitatis sibi conjunctae perficiat, si non per communicationem ejus numero idiomatis, saltim per excitationem accidentis novi. Id tamen quod ordinarium est in statu humilitatis Christi, antequam humanitas ejus reciperetur in gloriam suam, ei subtrahebatur. Quae res multum ventilata est inter Theologos quosdam Lutheranos, qui et libros scripsere *περὶ ταπεινώσεως*.*)

Potest ea subtractio intelligi *exemplo***) Ecstaseos, quo tempore anima functiones, quas aliqui***) corpus peragit, nempe ratiocinari, cogitare, exequitur quasi separatas sine corporis concursu. Eo igitur tempore durantis Ecstaseos non inepte dicitur, hominem non ratiocinari, etiamsi pars ejus ignobilior, nempe corpus tantum, a ratiocinatione cesset; quia functio illa, quam anima ordinarie per corpus peragit, et quam homo ordinarie efficit, quatenus ex anima et corpore unitus est, nunc ab eo non quatenus anima et corpus est, et ita non quatenus homo est, sed tantum quatenus anima est, peragitur. Similiter igitur

*) In dem Gedruckten steht blos „qui et libros scripsere", ohne zu sagen, wovon. Unsere Handschrift hat „*περὶ ταπεινῶς γραφίας*", welches ich aber nicht verstehe, und das ohne Zweifel heißen muß, wie ich es verändert habe.

**) Auch dieses Wort fehlt in dem Gedruckten.

***) Für dieses aliqui, gewissermaßen, lieset das Gedruckte alioqui, sonst, außerdem, welches einen sehr falschen Verstand macht.

Christus recte dicitur aliquid nescire, quando functionem sciendi non per deitatem cum humanitate ut alias, et ita non quatenus Deus homo est, et ita nec quatenus Christus est, exercet.

(n) *An ipsi concedent?* Immo concedemus, filium Dei non creasse mundum etc. dummodo subaudiatur: secundum humanitatem.

(o) Quaeris 2°, cur divinitas secretum de tempore extremae diei non communicaverit humanitati sibi tam arcte junctae? Ideo, inquam, quia eam nondum glorificatam humiliari et pati oportuit.

(p) Argumentaris 3°. „Persona Filii divina scivit diem judicii; Persona Filii est Filius: ergo Filius scivit diem judicii.“ Concedo. Quomodo ergo nescivit? Scivit Deus, nescivit homo.

(q) Repetitur 4°, quod supra objiciebas: quod parti inferiori competit, toti non tribuendum simpliciter. Responsum est supra litt. (m**).

(r) Objicis 5°, Filium Dei nescivisse diem judicii, quatenus est Filius Dei, quia opponitur hic Patri. Respondeo: etiam humanitatem non inepte dici Filium Dei, quamvis ei non *ὁμοούσιον;* quia et vos, qui *ὁμοούσιον* Patri negatis, tamen Filium Dei dicitis.

(s) In argumento illo negatur Minor: quod Filius Dei etiam secundum deitatem non sit Pater J. C. Immo tota Trinitas recte dicetur Pater J. C. hominis. Ideo miror, cur opponens dicat, Minorem esse apud omnes in confesso.

(t) Argumentum illud esset tale:

Quicunque non facit omnia a se ipso, ille non est omnipotens;
Filius Dei non facit omnia a se ipso: Ergo etc.

Negatur Major. Perinde ac si argumentari vellem: Pater non facit omnia per se ipsum, sed per Filium, ut vos conceditis: ergo non est omnipotens. Immo sunt causae sociae in agendo, etsi altera altera sit prior in essendo.

(u) Potest esse Deus altissimus etiam, qui omnia ab alio habet, quando nimirum in alterius potestate non est, ipsi denegare. Et non minus Filius Patri, quam Filio Pater est necessarius. Cum enim proprie Pater sit intellectivum, Filius intelligibile, et Spiritus S. intellectio, et in aeternis atque divinis idem sit esse et posse, non erit intellectivum in Deo, quod non actu intelligat; intellectio autem sine intelligibili esse non potest. Contra nullum erit intelligibile in Deo, quod non intelligatur, et ita non

habeat correspondens sibi intellectivum: igitur ut secunda persona sine prima esse non possit.

Wissowatii Argumentum III.

„*Unicum numero et singulare ens, non praedicatur de multis;*

(quia hoc est de definitione singularis, sive individui, alias non esset singulare, sed contra universale)

„*Atqui Deus altissimus est unicum numero et singulare ens:*

„E. *Deus altissimus non praedicatur de multis.* (x)

Sed Trinitarii, qui negare non audent, eum esse ens singularissimum, unicum numero, non specie vel genere, tamen eum praedicant de tribus personis, quarum unaquaeque, quum sit distincta substantia, est illis distincte Deus altissimus. At ut ter unum sunt tria, sic ter unus sunt tres. E. ubi est ter unus Deus, ibi sunt tres dii. Quidam eo devenerunt, ut dicant, esse quidem numero unum Deum essentialiter, sed non esse unum Deum, si idem consideretur personaliter. Ita non absolute et simpliciter strictissima unitate (y) unus erit Deus altissimus, sed aliquo modo."

Leibnitii Responsio.

(x) Ad argumentum tertium respondeo concedendo totum. Deus altissimus est singulare, nec praedicatur de multis, sed hoc nihil officit Trinitati. Nam is qui est Deus altissimus (seu persona Dei altissimi) potest nihilominus de multis praedicari, quia is, qui est Deus altissimus, seu Persona divinitatis, est universale non singulare. Ex hoc etiam apparet, quod etsi tres sint, quorum quilibet est id, quod est Deus, tamen non sunt tres Dii. Non est enim ter unus Deus ab altero distinctus, sed est ter unus, quarum quilibet est id quod est Deus, seu ter una persona. Igitur nec tres dii sunt, sed tres personae. Quamquam haec vulgo observata non sit temere reperire.

(y) Non potest dici, Deum ita strictissime unum esse, ut non dentur in eo realiter, seu ante operationem mentis, distincta. Si enim mens est, impossibile est, quin sit in eo intelligens, intellectum et intellectio, et quae cum his coincidunt: posse, scire et velle. Horum vero reale discrimen non esse, implicat contradictionem. Cum enim formaliter differant, erit eorum differentia rationis ratiocinatae; talis autem differentia habet fundamentum in re, erunt igitur in Deo tria fundamenta realiter di-

stincta. Vellem huic argumento responderi. Neque hoc imperfectionem in Deo infert, quia multitudo et compositio per se imperfecta non est, nisi quatenus continet separabilitatem et ita corruptibilitatem totius, sed separabilitas hinc non infertur. Quin potius supra (*litt. u.*) demonstratum est, impossibile esse et implicare contradictionem, ut una Deitatis persona sine alia existat. Nec multiplicatur Deus. Quemadmodum enim, si differunt realiter in corpore magnitudo, figura et motus, non sequitur ideo etiam necessario tria esse corpora, unum quantum, alterum figuratum, tertium motum; cum idem lapis cubitalis, rotundus et gravis esse possit. Ita si differant realiter in mente judicium, idea et intellectio, non sequitur tres esse mentes; cum una sit mens, quae quando reflectitur in se ipsam, est id quod intelligit, id quod intelligitur, et id quod intelligit et intelligitur. Nescio an quidquam clarius dici possit.

Wissowatii Argumentum IV.

„Ex regula illa infallibili, quae duae in uno singulari tertio conveniunt etc. procedit tale argumentum ex singularibus.

„*Deus ille altissimus, unicus, individuus est pater Filii Dei, Domini J. Chr.*

„*Deus ille altissimus, unicus, individuus est Filius Dei, Dominus J. Chr.*

„E. *Filius Dei, Dominus J. Chr. est pater Filii Dei, Domini J. Chr.* (z)

Atqui hoc implicat contradictionem et est palam falsum. Ergo aliqua praemissarum est falsa. Non major, quam omnes Christiani agnoscunt: *E.* minor."

Leibnitii Responsio.

(z) Formabo syllogismum, ut sit formalis, ex praesuppositis.

Quicunque est Deus ille altissimus, unicus, individuus, est pater Filii Dei, Domini J. Chr.

Deus ille altissimus, unicus, individuus est Filius Dei Dominus J. Chr.

E. *Filius Dei, Dominus J. Chr. est pater Filii Dei Domini J. Chr.*

Nego Majorem.*)

*) Diese ganze Antwort fehlt in dem Gedruckten.

Wissowatii Argumentum V.

„Filius Dei aut est a se, aut est ab alio, adeoque non est absolute primum principium, sed principatum. (aa) Si posterius eligatur, tunc sequetur, Filium non esse Deum altissimum. Nam huic repugnat, esse ab alio, et habere ullo modo principium existendi. Sin prius, tunc sequetur, Filium Dei, si non ab alio est, non esse Filium. Nam hoc implicat contradictionem; certe quatenus est filius, a patre est. Sed hic argutuli quidam conantur hujus dilemmatis vim evitare distinctione: ajunt Filium Dei esse quidem ab ipso, non ab alio, quoad essentiam, quatenus est Deus, sed eundem non esse a se, verum ab alio, quoad personam, quatenus est Filius. At haec distinctio non tollit difficultatem. Nam hic de Filio est quaestio, quatenus is est Filius Dei, sive Persona secunda; non autem quatenus est essentia divina, quae ponitur esse communis Patri et Filio, quae essentia non est Filius, quia ab istis negatur, essentiam Dei generari. Ergo tamen hoc manebit, Filium Dei, quatenus est Filius Dei, sive secunda Persona, non esse Deum altissimum."

Leibnitii Responsio.

(aa) Nego Deo altissimo, aut potius ei, qui est Deus altissimus, repugnare, esse ab alio. V. supra (u)

Wissowatii Argumentum VI.

„Ex generatione Filii Dei secundum deitatem praeaeterna, quae vulgo statuitur, praeter alia haec sequuntur inconvenientia. I°. Quod absurdum sit, eum, qui generatur secundum deitatem, statuere esse Deum altissimum. (bb) Sempiterna substantia non generatur. Nam generari necessario infert produci ab alio, et habere principium aliquod, saltem originis, et fieri, ac proinde dependere ab alio, a quo suum habet esse. Quae omnia non conveniunt Deo altissimo sempiterno, quo nullus ullo modo prior esse potest. At omnis generans pater est prior genito Filio, quod non tantum in humanis, sed etiam in divinis, verum esse universaliter ex communi notione ipsum vulgus Homousiorum nobiscum agnoscit. II°. Quando dicitur Deus generare Deum, qui est Deus ex Deo, (cc) aut generat eundem numero Deum, qui ipse est, aut alium. Non eundem, quia generans et generatus sunt opposita, quae non sunt unum et idem: sive

autem alium Deum generat, sequitur non unum numero esse Deum altissimum. Conantur quidam ex hoc dilemmate sic elabi: dari inter ista duo medium; generari enim personam. Sed non cessat difficultas; nam, num ista persona Dei, quae generatur, non est Deus? III°, si Filius Dei generabatur ab omni aeternitate ex essentia Dei Patris, (dd) aut jam desiit generari, aut non desiit. Non datur medium inter contradictorie opposita. Si desiit, habet finem temporis ista generatio: ergo etiam apparet, eam habuisse principium temporis, adeoque non fuisse praeaeternam. Nam quod nunquam incepit, id nec desinere potest. Sin autem non desiit, sequitur, Filium Dei, quoad deitatem, etiam nunc generari, et porro generandum esse in omnia saecula saeculorum, ut quidam concedunt, quod est absurdum. Nam quod generatur, id fit et nondum perfecte est. At non convenit personae Dei, esse in fieri semper; et qui adhuc gignitur, nondum est perfecte et absolute genitus."

Leibnitii Responsio.

(bb) Non est absurdum, Deum altissimum, aut potius eum, qui est Deus altissimus, generari. Sempiternam substantiam in tempore generari absurdum est: non vero est absurdum, eum esse generatum ante datum quodlibet tempus, id est, ab aeterno. Deo altissimo; aut potius eo, qui est Deus altissimus, potest quis prior esse natura, non tempore, alius nempe, qui etiam est Deus altissimus. Nam non datur alius et alius Deus, sed alius, qui est Deus.

(cc) Quando Deus Deum generat, generat eum, qui est idem numero Deus cum ipso, etsi non simpliciter sit idem numero cum ipso. Non generat eundem numero Deum, sed eum qui est idem numero Deus, licet sit alia persona.

(dd) Si Filius Dei generabatur ex substantia Patris ab aeternitate, aut desiit generari, aut non desiit. Si non, adhuc generatur, et ita nunquam est, semper fit: sin desiit generari, finem temporis habet ejus generatio, adeoque et initium temporis; ergo non est aeterna. Respondeo: desiit generari, et tamen illa generatio non habet finem temporis, nam et incepit et desiit generari ante quodlibet tempus. Simul enim generari incepit et desiit.

Wissowatii Argumentum VII.

„Quum adseritur Deus altissimus esse incarnatus, aut tota Trinitas, sive quidquid est Deus altissimus, est incarnata, aut non tota. Si illud, non tantum Filius Dei, sed etiam Deus Pater et Spiritus S. sunt incarnati, et ex Maria Virgine nati, quod etiam aliqui adserere non erubuerunt, quia sunt unus indivisibilis Deus, quum etiam non sola Persona secunda sit incarnata, sed cum ea quoque essentia illa divina, quae a Persona divina separari nequit. Ista autem essentia est communis tribus personis, quae in ea continentur. Praesertim quum haec actio adsumendae sibi humanae naturae sit actio ad extra, quales actiones dicuntur esse totius Trinitatis indivisae. Sin autem non tota divina Trinitas est incarnata, (ee) sed sola persona Filii, tum sequetur, Deum alias indivisibilem esse quodammodo a se ipso divisum, itaque non omnino unum ac simplicissimum, si non omne, quod est Deus altissimus, est incarnatum; unde tale argumentum ex singularibus: (ff)

„*Illa deitas, quae est in Deo Patre, non descendit de coelo et est incarnata*;

„*Haec deitas, quae est in Deo Filio, descendit de coelo et est incarnata*:

„E. *haec deitas, quae est in Deo Filio, non est illa deitas, quae est in Deo Patre.*

„Contradictorie sibi opponuntur, unicum Deum altissimum totum esse incarnatum, et tamen simul Deum altissimum totum esse incarnatum. Ergo haec opinio implicat contradictionem, adeoque se ipsam evertit, ideo ut vera consistere non potest.

„Sed haec hactenus (gg). Si quis mihi hos nodos bene dissolverit, tum demum ego istam opinionem non esse absurdam, confitebor."

Leibnitii Responsio.

(ee) Quaeris an tota, an non tota Trinitas sit incarnata? Respondeo, non tota. Ergo, inquis, Trinitas a se divisa est, sive diversa continet. Quid tum? Ergo et Deus a se divisus est. Hoc non sequitur; sed divisi a se, s. differentes, sunt illi qui sunt Deus.

(ff) Nego Minorem. Non Deitas, sed personalitas potius Filii Dei incarnata est, i. e. Filius Dei incarnatus est non qua Deus, sed qua Filius.

(gg) Nodos te proposuisse non nego, et quidem quantos maximos quispiam Tui similis possit. Reperto semel principio fili, id est natura copulae propositionis in syllogismo, videmur nobis eos perfecte solvisse. Idem Tibi visum iri, si recte attendas, non dubito. Tum vero dabis, opinor, gloriam Deo, dabis hoc veritati, et sententiam orbi Christiano tot saeculis receptam non absurdam confitebere. Sin aliter sentis, effice, ut aut nos, cur dissentias, aut Tu, cur dissentire non debeas, ambo tandem sentiamus.

* * *

Ich kann es sehr überhoben sein, über die Streitigkeit selbst, welche dieser Leibnizische Aufsatz betrifft, etwas zu sagen. Was ist nicht Alles vorlängst darüber gesagt worden? und was wäre es, was man itzt gern darüber hören möchte? Nur ein paar Anmerkungen über die Art, wie sich **Leibniz** damals und ferner sein ganzes Leben hindurch dabei genommen, vergönne man mir beizufügen.

1. **Leibniz** hatte nicht im Geringsten die Absicht, die Lehre der Dreieinigkeit mit neuen, ihm eignen philosophischen Gründen zu unterstützen.[1]) Er wollte sie blos gegen den Vorwurf des Widerspruchs mit sich selbst und mit unleugbaren Wahrheiten der Vernunft retten. Er wollte blos zeigen, daß ein solches Geheimniß gegen alle Anfälle der Sophisterei bestehen könne, so lange man sich damit in den Schranken eines Geheimnisses halte. Einer übernatürlich geoffenbarten Wahrheit, die wir nicht **verstehen sollen**, gereicht diese Unverständlichkeit selbst zu dem undurchdringlichsten Schilde; und man braucht die dialektische Stärke und Behendigkeit eines **Leibniz** lange nicht zu haben, um mit diesem Schilde alle Pfeile der Gegner aufzufassen. Die Gegner sind es, welchen das Schwerste bei so einem Streite obliegt, nicht die Vertheidiger, welche ihren Posten nur nicht muthwillig verlassen dürfen, um ihn zu behaupten. Ehe also noch **Leibniz** die vorge-

1) Daß Lessing hier nicht zu viel behauptet habe, belegt Guhrauer durch folgende Stelle aus Leibnizens Aufsatze „Remarques sur le livre d'un Antitrinitaire anglais" etc., welche sich direct auf die Lehre von der Dreieinigkeit bezieht: „Il faut avouer, qu'il n'y a aucun exemple dans la nature, qui réponde assez à cette notion des personnes divines. Mais il n'est point nécessaire, qu'on en puisse trouver, et il suffit, que ce qu'on en vient de dire, n'implique aucune contradiction, ni absurdité." (Lessing's Leben, II. 2. 119.) — A. d. H.

gebnen unwiderleglichen Einwürfe des Antitrinitariers gesehen hatte, konnte er schon voraus wissen, daß sie nichts weniger als unwiderlegbar sein würden. Auch erschreckte ihn die syllogistische Form, in der sie erschienen, nicht. Er war von Kindheit auf in diesen Waffen geübt, und man weiß, daß er nie aufgehöret hat, sie zu schätzen, zu empfehlen und bei aller Gelegenheit zu brauchen. Noch in seiner „Theodicee", wo er sich gegen die unauflöslichen Einwürfe erklärt, die sich nach Baylen[1]) wider die Geheimnisse der Religion, wenigstens in Ansehung unserer gegenwärtigen Erkenntniß, machen ließen, gesetzt auch, daß man hoffen könne, es werde noch einst mit der Zeit Jemand eine bisher unbekannte Auflösung finden, — noch an jener Stelle seiner „Theodicee" sagt er: „Ich bin hierüber einer Meinung, die vielleicht Manchen sehr fremd vorkommen wird; ich halte nämlich dafür, diese Auflösung sei schon völlig gefunden, sei auch nicht eben die schwerste, und ein Mensch von mittelmäßigem Verstande, der nur genugsame Aufmerksamkeit haben kann und sich der Regeln der gemeinen Logik genau zu bedienen weiß, sei im Stande, auf die verwirrendsten Einwürfe wider die Wahrheit zu antworten, wofern solche einzig und allein aus der Vernunft genommen sind und für Demonstrationen ausgegeben werden. So sehr auch heut zu Tage der gemeine Haufe der Neuern die Logik des Aristoteles verachtet, so muß man doch bekennen, daß sie untriegliche Mittel und Wege zeigt, den Irrthümern in dergleichen Fällen zu widerstehen. Denn man darf nur den Vernunftschluß nach den gewöhnlichen Regeln untersuchen, so wird man alle Zeit ein Mittel finden, zu entdecken, ob entweder in der Form gefehlt, oder ob die Vordersätze noch nicht gehörig erwiesen worden."

2. Es kam also auch damals nur darauf an, eine solche Untersuchung anzustellen, und es ist sonderbar, wie in einem philosophischen Kopfe sich Alles zur rechten Zeit zusammenfindet. Schon einige Jahre vorher hatte Leibniz, als er in seinem Werke De Arte combinatoria die verschiednen Arten des kategorischen Schlusses näher berechnen wollte, verschiedne neue und ihm theils ganz eigene Anmerkungen über die genauere Bezeichnung derselben gemacht, und itzt erkannte er auf einmal, daß durch eine derselben den Einwürfen seines Gegners am Besten beizukommen sei. Er selbst sagt in seiner Antwort, daß diese Anmerkung die sei, welche „naturam copulae propositionis in syllogismo" betreffe;

1) Ueber P. Bayle vergl. Th. XIV. S. 17 f. — A. d. H.

aus den Exempeln aber erhellet, daß es vielmehr eine andere ist, und zwar die, welche nicht die Qualität, sondern die Quantität der Prämissen betrifft, nämlich, um sie mit seinen eignen Worten zu sagen, „omnes propositiones singulares esse, virtute latentis signi universales“. Doch er wird ohne Zweifel seinen Grund gehabt haben, warum er sich so und nicht anders darüber erklärte, welchen ich Denen zu finden überlasse, welchen dergleichen dialektische Subtilitäten geläufiger sind als mir. Genug, daß er durch den einzigen Kunstgriff, das Einzelne, von welchem in den Vordersätzen des Schlusses etwas bejahet oder verneinet wird, allgemein auszudrücken, klar zu Tage legte, daß sein Gegner, was er erweisen wolle, fast immer schon voraussetze: die kürzeste und kräftigste Art, auf sonst verfängliche Syllogismos zu antworten.

3. Ich bin daher gewiß, daß, wenn man diese seine Antwort, so wie sie bisher gedruckt gewesen, für sich ohne die Einwürfe des Wissowatius hätte verstehen und also brauchen können, sie sicherlich Canz[1]) in seinem bekannten Buche De Usu philosoph. Leibnit. et Wolf. in Theologia vorzüglich würde gebraucht haben. Er bediente sich dafür eines spätern Aufsatzes von 1694, den Leibniz bei Gelegenheit der damaligen Streitigkeiten über diese Materie in England verfertigt hatte. Wenn dieser aber auch schon alle die Präcision nicht hätte, mit der jene Antwort abgefaßt ist, so beweiset er dennoch hinlänglich, daß sein Verfasser als Mann noch ebender orthodoxen Meinung war, die er als Jüngling behauptet hatte. Es würde sehr leicht sein, auch noch weiterhin aus seinen Schriften Beweise die Menge beizubringen, daß er nie aufgehört, dieses Sinnes zu sein, und zwar würden sich die dahin gehörigen Stellen gerade in solchen Schriften finden, in welchen er gewiß nicht nöthig hatte, zu heucheln, ich meine in Briefen an seine vertrautesten Freunde. — Nun also ein Wort mit Denen, welche sich in eine so strenge Rechtgläubigkeit eines Philosophen, wie Leibniz war, gar nicht finden können.

4. Man erkennet zu wohl, daß Leibniz aus der Classe der alltäglichen Philosophen nicht ist, in deren Kopfe es so hell und

---

1) Israel Gottlieb Canz (1690—1753) war Professor der Theologie in Tübingen und Anhänger der Wolffischen Philosophie. In seinem „bekannten Buche“: „Philosophiae Leibnitzianae et Wolfianae usus in theologia, per praecipua fidei capita“ (Frankf. u. Leipz. 1728—1739, 4 Bde.) lehrte er zuerst die Anwendung der Philosophie in der Theologie und begründete und modificirte die kirchlichen Lehrsätze durch die philosophischen. Das Werk fand vielen Beifall. — A. d. H.

zugleich so finster sein kann, so viel Sinn neben so viel Unsinn so nachbarlich und friedlich hausen kann, daß sie bald englische Scharfsinnigkeit zeigen und bald kindischen Blödsinn verrathen. Man hat zu viel Beweise, daß das Licht seines Verstandes überall gleich verbreitet war, kurz, man läßt ihm von dieser Seite alle Gerechtigkeit widerfahren. Nur von der andern desto weniger. Man giebt ihm, ich weiß nicht welchen Plan von Allgefallenheit; es soll ihm mehr um sein System als um die Wahrheit zu thun gewesen sein; er soll mit allgemein beglaubten Irrthümern nur darum so säuberlich verfahren haben, damit man hinwiederum desto säuberlicher mit seinen angenommenen Sätzen verfahre: kurz, man macht ihn zu dem kriechendsten, eigennützigsten Demagogen, der dem Pöbel in dem Reiche der Wahrheit blos geschmeichelt, um ihn zu tyrannisiren. Unmöglich, sagt man, konnte er es sich doch selbst verbergen, daß die Vernunft mehr auf der Seite des kleinen unterdrückten Haufens als der herrschenden Kirchen stehe, aber er sprach Diesen nach dem Munde, um selbst des Beifalls der Mehrern versichert zu sein. Gut, fügen Freund und Feind hinzu, daß wir seine Karte kennen! Denn ist es nicht schon auch aus seinem Leben genugsam bekannt, daß er doch von dem Allen selbst nichts glaubte, was er die Welt überreden wollte, daß sie glauben müsse?

5. Glauben! selbst nichts glaubte! — Es sei einen Augenblick. L e i b n i z hat nichts geglaubt; aber war es ihm darum weniger vergönnt, die verschiednen Meinungen von Christo als so viel verschiedne Hypothesen zu betrachten, nach welchen die von ihm redenden Stellen der Schrift auf eine übereinstimmende Art zu erklären? Konnte er darum kein gründliches Urtheil fällen, welche von ihnen der andern vorzuziehen sei, weil er im Grunde von keiner überzeugt war? Was braucht es dazu mehr, als zu überschlagen, bei welcher den wenigsten Schriftstellen Gewalt geschieht? Und gesetzt, er hätte sich allzu leicht hierin irren können, weil man selten in das Einzelne und Genaue einer Streitigkeit sich einläßt, an der man keinen wahren Antheil nimmt, beruht denn hier Alles n u r auf exegetischen Gründen? Gesetzt, der Philosoph müsse es ganz und gar unentschieden lassen, welcher von beiden Theilen dem andern in diesen überlegen sei, hat die Sache keine andere Seite, von welcher er dennoch, und vielleicht nur e r a l l e i n, sie richtig beurtheilen kann? Und was könnte uns bewegen, in das Urtheil eines L e i b n i z von dieser Seite ein Mißtrauen zu setzen? Ja, sollte man sein Urtheil nicht eben darum für

so viel unparteiischer halten, weil er innerlich nach keiner Seite hing und weder das Eine noch das Andere glaubte?

6. Wenn ein Orthodox, sollte es auch ein Sherlock[1]) sein, sagt und schreibt, daß der Socinianismus trotz aller seiner Ansprüche auf gesunde Vernunft eine der allerdümmsten und sinnlosesten Ketzereien sei (that *Socinianism*, after all its pretences to reason, is one of the most stupid sensless heresies), die jemals die Kirche zerrüttet, so verdenke ich es eben Keinem, der auf diese Beschuldigung nicht achtet. Sie wird ebenso zuversichtlich zurückgeschoben, und was ist natürlicher, als daß Jeder seine eigne Meinung für die vernünftigere hält? Aber wenn der uneingenommene, kalte Philosoph ungefähr das Nämliche sagt, so hat es ohne Zweifel etwas mehr zu bedeuten, und alle öffentliche oder heimliche Freunde einer von ihm so gemißbilligten heterodoxen Meinung müßten sich, meine ich, auf etwas mehr gegen ihn gefaßt halten als auf Recrimination. Wenn Wissowatius sich in dem Briefe an Boineburgen rühmte, seinen Lehrbegriff „de Jesu Christo non supremo Deo, sed tamen huic proximo et subordinato, ac proinde de ejus adoratione divina non suprema, sed supremae proxima et subordinata", gegen den Vorwurf, daß er sich widerspreche, hinlänglich in dem vorigen Briefe gerettet zu haben, so sagt Leibniz, daß er hierauf nichts antworten könne, weil er jenen vorigen Brief nicht zu Gesichte bekommen habe. Das ist, er wollte sich nicht dem Tadel aussetzen, von etwas zu urtheilen, das er nicht gesehen habe. Im Grunde aber war er sehr überzeugt, daß Wissowatius schlechterdings das nicht könne geleistet haben, dessen er sich rühmte. Denn ich könnte der Stellen zwanzig aus ihm anführen, wo er mit völliger Ueberzeugung behauptet, daß der Socinianismus nach allen Wendungen und Drehungen dennoch nichts als wahre Abgötterei sei und bleibe.

7. Man denke nicht, daß er auch dieses nur behauptet habe, um den Orthodoxen zu heucheln. Nein, sondern seine ganze ihm eigene Philosophie war es, die sich gegen den abergläubischen Unsinn empörte, daß ein bloßes Geschöpf so vollkommen sein könne, daß es neben dem Schöpfer auch nur genannt zu werden verdiene; daß es, ich will nicht sagen, die Anbetung mit ihm theilen möge, sondern auch nur, selbst von unendlich unvollkommneren Geschöpfen, dürfe und könne gedacht werden, als ob es minder un-

1) Thomas Sherlock, geb. 1678, seit 1748 Bischof von London, gest. 1761. — A. d. H.

endlich weit von der Gottheit abstehe dann sie selber. Die Wahrheit, daß Gott, und nur Gott, und nur er selbst die Welt erschaffen habe; daß er sie durch kein Geschöpf habe schaffen lassen; daß ein Geschöpf nichts schaffen könne; daß das allervollkommenste Geschöpf ein Theil der Welt sein müsse und im Verhältniß gegen Gott kein beträchtlicher Theil der Welt sein könne als die elendeste Made: diese Wahrheiten oder vielmehr diese einzige Wahrheit (indem sich keine ohne die andere denken läßt) ist die Seele seiner Philosophie, und man kann sich noch wundern, daß er einen Religionsbegriff verworfen, der schnurstracks mit dieser Wahrheit streitet, welche allein der Grund aller natürlichen Religion ist und nothwendig der unbezweifelte Grund auch jeder geoffenbarten Religion sein müßte, die das Zeichen der Erdichtung nicht an der Stirne führen will? Und man kann noch zweifeln, ob er den verworfnen Religionsbegriff aus ganzen Herzen verworfen? ob er ihm aus ganzen Herzen die gemeine Lehre vorgezogen, die jeder Vernunftswahrheit ohne Nachtheil zur Seite stehen kann, weil sie keiner widersprechen will und mit Grunde von sich rühmen darf, daß sie so lange noch nicht richtig verstanden ist, als sie einer einzigen zu widersprechen scheinet?

8. Leibniz machte sich daher auch kein Bedenken, Diejenigen von den Socinianern, welche ihre Brüder kaum dieses Namens würdigen wollen, weil sie frei gestehen, daß sie Den, welchen sie nicht für Gott halten, auch weder als Gott anbeten, noch sonst auf eine Weise mit Gott oder neben Gott oder in Beziehung auf Gott verehren mögen, diese, sage ich, für die bessern und vernünftigern Socinianer zu halten. Denn wenn sie schon keine eigentliche Socinianer sind, so sind sie doch offenbar die bessern und vernünftigern Unitarier. Sie haben mit den Socinianern den nämlichen Irrthum gemein, aber sie handeln diesem Irrthume mehr consequent. Ob sie aber sonach viel oder wenig von den Mahometanern verschieden sind, was liegt daran? Nicht der Name macht es, sondern die Sache; und wer die Sache zu lehren oder zu insinuiren den Muth hat, der müßte auch freimüthig genug sein, dem Namen nicht ausweichen zu wollen. Was haben sie denn auch je Gründliches jenen Folgen entgegengesetzt, die nothwendig aus ihrer Lehre fließen, und die Niemand stärker gegen sie betrieben hat als Abbadie?[1]) Nämlich daß, wenn

1) Jakob Abbadie (1654—1727), einer der ausgezeichnetsten Apologeten des Christenthums, studirte auf den reformirten Akademien zu Saumur und Sedan

Christus nicht wahrer Gott ist, die Mahometanische Religion eine unstreitige Verbesserung der christlichen war, und Mahomet selbst ein ungleich größrer und würdigerer Mann gewesen ist als Christus, indem er weit wahrhafter, weit vorsichtiger und eifriger für die Ehre des einzigen Gottes gewesen als Christus, der, wenn er sich selbst auch nie für Gott ausgegeben hätte, doch wenigstens hundert zweideutige Dinge gesagt hat, sich von der Einfalt dafür halten zu lassen, dahingegen dem Mahomet keine einzige dergleichen Zweideutigkeit zu Schulden kömmt.

9. Um sich der aufrichtigen Abneigung unsers Philosophen von allen Lehrsätzen der Socinianer noch mehr zu versichern, darf man sich nur erinnern, wie unzufrieden er auch mit ihrer anderweitigen Philosophie war, nach welcher er sie noch weit unter die Mahometaner setzte. „Les Sociniens," sagt er irgendwo, „poussent leur audace plus loin que les Mahométans dans les points de doctrine; car non contens de combattre le mystère de la trinité et d'eluder des passages très-forts, ils affoiblissent jusqu'à la theologie naturelle, lors qu'ils refusent à Dieu la prescience des choses contingentes, et lors qu'ils combattent l'immortalité de l'ame de l'homme. Et dans l'envie de s'eloigner des theologiens scholastiques, ils renversent tout ce que la theologie a de grand et de sublime, jusqu'à rendre Dieu borné. Au lieu qu'on sait qu'il y a des Docteurs Mahométans, qui ont de Dieu des idées dignes de sa grandeur." An einer andern Stelle sagt er von Locke,[1]) den er auch mit ein Wenig andern Augen ansahe, als noch itzt gewöhnlich: „Inclinavit ad Socinianos, quorum paupertina semper fuit de Deo et mente philosophia." War es der seichtere Philosoph, welcher den Socinianer, oder war es der Socinianer, welcher den seichtern Philosophen gemacht hatte? Oder ist es die nämliche Seichtigkeit des Geistes, welche

---

und erwarb sich schon als siebzehnjähriger Jüngling den Grad eines Doctors der Theologie. Seit 1680 war er Prediger der franz. Gemeinde in Berlin, seit 1689 in gleicher Eigenschaft in London. Seine wichtigsten Werke sind: 1) „La vérité de la religion chrétienne" (Rotterd. 1684—1689, 3 Bde.); 2) „La vérité de la religion chrétienne réformée" (Rotterd. 1718, 2 Bde.); 3) „Le triomphe de la providence et de la religion" (Amsterd. 1721, 2 Bde.). — A. d. H.

1) Der berühmte englische Philosoph John Locke (1632—1704) hat in seinem Hauptwerke: „An essay concerning human understanding" (London 1690 u. ö.), der modernen Erkenntnißtheorie mächtig vorgearbeitet, suchte aber auch dem Deismus Bahn zu brechen. Trotz seiner unbestreitbaren Verdienste um die neuere Philosophie wird eine gerechte Beurtheilung ihn von Lessing's Vorwurf der „Seichtigkeit" kaum freisprechen können. — A. d. H.

macht, daß man ebenso leicht in der Theologie als in der Philosophie auf halbem Wege stehen bleibt?

10. Und nun, auf das Obige zurückzukommen, auf den Glauben. Mag denn also auch Leibniz, sagt man, den Socinianern so aufrichtig entgegen gewesen sein, als er will, genug, daß er von der orthodoxen Meinung im Grunde sicherlich gleich weit entfernt war. Er glaubte das Eine ebenso wenig als das Andere, kurz, er glaubte von der ganzen Sache nichts. — Er glaubte! Wenn ich doch nur wüßte, was man mit diesem Worte sagen wollte. In dem Munde so mancher neuern Theologen, muß ich bekennen, ist es mir wenigstens ein wahres Räthsel. Diese Männer haben seit zwanzig, dreißig Jahren in der Erkenntniß der Religion so große Schritte gethan, daß, wenn ich einen ältern Dogmatiker gegen sie aufschlage, ich mich in einem ganz fremden Lande zu sein vermeine. Sie haben so viel dringende Gründe des Glaubens, so viel unumstößliche Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion an der Hand, daß ich mich nicht genug wundern kann, wie man jemals so kurzsichtig sein können, den Glauben an diese Wahrheit für eine übernatürliche Gnadenwirkung zu halten. Alles, was ich in jenen ältern Dogmatikern blos als wahrscheinliche Vermuthungen, als praejudicia, als praescriptiones angeführt finde, welche einen Nichtchristen bewegen können, die christliche Religion nicht so schlechtweg zu verwerfen, sondern sich einer ernstlichen Prüfung derselben zu unterziehen; Alles, womit man ehedem blos die Einwürfe der Ungläubigen und Abgötter ablaufen lassen; kurz, Alles, wovon aufrichtig allda bekannt wird, daß es weder einzeln noch zusammengenommen eine beruhigende Ueberzeugung wirken könne: Alles dieses haben so viele unserer neuerern Gottesgelehrten zusammen so in einander gekettet und einzeln so ausgefeilt und zugespitzt, daß nur die muthwilligste Blindheit, nur die vorsätzlichste Hartnäckigkeit sich nicht überführt bekennen kann. Was der heilige Geist nun noch dabei thun will oder kann, das steht freilich bei ihm; aber wahrlich, wenn er auch nichts dabei thun will, so ist es ebendas. Sie haben bewiesen, und so scharf bewiesen, daß kein billiges Gemüth an der Gründlichkeit ihrer Beweise etwas wird auszusetzen finden.

11. Sie also freilich, die in diesen letzten Tagen ganz anders gelernt haben, die Vernunft zum Glauben zu zwingen, werden schon Leibnizen mit der Zeit, in welcher er lebte, entschuldigen müssen, wenn ich von ihm versichere, daß er freilich nicht, weder

die Dreieinigkeit, noch sonst eine geoffenbarte Lehre der Religion geglaubt hat; wenn glauben so viel heißt, als aus natürlichen Gründen für wahr halten. Es erhub sich nur eben erst bei seinen Lebzeiten unter einigen Reformirten der Streit über die vorläufige Frage, ob es möglich sei, und wenn es möglich, ob es dienlich sei, die christliche Religion auf blos natürliche Beweise zu gründen, der Vernunft allein die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit anheimzustellen. Aber es sei nun, daß Leibniz von diesem Streite entweder nichts in Erfahrung brachte oder ihn für die bisher gewöhnliche Meinung entschieden zu sein glaubte, genug, er fuhr fort, hierüber zu denken, wie er es in seiner Jugend war gelehret worden. Nämlich, daß es zweierlei Gründe für die Wahrheit unserer Religion gebe: menschliche und göttliche, wie es die Compendia ausdrücken, das ist, wie er es hernach gegen einen Franzosen ausdrückte, der unsere theologischen Compendia ohne Zweifel nicht viel gelesen hatte, erklärbare und unerklärbare; deren erstere, die erklärbaren oder menschlichen, auf alle Weise unter der Ueberzeugung bleiben, welche Ueberzeugung oder derselben Complement einzig und allein durch die andern, die unerklärbaren und göttlichen, könne und müsse bewirkt werden. Diese seine altväterische Meinung, wie gesagt, müssen sie ihm verzeihen. Denn wie konnte er voraussehen, daß sie nun bald am Längsten wahr gewesen sein werde und Männer aufstehen würden, die, ohne sich viel bei jener vorläufigen Streitfrage aufzuhalten, sogleich Hand an das Werk legen und alle erklärbare, aber bisher unzulängliche Gründe zu einer Bündigkeit und Stärke erheben würden, wovon er gar keinen Begriff hatte? Er mußte leider aus Vorurtheilen seiner Jugend sogar dafür halten, daß die christliche Religion blos vermöge eines oder mehrerer oder auch aller erklärbaren Gründe glauben, sie eigentlich nicht glauben heiße, und daß das einzige Buch, welches im eigentlichen Verstande für die Wahrheit der Bibel jemals geschrieben worden und geschrieben werden könne, kein anderes als die Bibel selbst sei.

12. Aber was er denn nun sonach aus menschlichen oder erklärbaren Gründen nicht glaubte, hat er das darum ganz und gar nicht geglaubt? Wovon ihn seine Vernunft nicht überzeugt hatte, wovon er sogar nicht einmal verlangte, daß ihn seine Vernunft überzeugen sollte, hat ihn davon sonst nichts überzeugen können? Die von unsern Gottesgelehrten, die hierauf mit Allerdings antworten, die sich nicht schämen, von unerklärbaren Wahrheiten

auf eine unerklärbare Art überführt zu sein, diese frage ich weiter: Und woher weiß man es also, daß Leibniz die orthodoxen Lehrsätze, die er so wohl zu vertheidigen wußte, selbst nicht geglaubt hat? Etwa daher, weil man vorgiebt, daß er sich nach dem Aeußerlichen der Religion nicht sehr bequemt habe? — Aber man sehe, was du Luc*) und Andere hierauf antworten. Ich meines Theils will nichts hinzusetzen als folgende kleine Bemerkung.

13. Fontenelle[1]) ist Derjenige, der es zuerst in die Welt geschrieben, daß es mit dem Christenthume des Leibniz nicht weit her gewesen: „On l'accuse de n'avoir été qu'un grand et rigide observateur du droit naturel. Ses pasteurs lui ont fait des reprimandes publiques et inutiles.“ Freilich hätte es Leibniz nun ja auch wol seinen Pastoren recht machen und in ihre Predigten kommen können. Aber wenn er es nun gethan hätte, wenn er Alles mitgemacht hätte, was diese Pastores nur von ihm verlangen konnten, was denn? Würde man ihn nun ganz gewiß für einen guten Christen gelten lassen? Ich zweifle sehr. Denn man höre nur, wie es Fontenellen geht, dem nämlichen Fontenelle, der es für werth hielt, die Urtheile armseliger Prädicanten von Leibnizen auf die Nachwelt zu bringen! Fontenelle selbst hatte sich auf den Fuß gesetzt, daß ihm von dieser Seite nichts vorzuwerfen stand; er erfüllte alle äußerliche Pflichten eines katholischen Christen auf das Genaueste. Und doch, was geschicht nach seinem Tode? Da kömmt ein frommer Compilator**) und sagt mit trockenen Worten: „qu'il soupçonne *Fontenelle* de n'avoir rempli ses devoirs de Chretien que par mépris pour le Christianisme meme.“ Der arme Fontenelle! Aber hatte er diese Lästerung nicht ein Wenig um Leibnizen verschuldet?

---

*) *Observations sur les Savans incredules.* A Genève 1762. p. 313.
**) *Questions sur l'Encyclopedie.* Quatrieme Partie, p. 262.

1) Ueber Fontenelle vergl. S. 105, Anm. 1. — A. d. H.



Ernst und Falk.



Vorbemerkung des Herausgebers.

Als Lessing sich im September 1771 bei seinen Freunden in Hamburg aufhielt, trat er dem Freimaurerbunde bei, und zwar wurde er in der 1770 nach dem Zinnendorfischen System constituirten Loge „Zu den drei goldenen Rosen" recipirt.

Ueber Lessing's Eintritt in den Orden und sein Verhältniß zur Loge verdanken wir seinem Hamburger Freund Bode, der selbst Meister vom Stuhl einer Loge vom System der sogenannten „stricten Observanz" war, folgende interessante Bemerkungen. Bonneville hatte in seiner Schottischen Maurerei (Th. 2. S. 112) gesagt: „Lessing hat in seinem Nathan der Weise den Charakter eines Tempelherrn mit Meisterhand gezeichnet; er hat darin auf freimaurerische Zeichen und auf den geheimnißvollen Ring angespielt. Aus dem nervigten Tone dieses Trauerspiels kann man mit Gewißheit abnehmen, daß er sich für einen wahren Tempelherrn hielt und die wahre Bedeutung dieses jesuitischen Ringes nicht wußte." Hierauf erwidert Bode: „Was man nicht Alles aus dem Tone eines Stückes abnehmen könnte! Der Uebersetzer [Bode selbst], der lange Zeit mit Lessing in wahrer Vertraulichkeit gelebt hat, ist es seiner Asche schuldig, Folgendes zu sagen: Lessing sagte zu einem Meister vom Stuhl der stricten Observanz [wahrscheinlich Bode selbst], er wisse das Geheimniß der Freimaurerei, ohne eingeweihet zu sein, und wolle darüber schreiben. Dieser Logenmeister antwortete: „Lessing! ich möchte nicht gern in irgend einer Wissenschaft Ihr Gegner sein, aber hier wissen Sie so wenig, daß ich es leicht haben würde, meinen Speer gegen Sie aufzunehmen." Lessing meinte freilich, das sei nur die Sprache eines Meisters vom Stuhl; indeß brachte ihn doch der ernsthafte Ton dieses seines Freundes dahin, um die Aufnahme zu ersuchen; der Meister vom

Stuhl aber gab ihm zur Antwort: „Ich wüßte keinen Mann, den ich lieber zum Bruder hätte als Sie; aber ich muß es Ihnen deswegen platterdings abrathen, sich aufnehmen zu lassen, weil die Fortschritte in unserm Systeme zu langsam für Ihr Alter und für Ihren feurigen Charakter sind.“ — Dabei blieb es. Ein anderer Meister vom Stuhl von einem andern Systeme in ebenderselben Stadt, der Lessing's Wunsch, Freimaurer zu werden, erfahren hatte, machte sich ein Vergnügen daraus, ihm die Erfüllung seines Wunsches anzutragen. — Unmittelbar nach der Aufnahme sagte dieser Herr von R— [von Rosenberg] zu Lessing: „Nun? Sie sehen doch, daß ich die Wahrheit gesagt? Sie haben doch nichts wider die Religion oder den Staat gefunden?!“ Hier kehrte sich Lessing, der eben etwas Langeweile gefühlt haben mochte, um und sagte: „Ha! ich wollte, ich hätte dergleichen gefunden; das sollte mir lieber sein!“ [1]) Indeß ging er, wie der Uebersetzer weiß, den gewöhnlichen Schritt der Grade bis zum dritten fort [das Zinnendorfische System hat sieben Grade], weiter aber ist er nie gekommen; ob das gleich nur an ihm lag, und für einen Tempelherrn hat er sich nie gehalten, — wahrhaftig nicht einmal für einen symbolischen, geschweige für einen wahren!“

Ist Bode selbst, wie wahrscheinlich, der Meister vom Stuhl, der Lessing vom Eintritte in den Bund abrieth, so bewies der Erfolg, daß er den Charakter seines Freundes ganz richtig beurtheilt hatte. Der Anfang des „Vierten Gesprächs“ scheint nicht ohne Beziehung auf die von Bode geschilderte Scene zu sein. „Würdest Du mich davon abgerathen haben?“ fragt hier Ernst, und Falk antwortet: „Ganz gewiß! — Wer wollte einem raschen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einschwätzen?“

Uebrigens muß Lessing auch direct unangenehme Erfahrungen mit der lieben Brüderschaft gemacht haben. Dies geht nicht blos im Allgemeinen aus dem ziemlich bittern, ja oft sarkastischen Tone des vierten und fünften Gesprächs hervor, sondern läßt sich auch speciell durch einen in mehrfacher Beziehung merkwürdigen Brief belegen, den von Zinnendorf am 19. Oct. 1771, also bald nach Lessing's Reception, an Denselben schrieb. Das Schriftstück

---

1) Lessing's Bruder Karl Gotthelf, der die Geschichte ebenfalls erzählt, legt ihm bei dieser Gelegenheit die Worte in den Mund: „Wollte der Himmel, ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas!“

ist zu interessant, um nicht hier unverkürzt mitgetheilt zu werden. Es lautet:

„Verehrungswürdiger, Geliebter Bruder.

„Der ꝛc. Bruder Freiherr von Rosenberg hat mir das Vergnügen gemacht, mir unterm 15. dieses zu berichten, daß er Sie zum Bruder Freimaurer auf- und angenommen habe.

„Ich wünsche Ihnen und uns zu diesem vollführten Schritte das beste Glück. Sie haben durch denselben eine Bahn betreten, die, ich getraue es mir zu behaupten, die einzigste in ihrer Art und diejenige ist, welche Ihnen, beim Ziel derselben, alle Zufriedenheit gewähren kann, die Dero forschbegieriger Geist zum allgemeinen Wohl der Menschen auszusprechen und zu ergründen je gewünscht haben kann und mag.

„Denken Sie Sich hierbei, was Sie können und mögen, nur nicht, daß ich mit einem Enthusiasmo schreibe, wo die schöpferische Einbildungskraft die Stelle der deutlichen Ueberzeugung eingenommen hat, oder daß Dero Scharfsinn gleichsam mit einem Blicke, weder jetzo, noch ehe die Binde von den Augen genommen worden, schon Alles entdecket habe, was Weisheit, Schönheit und Stärke daselbst in einen Punkt vereiniget haben. Doch hievon zur andern Zeit ein Mehreres, jetzo will ich von demjenigen insbesondere, mit Wenigen sagen, was ich Ihrentwegen wünsche und der Orden der Freimaurer von Ihnen in den Gegenden Ihrer jetzigen Bestimmung mit Zuversicht erwartet. Suchen Sie diesemnach, bitte ich, alldort zuvörderst Derjenige zu werden, welcher Sokrates ehedem den Atheniensern war; allein dem widrigen Schicksale auf die eine oder andere Art zu entgehen, welches leider seine Tage verkürzte, müssen Sie den Zirkel nicht überschreiten, den Ihnen die Freimaurerei jedesmals vorzeichnet, und jederzeit eingedenk bleiben, daß wir nur hinter verschlossenen Thüren, auch allein gegen Brüder, welche mit uns gleiche Erkenntniß haben, von der Freimaurerei reden und die uns darinnen aufgegebenen, Arbeiten, nie anders verrichten dürften.

„Ich erwarte hierüber, nach der mir ebenfalls, durch den ꝛc. Bruder Freiherrn von Rosenberg gethanen Anzeige, Dero mir angenehme nähere Erklärung zuversichtlich, gleichwie die Schrift, welche Sie vor den Eintritt im Orden durch den öffentlichen Druck ganz unrecht bekannt zu machen, den Vorsatz gehabt haben sollen.

„Sie werden dadurch Denjenigen um ein Vieles verpflichten, welcher zum ersten Male das Vergnügen hat, sich mit der vollkommensten Hochachtung schriftlich zu nennen

Dero
Aufrichtigst ergebenster Bruder
von Zinnendorf."

Berlin,
den 19. Octbr. 1771.

Pfäffischer Hochmuth und edle Dreistigkeit ringen in diesem brüderlichen Sendschreiben um die Palme. Der freie Geist Lessing's sollte durch die Loge sich Fesseln anlegen lassen, in seinem erhabenen Berufe die Wahrheit zu verkündigen, wo und wie es ihm gut schien!

Uebrigens wird durch diesen Brief bestätigt, was wir oben mit Bode's Worten mitgetheilt haben: daß Lessing schon vor seinem Eintritt in den Orden nicht blos die Absicht hatte, über denselben zu schreiben, sondern daß er auch wirklich schon eine Schrift über denselben verfaßt hatte. Welches ist nun diese Schrift? Schwerlich die „Gespräche für Freimäurer" selbst, die höchst wahrscheinlich, die beiden letzten ganz unzweifelhaft, erst nach der Aufnahme Lessing's in die Loge abgefaßt sind. Es wird also wahrscheinlich der von uns unter den Nachlaßsachen mitgetheilte „Erste Entwurf zu Ernst und Falk" sein, der aus F. Nicolai's Nachlaß zuerst von Danzel (Guhrauer) mit Anmerkungen Nicolai's veröffentlicht worden ist. Dieser „Erste Entwurf" ist offenbar vor Lessing's Aufnahme geschrieben, enthält freilich auch kaum etwas Weiteres als die Rudimente zu dem fünften Gespräch, namentlich die historische und etymologische Erklärung der Begriffe „Free Mason" und „Free Masonry".

Ueber Lessing's Beziehung zur Loge ist noch zu bemerken, daß er zwar aus Pietät gegen den Orden das 1751 verfaßte, die Freimaurerei persiflirende Gedicht „Das Geheimniß" (Werke, Th. I. S. 233 f.) in dem ersten Bande der „Vermischten Schriften" (1771) wegließ, daß er auch noch im Jahre 1778 in der Liste der Hamburger Loge Zu den drei Rosen unter Nr. 52 aufgeführt wird, daß er aber weder diese Loge noch die ihm näher liegende zu Braunschweig wirklich besuchte.

Als eine Art Pietät wird man es auch anzusehen haben, daß Lessing die im Jahre 1778 herausgegebenen drei ersten „Gespräche für Freimäurer" dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, seinem hohen Gönner und Landesherrn, widmete. Denn Ferdinand von Braunschweig war Großmeister aller Freimaurerlogen in einem

großen Theile von Norddeutschland; namentlich war Derselbe 1772 zum generellen Obern aller zu dem System der „stricten Observanz“ gehörenden Logen in ganz Deutschland ernannt worden. Dieses System wurde seit 1743 durch einen gewissen Freiherrn von Hund verbreitet, der die Freimaurerei als eine Fortsetzung des Tempelherrenordens darstellte. Hiermit stimmt in merkwürdiger Weise Lessing in seinem vierten Gespräche überein, in dem überall, wo Lücken gelassen sind, unfraglich entweder das Wort „Tempelherren“ oder doch ein auf diesen Orden bezügliches Wort zu lesen ist, wie wir an den betreffenden Stellen unter dem Texte angemerkt haben.

Gerade dieser Umstand führt uns zu einem wichtigen, das vierte und fünfte Gespräch betreffenden Punkte, der hier nicht unerörtert bleiben darf. Diese beiden Gespräche sind im Jahre 1780 vorgeblich von einem „Dritten“ ohne Wissen und Willen Lessing's mit einer entschuldigenden Vorrede herausgegeben. Hieraus schloß schon 1781 ein Ungenannter in der Berliner „Literatur- und Theaterzeitung“ (S. 690), daß die Autorschaft Lessing's sehr zweifelhaft sei. Allein daß Lessing in der That der Verfasser jener beiden Gespräche sei, ist gar keinem Zweifel unterworfen, da er in seinen Briefen mehrfach von denselben redet. So schreibt er unterm 6. Nov. 1779 an Campe: „Hierbei kömmt endlich die Fortsetzung meiner Freimäurergespräche, von der mir Elise einmal geschrieben, daß Sie solche für einen Freund zu haben wünschten. Sie steht sehr gern zu Jedermanns Einsicht zu Dienste. Nur würde es mir empfindlich sein, wenn sie ohne mein Vorwissen abgeschrieben oder gedruckt würde. Ich habe dem Herzoge Ferdinand versprochen, Beides ohne sein Vorwissen selbst nicht zu thun; und er würde mir nimmermehr glauben, wenn es geschähe, daß es ohne mein Zuthun geschehen wäre.“ Ganz in demselben Sinne hatte sich Lessing auch schon am 19. März 1779 gegen seinen Bruder Karl Gotthelf ausgesprochen: „Meine Gedanken über den Ursprung des Ordens kann ich Dir nicht wohl mittheilen; denn sonst hätte ich sie in dem vierten und fünften Gespräch bereits selbst bekannt gemacht, welches ich aus nöthigem Menagement für unsern Herzog Ferdinand lieber unterlassen wollen. Lesen sollst Du sie wol, diese ungedruckten Gespräche, wenn Du Dein Wort hältst und mich instehenden Sommer besuchst.“

Lessing hatte also die beiden letzten Gespräche des „Ernst und Falk“ bereits im Anfang des Jahres 1779 fertig vor sich liegen,

und sie wanderten im Manuscripte bei seinen Freunden und Bekannten umher; denn nicht blos Campe erhielt das Manuscript zugesendet, sondern z. B. auch Herder und Hamann.

Wie steht es nun mit der Herausgabe? Sind wirklich „aus nöthigem Menagement für den Herzog Ferdinand" die beiden letzten Gespräche des „Ernst und Falk" nicht von Lessing, sondern von einem unberufenen „Dritten" herausgegeben? Oder ist die „Vorrede eines Dritten" nur eine Maske, die Lessing selbst vorgenommen hat, um dem Herzoge Ferdinand gegenüber wenigstens den Schein zu retten?

Die erstere von den beiden Ansichten ist die verbreitetste. Schon Nicolai hat sich in seinem Versuche über den Tempelherrenorden (I. 150) dahin ausgesprochen, daß der Druck des vierten und fünften Gesprächs ohne Vorwissen Lessing's geschehen sei. Auch Göckingk scheint in einer Bemerkung, die er dem Druckfehlerverzeichnisse dieser beiden Gespräche im „Journale von und für Deutschland" (1786, St. VII—XII. S. 169) vorausschickt, die „Vorrede eines Dritten" für baare Münze zu nehmen. „Von diesen beiden letzten Gesprächen," sagt er, „erhielt ich damals ein Exemplar aus des sel. Lessing's Händen, worin er Druckfehler berichtiget, auch noch etwas Wesentliches hinzugefüget hatte. Ich theile hier, was die Druckfehler betrifft, alles von Lessing Berichtigte mit. Was ich etwan von dem hinzugefügten Wesentlichen, wenigstens noch für jetzt zurückbehalte, ist freilich nicht weniger interessant als das Uebrige alle. Aber einer Entschuldigung von meiner Seite bedarf diese Zurückhaltung wol nicht weiter, als daß es selbst nicht in dem Manuscripte befindlich war, welches dem Dritten in die Hände fiel." Das ist fünf Jahre nach Lessing's Tode eine gänzlich hinfällige Entschuldigung; denn was bei Lessing's Lebzeiten allerdings eine Indiscretion gewesen wäre, das war nach seinem Tode eine Pflicht gegen Lessing und gegen das Publicum. Dieser unverzeihlichen „Zurückhaltung" Göckingk's ist es zuzuschreiben, daß uns jetzt nach seiner Ansicht „wesentliche" Zusätze zu „Ernst und Falk" fehlen; denn schwerlich sind, wie Merzdorf (G. E. Lessing's Ernst und Falk, S. 6) vermuthet, diese wesentlichen Zusätze zu dem vierten und fünften Gespräche mit dem „Ersten Entwurf" von „Ernst und Falk" identisch. Wie wäre es möglich, daß Lessing einem „Exemplare", in dem er einige Druckfehler verbessert hatte, jenen „Ersten Entwurf" „hinzugefügt" haben sollte?

In der Hauptsache, der Frage nach dem Herausgeber der

beiden Schlußgespräche des „Ernst und Falk", pflichten wir übrigens nicht Nicolai und Göckingk bei, sondern theilen die Meinung, die Guhrauer in „Lessing's Leben" (II. 2. 222), freilich ohne jede nähere Begründung, mit den Worten ausgesprochen hat: „Mir ist wahrscheinlicher, daß Lessing selbst, nur unter der Maske dieses Dritten, sammt der Vorrede die Fortsetzung herausgegeben hat." Wenn wirklich ein unbefugter „Dritter" so indiscret gewesen wäre, ohne Lessing's Wissen und Willen die beiden Gespräche herauszugeben, was hätte den wol bestimmen können, die für das vierte Gespräch so wesentlichen Anspielungen auf den directen Zusammenhang zwischen den Freimaurern und den Tempelherren sämmtlich zu tilgen? Der „Dritte" will nach seiner Vorrede selbst kein Maurer sein; nun, um so weniger „Vorsicht und Achtung gegen einen gewissen Zweig dieser Gesellschaft" (das System der stricten Observanz) brauchte er an den Tag zu legen. Ist hingegen Lessing selbst der Herausgeber, so begreift man sehr wohl, daß er wenigstens dasjenige System, dessen Hochmeister der Herzog Ferdinand war, nicht durch Darlegung des von diesem System selbst angenommenen historischen Zusammenhangs zwischen Freimaurerei und Tempelherrenorden direct compromittiren wollte.

Wir halten es demnach für erwiesen, daß Lessing nicht blos der Verfasser, sondern auch der Herausgeber des vierten und fünften Gesprächs ist.

Von den drei ersten Gesprächen giebt es zwei einander sehr ähnliche Drucke, die beide die Aufschrift „Wolfenbüttel 1778" tragen. Beide unterscheiden sich indeß durch nichts weiter als durch eine größere oder geringere Zahl mehr oder weniger erheblicher Druckfehler.

Die „Gespräche für Freimäurer" hat man nicht mit Unrecht den unvergleichlichen Dialogen des „göttlichen" Plato an die Seite gestellt; sie gehören nach Form und Inhalt zu dem Vorzüglichsten, was Lessing geschrieben hat. Und wenn Lessing auch sicherlich nicht seine Ideen über Staat und bürgerliche Gesellschaft der Loge verdankte, wenn auch nur, was wol unzweifelhaft ist, durch seine Aufnahme in den Freimaurerbund es bedingt ist, daß seine Ideen gerade diese und keine andere, oder daß sie überhaupt erst dadurch eine für die Oeffentlichkeit bestimmte Form erhielten, so haben wir gewiß keine Veranlassung, seinen Eintritt in die Loge zu beklagen.



Ernst und Falk.

Gespräche für Freimäurer.

Sr. Durchlaucht dem Herzoge Ferdinand.

Durchlauchtigster Herzog,

Auch ich war an der Quelle der Wahrheit und schöpfte. Wie tief ich geschöpft habe, kann nur Der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte, noch tiefer zu schöpfen. — Das Volk lechzet schon lange und vergehet vor Durst. —

Ew. Durchlaucht

unterthänigster Knecht

— —

Vorrede eines Dritten.

Wenn nachstehende Blätter die wahre Ontologie der Freimäurerei nicht enthalten, so wäre ich begierig zu erfahren, in welcher von den unzähligen Schriften, die sie veranlaßt hat, ein mehr bestimmter Begriff von ihrer Wesenheit gegeben werde.

Wenn aber die Freimäurer alle, von welchem Schlage sie auch immer sein mögen, gern einräumen werden, daß der hier angezeigte Gesichtspunkt der einzige ist, aus welchem — sich nicht einem blöden Auge ein bloßes Phantom zeigt, — sondern gesunde Augen eine wahre Gestalt erblicken, so dürfte nur noch die Frage entstehen, warum man nicht längst so deutlich mit der Sprache herausgegangen sei.

Auf diese Frage wäre Vielerlei zu antworten. Doch wird man schwerlich eine andere Frage finden, die mit ihr mehr Aehnlichkeit habe als die: warum in dem Christenthume die systematischen Lehrbücher so spät entstanden sind, warum es so viele und gute Christen gegeben hat, die ihren Glauben auf eine verständliche Art weder angeben konnten, noch wollten.

Auch wäre dieses im Christenthume noch immer zu früh geschehen, indem der Glaube selbst vielleicht wenig dabei gewonnen: wenn sich Christen nur nicht hätten einfallen lassen, ihn auf eine ganz widersinnige Art angeben zu wollen.

Man mache hiervon die Anwendung selbst.

Erstes Gespräch.

Ernst. Woran denkst Du, Freund?

Falk. An nichts.

Ernst. Aber Du bist so still.

Falk. Eben darum. Wer denkt, wenn er genießt? Und ich genieße des erquickenden Morgens.

Ernst. Du hast Recht, und Du hättest mir meine Frage nur zurückgeben dürfen.

Falk. Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber sprechen. Nichts geht über das Laut-denken mit einem Freunde.

Ernst. Gewiß.

Falk. Hast Du des schönen Morgens schon genug genossen, fällt Dir etwas ein, so sprich Du! Mir fällt nichts ein.

Ernst. Gut das! — Mir fällt ein, daß ich Dich schon längst um etwas fragen wollen.

Falk. So frage doch!

Ernst. Ist es wahr, Freund, daß Du ein Freimäurer bist?

Falk. Die Frage ist Eines, der keiner ist.

Ernst. Freilich! — Aber antworte mir gerader zu. — Bist Du ein Freimäurer?

Falk. Ich glaube es zu sein.

Ernst. Die Antwort ist Eines, der seiner Sache eben nicht gewiß ist.

Falk. O doch! Ich bin meiner Sache so ziemlich gewiß.

Ernst. Denn Du wirst ja wohl wissen, ob und wenn und wo und von wem Du aufgenommen worden.

Falk. Das weiß ich allerdings; aber das würde so viel nicht sagen wollen,

Ernst. Nicht?

Falk. Wer nimmt nicht auf, und wer wird nicht aufgenommen!

Ernst. Erkläre Dich.

Falk. Ich glaube ein Freimäurer zu sein; nicht sowol, weil ich von älteren Maurern in einer gesetzlichen Loge aufgenommen worden, sondern weil ich einsehe und erkenne, was und warum die Freimäurerei ist, wenn und wo sie gewesen, wie und wodurch sie befördert oder gehindert wird.

Ernst. Und drückst Dich gleichwol so zweifelhaft aus? — Ich glaube einer zu sein!

Falk. Dieses Ausdrucks bin ich nun so gewohnt. Nicht zwar, als ob ich Mangel an eigner Ueberzeugung hätte, sondern weil ich nicht gern mich Jemanden gerade in den Weg stellen mag.

Ernst. Du antwortest mir als einem Fremden.

Falk. Fremder oder Freund!

Ernst. Du bist aufgenommen, Du weißt Alles — —

Falk. Andere sind auch aufgenommen und glauben zu wissen.

Ernst. Könntest Du denn aufgenommen sein, ohne zu wissen, was Du weißt?

Falk. Leider!

Ernst. Wie so?

Falk. Weil Viele, welche aufnehmen, es selbst nicht wissen, die Wenigen aber, die es wissen, es nicht sagen können.

Ernst. Und könntest Du denn wissen, was Du weißt, ohne aufgenommen zu sein?

Falk. Warum nicht? — Die Freimäurerei ist nichts Willkürliches, nichts Entbehrliches, sondern etwas Nothwendiges, das in dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründet ist. Folglich muß man auch durch eignes Nachdenken ebensowol darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführet wird.

Ernst. Die Freimäurerei wäre nichts Willkürliches? — Hat sie nicht Worte und Zeichen und Gebräuche, welche alle anders sein könnten und folglich willkürlich sind?

Falk. Das hat sie. Aber diese Worte und diese Zeichen und diese Gebräuche sind nicht die Freimäurerei.

Ernst. Die Freimäurerei wäre nichts Entbehrliches? — Wie machten es denn die Menschen, als die Freimäurerei noch nicht war?

Falk. Die Freimäurerei war immer.

Ernst. Nun, was ist sie denn, diese nothwendige, diese unentbehrliche Freimäurerei?

Falk. Wie ich Dir schon zu verstehen gegeben: — Etwas, das selbst Die, die es wissen, nicht sagen können.

Ernst. Also ein Unding.

Falk. Uebereile Dich nicht!

Ernst. Wovon ich einen Begriff habe, das kann ich auch mit Worten ausdrücken.

Falk. Nicht immer, und oft wenigstens nicht so, daß Andre durch die Worte vollkommen ebendenselben Begriff bekommen, den ich dabei habe.

Ernst. Wenn nicht vollkommen ebendenselben, doch einen etwanigen.

Falk. Der etwanige Begriff wäre hier unnütz oder gefährlich. Unnütz, wenn er nicht genug, und gefährlich, wenn er das Geringste zu viel enthielte.

Ernst. Sonderbar! — Da also selbst die Freimäurer, welche das Geheimniß ihres Ordens wissen, es nicht wörtlich mittheilen können, wie breiten sie denn gleichwol ihren Orden aus?

Falk. Durch Thaten. — Sie lassen gute Männer und Jünglinge, die sie ihres nähern Umgangs würdigen, ihre Thaten vermuthen, errathen, — sehen, so weit sie zu sehen sind; diese finden Geschmack daran und thun ähnliche Thaten.

Ernst. Thaten? Thaten der Freimäurer? — Ich kenne keine andere als ihre Reden und Lieder, die meisten Theils schöner gedruckt als gedacht und gesagt sind.

Falk. Das haben sie mit mehrern Reden und Liedern gemein.

Ernst. Oder soll ich das für ihre Thaten nehmen, was sie in diesen Reden und Liedern von sich rühmen?

Falk. Wenn sie es nicht blos von sich rühmen.

Ernst. Und was rühmen sie denn von sich? — Lauter Dinge, die man von jedem guten Menschen, von jedem rechtschaffnen Bürger erwartet. — Sie sind so freundschaftlich, so gutthätig, so gehorsam, so voller Vaterlandsliebe!

Falk. Ist denn das nichts?

Ernst. Nichts! — um sich dadurch von andern Menschen auszusondern. — Wer soll das nicht sein?

Falk. Soll!

Ernst. Wer hat, dieses zu sein, nicht auch außer der Freimäurerei Antrieb und Gelegenheit genug?

Falk. Aber doch in ihr und durch sie einen Antrieb mehr.

Ernst. Sage mir nichts von der Menge der Antriebe! Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intensive Kraft gegeben! — Die Menge solcher Antriebe ist wie die Menge der Räder in einer Maschine. Je mehr Räder, desto wandelbarer.

Falk. Ich kann Dir das nicht widersprechen.

Ernst. Und was für einen Antrieb mehr! — Der alle andre Antriebe verkleinert, verdächtig macht, sich selbst für den stärksten und besten ausgiebt!

Falk. Freund, sei billig! — Hyperbel, Quidproquo jener schalen Reden und Lieder! Probewerk! Jüngerarbeit!

Ernst. Das will sagen: Bruder Redner ist ein Schwätzer.

Falk. Das will nur sagen: Was Bruder Redner an den Freimäurern preiset, das sind nun freilich ihre Thaten eben nicht. Denn Bruder Redner ist wenigstens kein Plauderer, und Thaten sprechen von selbst.

Ernst. Ja, nun merke ich, worauf Du zielest. Wie konnten sie mir nicht gleich einfallen, diese Thaten, diese sprechende Thaten! Fast möchte ich sie schreiende nennen. Nicht genug, daß sich die Freimäurer einer den andern unterstützen, auf das Kräftigste unterstützen; denn das wäre nur die nothwendige Eigenschaft einer jeden Bande. Was thun sie nicht für das gesammte Publicum eines jeden Staats, dessen Glieder sie sind!

Falk. Zum Exempel? — Damit ich doch höre, ob Du auf der rechten Spur bist.

Ernst. Z. E. die Freimäurer in Stockholm! — Haben sie nicht ein großes Findelhaus errichtet?

Falk. Wenn die Freimäurer in Stockholm sich nur auch bei einer andern Gelegenheit thätig erwiesen haben.

Ernst. Bei welcher andern?

Falk. Bei sonst andern, meine ich.

Ernst. Und die Freimäurer in Dresden! die arme junge Mädchen mit Arbeit beschäftigen, sie klöppeln und sticken lassen, — damit das Findelhaus nur kleiner sein dürfe.

Falk. Ernst! Du weißt wol, wenn ich Dich Deines Namens erinnere.

Ernst. Ohne alle Glossen dann. — Und die Freimäurer in Braunschweig! die arme, fähige Knaben im Zeichnen unterrichten lassen.

Falk. Warum nicht?

Ernst. Und die Freimäurer in Berlin! die das Basedow'sche Philanthropin [1]) unterstützen.

Falk. Was sagst Du? — Die Freimäurer? Das Philanthropin? unterstützen? — Wer hat Dir das aufgebunden?

Ernst. Die Zeitung hat es ausposaunet.

Falk. Die Zeitung! — Da müßte ich Basedow's eigenhändige Quittung sehen. Und müßte gewiß sein, daß die Quittung nicht an Freimäurer in Berlin, sondern an *die* Freimäurer gerichtet wäre.

Ernst. Was ist das? — Billigest Du denn Basedow's Institut nicht?

Falk. Ich nicht? Wer kann es mehr billigen?

Ernst. So wirst Du ihm ja diese Unterstützung nicht mißgönnen?

Falk. Mißgönnen? — Wer kann ihm alles Gute mehr gönnen als *ich*?

Ernst. Nun dann! — Du wirst mir unbegreiflich.

Falk. Ich glaube wohl. Dazu habe ich Unrecht. — Denn auch *die* Freimäurer können etwas thun, was sie nicht *als* Freimäurer thun.

Ernst. Und soll das von allen auch ihren übrigen guten Thaten gelten?

Falk. Vielleicht! — Vielleicht, daß alle die guten Thaten, die Du mir da genannt hast, um mich eines scholastischen Ausdruckes der Kürze wegen zu bedienen, nur ihre Thaten ad extra sind.

Ernst. Wie meinst Du das?

Falk. Nur ihre Thaten, die dem Volke in die Augen fallen; — nur Thaten, die sie blos deswegen thun, damit sie dem Volk in die Augen fallen sollen.

Ernst. Um Achtung und Duldung zu genießen?

Falk. Könnte wol sein.

---

1) Das von Johann Bernhard Basedow (1724—1790), dem etwas abenteuerlichen Reformator des deutschen Erziehungs- und Unterrichtswesens, im Jahre 1774 in Dessau begründete Erziehungsinstitut erhielt von dem Begründer deshalb den Namen „*Philanthropin*", weil es nach dem von Rousseau mit ebenso großem Eifer als Erfolg gepredigten pädagogischen Princip der Naturgemäßheit und *Menschenfreundlichkeit* eingerichtet war. Das Philanthropin bestand nur bis 1793, hat aber dennoch einen bedeutenden Einfluß auf die Umgestaltung der deutschen Pädagogik ausgeübt. — A. d. H.

Ernst. Aber ihre wahre Thaten denn? — Du schweigst?

Falk. Wenn ich Dir nicht schon geantwortet hätte? — Ihre wahre Thaten sind ihr Geheimniß.

Ernst. Ha, ha! Also auch nicht erklärbar durch Worte?

Falk. Nicht wohl! — Nur so viel kann und darf ich Dir sagen: die wahren Thaten der Freimäurer sind so groß, so weit aussehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man sagen kann: Das haben sie gethan! Gleichwol haben sie alles Gute gethan, was noch in der Welt ist, — merke wohl: in der Welt! — Und fahren fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird, — merke wohl, in der Welt!

Ernst. O geh! Du hast mich zum Besten.

Falk. Wahrlich nicht. — Aber sieh! dort fliegt ein Schmetterling, den ich haben muß. Es ist der von der Wolfsmilchsraupe. — Geschwind sage ich Dir nur noch: die wahren Thaten der Freimäurer zielen dahin, um größten Theils Alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.

Ernst. Und sind doch auch gute Thaten?

Falk. Es kann keine bessere geben. — Denke einen Augenblick darüber nach! Ich bin gleich wieder bei Dir.

Ernst. Gute Thaten, welche darauf zielen, gute Thaten entbehrlich zu machen? — Das ist ein Räthsel. Und über ein Räthsel denke ich nicht nach. — Lieber lege ich mich indeß unter den Baum und sehe den Ameisen zu.

Zweites Gespräch.

Ernst. Nun? wo bleibst Du denn? Und hast den Schmetterling doch nicht?

Falk. Er lockte mich von Strauch zu Strauch, bis an den Bach. — Auf einmal war er herüber.

Ernst. Ja, ja. Es giebt solche Locker!

Falk. Hast Du nachgedacht?

Ernst. Ueber was? Ueber Dein Räthsel? — Ich werde ihn auch nicht fangen, den schönen Schmetterling! Darum soll er

mir aber auch weiter keine Mühe machen. — Einmal von der Freimäurerei mit Dir gesprochen und nie wieder! Denn ich sehe ja wohl, Du bist wie sie alle.

Falk. Wie sie alle? Das sagen diese alle nicht.

Ernst. Nicht? So giebt es ja wol auch Ketzer unter den Freimäurern? Und Du wärest einer? — Doch alle Ketzer haben mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon sprach ich.

Falk. Wovon sprachst Du?

Ernst. Rechtgläubige oder ketzerische Freimäurer — sie alle spielen mit Worten und lassen sich fragen und antworten, ohne zu antworten.

Falk. Meinst Du? — Nun wohl, so laß uns von etwas Andern reden! Denn einmal hast Du mich aus dem behäglichen Zustande des stummen Staunens gerissen —

Ernst. Nichts ist leichter, als Dich in diesen Zustand wieder zu versetzen. — Laß Dich nur hier bei mir nieder und sieh!

Falk. Was denn?

Ernst. Das Leben und Weben auf und in und um diesen Ameisenhaufen. Welche Geschäftigkeit und doch welche Ordnung! Alles trägt und schleppt und schiebt, und Keines ist dem Andern hinderlich. Sieh nur! Sie helfen einander sogar.

Falk. Die Ameisen leben in Gesellschaft wie die Bienen.

Ernst. Und in einer noch wunderbarern Gesellschaft als die Bienen. Denn sie haben Niemand unter sich, der sie zusammenhält und regieret.

Falk. Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können.

Ernst. Wenn jedes Einzelne sich selbst zu regieren weiß, warum nicht?

Falk. Ob es wol auch einmal mit den Menschen dahin kommen wird?

Ernst. Wol schwerlich!

Falk. Schade!

Ernst. Ja wohl!

Falk. Steh auf und laß uns gehen! Denn sie werden Dich bekriechen, die Ameisen, und eben fällt auch mir etwas bei, was ich bei dieser Gelegenheit Dich doch fragen muß. — Ich kenne Deine Gesinnungen darüber noch gar nicht.

Ernst. Worüber?

Falk. Ueber die bürgerliche Gesellschaft des Menschen überhaupt. — Wofür hältst Du sie?

Ernst. Für etwas sehr Gutes.

Falk. Ohnstreitig. — Aber hältst Du sie für Zweck oder für Mittel?

Ernst. Ich verstehe Dich nicht.

Falk. Glaubst Du, daß die Menschen für die Staaten erschaffen werden? oder daß die Staaten für die Menschen sind?

Ernst. Jenes scheinen Einige behaupten zu wollen. Dieses aber mag wol das Wahrere sein.

Falk. So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sichrer genießen könne. — Das Totale der einzeln Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es gar keine. Jede andere Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyrannei. Anders nichts!

Ernst. Ich möchte das nicht so laut sagen.

Falk. Warum nicht?

Ernst. Eine Wahrheit, die Jeder nach seiner eignen Lage beurtheilet, kann leicht gemißbraucht werden.

Falk. Weißt Du, Freund, daß Du schon ein halber Freimäurer bist?

Ernst. Ich?

Falk. Du. Denn Du erkennst ja schon Wahrheiten, die man besser verschweigt.

Ernst. Aber doch sagen könnte.

Falk. Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt.

Ernst. Nun, wie Du willst! — Laß uns auf die Freimäurer nicht wieder zurückkommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wissen.

Falk. Verzeih! — Du siehst wenigstens meine Bereitwilligkeit, Dir mehr von ihnen zu sagen.

Ernst. Du spottest. — — Gut! das bürgerliche Leben des Menschen, alle Staatsverfassungen sind nichts als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit. Was weiter?

Falk. Nichts als Mittel! und Mittel menschlicher Erfindung; ob ich gleich nicht leugnen will, daß die Natur Alles so

eingerichtet, daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung gerathen müssen.

Ernst. Dieses hat denn auch wol gemacht, daß Einige die bürgerliche Gesellschaft für Zweck der Natur gehalten. Weil Alles, unsere Leidenschaften und unsere Bedürfnisse, Alles darauf führe, sei sie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So schlossen sie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müssen! Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen sind — als die Glückseligkeit jedes wirklichen einzeln Wesens zur Absicht gehabt hätte!

Falk. Sehr gut! Du kömmst mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn nun sage mir, wenn die Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind, sollten sie allein von dem Schicksale menschlicher Mittel ausgenommen sein?

Ernst. Was nennst Du Schicksale menschlicher Mittel?

Falk. Das, was unzertrennlich mit menschlichen Mitteln verbunden ist, was sie von göttlichen unfehlbaren Mitteln unterscheidet.

Ernst. Was ist das?

Falk. Daß sie nicht unfehlbar sind. Daß sie ihrer Absicht nicht allein öfters nicht entsprechen, sondern auch wol gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ernst. Ein Beispiel! wenn Dir eines einfällt.

Falk. So sind Schifffahrt und Schiffe Mittel, in entlegene Länder zu kommen, und werden Ursache, daß viele Menschen nimmermehr dahin gelangen.

Ernst. Die nämlich Schiffbruch leiden und ersaufen. Nun glaube ich Dich zu verstehen. — Aber man weiß ja wol, woher es kömmt, wenn so viel einzelne Menschen durch die Staatsverfassung an ihrer Glückseligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfassungen sind viele; eine ist also besser als die andere; manche ist sehr fehlerhaft, mit ihrer Absicht offenbar streitend, und die beste soll vielleicht noch erfunden werden.

Falk. Das ungerechnet! Setze die beste Staatsverfassung, die sich nur denken läßt, schon erfunden; setze, daß alle Menschen in der ganzen Welt diese beste Staatsverfassung angenommen haben: meinst Du nicht, daß auch dann noch, selbst aus dieser besten Staatsverfassung Dinge entspringen müssen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachtheilig sind, und wovon der Mensch in dem Stande der Natur schlechterdings nichts gewußt hätte?

Ernst. Ich meine, wenn dergleichen Dinge aus der besten Staatsverfassung entsprängen, daß es sodann die beste Staatsverfassung nicht wäre.

Falk. Und eine bessere möglich wäre? — Nun, so nehme ich diese bessere als die beste an und frage das Nämliche.

Ernst. Du scheinest mir hier blos von vorne herein aus dem angenommenen Begriffe zu vernünfteln, daß jedes Mittel menschlicher Erfindung, wofür Du die Staatsverfassungen sammt und sonders erkläreſt, nicht anders als mangelhaft sein könne.

Falk. Nicht blos.

Ernst. Und es würde Dir schwer werden, eins von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen —

Falk. Die auch aus der besten Staatsverfassung nothwendig entspringen müssen? — O zehne für eines!

Ernst. Nur eines erst!

Falk. Wir nehmen also die beste Staatsverfassung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menschen in der Welt in dieser besten Staatsverfassung leben: würden deswegen alle Menschen in der Welt nur e i n e n Staat ausmachen?

Ernst. Wol schwerlich. Ein so ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig sein. Er müßte sich also in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nämlichen Gesetzen verwaltet würden.

Falk. Das ist, die Menschen würden auch dann noch Deutsche und Franzosen, Holländer und Spanier, Russen und Schweden sein, oder wie sie sonst heißen würden.

Ernst. Ganz gewiß!

Falk. Nun, da haben wir ja schon Eines. Denn nicht wahr, jeder dieser kleinern Staaten hätte sein eignes Interesse? und jedes Glied derselben hätte das Interesse seines Staats?

Ernst. Wie anders?

Falk. Diese verschiedene Interesse würden öfters in Collision kommen, so wie itzt, und zwei Glieder aus zwei verschiedenen Staaten würden einander ebenso wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, als itzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet.

Ernst. Sehr wahrscheinlich!

Falk. Das ist, wenn itzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, so begegnet nicht mehr ein b l o ß e r Mensch einem b l o ß e n Menschen, die vermöge ihrer gleichen Natur gegen einander angezogen

werden, sondern ein solcher Mensch begegnet einem solchen Menschen, die ihrer verschiednen Tendenz sich bewußt sind, welches sie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauisch macht, noch ehe sie für ihre einzelne Person das Geringste mit einander zu schaffen und zu theilen haben.

Ernst. Das ist leider wahr.

Falk. Nun, so ist es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menschen vereiniget, um sie durch diese Vereinigung ihres Glückes zu versichern, die Menschen zugleich trennet.

Ernst. Wenn Du es so versteheſt.

Falk. Tritt einen Schritt weiter! Viele von den kleinern Staaten würden ein ganz verschiedenes Klima, folglich ganz verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen haben. Meinst Du nicht?

Ernst. Das ist ein gewaltiger Schritt!

Falk. Die Menschen würden auch dann noch Juden und Christen und Türken und dergleichen sein.

Ernst. Ich getraue mir nicht, Nein zu sagen.

Falk. Würden sie das, so würden sie auch, sie möchten heißen, wie sie wollten, sich unter einander nicht anders verhalten, als sich unsere Christen und Juden und Türken von je her unter einander verhalten haben. Nicht als bloße Menschen gegen bloße Menschen, sondern als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten.

Ernst. Das ist sehr traurig, aber leider doch sehr vermuthlich.

Falk. Nur vermuthlich?

Ernst. Denn allen Falls dächte ich doch, so wie Du angenommen hast, daß alle Staaten einerlei Verfassung hätten, daß sie auch wol alle einerlei Religion haben könnten. Ja, ich begreife nicht, wie einerlei Staatsverfassung ohne einerlei Religion auch nur möglich ist.

Falk. Ich ebenso wenig. — Auch nahm ich Jenes nur an, um Deine Ausflucht abzuschneiden. Eines ist zuverläſſig ebenso unmöglich als das Andere. Ein Staat: mehrere Staaten. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfassungen. Mehrere Staatsverfassungen: mehrere Religionen.

Ernst. Ja, ja, so scheinet es.

Falk. So ist es. — Nun sieh da das zweite Unheil, welches die bürgerliche Gesellschaft, ganz ihrer Absicht entgegen, verursacht. Sie kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen, nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hin zu ziehen.

Ernst. Und wie schrecklich diese Klüfte sind! wie unübersteiglich oft diese Scheidemauern!

Falk. Laß mich noch das Dritte hinzufügen. — Nicht genug, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen in verschiedene Völker und Religionen theilet und trennet — diese Trennung in wenige große Theile, deren jeder für sich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch besser als gar kein Ganzes — nein, die bürgerliche Gesellschaft setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Theile gleichsam bis ins Unendliche fort.

Ernst. Wie so?

Falk. Oder meinest Du, daß ein Staat sich ohne Verschiedenheit von Ständen denken läßt? Er sei gut oder schlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe, unmöglich können alle Glieder desselben unter sich das nämliche Verhältniß haben. — Wenn sie auch alle an der Gesetzgebung Antheil haben, so können sie doch nicht gleichen Antheil haben, wenigstens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird also vornehmere und geringere Glieder geben. — Wenn anfangs auch alle Besitzungen des Staats unter sie gleich vertheilet worden, so kann diese gleiche Vertheilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigenthum besser zu nutzen wissen als der Andere. Einer wird sein schlechter genutztes Eigenthum gleichwol unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben als der Andere. Es wird also reichere und ärmere Glieder geben.

Ernst. Das versteht sich.

Falk. Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wol giebt, das in dieser Verschiedenheit der Stände seinen Grund nicht hat!

Ernst. Wenn ich Dir doch widersprechen könnte! — Aber was hatte ich für Ursache, Dir überhaupt zu widersprechen? — Nun ja, die Menschen sind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das ist nun einmal so. Das kann nun nicht anders sein.

Falk. Das sage ich eben!

Ernst. Also, was willst Du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünschen machen, daß den

Menschen der Gedanke, sich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen sein?

Falk. Verkennst Du mich so weit? — Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebauet werden kann, ich würde sie auch bei weit größern Uebeln noch segnen.

Ernst. Wer des Feuers genießen will, sagt das Sprichwort, muß sich den Rauch gefallen lassen.

Falk. Allerdings! — Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist, durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? — Sieh, dahin wollte ich.

Ernst. Wohin? — Ich verstehe Dich nicht.

Falk. Das Gleichniß war doch sehr passend. — — Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereiniget werden konnten als durch jene Trennungen, werden sie darum gut, jene Trennungen?

Ernst. Das wol nicht.

Falk. Werden sie darum heilig, jene Trennungen?

Ernst. Wie heilig?

Falk. Daß es verboten sein sollte, Hand an sie zu legen?

Ernst. In Absicht? . . .

Falk. In Absicht, sie nicht größer einreißen zu lassen, als die Nothwendigkeit erfodert. In Absicht, ihre Folgen so unschädlich zu machen als möglich.

Ernst. Wie könnte das verboten sein?

Falk. Aber geboten kann es doch auch nicht sein, durch bürgerliche Gesetze nicht geboten! — Denn bürgerliche Gesetze erstrecken sich nie über die Grenzen ihres Staats. Und dieses würde nun gerade außer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kann es nur ein opus supererogatum[1]) sein, und es wäre blos zu wünschen, daß sich die Weisesten und Besten eines jeden Staats diesem operi supererogato freiwillig unterzögen.

Ernst. Blos zu wünschen, aber recht sehr zu wünschen.

Falk. Ich dächte! Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der

---

1) D. h. ein über die Pflicht hinausgehendes gutes Werk. — Die Scholastiker brauchten den Ausdruck von den Verdiensten der Heiligen, welche sie sich über das von den gewöhnlichen Menschen erlangte Maß guter Handlungen erwarben. — A. d. H.

Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhöret.

Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer angebornen Religion nicht unterlägen, nicht glaubten, daß Alles nothwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen.

Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich dreist erhebet.

Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Und wenn er erfüllt wäre, dieser Wunsch?

Ernst. Erfüllt? — Es wird freilich hier und da, dann und wann einen solchen Mann geben.

Falk. Nicht blos hier und da, nicht blos dann und wann.

Ernst. Zu gewissen Zeiten, in gewissen Ländern auch mehrere.

Falk. Wie, wenn es dergleichen Männer itzt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ernst. Wollte Gott!

Falk. Und diese Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreuung lebten? nicht immer in einer unsichtbaren Kirche?

Ernst. Schöner Traum!

Falk. Daß ich es kurz mache — und diese Männer die Freimäurer wären?

Ernst. Was sagst Du?

Falk. Wie, wenn es die Freimäurer wären, die sich mit zu ihrem Geschäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menschen einander so fremd werden, so eng als möglich wieder zusammenzuziehen?

Ernst. Die Freimäurer?

Falk. Ich sage: mit zu ihrem Geschäfte.

Ernst. Die Freimäurer?

Falk. Ah, verzeih! — Ich hatt' es schon wieder vergessen, daß Du von den Freimäurern weiter nichts hören willst — Dort winkt man uns eben zum Frühstücke. Komm!

Ernst. Nicht doch! — Noch einen Augenblick! — Die Freimäurer, sagst Du —

Falk. Das Gespräch brachte mich wider Willen auf sie zurück. Verzeih! — Komm! Dort in der größern Gesellschaft werden wir bald Stoff zu einer tauglichern Unterredung finden. Komm!

Drittes Gespräch.

Ernst. Du bist mir den ganzen Tag im Gedränge der Gesellschaft ausgewichen. Aber ich verfolge Dich in Dein Schlafzimmer.

Falk. Hast Du mir so etwas Wichtiges zu sagen? Der bloßen Unterhaltung bin ich auf heute müde.

Ernst. Du spottest meiner Neugierde.

Falk. Deiner Neugierde?

Ernst. Die Du diesen Morgen so meisterhaft zu erregen wußtest.

Falk. Wovon sprachen wir diesen Morgen?

Ernst. Von den Freimäurern.

Falk. Nun? — Ich habe Dir im Rausche des Pyrmonter doch nicht das Geheimniß verrathen?

Ernst. Das man, wie Du sagst, gar nicht verrathen kann.

Falk. Nun freilich; das beruhigt mich wieder.

Ernst. Aber Du hast mir doch über die Freimäurer etwas gesagt, das mir unerwartet war, das mir auffiel, das mich denken machte.

Falk. Und was war das?

Ernst. O quäle mich nicht! — Du erinnerst Dich dessen gewiß.

Falk. Ja, es fällt mir nach und nach wieder ein. — Und das war es, was Dich den ganzen langen Tag unter Deinen Freunden und Freundinnen so abwesend machte?

Ernst. Das war es! — Und ich kann nicht einschlafen, wenn Du mir wenigstens nicht noch eine Frage beantwortest.

Falk. Nach dem die Frage sein wird.

Ernst. Woher kannst Du mir aber beweisen, wenigstens nur wahrscheinlich machen, daß die Freimäurer wirklich jene große und würdige Absichten haben?

Falk. Habe ich Dir von ihren Absichten gesprochen? Ich wüßte nicht. — Sondern da Du Dir gar keinen Begriff von den wahren Thaten der Freimäurer machen konntest, habe ich Dich blos auf einen Punkt aufmerksam machen wollen, wo noch so Vieles geschehen kann, wovon sich unsere staatsklugen Köpfe gar nichts träumen lassen. — Vielleicht, daß die Freimäurer da herum arbeiten. — Vielleicht! da herum! — Nur um Dir Dein Vorurtheil zu benehmen, daß alle baubedürftige Plätze schon ausgefunden und besetzt, alle nöthige Arbeiten schon unter die erforderlichen Hände vertheilet wären.

Ernst. Wende Dich itzt, wie Du willst. — Genug, ich denke mir nun aus Deinen Reden die Freimäurer als Leute, die es freiwillig über sich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegenzuarbeiten.

Falk. Dieser Begriff kann den Freimäurern wenigstens keine Schande machen. — Bleib dabei! — Nur fasse ihn recht! Menge nichts hinein, was nicht hinein gehöret! — Den unvermeidlichen Uebeln des Staats! — Nicht dieses und jenes Staats. Nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche — eine gewisse Staatsverfassung einmal angenommen — aus dieser angenommenen Staatsverfassung nun nothwendig folgen. Mit diesen giebt sich der Freimäurer niemals ab, wenigstens nicht als Freimäurer. Die Linderung und Heilung dieser überläßt er dem Bürger, der sich nach seiner Einsicht, nach seinem Muthe, auf seine Gefahr damit befassen mag. Uebel ganz andrer Art, ganz höherer Art sind der Gegenstand seiner Wirksamkeit.

Ernst. Ich habe das sehr wohl begriffen. — Nicht Uebel, welche den mißvergnügten Bürger machen, sondern Uebel, ohne welche auch der glücklichste Bürger nicht sein kann.

Falk. Recht! Diesen entgegen — wie sagtest Du? — entgegenzuarbeiten?

Ernst. Ja!

Falk. Das Wort sagt ein Wenig viel. — Entgegenarbeiten! — Um sie völlig zu heben? — Das kann nicht sein. Denn man würde den Staat selbst mit ihnen zugleich vernichten. — Sie müssen nicht einmal Denen mit Eins merklich gemacht werden, die noch gar keine Empfindung davon haben. Höchstens diese Empfindung in dem Menschen von Weiten veranlassen, ihr Aufkeimen begünstigen, ihre Pflanzen versetzen, bejäten, beblatten — kann hier „entgegenarbeiten" heißen. — Begreifst Du nun, warum ich sagte, ob die Freimäurer schon immer thätig wären, daß

Jahrhunderte dennoch vergehen könnten, ohne daß sich sagen lasse: Das haben sie gethan?

Ernst. Und verstehe auch nun den zweiten Zug des Räthsels — gute Thaten, welche gute Thaten entbehrlich machen sollen.

Falk. Wohl! — Nun geh und studire jene Uebel und lerne sie alle kennen und wäge alle ihre Einflüsse gegen einander ab, und sei versichert, daß Dir dieses Studium Dinge aufschließen wird, die in Tagen der Schwermuth die niederschlagendsten, unauflöslichsten Einwürfe wider Vorsehung und Tugend zu sein scheinen. Dieser Aufschluß, diese Erleuchtung wird Dich ruhig und glücklich machen — auch ohne Freimäurer zu heißen.

Ernst. Du legest auf dieses heißen so viel Nachdruck.

Falk. Weil man etwas sein kann, ohne es zu heißen.

Ernst. Gut das! ich versteh' — Aber auf meine Frage wieder zu kommen, die ich nur ein Wenig anders einkleiden muß. Da ich sie doch nun kenne, die Uebel, gegen welche die Freimäurerei angehet — —

Falk. Du kennest sie?

Ernst. Hast Du mir sie nicht selbst genannt?

Falk. Ich habe Dir einige zur Probe namhaft gemacht. Nur einige von denen, die auch dem kurzsichtigsten Auge einleuchten, nur einige von den unstreitigsten, weit umfassendsten. — Aber wie viele sind nicht noch übrig, die, ob sie schon nicht so einleuchten, nicht so unstreitig sind, nicht so viel umfassen, dennoch nicht weniger gewiß, nicht weniger nothwendig sind!

Ernst. So laß mich meine Frage denn blos auf diejenigen Stücke einschränken, die Du mir selbst namhaft gemacht hast. — Wie beweisest Du mir auch nur von diesen Stücken, daß die Freimäurer wirklich ihr Absehen darauf haben? — Du schweigst? — Du sinnest nach?

Falk. Wahrlich nicht dem, was ich auf diese Frage zu antworten hätte! — Aber ich weiß nicht, was ich mir für Ursachen denken soll, warum Du mir diese Frage thust.

Ernst. Und Du willst mir meine Frage beantworten, wenn ich Dir die Ursachen derselben sage?

Falk. Das verspreche ich Dir.

Ernst. Ich kenne und fürchte Deinen Scharfsinn.

Falk. Meinen Scharfsinn?

Ernst. Ich fürchte, Du verkaufst mir Deine Speculation für Thatsache.

Falk. Sehr verbunden!

Ernst. Beleidiget Dich das?

Falk. Vielmehr muß ich Dir danken, daß Du Scharfsinn nennest, was Du ganz anders hättest benennen können.

Ernst. Gewiß nicht. Sondern ich weiß, wie leicht der Scharfsinnige sich selbst betriegt, wie leicht er andern Leuten Plane und Absichten leihet und unterlegt, an die sie nie gedacht haben.

Falk. Aber woraus schließt man auf der Leute Plane und Absichten? Aus ihren einzeln Handlungen doch wol?

Ernst. Woraus sonst? — Und hier bin ich wieder bei meiner Frage. — Aus welchen einzeln, unstreitigen Handlungen der Freimäurer ist abzunehmen, daß es auch nur mit ihr Zweck ist, jene von Dir benannte Trennung, welche Staat und Staaten unter den Menschen nothwendig machen müssen, durch sich und in sich wieder zu vereinigen?

Falk. Und zwar ohne Nachtheil dieses Staats und dieser Staaten.

Ernst. Desto besser! — Es brauchen auch vielleicht nicht Handlungen zu sein, woraus Jenes abzunehmen. Wenn es nur gewisse Eigenthümlichkeiten, Besonderheiten sind, die dahin leiten oder daraus entspringen. — Von dergleichen müßtest Du sogar in Deiner Speculation ausgegangen sein, gesetzt, daß Dein System nur Hypothese wäre.

Falk. Dein Mißtrauen äußert sich noch. — Aber ich hoffe, es soll sich verlieren, wenn ich Dir ein Grundgesetz der Freimäurer zu Gemüthe führe.

Ernst. Und welches?

Falk. Aus welchem sie nie ein Geheimniß gemacht haben. Nach welchem sie immer vor den Augen der ganzen Welt gehandelt haben.

Ernst. Das ist?

Falk. Das ist, jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterschied des Vaterlandes, ohne Unterschied der Religion, ohne Unterschied seines bürgerlichen Standes, in ihren Orden aufzunehmen.

Ernst. Wahrhaftig!

Falk. Freilich scheint dieses Grundgesetze dergleichen Männer, die über jene Trennungen hinweg sind, vielmehr bereits vorauszusetzen, als die Absicht zu haben, sie zu bilden. Allein das Nitrum muß ja wol in der Luft sein, ehe es sich als Salpeter an den Wänden anlegt.

Ernst. O ja!

Falk. Und warum sollten die Freimäurer sich nicht hier einer gewöhnlichen List haben bedienen dürfen? — Daß man einen Theil seiner geheimen Absichten ganz offenbar treibt, um den Argwohn irre zu führen, der immer ganz etwas Anders vermuthet, als er sieht.

Ernst. Warum nicht?

Falk. Warum sollte der Künstler, der Silber machen kann, nicht mit altem Bruchsilber handeln, damit man so weniger argwohne, daß er es machen kann?

Ernst. Warum nicht?

Falk. Ernst! — Hörst Du mich? — Du antwortest im Traume, glaub' ich.

Ernst. Nein, Freund! Aber ich habe genug, genug auf diese Nacht. Morgen mit dem Frühsten kehre ich wieder nach der Stadt.

Falk. Schon? Und warum so bald?

Ernst. Du kennst mich und fragst? Wie lange dauert Deine Brunnencur noch?

Falk. Ich habe sie vorgestern erst angefangen.

Ernst. So sehe ich Dich vor dem Ende derselben noch wieder. — Lebe wohl! gute Nacht!

Falk. Gute Nacht! lebe wohl!

Zur Nachricht.

Der Funke hatte gezündet: Ernst ging und ward Freimäurer. Was er vors Erste da fand, ist der Stoff eines 4ten und 5ten Gesprächs, mit welchem — sich der Weg scheidet.



Ernst und Falk.

Gespräche für Freimäurer.

Fortsetzung.

Vorrede eines Dritten.

Der Verfasser der ersten drei Gespräche hatte diese Fortsetzung, wie man weiß, im Manuscripte zum Drucke fertig liegen, als derselbe höhern Orts einen bittenden Wink bekam, dieselbe nicht bekannt zu machen.

Vorher aber hatte er dies vierte und fünfte Gespräch einigen Freunden mitgetheilt, welche, vermuthlich ohne seine Erlaubniß, Abschriften davon genommen hatten. Eine dieser Abschriften war dem itzigen Herausgeber durch einen sonderbaren Zufall in die Hände gefallen. Er bedauerte, daß so viel herrliche Wahrheiten unterdrückt werden sollten, und beschloß, das Manuscript, ohne Winke zu haben, drucken zu lassen.

Wenn die Begierde, Licht über so wichtige Gegenstände allgemeiner verbreitet zu sehen, nicht diese Freiheit hinlänglich entschuldiget, so läßt sich nichts weiter zur Vertheidigung derselben sagen, als daß der Herausgeber kein aufgenommener Maurer ist.

Uebrigens wird man doch finden, daß er aus Vorsicht und Achtung gegen einen gewissen Zweig dieser Gesellschaft einige Namen, welche ganz ausgeschrieben waren, bei der Herausgabe nicht genannt hat.

Viertes Gespräch.

Falk. Ernst! Willkommen! Endlich wieder einmal! Ich habe meine Brunnencur längst beschlossen.

Ernst. Und befindest Dich wohl darauf? Ich freue mich.

Falk. Was ist das? Man hat nie ein „Ich freue mich“ ärgerlicher ausgesprochen.

Ernst. Ich bin es auch, und es fehlt wenig, daß ich es nicht über Dich bin.

Falk. Ueber mich?

Ernst. Du hast mich zu einem albernen Schritte verleitet — Sieh her! — Gieb mir Deine Hand![1] — Was sagst Du? — Du zuckst die Achseln? Das hätte mir noch gefehlt!

Falk. Dich verleitet?

Ernst. Es kann sein, ohne daß Du es gewollt hast.

Falk. Und soll doch Schuld haben.

Ernst. Der Mann Gottes spricht dem Volke von einem Lande, da Milch und Honig innen fließt, und das Volk soll sich nicht darnach sehnen? und soll über den Mann Gottes nicht murren, wenn er sie, anstatt in dieses gelobte Land, in dürre Wüsten führt?

Falk. Nun, nun! Der Schade kann doch so groß nicht sein — Dazu sehe ich ja, daß Du schon bei den Gräbern unserer Vorfahren[2]) gearbeitet hast.

---

1) Die eigenthümliche Art des Händedrucks gehört bekanntlich zu den Zeichen, woran die Freimaurer sich als solche erkennen. — A. d. H.

2) Mit diesen Worten ist der Meistergrad bezeichnet. Auf denselben beziehen sich auch die folgenden Worte (S. 169): „Aber sie waren nicht mit Flammen ... umgeben“. Gräber der Vorfahren und Flammen fehlen in den

Ernst. Aber sie waren nicht mit Flammen, sondern mit Rauch umgeben.

Falk. So warte, bis der Rauch sich verzieht, und die Flamme wird leuchten und wärmen.

Ernst. Der Rauch wird mich ersticken, ehe mir die Flamme leuchtet, und wärmen, sehe ich wol, werden sich Andere an ihr, die den Rauch besser vertragen können.

Falk. Du sprichst doch nicht von Leuten, die sich vom Rauch gern beißen lassen, wenn es nur der Rauch einer fremden fetten Küche ist?

Ernst. Du kennst sie also doch?

Falk. Ich habe von ihnen gehört.

Ernst. Um so mehr, was konnte Dich bewegen, mich auf dies Eis zu führen? mir dazu Sachen vorzuspiegeln, deren Ungrund Du nur allzu wohl wußtest?

Falk. Dein Verdruß macht Dich sehr ungerecht — Ich sollte mit Dir von der Freimäurerei gesprochen haben, ohne es auf mehr als eine Art zu verstehen zu geben, wie unnütz es sei, daß jeder ehrliche Mann ein Freimäurer werde — wie unnütze nur? — ja, wie schädlich? —

Ernst. Das mag wol sein.

Falk. Ich sollte Dir nicht gesagt haben, daß man die höchsten Pflichten der Mäurerei erfüllen könne, ohne ein Freimäurer zu heißen?

Ernst. Vielmehr erinnere ich mich dessen — Aber Du weißt ja wol, wenn meine Phantasie einmal den Fittig ausbreitet, einen Schlag damit thut — kann ich sie halten? — Ich werfe Dir nichts vor, als daß Du ihr eine solche Lockspeise zeigtest. —

Falk. Die Du zu erreichen doch auch sehr bald müde geworden — Und warum sagtest Du mir nicht ein Wort von Deinem Vorsatze?

Ernst. Würdest Du mich davon abgerathen haben?

Falk. Ganz gewiß! — Wer wollte einem raschen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einschwätzen? Ich mache Dir kein Compliment; Du warst schon zu weit, um von da wieder abzugehen. Gleichwol konnte man mit Dir keine Ausnahme machen. Den Weg müssen Alle betreten.

---

alten Ritualen des Ordens und erscheinen erst in dem sogenannten Clermont'schen System, das sich im Anfang des vorigen Jahrhunderts namentlich in Frankreich verbreitete. — A. d. H.

Ernst. Es sollte mich auch nicht reuen, ihn betreten zu haben, wenn ich mir nur von dem noch übrigen Wege noch mehr zu versprechen hätte. Aber Vertröstungen und wieder Vertröstungen, und nichts als Vertröstungen!

Falk. Wenn man Dich doch schon vertröstet! Und auf was vertröstet man Dich denn?

Ernst. Du weißt ja wol, auf die schottische Mäurerei, auf den schottischen Ritter.[1])

Falk. Nun ja, ganz recht — Aber wessen hat sich denn der schottische Ritter zu trösten?

Ernst. Wer das wüßte!

Falk. Und Deinesgleichen, die andern Neulinge des Ordens, wissen denn die auch nichts?

Ernst. O die! die wissen so viel! — Der Eine will Gold machen, der Andere will Geister beschwören, der Dritte will die * * *[2]) wieder herstellen — Du lächelst — Und lächelst nur? —

Falk. Was kann ich anders?

Ernst. Unwillen bezeugen über solche Querköpfe!

Falk. Wenn mich nicht Eins mit ihnen wieder versöhnte.

Ernst. Und was?

Falk. Daß ich in allen diesen Träumereien Streben nach Wirklichkeit erkenne, daß sich aus allen diesen Irrwegen noch abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht.

Ernst. Auch aus der Goldmacherei?

Falk. Auch aus der Goldmacherei. Ob sich wirklich Gold machen läßt oder nicht machen läßt, gilt mir gleichviel. Aber ich bin sehr versichert, daß vernünftige Menschen nur in Rücksicht auf Freimäurerei es machen zu können wünschen werden. Auch wird der Erste der Beste, dem der Stein der Weisen zu Theil wird, in dem nämlichen Augenblicke Freimäurer — Und es ist doch sonderbar, daß dieses alle Nachrichten bestätigen, mit welchen sich die Welt von wahren oder vermeinten Goldmachern trägt.

Ernst. Und die Geisterbeschwörer?

Falk. Von ihnen gilt ohngefähr das Nämliche — Unmöglich können Geister auf die Stimme eines andern Menschen hören als eines Freimäurers.

Ernst. Wie ernsthaft Du solche Dinge sagen kannst! —

1) Mit der „schottischen Maurerei" und dem „schottischen Ritter" sind die höheren Grade gemeint. — A. d. H.

2) „Tempelherren". — A. d. H.

Falk. Bei Allem, was heilig ist! nicht ernsthafter, als sie sind.

Ernst. Wenn das wäre! — Aber endlich die neuen ***,[1]) wenn Gott will?

Falk. Vollends die!

Ernst. Siehst Du! Von denen weißt Du nichts zu sagen. Denn ***[1]) waren doch einmal, Goldmacher aber und Geisterbeschwörer gab es vielleicht nie. Und es läßt sich freilich besser sagen, wie die Freimäurer sich zu solchen Wesen der Einbildung verhalten, als zu wirklichen.

Falk. Allerdings kann ich mich hier nur in einem Dilemma ausdrücken: Entweder, oder —

Ernst. Auch gut! Wenn man nur wenigstens weiß, daß unter zwei Sätzen einer wahr ist. Nun! Entweder diese ***[1]) would be —

Falk. Ernst! Ehe Du noch eine Spötterei völlig aussagst! Auf mein Gewissen! — Diese — ebendiese sind entweder gewiß auf dem rechten Wege, oder so weit davon entfernt, daß ihnen auch nicht einmal die Hoffnung mehr übrig ist, jemals darauf zu gelangen.

Ernst. Ich muß das so mit anhören. Denn Dich um eine nähere Erklärung zu bitten —

Falk. Warum nicht? Man hat lange genug aus Heimlichkeiten das Geheimniß gemacht.

Ernst. Wie verstehst Du das?

Falk. Das Geheimniß der Freimäurerei, wie ich Dir schon gesagt habe, ist das, was der Freimäurer nicht über seine Lippen bringen kann, wenn es auch möglich wäre, daß er es wollte. Aber Heimlichkeiten sind Dinge, die sich wohl sagen lassen, und die man nur zu gewissen Zeiten, in gewissen Ländern, theils aus Neid verhehlte, theils aus Furcht verbiß, theils aus Klugheit verschwieg.

Ernst. Zum Exempel?

Falk. Zum Exempel, gleich diese Verwandtschaft unter ***[1]) und Freimäurern. Es kann wol sein, daß es einmal nöthig und gut war, sich davon nichts merken zu lassen — aber jetzt — jetzt kann es im Gegentheil höchst verderblich werden, wenn

---

1) „Tempelherren". — Daß sich Lessing in dieser Annahme einer Verwandtschaft zwischen Freimaurern und Tempelherren irrte, ist gegenwärtig kaum noch einem Zweifel unterworfen. — A. d. H.

man aus dieser Verwandtschaft noch länger ein Geheimniß macht. Man müßte sie vielmehr laut bekennen und nur den gehörigen Punkt bestimmen, in welchem die * * *[1]) die Freimäurer ihrer Zeit waren.

Ernst. Darf ich ihn wissen, diesen Punkt?

Falk. Lies die Geschichte der * * *[1]) mit Bedacht! Du mußt ihn errathen. Auch wirst Du ihn gewiß errathen, und ebendas war die Ursache, warum Du kein Freimäurer hättest werden müssen.

Ernst. Daß ich nicht den Augenblick unter meinen Büchern sitze! — Und wenn ich ihn errathe, willst Du mir gestehen, daß ich ihn errathen habe?

Falk. Du wirst zugleich finden, daß Du dieses Geständniß nicht brauchst — Aber auf mein Dilemma wieder zurückzukommen! Ebendieser Punkt ist es allein, woraus die Entscheidung desselben zu holen ist — Sehen und fühlen alle Freimäurer, welche jetzt mit den * * *[1]) schwanger gehen, diesen rechten Punkt, wohl ihnen! wohl der Welt! Segen zu Allem, was sie thun! Segen zu Allem, was sie unterlassen! — Erkennen und fühlen sie ihn aber nicht, jenen Punkt; hat sie ein bloßer Gleichlaut verführt; hat sie blos der Freimäurer, der im * *[2]) arbeitet, auf die * * *[1]) gebracht; haben sie sich nur in das - - -[3]) auf dem - - - -[3]) vergafft; möchten sie gern einträgliche - - - -[4]), fette Pfründen sich und ihren Freunden zutheilen können: — nun, so schenke uns der Himmel recht viel Mitleid, damit wir uns des Lachens enthalten können!

Ernst. Sieh, Du kannst doch noch warm und bitter werden.

Falk. Leider! — Ich danke Dir für Deine Bemerkung und bin kalt wieder, wie Eis.

Ernst. Und was meinst Du wol, welcher von den beiden Fällen der Fall dieser Herren ist?

Falk. Ich fürchte, der letztere — Möcht' ich mich betriegen! — Denn wenn es der erste wäre, wie könnten sie einen so seltsamen Anschlag haben? — die * * *[1]) wieder herzustellen! — Jener große Punkt, in welchem die * * *[1]) Freimäurer waren, hat nicht mehr statt. Wenigstens ist Europa längst darüber hinaus und bedarf darin weiter keines außerordentlichen Vorschubs

---

1) „Tempelherren". — A. d. H.
2) „Tempel". — A. d. H.
3) Das „rothe Kreuz" auf dem „weißen Mantel". — A. d. H.
4) „Commenden". — A. d. H.

— Was wollen sie also? Wollen sie auch ein Schwamm werden, den die Großen einmal ausdrücken? — Doch an wen diese Frage? und wider wen? Hast Du mir denn gesagt — hast Du mir sagen können, daß mit diesen Grillen von Goldmachern, Geisterbannern, ***[1]) sich Andre als die Neulinge des Ordens schleppen? — Aber Kinder werden Männer — Laß sie nur! — Genug, wie gesagt, daß ich schon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit sicherer Hand führen werden.

Ernst. Im Grunde, mein Freund, sind es auch nicht diese Kindereien, die mich unmuthig machen. Ohne zu vermuthen, daß etwas Ernsthaftes hinter ihnen sein könnte, sahe ich über sie weg — Tonnen, dachte ich, den jungen Walfischen ausgeworfen! — Aber was mich nagt, ist das, daß ich überall nichts sehe, überall nichts höre als diese Kindereien, daß von dem, dessen Erwartung Du in mir erregtest, Keiner etwas wissen will. Ich mag diesen Ton angeben, so oft ich will, gegen wen ich will, Niemand will einstimmen, immer und aller Orten das tiefste Stillschweigen.

Falk. Du meinst —

Ernst. Jene Gleichheit, die Du mir als Grundgesetz des Ordens angegeben, jene Gleichheit, die meine ganze Seele mit so unerwarteter Hoffnung erfüllte, sie endlich in Gesellschaft von Menschen athmen zu können, die über alle bürgerliche Modifications hinwegzudenken verstehen, ohne sich an einer zum Nachtheil eines Dritten zu versündigen —

Falk. Nun?

Ernst. Sie wäre noch, wenn sie jemals gewesen! — Laß einen aufgeklärten Juden kommen und sich melden! „Ja," heißt es, „ein Jude! Christ wenigstens muß freilich der Freimäurer sein." Es ist nur gleichviel, was für ein Christ. ‚Ohne Unterschied der Religion' heißt nur, ‚ohne Unterschied der drei im heiligen römischen Reiche öffentlich geduldeten Religionen' — Meinst Du auch so?

Falk. Ich nun wol nicht.

Ernst. Laß einen ehrlichen Schuster, der bei seinem Leisten Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jakob Böhme und Hans Sachs), laß ihn kommen und sich melden! „Ja," heißt es, „ein Schuster! freilich ein Schuster" — Laß einen treuen, erfahrnen, versuchten Dienstboten kommen und sich melden — „Ja," heißt es, „dergleichen Leute freilich, die

---

1) „Tempelherren". — A. d. H.

sich die Farbe zu ihrem Rocke nicht selbst wählen — Wir sind unter uns so gute Gesellschaft" —

Falk. Und wie gute Gesellschaft sind sie denn?

Ernst. Ei nun, daran habe ich allerdings weiter nichts auszusetzen, als daß es *nur* gute Gesellschaft ist, die man in der Welt so müde wird — Prinzen, Grafen, Herrn von, Officiere, Räthe von allerlei Beschlag, Kaufleute, Künstler — alle die schwärmen freilich ohne Unterschied des Standes in der Loge unter einander durch — Aber in der That sind doch Alle nur von *einem* Stande, und der ist leider - - - -

Falk. Das war nun wol zu meiner Zeit nicht so — Aber doch! — Ich weiß nicht, ich kann nur rathen — Ich bin zu lange Zeit außer aller Verbindung mit Logen, von welcher Art sie auch sein mögen — *In die Loge vor jetzt*, auf eine Zeit nicht können zugelassen werden, und von der *Freimäurerei ausgeschlossen sein*, sind doch zwei verschiedene Dinge.

Ernst. Wie so?

Falk. Weil Loge sich zur Freimäurerei verhält wie Kirche zum Glauben. Aus dem äußeren Wohlstande der Kirche ist für den Glauben der Glieder nichts, gar nichts zu schließen. Vielmehr giebt es einen gewissen äußerlichen Wohlstand derselben, von dem es ein Wunder wäre, wenn er mit dem wahren Glauben bestehen könnte. Auch haben sich beide noch nie vertragen, sondern Eins hat das Andere, wie die Geschichte lehrt, immer zu Grunde gerichtet. Und so auch, fürchte ich, fürchte ich —

Ernst. Was?

Falk. Kurz, das Logenwesen, so wie ich höre, daß es itzt getrieben wird, will mir gar nicht zu Kopfe. Eine Casse haben, Capitale machen, diese Capitale belegen, sie auf den besten Pfenning zu benutzen suchen, sich ankaufen wollen, von Königen und Fürsten sich Privilegien geben lassen, das Ansehn und die Gewalt derselben zu Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer andern Observanz sind als der, die man so gern zum Wesen der Sache machen möchte — wenn das in die Länge gut geht! — Wie gern will ich falsch prophezeihet haben!

Ernst. Je nun, was kann denn werden? Der Staat fährt itzt nicht mehr so zu. Und zudem sind ja wol unter den Personen, die seine Gesetze machen oder handhaben, selbst schon zu viel Freimäurer —

Falk. Gut! Wenn sie also auch von dem Staate nichts zu befürchten haben, was, denkst Du, wird eine solche Verfassung für

Einfluß auf sie selbst haben? Gerathen sie dadurch nicht offenbar wieder dahin, wovon sie sich losreißen wollten? Werden sie nicht aufhören zu sein, was sie sein wollen? — Ich weiß nicht, ob Du mich ganz verstehst —

Ernst. Rede nur weiter!

Falk. Zwar — ja wohl — nichts dauert ewig — Vielleicht soll dieses ebender Weg sein, den die Vorsicht ausersehen, dem ganzen jetzigen Schema der Freimäurerei ein Ende zu machen —

Ernst. Schema der Freimäurerei? Was nennst Du so: Schema?

Falk. Nun, Schema, Hülle, Einkleidung.

Ernst. Ich weiß noch nicht —

Falk. Du wirst doch nicht glauben, daß die Freimäurer immer Freimäurerei gespielt?

Ernst. Was ist nun das: die Freimäurer nicht immer Freimäurerei gespielt?

Falk. Mit andern Worten. Meinst Du denn, daß das, was die Freimäurerei ist, immer Freimäurerei geheißen? — Aber sieh! Schon Mittag vorbei! Da kommen ja bereits meine Gäste! Du bleibst doch?

Ernst. Ich wollte nicht, aber ich muß ja nun wol. Denn mich erwartet eine doppelte Sättigung.

Falk. Nur bei Tische, bitte ich, kein Wort!

Fünftes Gespräch.

Ernst. Endlich sind sie fort! — O die Schwätzer! — Und merktest Du denn nicht, oder wolltest Du nicht merken, daß der Eine mit der Warze an dem Kinn — heiße er, wie er will — ein Freimäurer ist? Er klopfte so oft an.

Falk. Ich hörte ihn wohl. Ich merkte sogar in seinen Reden, was Dir wol nicht so aufgefallen — Er ist von Denen, die in Europa für die Amerikaner [1]) fechten —

Ernst. Das wäre nicht das Schlimmste an ihm.

Falk. Und hat die Grille, daß der Congreß eine Loge ist;

---

1) Die Freimaurergespräche sind in der Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes verfaßt. — A. d. H.

daß da endlich die Freimäurer ihr Reich mit gewaffneter Hand gründen.

Ernst. Giebt es auch solche Träumer?

Falk. Es muß doch wol.

Ernst. Und woraus nimmst Du diesen Wurm ihm ab?

Falk. Aus einem Zuge, der Dir auch schon einmal kenntlicher werden wird.

Ernst. Bei Gott! wenn ich wüßte, daß ich mich in den Freimäurern gar so betrogen hätte! —

Falk. Sei ohne Sorge! Der Freimäurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne und läßt die Lichter brennen, so lange sie wollen und können — Die Lichter auslöschen und, wenn sie ausgelöscht sind, erst wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden oder wol gar andre Lichter wieder aufstecken muß, das ist der Freimäurer Sache nicht.

Ernst. Das denke ich auch — Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth.

Falk. Vortrefflich! — Nun frage, was Du willst! Ich muß Dir antworten.

Ernst. So wird meines Fragens kein Ende sein.

Falk. Nur kannst Du den Anfang nicht finden.

Ernst. Verstand ich Dich, oder verstand ich Dich nicht, als wir unterbrochen wurden? Widersprachst Du Dir, oder widersprachst Du Dir nicht? — Denn allerdings, als Du mir einmal sagtest: Die Freimäurerei sei immer gewesen, verstand ich es also, daß nicht allein ihr Wesen, sondern auch ihre gegenwärtige Verfassung sich von undenklichen Zeiten herschreibe.

Falk. Wenn es mit beiden einerlei Bewandniß hätte! — Ihrem Wesen nach ist die Freimäurerei ebenso alt als die bürgerliche Gesellschaft. Beide konnten nicht anders als mit einander entstehen — wenn nicht gar die bürgerliche Gesellschaft nur ein Sprößling der Freimäurerei ist. Denn die Flamme im Brennpunkte ist auch Ausfluß der Sonne.

Ernst. Auch mir schimmert das so vor —

Falk. Es sei aber Mutter und Tochter oder Schwester und Schwester, ihr beiderseitiges Schicksal hat immer wechselseitig in einander gewirkt. Wie sich die bürgerliche Gesellschaft befand, befand sich aller Orten auch die Freimäurerei, und so umgekehrt. Es war immer das sicherste Kennzeichen einer gesunden, nervösen Staatsverfassung, wenn sich die Freimäurerei neben ihr blicken ließ; so wie es noch jetzt das ohnfehlbare Merkmal eines schwachen,

furchtsamen Staats ist, wenn er das nicht öffentlich dulden will, was er in Geheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht.

Ernst. Zu verstehen: die Freimäurerei!

Falk. Sicherlich! — Denn die beruht im Grunde nicht auf äußerliche Verbindungen, die so leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, sondern auf das Gefühl gemeinschaftlich sympathisirender Geister.

Ernst. Und wer unterfängt sich, denen zu gebieten!

Falk. Indeß hat freilich die Freimäurerei immer und aller Orten sich nach der bürgerlichen Gesellschaft schmiegen und biegen müssen; denn diese war stets die stärkere. So mancherlei die bürgerliche Gesellschaft gewesen, so mancherlei Formen hat auch die Freimäurerei anzunehmen sich nicht entbrechen können; nur hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen. Wie kannst Du glauben, daß der Name Freimäurerei älter sein werde als diejenige herrschende Denkungsart der Staaten, nach der sie genau abgewogen worden?

Ernst. Und welches ist diese herrschende Denkungsart?

Falk. Das bleibt Deiner eigenen Nachforschung überlassen — Genug, wenn ich Dir sage, daß der Name Freimäurer, ein Glied unserer geheimen Verbrüderung anzuzeigen, vor dem Anfange dieses laufenden Jahrhunderts nie gehört worden.[1]) Er kömmt zuverlässig vor dieser Zeit in keinem gedruckten Buche vor, und Den will ich sehen, der mir ihn auch nur in einer geschriebenen älteren Urkunde zeigen will!

Ernst. Das heißt, den deutschen Namen.

---

1) Daß Lessing hiermit nicht zu viel behauptet habe, ist durch die ausgezeichneten Untersuchungen von Kloß (Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung, 2. Aufl. Berlin 1855) jetzt als eine gesicherte historische Thatsache anzusehen. — Unter dem Namen „Masonen" begriff man in England die sämmtlichen beim Bau nöthigen Handwerker; und zwar hießen Free-masons (Steinmetzen) diejenigen, welche den freistehenden Stein (freestone), Rough-masons (Maurer) diejenigen, welche die Bruchsteine (roughstones) zu bearbeiten hatten. Sie waren sämmtlich Hörige, die sich, und zwar zunächst nur zur Erreichung eines höheren Lohnes, zu geheimen Gesellschaften vereinigten. Die älteste Nachricht, daß Nichtmaurer in einer Maurerloge Aufnahme fanden, ist für Schottland vom Jahre 1600, für England vom Jahre 1646. Nach dem großen Londoner Brande von 1666 gelangte der Masonenbund zu neuer Thätigkeit; aber erst 1716 entstand die neue gesellschaftliche Ordnung. „Ja, sogar viele Jahre verliefen nach 1717, ehe die zunehmende Durchbildung des gesellschaftlichen Zustandes in England im Allgemeinen und das Zurücktreten der zu bedeutungslosen Zunftgenossen herabgekommenen Baugewerke die völlige Trennung von diesem seit 1349 urkundlich bestehenden gemeinschaftlichen Stamm herbeiführten." Müller, in Ersch und Gruber's Encyklopädie, Art. „Freimaurerei". — A. d. H.

Falk. Nein, nein! auch das ursprüngliche Free-Mason sowie alle darnach gemodelte Uebersetzungen, in welcher Sprache es auch sein mag.

Ernst. Nicht doch! — Besinne Dich — In keinem gedruckten Buche vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts? In keinem?

Falk. In keinem.

Ernst. Gleichwol habe ich selbst —

Falk. So? — Ist auch Dir von dem Staube etwas in die Augen geflogen, den man um sich zu werfen noch nicht aufhört?

Ernst. Aber doch die Stelle im —

Falk. In der Londinopolis?[1]) Nicht wahr? — Staub!

Ernst. Und die Parlaments-Acte unter Heinrich dem Sechsten?[2])

Falk. Staub!

Ernst. Und die großen Privilegia, die Karl der Elfte, König von Schweden,[3]) der Loge von Gothenburg ertheilte?

Falk. Staub!

Ernst. Und Locke?

Falk. Was für ein Locke?

Ernst. Der Philosoph — Sein Schreiben an den Grafen von Pembroke; seine Anmerkungen über ein Verhör, von Heinrich des Sechsten eigener Hand geschrieben?[4])

---

1) Die Worte der „Londinopolis" (by Howel, Lond. 1657, S. 44): „The company of Masons otherwise call'd Free-Masons", beweisen eben weiter nichts, als daß Baubrüderschaften existirten, und daß man für „Mason" auch „Free-Mason" sagte. — A. d. H.

2) Unter König Heinrich VI. von England (1421—1471) ergingen verschiedene Parlamentsacte in Sachen der Handwerker, in denen namentlich auch „Zusammenkünfte und Verbindungen" (congregations and confederacies) der Maurer (Masons) erwähnt werden. Aber daß hiermit nicht die Freimaurer, sondern die Handwerksmaurer gemeint sind, sagt sogar das berühmte englische Constitutionsbuch von 1723 (S. 33 ff.). — A. d. H.

3) Karl XI. von Schweden regierte von 1660—1697. Die erste eigentliche Freimaurerloge in Schweden wurde aber erst im Jahre 1736 eingerichtet, 1738 verboten und 1745 das Verbot zurückgenommen. — A. d. H.

4) Ueber John Locke's (1632—1704) Anmerkungen zu dem genannten Verhör äußert sich Lessing in einem Briefe an Campe folgender Maßen: „Den Preston habe ich allerdings schon selbst gelesen [d. h. seine „Illustrations of Masonry", London 1772], und den Betrieger oder Betrogenen in einem Grade in ihm gefunden, der mehr Unwillen in mir erregt hat, als die ganze Sache verdient. Ich kann nämlich erweisen, daß Alles, was zu Heinrich's VI. Zeiten in England mit den Freimaurern vorgefallen sein soll, die eigentlichen Maurer betroffen. Folglich ist das vorgebliche Verhör, das Heinrich mit seiner eigenen Hand ge-

Falk. Das muß ja wol ein ganz neuer Fund sein; den kenne ich nicht — Aber wieder Heinrich der Sechste? — Staub, und nichts als Staub!

Ernst. Nimmermehr!

Falk. Weißt Du einen gelinderen Namen für Wortverdrehungen, für untergeschobene Urkunden?

Ernst. Und das hätten sie so lange vor den Augen der Welt ungerügt treiben dürfen?

Falk. Warum nicht? der Klugen sind viel zu wenig, als daß sie allen Geckereien gleich bei ihrem Entstehen widersprechen könnten. Genug, daß bei ihnen keine Verjährung stattfindet — Freilich wäre es besser, wenn man vor dem Publico ganz und gar keine Geckereien unternähme; denn gerade das Verächtlichste ist, daß sich Niemand die Mühe nimmt, sich ihnen entgegenzustellen, wodurch sie mit dem Laufe der Zeit das Ansehen einer sehr ernsthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt es dann über tausend Jahre: „Würde man denn so in die Welt haben schreiben dürfen, wenn es nicht wahr gewesen wäre? Man hat diesen glaubwürdigen Männern damals nicht widersprochen, und Ihr wollt ihnen jetzt widersprechen?"

Ernst. O Geschichte! O Geschichte! Was bist Du?

Falk. Anderson's kahle Rhapsodie,[1]) in welcher die Historie der Baukunst für die Historie des Ordens untergeschoben wird, möchte noch hingehen! Für einmal und für damals mochte das gut sein — dazu war die Gaukelei so handgreiflich. — Aber daß man noch jetzt auf diesem morastigen Grunde fortbauet, daß man noch immer gedruckt behaupten will, was man mündlich gegen einen ernsthaften Mann vorzugeben sich schämt; daß man zu Fortsetzung eines Scherzes, den man längst hätte sollen fallen lassen, sich eine forgery erlaubt, auf welche, wenn sie ein nichtswürdiges bürgerliches Interesse betrifft, die pillory[2]) steht —

---

schrieben haben soll, eine bloße Posse, die Leyland abzuschreiben und Locke zu commentiren schwerlich gewürdiget hätten. Denn wenn auch die Bemerkung, daß unter den Venetianern die Phönicier, und unter Peter Gower Pythagoras zu verstehen sei, Lockens nicht ganz unwürdig wäre, so kommen doch so viel andere Dinge in diesen Lockischen Anmerkungen vor, die schlechterdings einen viel flachern Geist verrathen. Locke sollte haben vorgeben können (Anmerk. 91), daß Pythagoras jedes geometrische Theorema zu einem Geheimnisse gemacht habe? . . . .

„Kurz, wer Locken diese Anmerkungen unterschob, war kein Locke!" — A. d. H.

1) Gemeint ist „The new Book of Constitutions of the Free-Masons, by James Anderson" (London 1738). — A. d. H.

2) „Forgery" (engl.) = Fälschung; „pillory" = Pranger. — A. d. H

Ernst. Wenn es denn nun aber wahr wäre, daß hier mehr als Wortspiel vorwaltete? Wenn es nun wahr wäre, daß das Geheimniß des Ordens sich von Alters her unter dem homonymen Handwerke vornehmlich erhalten hätte? —

Falk. Wenn es wahr wäre?

Ernst. Und muß es nicht wahr sein? — Denn wie käme der Orden sonst dazu, die Symbole ebendieses Handwerks zu entlehnen? Ebendieses? Und warum keines andern?

Falk. Die Frage ist allerdings verfänglich.

Ernst. Ein solcher Umstand muß doch eine Ursache haben?

Falk. Und hat sie.

Ernst. Und hat sie? Und hat eine andere Ursache als jene vermeinte?

Falk. Eine ganz andre.

Ernst. Soll ich rathen, oder darf ich fragen?

Falk. Wenn Du mir schon eher eine ganz andere Frage gethan hättest, die ich längst erwarten mußte, so würde Dir das Rathen nun nicht schwer fallen.

Ernst. Eine andere Frage, die Du längst hättest erwarten müssen? —

Falk. Denn wenn ich Dir sagte, daß das, was Freimäurerei ist, nicht immer Freimäurerei geheißen, was war natürlicher und näher —

Ernst. Als zu fragen, wie es sonst geheißen? — Ja wohl! — So frage ich es denn nun.

Falk. Wie die Freimäurerei geheißen, ehe sie Freimäurerei hieß, fragst Du? — Massonei —

Ernst. Nun ja, freilich! Masonry auf Englisch —

Falk. Auf Englisch nicht Masonry, sondern Masony. — Nicht von Mason der Maurer, sondern von Mase der Tisch, die Tafel.[1])

Ernst. Mase der Tisch? In welcher Sprache?

Falk. In der Sprache der Angelsachsen, doch nicht in dieser allein, sondern auch in der Sprache der Gothen und Franken, folglich ein ursprünglich deutsches Wort, von welchem noch jetzt so mancherlei Abstammungen übrig sind, oder doch ohnlängst übrig waren, als: Maskopie, Masleidig, Masgenosse.

1) Daß Lessing's Etymologie eine falsche ist, ist wol kaum einem Zweifel unterworfen. Uebrigens meint er selbstverständlich nicht, daß das Wort im Englischen „Masony“ heiße, sondern daß es so statt „Masonry“ heißen sollte. — A. d. H.

Selbst Masonei war zu Luther's Zeiten noch häufig im Gebrauche; nur daß es seine gute Bedeutung ein Wenig verschlimmert hatte.

Ernst. Ich weiß weder von seiner guten noch von seiner verschlimmerten Bedeutung.

Falk. Aber die Sitte unsrer Vorfahren weißt Du doch, auch die wichtigsten Dinge am Tische zu überlegen? — Mase also der Tisch, und Masonei eine geschlossene Tischgesellschaft. Und wie aus einer geschlossenen, vertrauten Tischgesellschaft ein Saufgelag worden, in welchem Verstande Agricola[1]) das Wort Masonei braucht, kannst Du leicht abnehmen.

Ernst. Wäre es dem Namen Loge vor einiger Zeit bald besser gegangen?

Falk. Vorher aber, ehe die Masoneien zum Theil so ausarteten und in der guten Meinung des Publicums so herabkamen, standen sie in desto größerem Ansehn. Es war kein Hof in Deutschland, weder klein noch groß, der nicht seine Masonei hatte. Die alten Lieder- und Geschichtsbücher sind davon Zeugen. Eigene Gebäude, die mit den Schlössern und Palästen der regierenden Herrn verbunden oder benachbart waren, hatten von ihnen ihre Benennung, von der man neuerer Zeit so manche ungegründete Auslegung hat — Und was brauche ich Dir zu ihrem Ruhme mehr zu sagen, als daß die Gesellschaft der runden Tafel die erste und älteste Masonei war, von der sie insgesammt abstammen?

Ernst. Der runden Tafel? Das steigt in ein sehr fabelhaftes Alterthum hinauf —

Falk. Die Geschichte des Königs Arthur sei so fabelhaft, als sie will, die runde Tafel ist so fabelhaft nicht.

Ernst. Arthur soll doch der Stifter derselben gewesen sein?

Falk. Mit nichten! Auch nicht einmal der Fabel nach — Arthur oder sein Vater hatten sie von den Angelsachsen angenommen, wie schon der Name Masonei vermuthen läßt. Und was versteht sich mehr von selbst, als daß die Angelsachsen keine Sitte nach England herüberbrachten, die sie in ihrem Vaterlande nicht zurückließen? Auch sieht man es an mehreren deutschen

---

1) Johann Agricola (1492—1566), der in der Reformationsgeschichte so viel genannte Freund Luther's, verdient auch als deutscher Schriftsteller genannt zu werden, namentlich wegen seines Werkes: „Die gemeinen deutschen Sprüchwörter mit ihrer Auslegung", Hagenau 1529. — A. d. H.

Völkern damaliger Zeit, daß der Hang, in und neben der großen bürgerlichen Gesellschaft kleinere vertraute Gesellschaften zu machen, ihnen eigen war.

Ernst. Hiermit meinest Du?

Falk. Alles, was ich Dir jetzt nur flüchtig und vielleicht nicht mit der gehörigen Präcision sage, mache ich mich anheischig, das nächste Mal, daß ich mich mit Dir in der Stadt unter meinen Büchern befinde, schwarz auf weiß zu belegen — Höre mich jetzt nur, wie man das erste Gerücht irgend einer großen Begebenheit hört! Es reizt die Neugierde mehr, als daß es sie befriedigt.

Ernst. Wo bliebst Du?

Falk. Die Masonei also war eine deutsche Sitte, welche die Sachsen nach England verpflanzten. Die Gelehrten sind uneinig, wer die Mase-Thonas unter ihnen waren; allem Ansehen nach die Edlen der Masonei, welche so tiefe Wurzeln in diesem neuen Boden schlug, daß sie unter allen nachfolgenden Staatsveränderungen beklieb und sich von Zeit zu Zeit in der herrlichsten Blüthe zeigte. Besonders waren die Masoneien der ***[1]) im zwölften Jahrhundert und im dreizehnten in sehr großem Rufe. Und so eine ***[1])-Masonei war es, die sich bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts trotz der Aufhebung des Ordens mitten in London erhalten hatte — Und hier fängt die Zeit an, wo die Fingerzeige der niedergeschriebenen Historie freilich ermangeln; aber eine sorgfältig aufbewahrte Tradition, die so viel Merkmale der Wahrheit hat, ist bereit, diesen Mangel zu ersetzen.

Ernst. Und was hindert diese Tradition, endlich einmal durch schriftliche Vorzeigungen sich zur Geschichte zu erheben?

Falk. Hindert? Nichts hindert! Alles räth vielmehr dazu an — Wenigstens fühle ich, ich fühle mich berechtigt, ja verpflichtet, Dir und Allen, welche sich mit Dir in dem nämlichen Falle befinden, länger kein Geheimniß daraus zu machen.

Ernst. Nun denn! — Ich bin in der äußersten Erwartung.

Falk. Jene ***[1])-Masonei also, die noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in London bestand, aber in aller Stille bestand, hatte ihr Versammlungshaus unfern der Sanct Paulskirche, die damals neu erbauet ward. Der Baumeister dieser zweiten Kirche der ganzen Welt war —

---

1) „Tempelherren". — A. d. H.

Ernst. Christoph Wren [1]) —

Falk. Und Du hast den Schöpfer der ganzen heutigen Freimäurerei genannt —

Ernst. Ihn?

Falk. Kurz, Wren, der Baumeister der St. Paulskirche, in deren Nähe sich eine uralte Masonei von undenklichen Jahren her versammelte, war ein Mitglied dieser Masonei, welche er die dreißig Jahre über, die der Bau dauerte, um so öfterer besuchte.

Ernst. Ich fange an, ein Mißverständniß zu wittern.

Falk. Nichts anders! Die wahre Bedeutung des Worts Masonei war bei dem englischen Volke vergessen, verloren — Eine Masony, die in der Nähe eines so wichtigen Baues lag, in der sich der Meister dieses Baues so fleißig finden ließ, was kann die anders sein als eine Masonry, als eine Gesellschaft von Bauverständigen, mit welchen Wren die vorfallenden Schwierigkeiten überlegt? —

Ernst. Natürlich genug!

Falk. Die Fortsetzung eines solchen Baues einer solchen Kirche interessirte ganz London. Um Nachrichten davon aus der ersten Hand zu haben, bewarb sich Jeder, der einige Kenntnisse von Baukunst zu haben vermeinte, um Zutritt zu der vermeinten Masonry — und bewarb sich vergebens. Endlich — Du kennst Christoph Wren nicht blos dem Namen nach, Du weißt, welch ein erfindsamer, thätiger Kopf er war. Er hatte ehedem den Plan zu einer Societät der Wissenschaften entwerfen helfen, welche speculativische Wahrheiten gemeinnütziger und dem bürgerlichen Leben ersprießlicher machen sollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Gesellschaft bei, welche sich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Speculation erhöbe. „Dort," dachte er, „würde untersucht, was unter dem Wahren brauchbar, und hier, was unter dem Brauchbaren wahr wäre. Wie, wenn ich einige

---

1) Christoph Wren (1632—1723), der Erbauer der Paulskirche, war weder Stifter noch Regenerator des Freimaurerbundes. H. Hettner sagt von ihm: „Das letzte Hinsiechen der Bauhütten in England ist geschichtlich an den Namen Christoph Wren's geknüpft. Es ist daher ein offenkundiger Irrthum, wenn Lessing in seinen herrlichen Freimaurergesprächen Christoph Wren mit der Entstehung des heutigen Freimaurerordens in nächste Verbindung bringt.... Christoph Wren steht am Schlusse der alten Zunftgeschichte, nicht am Anfang der neuen." — A. d. H.

Grundsätze der Masonei exoterisch machte? Wie, wenn ich das, was sich nicht exoterisch machen läßt, unter die Hieroglyphen und Symbole desselben Handwerks versteckte, und was man jetzt unter dem Worte Masonry versteht, zu einer Free-Masonry erweiterte, an welcher Mehrere Theil nehmen könnten?" — So dachte Wren, und die Freimäurerei ward — Ernst! Wie ist Dir?

Ernst. Wie einem Geblendeten.

Falk. Geht Dir nun einiges Licht auf?

Ernst. Einiges? Zu viel auf einmal.

Falk. Begreifst Du nun —

Ernst. Ich bitte Dich, Freund, nichts mehr! — Aber hast Du nicht bald Verrichtungen in der Stadt?

Falk. Wünschest Du mich da?

Ernst. Wünsche? — nachdem Du mir versprochen —

Falk. So hab' ich der Verrichtungen daselbst genug — Noch einmal, ich werde mich über Manches aus dem Gedächtnisse zu schwankend, zu unbefriedigend ausgedruckt haben — Unter meinen Büchern sollst Du sehen und greifen — Die Sonne geht unter, Du mußt in die Stadt. Lebe wohl! —

Ernst. Eine andre ging mir auf. Lebe wohl!

Nachricht.

Ein sechstes Gespräch, welches unter diesen Freunden vorfiel, ist nicht so nachzubilden. Aber das Wesentliche davon ist zu kritischen Anmerkungen über das fünfte Gespräch bestimmt, die man zur Zeit noch zurückhält.

Die

Erziehung des Menschengeschlechts.



Vorbemerkung des Herausgebers.

Der Wolfenbüttel'sche Ungenannte hatte in dem von Lessing mitgetheilten fünften Fragment (Th. XV. S. 189 ff.) den Beweis zu führen gesucht, „daß die Bücher A. T. nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren", und zwar stützte er seinen Beweis auf ein vom englischen Deismus geltend gemachtes Argument. Da nämlich, so schließt der Fragmentist, eine geoffenbarte Religion die Unsterblichkeit lehren müsse, die alttestamentliche Religion dies aber nicht thue, so sei sie keine geoffenbarte Religion.

In seinen „Gegensätzen" gegen dieses Fragment (a. a. O. S. 276 ff.) giebt Lessing die eine Voraussetzung, auf welche dieser Beweis basirt ist, daß nämlich das A. T. nicht die Unsterblichkeit lehre, nicht blos zu, sondern dehnt dieselbe sogar noch auf den strengen Begriff von der Einheit Gottes aus, aber er leugnet die zweite Voraussetzung, daß eine geoffenbarte Religion die Unsterblichkeit, resp. die strenge Einheit Gottes lehren müsse, und damit den Schluß. Die Offenbarung könne ja, so argumentirt Lessing, wie die Erziehung, eine allmählige, stufenförmige sein; Wahrheiten, die sie auf der einen Stufe vorenthalte, könne sie auf einer späteren nachbringen. Und um dem Leser diesen Gedanken zu völlig klarer Anschauung zu bringen, theilt er die erste Hälfte „eines kleinen Aufsatzes" mit, der, wie Lessing (S. 279) sagt, vor einiger Zeit unter einem gewissen Zirkel von Freunden in der Handschrift herumgegangen und „Die Erziehung des Menschengeschlechts" überschrieben gewesen sei. „Ich muß bekennen," fährt er fort (S. 280), „daß ich von einigen Gedanken dieses

Aufsatzes bereits wörtlich Gebrauch gemacht habe. Was hindert mich also, oder vielmehr was ist also schicklicher, als daß ich den Anfang desselben in seinem ganzen Zusammenhange mittheile, der sich auf den Inhalt unsers vierten Fragments (des vierten im „4. Beitrage", in der ganzen Reihe des fünften) so genau beziehet? Die Indiscretion, die ich damit begehe, weiß ich zu verantworten, und von der Lauterkeit der Absichten des Verfassers bin ich überzeugt. Er ist auch bei Weitem so heterodox nicht, als er bei dem ersten Anblicke scheinet; wie ihm auch die schwierigsten Leser zugestehen werden, wenn er einmal den ganzen Aufsatz oder gar die völlige Ausführung desselben bekannt zu machen für gut halten sollte. Hier ist indeß, wie gesagt, der Anfang, — des verwandten und genutzten Inhalts wegen."

Es folgen dann die 53 ersten Paragraphen der „Erziehung des Menschengeschlechts". — Erst drei Jahre später, im Jahre 1780, ließ Lessing das Ganze in Berlin bei Voß als besondere Schrift mit dem Motto erscheinen: „Haec omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt." Augustinus (Soliloqu. Lib. II. Cap. 10). Auf dem Titel und in der Vorrede zu dem Ganzen bezeichnet er sich ebenso wie in der oben mitgetheilten Einführung in die erste Hälfte nur als Herausgeber, nicht als Verfasser der Schrift. Indessen ist es in den ersten sechzig Jahren nach ihrem Erscheinen keinem Menschen eingefallen, deswegen die Autorschaft Lessing's für irgendwie zweifelhaft und jenes Vorgeben Lessing's für etwas Anderes zu halten, als was es ist, nämlich eine bequeme Maske, die ihn gegen alle Angriffe zu decken geeignet war, da ihm der Fragmentenstreit ohnehin genug zu thun gab.

Da trat im Jahre 1839 ein Herr Wilhelm Körte auf und behauptete in seinem Leben Albrecht Thaer's, des bekannten Begründers der rationellen Landwirthschaft, nicht Lessing, sondern eben dieser Albrecht Thaer sei der Verfasser der „Erziehung des Menschengeschlechts". Körte's Beweisführung war scheinbar eine so bündige, daß sie selbst Männer wie Gelzer und David Strauß irre machte, bis endlich im Jahre 1841 Guhrauer in seinem vortrefflichen Buche „Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts" den schlagenden Beweis lieferte, daß die „Erziehung des Menschengeschlechts" von Niemand außer Lessing geschrieben sein könne. Sofern sich Guhrauer's Beweis nur stützt auf den unauflöslichen geistigen Zusammenhang zwischen der „Erziehung des Menschengeschlechts" und Lessing's übrigen philosophischen und

theologischen Schriften, ist derselbe vollkommen überzeugend; aber nach einer anderen Richtung schoß Guhrauer aus begreiflicher und verzeihlicher sittlicher Entrüstung über das Ziel hinaus, und es rächte sich an ihm die bekannte logische Regel: „Qui nimium probat, nihil probat.“ Guhrauer behauptete nämlich, die von Körte aus einem Manuscripte Thaer's veröffentlichte kleine Schrift: „Mein Lebenslauf und Bekenntnisse, für Philippine“, auf die Körte seinen Beweis stützte, sei ein Falsificat Körte's. Später mußte Guhrauer diese Insinuation zurücknehmen, da sich das Original jenes Schriftchens von der Hand Albrecht Thaer's wirklich im Besitze der Thaer'schen Familie befand.

Diese im Uebereifer von Guhrauer jenen Bekenntnissen gegenüber eingenommene falsche Stellung scheint den trefflichen Mann bis an sein Lebensende verhindert zu haben, das Schriftchen Thaer's mit der nöthigen kritischen Ruhe anzusehen. Er würde sonst schwerlich im „Leben Lessing's“ (Beilagen zum 3. bis 5. Buch, S. 29 ff.) den Angaben von Mitgliedern der Thaer'schen Familie über mysteriöse Aeußerungen Thaer's oder seiner Frau einen so hohen Werth beigelegt haben.

Halten wir uns statt dessen an das thatsächlich Vorliegende, nämlich an jene unzweifelhaft ächten „Bekenntnisse“ Thaer's.

Albrecht Thaer ist 1752 in Celle geboren. Als Arzt in seiner Vaterstadt schrieb er im Jahre 1785 jene „Bekenntnisse“ für seine spätere Frau, Philippine von Willich. Die „Bekenntnisse“ machen namentlich in der ersten Hälfte den Eindruck wahrhaft abstoßender Renommisterei und Großmannssucht, ja, einzelne Stellen haben uns unwillkürlich an die Aufschneidereien des Chevalier Riccaut erinnert.

Und was sagt nun Albrecht Thaer in diesen „Bekenntnissen“ von 1785? — So wenig er ein Christ gewesen, bemerkt er zunächst, so habe er doch Religionsspötterei nie leiden können. Er habe daher als Student in Göttingen „einer Bande theoretischer und praktischer Religionsspötter“ aus seiner Bekanntschaft „mit Gründen zu widersprechen“ gesucht, „wie sie deren eben noch nicht gehört hatten.“ Und um dies mit mehrerem Nachdruck thun zu können, habe er alle die besten Schriften gelesen, die für und wider die Religion geschrieben worden. Auch sei er im Ganzen überzeugt worden. „Dennoch aber,“ fährt er dann wörtlich fort, „schienen mir alle Beweise manche Schwierigkeit nicht zu heben, und in der Vorstellung der Lehren war ich weder mit den orthodoxen, noch mit den neuern sogenannten Berliner Theologen einig. Ich er-

schuf mir ein neues System und brachte es flüchtig zu Papier. Es ward wider meinen Willen abgeschrieben, fiel in die Hände eines großen Mannes, der den Stil etwas umänderte und einen Theil davon als Fragment eines unbekannten Verfassers herausgab. Nachher ist auch der 2. Theil herausgekommen, aber mit Zusätzen, woran ich keinen Antheil habe. Bis jetzt wissen es nur drei lebende Menschen, daß ich der Urheber bin; doch giebt es Mehrere, die es vermuthen, und gegen die ich es streng leugne. Ich kann mich auf Ihre Verschwiegenheit verlassen. In meiner und der Dinge jetziger Lage möchte ich um Alles nicht, daß es bekannt würde. Wegen des Namens des Herausgebers und der zu großen Abkürzung der Sätze ist es ganz widersinnig von allen Parteien mißverstanden worden, und es ist doch so klar für Jeden, der es unbefangen in die Hand nimmt. Anfangs las ich Alles, was dafür, dawider und darüber herauskam; jetzt ekelt's mich an. Von Allem, was ich Ihnen vertraut habe und vertrauen werde, müssen Sie dieses am Strengsten verschwiegen halten, bis ich es einmal rathsam finde, hervorzutreten ..... Wollen Sie das Büchlein lesen, so will ich es Ihnen bringen" (Körte's „Albrecht Thaer", S. 17 f.).

Aus den vorstehenden Worten Thaer's zieht nun sein Biograph Körte folgenden höchst originellen Schluß: Thaer hat einen religionsphilosophischen Aufsatz geschrieben, der von einem großen Manne als Fragment eines ungenannten Verfassers herausgegeben wurde. Der große Lessing hat zwei religionsphilosophische Aufsätze in dieser Weise herausgegeben, nämlich die „Fragmente des Wolfenbüttel'schen Ungenannten", und die „Erziehung des Menschengeschlechts". Verfasser der „Fragmente" ist aber nachgewiesener Maßen H. S. Reimarus. Folglich (wie schnell Herr Körte mit seinem „folglich" bei der Hand ist!), folglich hat Thaer die „Erziehung des Menschengeschlechts" verfaßt. Nicht einmal die simple Vorfrage stellt sich Herr Körte, wie man es sich als psychologisch möglich vorstellen soll, ohne das Wunder einer directen göttlichen Inspiration anzunehmen, daß ein halbreifer einundzwanzigjähriger Jüngling (Thaer will sein System 1773 verfaßt haben) eines der durchdachtesten, nach Inhalt und Form vollendetsten Geistesproducte aller Zeiten verfaßt haben soll, das alle Kritiker eines halben Jahrhunderts

für das letzte und für eins der bedeutendsten Werke eines der größten Denker und vielleicht des größten Stilisten der deutschen Nation haben halten können! Was Albrecht Thaer auch später auf einem anderen Felde geleistet haben mag (seine anerkannt großen Verdienste um die Landwirthschaft sollen hier in keiner Weise geschmälert werden!), noch zwölf Jahre nach jenem „System“ leistete er die schon oben charakterisirten „Bekenntnisse“, deren Stil wahrlich an alles Andere eher als an Lessing erinnert. Den „Stil“ soll nach den „Bekenntnissen“ jener große Herausgeber freilich geändert haben. Aber der Stil ist ja gerade bei dieser knappen Schrift Lessing's von wesentlicher Bedeutung! Denn mit Recht sagt C. Schwarz (Lessing als Theologe, S. 193): „Gerade hier ist die Form so sehr das Wesen selbst, so sehr aus einem Guß, so ganz und gar das Werth Gebende, daß sie mit der Verfasserschaft unmittelbar zusammenfällt und unmöglich auf eine blos nachhelfende Redaction beschränkt werden kann. Wer die Erziehung des Menschengeschlechts in ihrer knappen, präcisen, an allen Punkten durchsichtigen, nach allen Seiten scharf abgrenzenden, stätig und sicher mit der Gewalt innerer Nothwendigkeit fortschreitenden Form nicht sogleich als das Werk Lessing's und als eines der größten Meisterwerke des Stils erkennt, der weiß überhaupt von Lessing nichts und ist jeden Sinnes für künstlerische Form ledig! So konnte damals gradezu nur ein Mensch schreiben!“

Der Beweis Körte's ruht also auf sehr schwachen Füßen.

Fragen wir uns nun, indem wir von dieser Beweisführung ganz absehen: Wollte denn überhaupt nach seinen „Bekenntnissen“ Thaer für den Verfasser der „Erziehung des Menschengeschlechts“ gelten? Guhrauer hält dies (a. a. O.) für wahrscheinlich. Aber Guhrauer hat die „Bekenntnisse“, wie schon gesagt, wol überhaupt nicht mit der nöthigen Ruhe angesehen. Wir stehen nicht an, jene Frage mit C. Schwarz einfach dahin zu beantworten: Thaer will gar nicht die „Erziehung des Menschengeschlechts“, er will vielmehr die „Fragmente des Wolfenbüttel'schen Ungenannten“ verfaßt haben. Alle von Thaer über seine Schrift angegebenen wesentlichen Umstände passen ebenso vortrefflich auf die „Fragmente“, wie sie mit der „Erziehung des Menschengeschlechts“ gänzlich unvereinbar sind. Wann wäre je die „Erziehung des Menschengeschlechts“ „ganz widersinnig von allen Parteien mißverstanden worden“? Kann die „Erziehung des Menschengeschlechts“ überhaupt

mißverstanden werden? Wie vortrefflich dagegen paßt dieser Umstand auf die „Fragmente", die von den „Berliner Theologen" (den Rationalisten) ebenso stark angegriffen wurden wie von den Orthodoxen! Und wo sind ferner die zahlreichen Schriften, die „für, wider und über die Erziehung des Menschengeschlechts herauskamen", so daß deren Lectüre schon 1785 Thaer „anekeln" konnte? Auf die „Erziehung des Menschengeschlechts" bezogen, ist diese Aeußerung geradezu unsinnig, während über die „Fragmente" bekanntlich schon im Jahre 1780 eine ganze Bibliothek von Schriften erschienen war. Wozu endlich die peinliche Geheimhaltung der Autorschaft, wenn die „Erziehung des Menschengeschlechts" die fragliche Schrift war? Schon im Jahr 1785 würde das Bekanntwerden derselben selbst in einer orthodoxen Stadt den Ruf eines Arztes schwerlich gefährdet haben, und später gar, als Thaer College Schleiermacher's an der Berliner Universität war, da würde, wenn Thaer „es rathsam gefunden hätte, hervorzutreten", dies ihm die höchste Ehre eingetragen haben. Denn die „Erziehung des Menschengeschlechts" verfolgt ja durchaus keine destructive Tendenz, sondern lenkt vielmehr, wenn sie auch in keiner Weise orthodox ist oder sein will, namentlich den „Fragmenten" gegenüber in positive Bahnen ein. Wurde dagegen bekannt, daß Thaer Verfasser der verrufenen „Fragmente" war, so konnte dies nicht blos seine ärztliche Praxis, sondern selbst sein Verhältniß zu Philippine von Willich gefährden.

Aber, so wird der Leser nun fragen, wie kann sich denn Thaer für den Verfasser der „Fragmente" gehalten haben, da letztere doch ohne allen Zweifel von H. S. Reimarus verfaßt sind? Zunächst, lieber Leser, wissen wir blos, daß er für den damals noch durchaus unbekannten Verfasser der „Fragmente" gehalten sein wollte, und er brauchte sich deshalb durchaus noch nicht selbst dafür gehalten zu haben. C. Schwarz z. B. hält es (a. a. O. S. 196) für durchaus möglich, daß „Thaer's außerordentliche Eitelkeit, die durch jedes Wort seiner Bekenntnisse hindurchleuchtet, ihn zu einer ganz nichtigen und lügenhaften Geheimnißthuerei gegenüber seiner damaligen Braut veranlaßt habe."

Wir glauben indeß, daß C. Schwarz hier ebenso über das Ziel hinausschießt, wie Guhrauer that, als er Körte der Fälschung beschuldigte, nur daß Schwarz nicht zu besorgen braucht, funfzig Jahre nach dem Tode des einzigen möglichen Zeugen noch in derselben Weise ad absurdum geführt zu werden, wie einst Guhrauer.

Trotzdem wir also nicht zu fürchten hätten, selbst Lügen gestraft zu werden, wenn wir mit Schwarz Herrn Albrecht Thaer ganz einfach für einen schwadronirenden Lügner erklärten, so folgen wir doch lieber dem Beispiele des Weltkindes Lessing, der uns in seinen „Rettungen“ gelehrt hat, auch gegen Todte gerecht zu sein, als dem des Herrn Hofpredigers. Auch sagt ja schon die juristische Regel: „Quilibet praesumitur bonus.“ Wir sind also der Meinung, daß Albrecht Thaer im Jahre 1785 sich wirklich selbst für den Verfasser der „Fragmente“ hielt, obwol er es ganz gewiß nicht war.

Aber wie ist eine solche Selbsttäuschung denn möglich? wird man fragen, und nun beginnt für uns die psychologische Schwierigkeit. Wir erklären uns diese Selbsttäuschung ganz einfach so. Thaer hatte 1773 ein neues religionsphilosophisches „System zu Papier gebracht“, das in seinen wesentlichen sachlichen Grundzügen mit den „Fragmenten“ oder doch mit einigen derselben übereinstimmte. Das ist sicherlich möglich, ohne daß wir zu einem Wunder unsere Zuflucht zu nehmen brauchen; denn daß der „große“ Herausgeber den „Stil“ geändert und auch „Zusätze“ hinzugefügt, giebt Thaer ja selbst zu. Dieses „System“ circulirte bei Thaer's Freunden, wurde abgeschrieben, konnte also auch irgendwie in Lessing's „Hände fallen“. Dieser gab seit 1774 die „Fragmente“ heraus, die kein Mensch in der Welt geschrieben haben wollte. Thaer erkannte in diesen „Fragmenten“ zwar nicht seinen „Stil“, aber doch im Wesentlichen seine Gedanken, und deshalb hielt er sich, ein mit dem Urtheil schnell fertiger Jüngling, wie er war, für den Verfasser dieser „Fragmente“, die sehr schnell zwar keinen sehr guten, aber doch einen sehr großen Ruf erlangt hatten.

Diese unsere Erklärung löst zwar, das geben wir gern zu, nicht alle Schwierigkeiten, jedoch die erheblichsten. Aber wir glauben noch einen Umstand nicht unerwähnt lassen zu dürfen. Nach den „Bekenntnissen“ Thaer's ist seine Schrift „wider seinen Willen abgeschrieben“ worden, „in die Hände eines großen Mannes gefallen“ und von diesem herausgegeben worden, also doch offenbar auch wider den Willen Thaer's. Dies geht ganz unzweifelhaft aus Thaer's Worten hervor, und danach wäre Lessing, wenn er auch nur Thaer's Gedanken benutzt hätte, ganz offenbar ein Dieb an dem geistigen Eigenthum eines unbekannten Jünglings. Wer fähig ist, sich unseren Lessing auch nur einen Augenblick als solchen zu denken, mit dem wollen wir nicht weiter rechten.

Wir halten also die Frage, wer die „Erziehung des Menschen-

geschlechts" geschrieben, für durchaus entschieden. Thaer war nicht blos nicht ihr Verfasser, er hielt sich auch selbst nicht dafür und wollte nicht dafür gehalten sein.

Wir sind bei dieser Frage namentlich deshalb so ausführlich gewesen, weil die Erklärung Guhrauer's in „Lessing's Leben", daß seine Ueberzeugung zwar in Bezug auf Lessing's Autorschaft nach wie vor unerschüttert sei, daß aber doch unerklärlicher Weise auch Thaer diese Schrift Lessing's verfaßt haben wollte, uns um so mehr als ungenügend erschienen ist, als der positive äußere Beweis für die Autorschaft Lessing's ein ziemlich mangelhafter ist. In der Seele des Lesers aber soll, wenn irgend möglich, auch nicht der Schatten eines Zweifels zurückbleiben, daß Lessing und kein Anderer die „Erziehung des Menschengeschlechts" verfaßt habe.

Gehen wir nun zu den äußeren Zeugnissen über, die für die Autorschaft Lessing's sprechen, so ist zunächst hervorzuheben, daß sich Lessing zwar niemals direct, so viel wir wissen, für den Verfasser unserer kleinen Schrift erklärt, daß er aber auch niemals der, wie schon oben hervorgehoben, allgemeinen Annahme seiner Zeitgenossen und namentlich seiner nächsten Freunde, daß er und kein Anderer der Verfasser sei, widersprochen hat. Ja, in zwei Briefen spricht er sich über den Verfasser der „Erziehung des Menschengeschlechts" in Worten aus, die man in ungezwungener Weise nur auf ihn selbst deuten kann. So antwortet er unterm 6. April 1778 dem Sohne des Fragmentisten, J. A. H. Reimarus, auf die Frage, wer die „Erziehung des Menschengeschlechts" verfaßt habe: „Die Erziehung des Menschengeschlechts ist von einem guten Freunde, der sich gerne allerlei Hypothesen und Systeme macht, um das Vergnügen zu haben, sie wieder einzureißen. Diese Hypothese nun würde freilich das Ziel gewaltig verrücken, auf welches mein Ungenannter im Anschlage gewesen. Aber was thut's? Jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen!" Diese Charakteristik des „guten Freundes" charakterisirt in der treffendsten Weise Lessing selbst. Noch unverkennbarer aber erklärt sich Lessing für den Verfasser der „Erziehung des Menschengeschlechts" in einem Briefe an seinen Bruder Karl Gotthelf vom 25. Februar 1780. Hier heißt es: „Auch habe ich ihm [Voß] die Erziehung des Menschengeschlechts geschickt, die er mir auf ein halbes Dutzend Bogen ausdehnen soll. Ich kann ja das Ding vollends in die Welt schicken, da ich es nie für meine Arbeit erkennen werde, und Mehrere nach dem

ganzen Plane doch begierig gewesen sind." Könnte Lessing so schreiben, wenn er nicht der Verfasser wäre? Würde er eine fremde Arbeit, die er der Herausgabe für würdig hielt, so wegwerfend „das Ding" nennen? Würde er je von den „Fragmenten" auch in einem Privatbriefe so gesprochen haben? Und würde er namentlich sagen können, er werde die „Erziehung des Menschengeschlechts" nie für seine Arbeit „erkennen", d. h. als solche anerkennen, wenn sie nicht thatsächlich seine Arbeit wäre? C. Schwarz hält (a. a. O. S. 195) eine derartige Deutung der Worte zwar nicht für wahrscheinlich, aber doch immerhin für möglich. Wir können aber mit Guhrauer diese Möglichkeit nicht zugeben, wenn wir nicht zugleich zugeben wollen, daß Lessing etwas sehr Zweideutiges oder etwas gänzlich Ueberflüssiges gesagt habe, was doch sonst nicht gerade seine Art ist. Denn war die „Erziehung des Menschengeschlechts" nicht seine Arbeit, so konnte Lessing nicht sagen, er werde sie nie als seine Arbeit anerkennen, sondern höchstens, er werde sie nie für seine Arbeit ausgeben oder öffentlich für seine Arbeit erklären. Und wäre das Letztere überhaupt ein denkbarer Gedanke? Konnte Lessing auch nur daran denken, eine Arbeit für die seine auszugeben, die es nicht war? Die Worte enthalten also zwar keine directe Anerkennung seiner Urheberschaft, aber doch eine ganz unverkennbare Hindeutung auf dieselbe.

Lessing ist also nicht blos der Herausgeber der „Erziehung des Menschengeschlechts", sondern er ist ganz unzweifelhaft der Verfasser dieser kleinen Schrift, die nach W. Wackernagel's treffendem Ausdruck „reicher an Inhalt als an Umfang" ist.

Nur der Grundgedanke der Schrift, nach welchem die Offenbarung dem Menschengeschlechte gegenüber dieselbe Rolle spielt wie die Erziehung beim einzelnen Menschen, ist nicht eigenthümlich Lessingisch. Schon der bekannte Geschichtschreiber Joh. Müller fand ihn bei Epiphanius, und Ritter erklärt (Ueber Lessing's phil. und relig. Grundsätze, S. 38 f.): „Jetzt freilich weiß man nun wol ziemlich allgemein, daß nicht allein Epiphanius, sondern die meisten Kirchenväter und noch manche Scholastiker dieses Bildes und der daran sich anschließenden Lehren sich bedienten, und es kann bei der weiten Verbreitung desselben und der Bekanntschaft Lessing's mit den Kirchenvätern aus fleißiger Lesung kaum daran gezweifelt werden, daß er es bei ihnen entweder gefunden oder wiedergefunden hatte. Sein Verdienst wird dadurch nicht geschmälert."



Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Haec omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt.
Augustinus.

Vorbericht des Herausgebers.

Ich habe die erste Hälfte dieses Aufsatzes in meinen Beiträgen[1]) bekannt gemacht. Itzt bin ich im Stande, das Uebrige nachfolgen zu lassen.

Der Verfasser hat sich darin auf einen Hügel gestellt, von welchem er etwas mehr als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaubt.

Aber er ruft keinen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, von seinem Pfade. Er verlangt nicht, daß die Aussicht, die ihn entzücket, auch jedes andere Auge entzücken müsse.

Und so, dächte ich, könnte man ihn ja wol stehen und staunen lassen, wo er steht und staunt!

Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem Blicke weder ganz verhüllt, noch ganz entdeckt,

---

1) Vergl. Th. XV. S. 280. — A. d. H.

nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen gewesen!

Ich meine diesen. — Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln können und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen verdiente in der besten Welt nichts; und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei Allem im Spiele, nur bei unsern Irrthümern nicht?

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

§. 1.

Was die Erziehung bei dem einzeln Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte.

§. 2.

Erziehung ist Offenbarung, die dem einzeln Menschen geschieht, und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht.

§. 3.

Ob die Erziehung aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten in der Pädagogik Nutzen haben kann, will ich hier nicht untersuchen. Aber in der Theologie kann es gewiß sehr großen Nutzen haben und viele Schwierigkeiten heben, wenn man sich die Offenbarung als eine Erziehung des Menschengeschlechts vorstellet.

§. 4.

Erziehung giebt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte; sie giebt ihm das, was er aus sich selber haben könnte, nur geschwinder und leichter. Also giebt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde, sondern sie gab und giebt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher.

§. 5.

Und so wie es der Erziehung nicht gleichgiltig ist, in welcher Ordnung sie die Kräfte des Menschen entwickelt; wie sie dem Menschen nicht Alles auf einmal beibringen kann: ebenso hat auch Gott bei seiner Offenbarung eine gewisse Ordnung, ein gewisses Maß halten müssen.

§. 6.

Wenn auch der erste Mensch mit einem Begriffe von einem

einigen Gotte sofort ausgestattet wurde, so konnte doch dieser mitgetheilte und nicht erworbene Begriff unmöglich lange in seiner Lauterkeit bestehen. Sobald ihn die sich selbst überlassene menschliche Vernunft zu bearbeiten anfing, zerlegte sie den einzigen Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere und gab jedem dieser Theile ein Merkzeichen.

§. 7.

So entstand natürlicher Weise Vielgötterei und Abgötterei. Und wer weiß, wie viele Millionen Jahre sich die menschliche Vernunft noch in diesen Irrwegen würde herumgetrieben haben — ohngeachtet überall und zu allen Zeiten einzelne Menschen erkannten, daß es Irrwege waren — wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine bessere Richtung zu geben!

§. 8.

Da er aber einem jeden einzeln Menschen sich nicht mehr offenbaren konnte, noch wollte, so wählte er sich ein einzelnes Volk zu seiner besondern Erziehung, und eben das ungeschliffenste, das verwildertste, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können.

§. 9.

Dies war das Israelitische Volk, von welchem man gar nicht einmal weiß, was es für einen Gottesdienst in Aegypten hatte. Denn an dem Gottesdienste der Aegyptier durften so verachtete Sclaven nicht Theil nehmen, und der Gott seiner Väter war ihm gänzlich unbekannt geworden.

§. 10.

Vielleicht daß ihm die Aegyptier allen Gott, alle Götter ausdrücklich untersagt hatten; es in den Glauben gestürzt hatten, es habe gar keinen Gott, gar keine Götter; Gott, Götter haben, sei nur ein Vorrecht der bessern Aegyptier: und das, um es mit so viel größerm Anscheine von Billigkeit tyrannisiren zu dürfen. — Machen Christen es mit ihren Sclaven noch itzt viel anders? —

§. 11.

Diesem rohen Volke also ließ sich Gott anfangs blos als den Gott seiner Väter ankündigen, um es nur erst mit der Idee eines auch ihm zustehenden Gottes bekannt und vertraut zu machen.

§. 12.

Durch die Wunder, mit welchen er es aus Aegypten führte und in Kanaan einsetzte, bezeugte er sich ihm gleich darauf als einen Gott, der mächtiger sei als irgend ein andrer Gott.

§. 13.

Und indem er fortfuhr, sich ihm als den mächtigsten von allen zu bezeugen — welches doch nur einer sein kann, — gewöhnte er es allmählig zu dem Begriffe des Einigen.

§. 14.

Aber wie weit war dieser Begriff des Einigen noch unter dem wahren transscendentalen Begriffe des Einigen, welchen die Vernunft so spät erst aus dem Begriffe des Unendlichen mit Sicherheit schließen lernen!

§. 15.

Zu dem wahren Begriffe des Einigen — wenn sich ihm auch schon die Besserern des Volks mehr oder weniger näherten — konnte sich doch das Volk lange nicht erheben, und dieses war die einzige wahre Ursache, warum es so oft seinen einigen Gott verließ und den Einigen, d. i. Mächtigsten, in irgend einem andern Gotte eines andern Volks zu finden glaubte.

§. 16.

Ein Volk aber, das so roh, so ungeschickt zu abgezognen Gedanken war, noch so völlig in seiner Kindheit war, was war es für einer moralischen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entspricht: der Erziehung durch unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen.

§. 17.

Auch hier also treffen Erziehung und Offenbarung zusammen. Noch konnte Gott seinem Volke keine andere Religion, kein anders Gesetz geben als eines, durch dessen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden hoffte oder fürchtete. Denn weiter als auf dieses Leben gingen noch seine Blicke nicht. Es wußte von keiner Unsterblichkeit der Seele, es sehnte sich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun schon diese Dinge zu offenbaren, welchen seine Vernunft noch so wenig gewachsen war: was würde es bei Gott anders gewesen sein als der Fehler des eiteln Pädagogen, der sein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen als gründlich unterrichten will.

§. 18.

Allein wozu, wird man fragen, diese Erziehung eines so rohen Volkes, eines Volkes, mit welchem Gott so ganz von vorne anfangen mußte? Ich antworte: Um in der Folge der Zeit einzelne Glieder desselben so viel sichrer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menschengeschlechts. Das wurden Juden, das konnten nur Juden werden, nur Männer aus einem so erzogenen Volke.

§. 19.

Denn weiter. Als das Kind unter Schlägen und Liebkosungen aufgewachsen und nun zu Jahren des Verstandes gekommen war, stieß es der Vater auf einmal in die Fremde; und hier erkannte es auf einmal das Gute, das es in seines Vaters Hause gehabt und nicht erkannt hatte.

§. 20.

Während daß Gott sein erwähltes Volk durch alle Staffeln einer kindischen Erziehung führte, waren die andern Völker des Erdbodens bei dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen. Die meisten derselben waren weit hinter dem erwählten Volke zurückgeblieben, nur einige waren ihm zuvorgekommen. Und auch das geschieht bei Kindern, die man für sich aufwachsen läßt; viele bleiben ganz roh, einige bilden sich zum Erstaunen selbst.

§. 21.

Wie aber diese glücklichern Einige nichts gegen den Nutzen und die Nothwendigkeit der Erziehung beweisen, so beweisen die wenigen heidnischen Völker, die selbst in der Erkenntniß Gottes vor dem erwählten Volke noch bis itzt einen Vorsprung zu haben schienen, nichts gegen die Offenbarung. Das Kind der Erziehung fängt mit langsamen, aber sichern Schritten an, es holt manches glücklicher organisirte Kind der Natur spät ein, aber es holt es doch ein und ist alsdann nie wieder von ihm einzuholen.

§. 22.

Auf gleiche Weise. Daß — die Lehre von der Einheit Gottes bei Seite gesetzt, welche in den Büchern des Alten Testaments sich findet und sich nicht findet — daß, sage ich, wenigstens die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und die damit verbundene Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben darin völlig fremd sind, beweiset ebenso wenig wider den göttlichen Ursprung dieser Bücher. Es kann dem ohngeachtet mit allen darin enthaltenen Wundern und Prophezeihungen seine gute Richtigkeit

haben. Denn laßt uns setzen, jene Lehren würden nicht allein darin vermißt, jene Lehren wären auch sogar nicht einmal wahr; laßt uns setzen, es wäre wirklich für die Menschen in diesem Leben Alles aus: wäre darum das Dasein Gottes minder erwiesen? stünde es darum Gotte minder frei, würde es darum Gotte minder ziemen, sich der zeitlichen Schicksale irgend eines Volks aus diesem vergänglichen Geschlechte unmittelbar anzunehmen? Die Wunder, die er für die Juden that, die Prophezeihungen, die er durch sie aufzeichnen ließ, waren ja nicht blos für die wenigen sterblichen Juden, zu deren Zeiten sie geschahen und aufgezeichnet wurden: er hatte seine Absichten damit auf das ganze jüdische Volk, auf das ganze Menschengeschlecht, die hier auf Erden vielleicht ewig dauern sollen, wenn schon jeder einzelne Jude, jeder einzelne Mensch auf immer dahinstirbt.

§. 23.

Noch einmal. Der Mangel jener Lehren in den Schriften des Alten Testaments beweiset wider ihre Göttlichkeit nichts. Moses war doch von Gott gesandt, obschon die Sanction seines Gesetzes sich nur auf dieses Leben erstreckte. Denn warum weiter? Er war ja nur an das Israelitische Volk, an das damalige Israelitische Volk gesandt, und sein Auftrag war den Kenntnissen, den Fähigkeiten, den Neigungen dieses damaligen Israelitischen Volks sowie der Bestimmung des künftigen vollkommen angemessen. Das ist genug.

§. 24.

So weit hätte Warburton[1]) auch nur gehen müssen, und nicht weiter. Aber der gelehrte Mann überspannte den Bogen. Nicht zufrieden, daß der Mangel jener Lehren der göttlichen Sendung Mosis nichts schade, er sollte ihm die göttliche Sendung Mosis sogar beweisen. Und wenn er diesen Beweis noch aus der Schicklichkeit eines solchen Gesetzes für ein solches Volk zu führen gesucht hätte! Aber er nahm seine Zuflucht zu einem von Mose bis auf Christum ununterbrochen fortdauernden Wunder, nach welchem Gott einen jeden einzeln Juden gerade so glücklich oder unglücklich gemacht habe, als es dessen Gehorsam oder Ungehorsam gegen das Gesetz verdiente. Dieses Wunder habe den Mangel jener Lehren, ohne welche kein Staat bestehen könne,

1) Ueber William Warburton und seine „Göttliche Sendung Mosis" vergl. die Anm. zu Th XV. S. 190. — A. d. H.

ersetzt, und eine solche Ersetzung eben beweise, was jener Mangel auf den ersten Anblick zu verneinen scheine.

§. 25.

Wie gut war es, daß Warburton dieses anhaltende Wunder, in welches er das Wesentliche der Israelitischen Theokratie setzte, durch nichts erhärten, durch nichts wahrscheinlich machen konnte! Denn hätte er das gekonnt, wahrlich — alsdenn erst hätte er die Schwierigkeit unauflöslich gemacht. — Mir wenigstens. — Denn was die Göttlichkeit der Sendung Mosis wiederherstellen sollte, würde an der Sache selbst zweifelhaft gemacht haben, die Gott zwar damals nicht mittheilen, aber doch gewiß auch nicht erschweren wollte.

§. 26.

Ich erkläre mich an dem Gegenbilde der Offenbarung. Ein Elementarbuch für Kinder darf gar wohl dieses oder jenes wichtige Stück der Wissenschaft oder Kunst, die es vorträgt, mit Stillschweigen übergehen, von dem der Pädagog urtheilte, daß es den Fähigkeiten der Kinder, für die er schrieb, noch nicht angemessen sei. Aber es darf schlechterdings nichts enthalten, was den Kindern den Weg zu den zurückbehaltnen wichtigen Stücken versperre oder verlege. Vielmehr müssen ihnen alle Zugänge zu denselben sorgfältig offen gelassen werden; und sie nur von einem einzigen dieser Zugänge ableiten oder verursachen, daß sie denselben später betreten, würde allein die Unvollständigkeit des Elementarbuchs zu einem wesentlichen Fehler desselben machen.

§. 27.

Also auch konnte in den Schriften des Alten Testaments, in diesen Elementarbüchern für das rohe und im Denken ungeübte Israelitische Volk, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und künftigen Vergeltung gar wohl mangeln; aber enthalten durften sie schlechterdings nichts, was das Volk, für das sie geschrieben waren, auf dem Wege zu dieser großen Wahrheit auch nur verspätet hätte. Und was hätte es, wenig zu sagen, mehr dahin verspätet, als wenn jene wunderbare Vergeltung in diesem Leben darin wäre versprochen, und von Dem wäre versprochen worden, der nichts verspricht, was er nicht hält?

§. 28.

Denn wenn schon aus der ungleichen Austheilung der Güter dieses Lebens, bei der auf Tugend und Laster so wenig Rücksicht genommen zu sein scheinet, eben nicht der strengste Beweis für die

Unsterblichkeit der Seele und für ein anders Leben, in welchem jener Knoten sich auflöse, zu führen, so ist doch wol gewiß, daß der menschliche Verstand ohne jenem Knoten noch lange nicht — und vielleicht auch nie — auf bessere und strengere Beweise gekommen wäre. Denn was sollte ihn antreiben können, diese bessern Beweise zu suchen? Die bloße Neugierde?

§. 29.

Der und jener Israelite mochte freilich wol die göttlichen Versprechungen und Androhungen, die sich auf den gesammten Staat bezogen, auf jedes einzelne Glied desselben erstrecken und in dem festen Glauben stehen, daß, wer fromm sei, auch glücklich sein müsse, und wer unglücklich sei oder werde, die Strafe seiner Missethat trage, welche sich sofort wieder in Segen verkehre, sobald er von seiner Missethat ablasse. — Ein Solcher scheinet den „Hiob" geschrieben zu haben; denn der Plan desselben ist ganz in diesem Geiste. —

§. 30.

Aber unmöglich durfte die tägliche Erfahrung diesen Glauben bestärken, oder es war auf immer bei dem Volke, das diese Erfahrung hatte, auf immer um die Erkennung und Aufnahme der ihm noch ungeläufigen Wahrheit geschehen. Denn wenn der Fromme schlechterdings glücklich war, und es zu seinem Glücke doch wol auch mit gehörte, daß seine Zufriedenheit keine schrecklichen Gedanken des Todes unterbrachen, daß er alt und lebenssatt starb: wie konnte er sich nach einem andern Leben sehnen? wie konnte er über etwas nachdenken, wornach er sich nicht sehnte? Wenn aber der Fromme darüber nicht nachdachte, wer sollte es denn? Der Bösewicht, der die Strafe seiner Missethat fühlte und, wenn er dieses Leben verwünschte, so gern auf jedes andere Leben Verzicht that?

§. 31.

Weit weniger verschlug es, daß der und jener Israelite die Unsterblichkeit der Seele und künftige Vergeltung, weil sich das Gesetz nicht darauf bezog, geradezu und ausdrücklich leugnete. Das Leugnen eines Einzeln — wäre es auch ein Salomo gewesen — hielt den Fortgang des gemeinen Verstandes nicht auf und war an und für sich selbst schon ein Beweis, daß das Volk nun einen großen Schritt der Wahrheit näher gekommen war. Denn Einzelne leugnen nur, was Mehrere in Ueberlegung ziehen, und in Ueberlegung ziehen, warum man sich vorher ganz und gar nicht bekümmerte, ist der halbe Weg zur Erkenntniß.

§. 32.

Laßt uns auch bekennen, daß es ein heroischer Gehorsam ist, die Gesetze Gottes beobachten, blos weil es Gottes Gesetze sind, und nicht, weil er die Beobachter derselben hier und dort zu belohnen verheißen hat; sie beobachten, ob man schon an der künftigen Belohnung ganz verzweifelt und der zeitlichen auch nicht so ganz gewiß ist.

§. 33.

Ein Volk, in diesem heroischen Gehorsame gegen Gott erzogen, sollte es nicht bestimmt, sollte es nicht vor allen andern fähig sein, ganz besondere göttliche Absichten auszuführen? — Laßt den Soldaten, der seinem Führer blinden Gehorsam leistet, nun auch von der Klugheit seines Führers überzeugt werden, und sagt, was dieser Führer mit ihm auszuführen sich nicht unterstehen darf! —

§. 34.

Noch hatte das jüdische Volk in seinem Jehovah mehr den mächtigsten, als den weisesten aller Götter verehrt; noch hatte es ihn als einen eifrigen Gott mehr gefürchtet als geliebt: auch dieses zum Beweise, daß die Begriffe, die es von seinem höchsten, einigen Gott hatte, nicht eben die rechten Begriffe waren, die wir von Gott haben mussen. Doch nun war die Zeit da, daß diese seine Begriffe erweitert, veredelt, berichtiget werden sollten, wozu sich Gott eines ganz natürlichen Mittels bediente, eines bessern, richtigern Maßstabes, nach welchem es ihn zu schätzen Gelegenheit bekam.

§. 35.

Anstatt daß es ihn bisher nur gegen die armseligen Götzen der kleinen benachbarten rohen Völkerschaften geschätzt hatte, mit welchen es in beständiger Eifersucht lebte, fing es in der Gefangenschaft unter dem weisen Perser an, ihn gegen das Wesen aller Wesen zu messen, wie das eine geübtere Vernunft erkannte und verehrte.

§. 36.

Die Offenbarung hatte seine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal seine Offenbarung.

§. 37.

Das war der erste wechselseitige Dienst, den beide einander leisteten; und dem Urheber beider ist ein solcher gegenseitiger Einfluß so wenig unanständig, daß ohne ihm eines von beiden überflüssig sein würde.

§. 38.

Das in die Fremde geschickte Kind sahe andere Kinder, die mehr wußten, die anständiger lebten, und fragte sich beschämt: Warum weiß ich das nicht auch? warum lebe ich nicht auch so? Hätte in meines Vaters Hause man mir das nicht auch beibringen, dazu mich nicht auch anhalten sollen? Da sucht es seine Elementarbücher wieder vor, die ihm längst zum Ekel geworden, um die Schuld auf die Elementarbücher zu schieben. Aber siehe, es erkennet, daß die Schuld nicht an den Büchern liege, daß die Schuld ledig sein eigen sei, warum es nicht längst ebendas wisse, ebenso lebe.

§. 39.

Da die Juden nunmehr auf Veranlassung der reinern persischen Lehre in ihrem Jehovah nicht blos den größten aller Nationalgötter, sondern Gott erkannten; da sie ihn als solchen in ihren wieder hervorgesuchten heiligen Schriften um so eher finden und Andern zeigen konnten, als er wirklich darin war; da sie vor allen sinnlichen Vorstellungen desselben einen ebenso großen Abscheu bezeugten oder doch in diesen Schriften zu haben angewiesen wurden, als die Perser nur immer hatten: was Wunder, daß sie vor den Augen des Cyrus mit einem Gottesdienste Gnade fanden, den er zwar noch weit unter dem reinen Sabeismus,[1]) aber doch auch weit über die groben Abgöttereien zu sein erkannte, die sich dafür des verlassnen Landes der Juden bemächtiget hatten?

§. 40.

So erleuchtet über ihre eignen unerkannten Schätze, kamen sie zurück und wurden ein ganz andres Volk, dessen erste Sorge es war, diese Erleuchtung unter sich dauerhaft zu machen. Bald war an Abfall und Abgötterei unter ihm nicht mehr zu denken. Denn man kann einem Nationalgott wol untreu werden, aber nie Gott, sobald man ihn einmal erkannt hat.

§. 41.

Die Gottesgelehrten haben diese gänzliche Veränderung des jüdischen Volks verschiedentlich zu erklären gesucht, und Einer,

---

1) Unter Sabäismus (Sabeismus) ist der Gestirndienst zu verstehen, eine Cultusform, die sich nicht blos bei den Sabäern im glücklichen Arabien, sondern auch bei anderen asiatischen Völkerschaften fand. Namentlich verehrten auch die der Religion Zoroaster's ergebenen Perser die Gestirne, besonders die Sonne, als Träger des Lichts, weshalb Lessing ihre Religion geradezu als Sabäismus bezeichnet. — A. d. H.

der die Unzulänglichkeit aller dieser verschiednen Erklärungen sehr wohl gezeigt hat, wollte endlich „die augenscheinliche Erfüllung der über die Babylonische Gefangenschaft und die Wiederherstellung aus derselben ausgesprochnen und aufgeschriebnen Weissagungen" für die wahre Ursache derselben angeben. Aber auch diese Ursache kann nur insofern die wahre sein, als sie die nun erst veredelten Begriffe von Gott voraussetzt. Die Juden mußten nun erst erkannt haben, daß Wunder thun und das Künftige vorhersagen, nur Gott zukomme; welches Beides sie sonst auch den falschen Götzen beigeleget hatten, wodurch eben Wunder und Weissagungen bisher nur einen so schwachen, vergänglichen Eindruck auf sie gemacht hatten.

§. 42.

Ohne Zweifel waren die Juden unter den Chaldäern und Persern auch mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele bekannter geworden. Vertrauter mit ihr wurden sie in den Schulen der griechischen Philosophen in Aegypten.

§. 43.

Doch da es mit dieser Lehre in Ansehung ihrer heiligen Schriften die Bewandniß nicht hatte, die es mit der Lehre von der Einheit und den Eigenschaften Gottes gehabt hatte; da jene von dem sinnlichen Volke darin war gröblich übersehen worden, diese aber gesucht sein wollte; da auf diese noch Vorübungen nöthig gewesen waren und also nur Anspielungen und Fingerzeige stattgehabt hatten: so konnte der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele natürlicher Weise nie der Glaube des gesammten Volks werden. Er war und blieb nur der Glaube einer gewissen Secte desselben.

§. 44.

Eine Vorübung auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele nenne ich z. E. die göttliche Androhung, die Missethat des Vaters an seinen Kindern bis ins dritte und vierte Glied zu strafen. Dies gewöhnte die Väter, in Gedanken mit ihren spätesten Nachkommen zu leben und das Unglück, welches sie über diese Unschuldige gebracht hatten, vorauszufühlen.

§. 45.

Eine Anspielung nenne ich, was blos die Neugierde reizen und eine Frage veranlassen sollte, als die oft vorkommende Redensart: zu seinen Vätern versammelt werden, für „sterben".

§. 46.[1]

Einen Fingerzeig nenne ich, was schon irgend einen Keim enthält, aus welchem sich die noch zurückgehaltne Wahrheit entwickeln läßt. Dergleichen war Christi Schluß aus der Benennung Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's. Dieser Fingerzeig scheint mir allerdings in einen strengen Beweis ausgebildet werden zu können.

§. 47.

In solchen Vorübungen, Anspielungen, Fingerzeigen besteht die positive Vollkommenheit eines Elementarbuchs, so wie die oben erwähnte Eigenschaft, daß es den Weg zu den noch zurückgehaltenen Wahrheiten nicht erschwere oder versperre, die negative Vollkommenheit desselben war.

§. 48.

Setzt hierzu noch die Einkleidung und den Stil — 1) die Einkleidung der nicht wohl zu übergehenden abstracten Wahrheiten in Allegorien und lehrreiche einzelne Fälle, die als wirklich geschehen erzählet werden. Dergleichen sind die Schöpfung unter dem Bilde des werdenden Tages, die Quelle des moralischen Bösen in der Erzählung vom verbotnen Baume, der Ursprung der mancherlei Sprachen in der Geschichte vom Thurmbaue zu Babel u. s. w.

§. 49.

2) den Stil — bald plan und einfältig, bald poetisch, durchaus voll Tautologien, aber solchen, die den Scharfsinn üben, indem sie bald etwas Anders zu sagen scheinen und doch das Nämliche sagen, bald das Nämliche zu sagen scheinen und im Grunde etwas Anders bedeuten oder bedeuten können: —

§. 50.

Und Ihr habt alle gute Eigenschaften eines Elementarbuchs sowol für Kinder als für ein kindisches Volk.

§. 51.

Aber jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses Alter. Das ihm entwachsene Kind länger, als die Meinung gewesen, dabei zu verweilen, ist schädlich. Denn um dieses auf eine nur einiger Maßen nützliche Art thun zu können, muß man mehr hineinlegen, als darin liegt, mehr hineintragen, als es fassen

---

1) Dieser §. ist gegen den Schluß des „5. Fragments" gerichtet. Vergl. Th. XV. S. 221 f. — A. d. H.

kann. Man muß der Anspielungen und Fingerzeige zu viel suchen und machen, die Allegorien zu genau ausschütteln, die Beispiele zu umständlich deuten, die Worte zu stark pressen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand; das macht es geheimnißreich, abergläubisch, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte.

§. 52.

Die nämliche Weise, wie die Rabbinen ihre heiligen Bücher behandelten! Der nämliche Charakter, den sie dem Geiste ihres Volks dadurch ertheilten!

§. 53.

Ein beßrer Pädagog muß kommen und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — Christus kam.[1])

§. 54.

Der Theil des Menschengeschlechts, den Gott in *einen* Erziehungsplan hatte fassen wollen — er hatte aber nur denjenigen in *einen* fassen wollen, der durch Sprache, durch Handlung, durch Regierung, durch andere natürliche und politische Verhältnisse in sich bereits verbunden war — war zu dem zweiten großen Schritte der Erziehung reif.

§. 55.

Das ist, dieser Theil des Menschengeschlechts war in der Ausübung seiner Vernunft so weit gekommen, daß er zu seinen moralischen Handlungen edlere, würdigere Bewegungsgründe bedurfte und brauchen konnte, als zeitliche Belohnung und Strafen waren, die ihn bisher geleitet hatten. Das Kind wird Knabe. Leckerei und Spielwerk weicht der aufkeimenden Begierde, ebenso frei, ebenso geehrt, ebenso glücklich zu werden, als es sein älteres Geschwister sieht.

§. 56.

Schon längst waren die Bessern von jenem Theile des Menschengeschlechts gewohnt, sich durch einen *Schatten* solcher edlern Bewegungsgründe regieren zu lassen. Um nach diesem Leben auch nur in dem Andenken seiner Mitbürger fortzuleben, that der Grieche und Römer Alles.

§. 57.

Es war Zeit, daß ein andres, *wahres*, nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf seine Handlungen gewönne.

---

1) Bis hierhin war die „Erziehung des Menschengeschlechts“ im Jahre 1777 im „4. Beitrage zur Geschichte und Literatur“ von Lessing veröffentlicht worden. S. Th. XV. S. 280. — A. d. H.

§. 58.

Und so ward Christus der erste zuverlässige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele.

§. 59.

Der erste zuverlässige Lehrer. — Zuverlässig durch die Weissagungen, die in ihm erfüllt schienen, zuverlässig durch die Wunder, die er verrichtete, zuverlässig durch seine eigene Wiederbelebung nach einem Tode, durch den er seine Lehre versiegelt hatte. Ob wir noch itzt diese Wiederbelebung, diese Wunder beweisen können, das lasse ich dahingestellt sein; so wie ich es dahingestellt sein lasse, wer die Person dieses Christus gewesen. Alles das kann damals zur Annehmung seiner Lehre wichtig gewesen sein, itzt ist es zur Erkennung der Wahrheit dieser Lehre so wichtig nicht mehr.

§. 60.

Der erste praktische Lehrer. — Denn ein Anders ist, die Unsterblichkeit der Seele als eine philosophische Speculation vermuthen, wünschen, glauben, ein Anders, seine innern und äußern Handlungen darnach einrichten.

§. 61.

Und dieses wenigstens lehrte Christus zuerst. Denn ob es gleich bei manchen Völkern auch schon vor ihm eingeführter Glaube war, daß böse Handlungen noch in jenem Leben bestraft würden, so waren es doch nur solche, die der bürgerlichen Gesellschaft Nachtheil brachten und daher auch schon in der bürgerlichen Gesellschaft ihre Strafe hatten. Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein andres Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten.

§. 62.

Seine Jünger haben diese Lehre getreulich fortgepflanzt. Und wenn sie auch kein ander Verdienst hätten, als daß sie einer Wahrheit, die Christus nur allein für die Juden bestimmt zu haben schien, einen allgemeinern Umlauf unter mehrern Völkern verschafft hätten, so wären sie schon darum unter die Pfleger und Wohlthäter des Menschengeschlechts zu rechnen.

§. 63.

Daß sie aber diese eine große Lehre noch mit andern Lehren versetzten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war: wie konnte das anders sein? Laßt uns

sie darum nicht schelten, sondern vielmehr mit Ernst untersuchen, ob nicht selbst diese beigemischten Lehren ein neuer Richtungsstoß für die menschliche Vernunft geworden.

§. 64.

Wenigstens ist es schon aus der Erfahrung klar, daß die neutestamentlichen Schriften, in welchen sich diese Lehren nach einiger Zeit aufbewahret fanden, das zweite beßre Elementarbuch für das Menschengeschlecht abgegeben haben und noch abgeben.

§. 65.

Sie haben seit siebzehnhundert Jahren den menschlichen Verstand mehr als alle andere Bücher beschäftiget, mehr als alle andere Bücher erleuchtet, sollte es auch nur durch das Licht sein, welches der menschliche Verstand selbst hineintrug.

§. 66.

Unmöglich hätte irgend ein ander Buch unter so verschiednen Völkern so allgemein bekannt werden können; und unstreitig hat das, daß so ganz ungleiche Denkungsarten sich mit diesem nämlichen Buche beschäftigten, den menschlichen Verstand mehr fortgeholfen, als wenn jedes Volk für sich besonders sein eignes Elementarbuch gehabt hätte.

§. 67.

Auch war es höchst nöthig, daß jedes Volk dieses Buch eine Zeit lang für das Non plus ultra seiner Erkenntnisse halten mußte. Denn dafür muß auch der Knabe sein Elementarbuch vors Erste ansehen, damit die Ungeduld, nur fertig zu werden, ihn nicht zu Dingen fortreißt, zu welchen er noch keinen Grund gelegt hat.

§. 68.

Und was noch itzt höchst wichtig ist: — Hüte Dich, Du fähigeres Individuum, der Du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest, hüte Dich, es Deine schwächere Mitschüler merken zu lassen, was Du witterst oder schon zu sehn beginnest.

§. 69.

Bis sie Dir nach sind, diese schwächere Mitschüler, — kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück und untersuche, ob das, was Du nur für Wendungen der Methode, für Lückenbüßer der Didaktik hältst, auch wol nicht etwas Mehrers ist.

§. 70.

Du hast in der Kindheit des Menschengeschlechts an der Lehre von der Einheit Gottes gesehen, daß Gott auch bloße Vernunftswahrheiten unmittelbar offenbaret, oder verstattet und einleitet, daß bloße Vernunftswahrheiten als unmittelbar geoffenbarte Wahrheiten eine Zeit lang gelehret werden, um sie geschwinder zu verbreiten und sie fester zu gründen.

§. 71.

Du erfährst in dem Knabenalter des Menschengeschlechts an der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele das Nämliche. Sie wird in dem zweiten bessern Elementarbuche als Offenbarung gepredigt, nicht als Resultat menschlicher Schlüsse gelehret.

§. 72.

So wie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Testaments entbehren können; so wie wir allmählig zur Lehre von der Unsterblichkeit der Seele auch des Neuen Testaments entbehren zu können anfangen: könnten in diesem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgespiegelt werden, die wir als Offenbarungen so lange anstaunen sollen, bis sie die Vernunft aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen?

§. 73.

Z. E. die Lehre von der Dreieinigkeit. — Wie, wenn diese Lehre den menschlichen Verstand nach unendlichen Verirrungen rechts und links nur endlich auf den Weg bringen sollte, zu erkennen, daß Gott in dem Verstande, in welchem endliche Dinge eins sind, unmöglich eins sein könne; daß auch seine Einheit eine transscendentale Einheit sein müsse, welche eine Art von Mehrheit nicht ausschließt? — Muß Gott wenigstens nicht die vollständigste Vorstellung von sich selbst haben? d. i. eine Vorstellung, in der sich Alles befindet, was in ihm selbst ist? Würde sich aber Alles in ihr finden, was in ihm selbst ist, wenn auch von seiner nothwendigen Wirklichkeit, sowie von seinen übrigen Eigenschaften, sich blos eine Vorstellung, sich blos eine Möglichkeit fände? Diese Möglichkeit erschöpft das Wesen seiner übrigen Eigenschaften; aber auch seiner nothwendigen Wirklichkeit? Mich dünkt nicht. — Folglich kann entweder Gott gar keine vollständige Vorstellung von sich selbst haben, oder diese vollständige Vorstellung ist ebenso nothwendig wirklich, als er es selbst ist ꝛc. — Freilich ist das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorstellung von

mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtstrahlen auf seine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dieses Bild Alles, Alles ohne Ausnahme hätte, was ich selbst habe, würde es sodann auch noch eine leere Vorstellung oder nicht vielmehr eine wahre Verdopplung meines Selbst sein? — Wenn ich eine ähnliche Verdopplung in Gott zu erkennen glaube, so irre ich mich vielleicht nicht sowol, als daß die Sprache meinen Begriffen unterliegt; und so viel bleibt doch immer unwidersprechlich, daß Diejenigen, welche die Idee davon populär machen wollen, sich schwerlich faßlicher und schicklicher hätten ausdrücken können, als durch die Benennung eines Sohnes, den Gott von Ewigkeit zeugt.

§. 74.

Und die Lehre von der Erbsünde. — Wie, wenn uns endlich Alles überführte, daß der Mensch auf der ersten und niedrigsten Stufe seiner Menschheit schlechterdings so Herr seiner Handlungen nicht sei, daß er moralischen Gesetzen folgen könne?

§. 75.

Und die Lehre von der Genugthuung des Sohnes. — Wie, wenn uns endlich Alles nöthigte, anzunehmen, daß Gott ungeachtet jener ursprünglichen Unvermögenheit des Menschen ihm dennoch moralische Gesetze lieber geben und ihm alle Uebertretungen in Rücksicht auf seinen Sohn, d. i. in Rücksicht auf den selbstständigen Umfang aller seiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzeln verschwindet, lieber verzeihen wollen, als daß er sie ihm nicht geben und ihn von aller moralischen Glückseligkeit ausschließen wollen, die sich ohne moralische Gesetze nicht denken läßt?

§. 76.

Man wende nicht ein, daß dergleichen Vernünfteleien über die Geheimnisse der Religion untersagt sind. — Das Wort Geheimniß bedeutete in den ersten Zeiten des Christenthums ganz etwas Anders, als wir itzt darunter verstehen, und die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftswahrheiten ist schlechterdings nothwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll. Als sie geoffenbaret wurden, waren sie freilich noch keine Vernunftswahrheiten, aber sie wurden geoffenbaret, um es zu werden. Sie waren gleichsam das facit, welches der Rechenmeister seinen Schülern voraussagt, damit sie sich im Rechnen einiger Maßen darnach richten können. Wollten sich die Schüler an dem vorausgesagten facit begnügen, so würden sie nie

rechnen lernen und die Absicht, in welcher der gute Meister ihnen bei ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, schlecht erfüllen.

§. 77.

Und warum sollten wir nicht auch durch eine Religion, mit deren historischen Wahrheit, wenn man will, es so mißlich aussieht, gleichwol auf nähere und bessere Begriffe vom göttlichen Wesen, von unsrer Natur, von unsern Verhältnissen zu Gott geleitet werden können, auf welche die menschliche Vernunft von selbst nimmermehr gekommen wäre?

§. 78.

Es ist nicht wahr, daß Speculationen über diese Dinge jemals Unheil gestiftet und der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig geworden. — Nicht den Speculationen — dem Unsinne, der Tyrannei, diesen Speculationen zu steuern, Menschen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, ist dieser Vorwurf zu machen.

§. 79.

Vielmehr sind dergleichen Speculationen — mögen sie im Einzeln doch ausfallen, wie sie wollen — unstreitig die schicklichsten Uebungen des menschlichen Verstandes überhaupt, so lange das menschliche Herz überhaupt höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben.

§. 80.

Denn bei dieser Eigennützigkeit des menschlichen Herzens, auch den Verstand nur allein an dem üben wollen, was unsere körperlichen Bedürfnisse betrifft, würde ihn mehr stumpfen als wetzen heißen. Er will schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt sein, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben fähig macht.

§. 81.

Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?

§. 82.

Nie? — Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel, bei dem Geschlechte nicht weniger als bei dem Einzeln. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen.

§. 83.

Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jünglinge er=

öffnet, die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt: was sind sie mehr als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu thun vermögend sei.

§. 84.

Darauf zweckte die menschliche Erziehung ab, und die göttliche reichte dahin nicht? Was der Kunst mit dem Einzeln gelingt, sollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Lästerung! Lästerung!

§. 85.

Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwol Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und stärken sollten, die innern bessern Belohnungen desselben zu erkennen.

§. 86.

Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen, ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird.

§. 87.

Vielleicht, daß selbst gewisse Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts[1]) einen Strahl dieses neuen, ewigen Evangeliums aufgefangen hatten und nur darin irrten, daß sie den Ausbruch desselben so nahe verkündigten.

§. 88.

Vielleicht war ihr dreifaches Alter der Welt keine so leere Grille; und gewiß hatten sie keine schlimme Absichten, wenn sie lehrten, daß der Neue Bund ebensowol antiquiret werden

---

1) Nach der Lehre des Abtes Joachim von Floris in Calabrien (gest. 1202) zerfällt die Offenbarungsgeschichte in drei Perioden, die des Vaters im Alten Bunde, die des Sohnes im Neuen Testamente und die des Heil. Geistes, welche nahe bevorsteht. Repräsentant der ersten ist Petrus, der zweiten Paulus, der dritten Johannes. In der dritten, die um 1260 anbrechen wird, kommt die ganze Herrlichkeit des Christenthums zur Erscheinung. Die strengen Franciskaner bildeten Joachim's Ansichten zu der Lehre vom „ewigen Evangelium“ aus (vgl. Offenbarung Joh. 14, 6.), die in dem 1254 verdammten Buche „Introductorius in Evangelium aeternum“ ihren bekanntesten Ausdruck gefunden hat. — A. d. H.

müsse, als es der Alte geworden. Es blieb auch bei ihnen immer die nämliche Oekonomie des nämlichen Gottes. Immer — sie meine Sprache sprechen zu lassen — der nämliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechts.

§. 89.

Nur daß sie ihn übereilten, nur daß sie ihre Zeitgenossen, die noch kaum der Kindheit entwachsen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit Eins zu Männern machen zu können glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig wären!

§. 90.

Und ebendas machte sie zu Schwärmern. Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft, aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht diese Zukunft beschleuniget und wünscht, daß sie durch ihn beschleuniget werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseins reifen. Denn was hat er davon, wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bei seinen Lebzeiten das Bessere wird? Kömmt er wieder? Glaubt er wiederzukommen? — Sonderbar, daß diese Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!

§. 91.

Geh Deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an Dir nicht verzweifeln! — Laß mich an Dir nicht verzweifeln, wenn selbst Deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.

§. 92.

Du hast auf Deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen, so viel Seitenschritte zu thun! — Und wie? wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein Einzelnes ebendahin liefert?

§. 93.

Nicht anders! Ebendie Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben. — „In einem und ebendemselben Leben durchlaufen haben? Kann er in ebendemselben Leben ein sinnlicher Jude und ein geistiger Christ ge-

wesen sein? Kann er in ebendemselben Leben Beide überholet haben?"

§. 94.

Das wol nun nicht! — Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein?

§. 95.

Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?

§. 96.

Warum könnte auch ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommung gethan haben, welche blos zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können?

§. 97.

Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen?

§. 98.

Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnet?

§. 99.

Darum nicht? — Oder weil ich es vergesse, daß ich schon da gewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse! Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf itzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen?

§. 100.

Oder weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?

Kleinere Schriften.



Vorbemerkung des Herausgebers.

Unter den mancherlei Werken, die Lessing in den ersten Jahren seines Schriftstellerlebens gewiß nicht blos, aber doch gewiß auch, um davon zu leben, aus fremden Sprachen übersetzte, befinden sich auch mehrere philosophische. So hatte er 1756 Franz Hutcheson's „Sittenlehre der Vernunft", 1757 Samuel Richardson's „Sittenlehre für die Jugend" aus dem Englischen und schon 1752 Joh. Huarte's (Lessing schreibt stets Huart) „Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften" aus dem Spanischen übersetzt.

Mögen nun die Lessing'schen Uebersetzungen die gleichzeitigen Uebersetzungen anderer deutscher Schriftsteller noch so weit übertreffen (Danzel in „Lessing's Leben", I. S. 317), so hält doch auch Danzel Lachmann's Erklärung, daß Lessing'sche Uebersetzungen keine Kunstwerke seien, und daß man sie deshalb auch nicht unter seine Werke aufnehmen könne, für richtig. Wir schließen uns dieser Erklärung an und bringen daher nur die von Lessing selbst herrührenden „Vorreden" zu Huarte's „Prüfung der Köpfe" und zu Richardson's „Sittenlehre für die Jugend" hier zum Abdruck. Erstere erschien 1752 in der Zimmermann'schen Buchhandlung in Zerbst, letztere 1757 zu Leipzig in der Weidemann'schen Buchhandlung.

Die dritte kleinere Schrift, die wir hier anreihen, ist Lessing's „Vorbericht" zu einem „neuen Abdrucke" der Mylius'schen Uebersetzung von Hogarth's „Analysis of beauty". Dieses Werk Hogarth's war im Jahre 1753 erschienen, und Lessing's Freund Christlob Mylius, der sich auf einer naturwissenschaftlichen

Reise nach der neuen Welt länger als billig in London aufhielt, hatte dasselbe sofort „unter der Aufsicht des Verfassers“ ins Deutsche übersetzt. Die erste Ausgabe dieser Mylius'schen Uebersetzung erschien 1754 in London bei Andreas Linde, und in Hannover bei J. W. Schmidt zu dem enormen Preise von 5 Thalern. Da nun Mylius am 6. März 1754, ohne die neue Welt gesehen zu haben, in London starb und Lessing noch in demselben Jahre die gesammelten Schriften seines Freundes herausgab, so ließ er auch die Mylius'sche Uebersetzung von Hogarth's „Zergliederung der Schönheit“, „verbessert und vermehrt“, zu einem erheblich billigeren Preise in Berlin bei Voß erscheinen.

Die vierte kleine Schrift, die wir hier folgen lassen, ist von weit größerer Bedeutung als die drei übrigen. Es ist nämlich Lessing's Vorrede nebst seinen Zusätzen zu den von ihm herausgegebenen „Philosophischen Aufsätzen“ von Karl Wilhelm Jerusalem.

Der Verfasser dieser philosophischen Aufsätze ist durch „Werther's Leiden“ bekannt genug. Er war der Sohn des einflußreichen Abtes und bekannten theologischen Schriftstellers Joh. Friedrich Wilhelm Jerusalem zu Braunschweig; hatte sich ein ganzes Jahr (1771) in Wolfenbüttel aufgehalten und hier Lessing's Freundschaft und täglichen Umgang genossen; dann hatte er sich am 29. October 1772 in Wetzlar erschossen. Als Motiv zu dieser That kann wol im Wesentlichen nur gekränkte Ehrliebe angesehen werden. Da aber Goethe in seinen 1774 erschienenen „Leiden des jungen Werther“ in der Schlußkatastrophe ganz unverkennbar auf das Ende Jerusalem's angespielt hatte, so glaubte das Publicum sich berechtigt, auch den ganzen Charakter Werther's auf Jerusalem zu übertragen, obschon Goethe nur seine eigene Leidenschaft mit so ergreifender Wahrheit geschildert hatte. Da nun Lessing seinen unglücklichen jungen Freund besser kannte und daher nicht zugeben mochte, daß man ihn allgemein zu den „klein-großen, verächtlich schätzbaren Originalen“ rechnete, so glaubte er es seinen Manen schuldig zu sein, gegen die Verwechslung desselben mit dem weichlichen Werther zu protestiren. Als ein solcher Protest nämlich ist die Herausgabe der philosophischen Aufsätze des jungen Jerusalem anzusehen; das geht aus jeder Zeile von Lessing's Vorrede zu denselben hervor, wenn es auch nirgends ausdrücklich gesagt wird. Im Uebrigen täuschte sich Lessing über den wissenschaftlichen Werth dieser ersten Versuche eines jungen Schriftstellers in keiner

Weise, und da Lessing's edler Absicht durch die erste Veröffentlichung dieser Aufsätze vollkommen genügt ist, so halten wir es nicht für nothwendig, dieselben Lessing's Werken einzuverleiben, und bringen daher blos Lessing's Vorrede und Zusätze zu den Aufsätzen hier zum Abdruck.

Die „Philosophischen Aufsätze von Karl Wilhelm Jerusalem" erschienen 1776 in Braunschweig in der Buchhandlung des Fürstl. Waisenhauses.



Vorrede

zu

Johann Huart's „Prüfung der Köpfe".[1]

Vorrede des Uebersetzers.

Von den spanischen Gelehrten werden wenige unter uns so bekannt sein als Johann Huart, nicht sowol nach seiner Person als nach seinem Werke, dessen Uebersetzung wir hier liefern; denn in Ansehung jener trifft der Ausspruch des Seneca, oder wenn man ihn lieber einem Franzosen zuschreiben will, des Herrn de la Bruyère auch an ihm ein: „Viele kennt man, und Viele sollte man kennen." Unzählige Halbgelehrte haben sich mit ihren Geburtstägen und Sterbestunden, mit ihren Weibern und Kindern, mit ihren Schriften und Schriftchen in die Register der Unsterblichkeit eingeschlichen; nur einen Mann, der über die Grenzen seines Jahrhunderts hinaus dachte, der sich mit nichts Gemeinem beschäftigte und kühn genug war, neue Wege zu bahnen, findet man kaum dem Namen nach darinne, da doch die geringsten seiner Lebensumstände auf den und jenen Theil seines Werks ein sehr artiges Licht werfen könnten.

---

1) „Johann Huart's Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften. Worinne er die verschiedenen Fähigkeiten, die in den Menschen liegen, zeigt. Einer jeden den Theil der Gelehrsamkeit bestimmt, der für sie eigentlich gehöret. Und endlich den Aeltern Anschläge ertheilt, wie sie fähige und zu den Wissenschaften aufgelegte Söhne erhalten können. Aus dem Spanischen übersetzt von Gotthold Ephraim Lessing. Zerbst. In der Zimmermannischen Buchhandlung. 1752." — A. d. H.

Unterdessen können gleichwol meine Leser mit Recht von mir verlangen, ihnen davon so viele mitzutheilen, als sich hier und da auftreiben lassen. Ich will es thun; man schreibe mir es aber nicht zu, wann sie nur allzu trocken und unzulänglich scheinen sollten.

Johann Huart wurde zu St. Jean Pie de Port, einer kleinen Stadt in dem niedern Navarra an dem Flusse Neve, geboren. Dieser Umstand ist gewiß, weil er sich selbst auf dem Titel seines Werks „natural de sant Juan del pie del Puerto" genennt hat. Seine Geburtszeit ist desto ungewisser, und Antonius in seiner „Spanischen Bibliothek" weiß selbst nichts mehr zu sagen, als daß er um 1580 gelebet habe. Wer sie ein klein Wenig näher wissen will, der begnüge sich mit folgender Muthmaßung. Das Bücherschreiben, sagt er gleich im Anfange dieses Werks, sollte man bis in dasjenige Alter versparen, in welchem der Verstand alle diejenige Stärke erlangt hat, deren er fähig ist. Er setzt dieses Alter zwischen das einunddreißigste bis zum einundfunfzigsten Jahre. Wann man nun glaubt, wie man es mit größter Wahrscheinlichkeit glauben kann, Der, welcher diese Regel giebt, werde sie selbst beobachtet haben, so kann man, von dem Jahre 1566, in welchem er dieses sein einziges Werk zum ersten Male herausgegeben hat, zurückgerechnet, unmaßgeblich behaupten, daß er gegen das Jahr 1520 geboren sei. Und wenn man sich auf die Umstände dieser Zeit und der vorhergehenden Jahre besinnt, so wird es nicht schwer fallen, eine wahrscheinliche Muthmaßung anzugeben, wie unser Huart als ein Spanier außer seinem Vaterlande, zu St. Jean Pie de Port, welches jetzt der Krone Frankreich zustehet, damals aber zu dem Königreiche Navarra gehörte, sei geboren worden. Wer weiß nämlich nicht, daß um das Jahr 1512 der König von Spanien, Ferdinandus Katholicus, den päpstlichen Bann an dem Könige Johannes Labretanus vollzogen und sich in den Besitz des ganzen Königreichs Navarra setzte? Wie leicht kann es also nicht sein, daß die Eltern unsers Huart's mit der spanischen Armee in diese Gegend kamen?

Daß er in Alcala de Henares studirt habe, ist aus dem einiger Maßen zu schließen, was er von dem Leichenredner des Antonius Nebrissensis erzählt; ob es gleich nach dem Jahre, welches wir unterdessen für sein Geburtsjahr angenommen haben, nicht wohl möglich ist, daß er selbst könne dabei gewesen sein, indem Antonius schon 1522 gestorben ist. Er mag nun

aber hier oder in Salamanca studirt haben, so ist es doch gewiß, daß er sich besonders der Arzneikunst gewidmet und in dieser Facultät die Würde eines Doctors angenommen hat. Er hat hierauf practicirt und sich größten Theils in Madrid aufgehalten, wo er ohne Zweifel auch gestorben ist. Von der Zeit seines Todes aber weiß ich nichts, als daß er um das Jahr 1590 nicht mehr gelebt hat.

Und das ist es Alles, was ich von seinem Leben sagen kann. Eine Kleinigkeit will ich noch beifügen, welche wenigstens ihres Lächerlichen wegen angemerkt zu werden verdienet. Huart hat das Unglück gehabt, unter die Wahnwitzigen gerechnet zu werden, und zwar von dem D. Seligmann, welcher in seiner „Sciagraphia virium imaginationis“ von ihm schreibt: „Huartus Hispanus se regem in delirio arbitratus prudentissimos de regimine faciebat discursus.“ Diesen wunderlichen Irrthum zu widerlegen, darf ich den Leser nur auf das verweisen, was Huart auf der 56. Seite von einem wahnwitzigen Pagen erzählt, und sogleich wird man ohne mein Erinnern sehen, daß Der, welcher erzählt, mit Dem, von welchem erzählt wird, entweder von dem D. Seligmann selbst oder dem le Grand, auf dessen „Natürliche Geschichte“ er sich beruft, sei verwechselt worden.

So wenig ich von des Huart's Leben zu sagen gehabt, so viel würde ich von seinem Werke sagen können, wann es die Zeit und die Grenzen einer Vorrede erlaubten. Er hat es in seiner Sprache „Examen de Ingenios para las sciencias“ überschrieben. In Deutschland ist es unter dem Namen „Scrutinium ingeniorum“ bekannt geworden. Dieses nämlich ist der Titel der lateinischen Uebersetzung, welche Joachim Cäsar, oder wie er sich durch die Buchstabenversetzung nennt, Aeschacius Major, 1612 herausgegeben. Dieser Mann hat seine Sachen allzu gut machen wollen, indem er die spanischen Ausgaben, so viel er deren habhaft werden können, nicht allein mit einander verglichen, sondern auch alle zugleich zum Grunde seiner Uebersetzung gelegt hat. Huart war einer von denjenigen Gelehrten, welche von ihren Schriften niemals die Hand abzuziehen wissen. So oft seine „Prüfung“ aufgelegt wurde, so oft sahe sich die eine Ausgabe der andern fast nicht mehr ähnlich. Er änderte, er strich aus, er zog ins Enge, er setzte hinzu. Anstatt nun daß sich der lateinische Uebersetzer blos nach der letzten Ausgabe hätte richten sollen, so hat er alle in eine zusammengeworfen und an den meisten Orten das Werk so dunkel, verwirrt und widersprechend gemacht, daß man es nicht

anders als mit Ekel lesen kann. Darf man sich also wundern, daß er sich durch dieses Verfahren sogar in den Verdacht gesetzt, als habe er sein Original verfälscht und von dem Seinigen Vieles hinzugesetzt? Ich würde ihm über dieses noch Schuld geben, daß er an unzähligen Orten den Sinn des Spaniers verfehlt habe, wenn man dieses nicht für einen Kunstgriff, meiner Arbeit dadurch einen Vorzug zu geben, ansehen möchte. Wenigstens aber wird mir dieses zu sagen vergönnt sein, daß eine von den vornehmsten Ursachen, warum ich mich an eine deutsche Uebersetzung gemacht, eben der geringe Werth der lateinischen, an der man sich bisher hat müssen begnügen lassen, gewesen sei. Das Buch an sich selbst hat seine Vortrefflichkeit noch nicht verloren, obgleich die Art zu philosophiren, welche man darinnen antrifft, jetzo ziemlich aus der Mode gekommen ist. Es ist immer noch das einzige, welches wir von dieser Materie, deren Einfluß in die ganze Gelehrsamkeit ganz unbeschreiblich ist, haben. Und so gewiß es ist, daß Väter und Lehrer unzählige Wahrheiten, welche viel zu fein sind, als daß sie durchgängig bekannt sein sollten, daraus lernen können, so gewiß ist es auch, daß man mir nicht etwas Ueberflüssiges gethan zu haben vorwerfen kann.

Wann übrigens Huart auf der 88. Seite dieses Werks behauptet, daß es nur den großen und erfindenden Genies erlaubt sein solle, Bücher zu schreiben, so muß er sich ohne Zweifel selbst für ein solches gehalten haben. Sollte man ihn nun nach seinen eignen Grundsätzen beschreiben, so würde man von ihm sagen müssen: er ist kühn, er verfährt nie nach den gemeinen Meinungen, er beurtheilt und treibt Alles auf eine besondre Art, er entdecket alle seine Gedanken frei und ist sich selbst sein eigner Führer. Man weiß aber wol, daß solche Geister auch auf unzählige Paradoxa verfallen, und der billige Leser wird sich deren eine ziemliche Anzahl auch hier anzutreffen nicht wundern. Man überlege das Jahrhundert des Verfassers, man überlege seine Religion, so wird man auch von seinen Irrthümern nicht anders als gut urtheilen können. Mit den allzu groben aber, welche so beschaffen sind, daß sie bei der jetzt weit erleuchtetern Zeit gleich in die Augen fallen und daher der Kürze wegen hier übergangen werden, wird man Mitleiden haben. Ich vergleiche ihn übrigens einem muthigen Pferde, das niemals mehr Feuer aus den Steinen schlägt, als wenn es stolpert.

Vorbericht

zu der Mylius'schen Uebersetzung von

Hogarth's

„Zergliederung der Schönheit".[1])

Vorbericht zu diesem neuen Abdrucke.

Die Begierde, das Hogarth'sche System von der körperlichen Schönheit allen Denen unter uns wo möglich in die Hände zu liefern, welche in ihren Künsten oder Wissenschaften ein neues Licht daraus borgen können, und durch diese weitere Bekanntmachung desselben die gute Absicht befördern zu helfen, welche Hr. Mylius bei seiner Uebersetzung wahrscheinlicher Weise für seine Landsleute gehabt hat, diese Begierde, sag' ich, ist die vornehmste, ja die einzige Ursache dieses neuen Abdrucks. Der Preis der ersten Ausgabe war ein Preis, welcher die reichere Gegend, wo sie besorgt worden, zu verrathen schien und mit dem Vermögen unsrer Künstler, noch mehr aber unsrer Gelehrten dasjenige Verhältniß nicht hatte, welches er haben konnte. Man hat ihn daher bei dieser neuen Ausgabe so verringert, daß der Verdacht einer neidischen Gewinnsucht hoffentlich von selbst wegfallen wird.

---

1) „Zergliederung der Schönheit, die schwankenden Begriffe von dem Geschmack festzusetzen, geschrieben von Wilhelm Hogarth. Aus dem Englischen übersetzt von C. Mylius. Verbesserter und vermehrter Abdruck. Mit Königl. Pohlnischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien. Berlin und Potsdam bei Christian Friedrich Voß. 1754." (Erste Auflage: London. Bey Andreas Linde. J. K. H. der verwittweten Prinzessin von Wallis Buchhändler, und in Hannover bey J. W. Schmidt. 1754.) — A. d. H.

Da die Liebhaber dieses Werk nunmehr wohlfeiler bekommen, so könnte es leicht sein, daß sie es auch schlechter bekämen. Doch man schmeichelt sich gleich des Gegentheils.

Was die Kupfer anbelangt, auf die man ohne Zweifel den ersten Blick werfen wird, so muß es der Augenschein lehren, daß sie so glücklich nachgestochen worden, daß, um mich eines Ausdrucks des Hrn. Hogarth's zu bedienen, die überschliffene Brille eines sogenannten Kenners dazu gehört, etwas darinne zu entdecken, was sie zum Nachtheile des Ganzen weiter unter die Originale setzen könnte, als sie vermöge der Natur einer Copie zu setzen sind.

Was ferner die Schrift selbst betrifft, so glaubt man dieser sogar einige Vorzüge gegeben zu haben. Vornehmlich hat man ihr in Ansehung der deutschen Schreibart verschiedene Flecken abgewischt, die zwar für sich klein, aber doch anstößig genug waren. Dem Hrn. Hogarth war es nicht zu verdenken, daß er als ein Maler die Feder weniger geschickt zu führen wußte als den Pinsel; daß er sich oft in dem Ausdrucke verwirrte; daß er die Worte, weil er ihre wahre Kraft nicht kannte, unnöthig häufte und die Perioden so unordentlich unter einander laufen ließ, als ordentlich seine Begriffe auf einander folgten. Allein dem Hrn. Mylius muß man es beinahe ein Wenig verargen, wann er ein Wort für das andre genommen oder durch die allzu ofte Wiederholung ebendesselben Worts den Leser wegen des Verstandes in Zweifel gelassen hat, der ihm selbst, in Betrachtung der authentischen Erklärungen des Verfassers, nicht zweifelhaft sein konnte. Wenn zum Exempel (auf der 57. Seite der Londoner deutschen Ausgabe) Hr. Hogarth sagt, das Herz sei in dem Menschen eine Art des ersten Grundes der Bewegung, und Hr. Mylius drückt es durch eine Art des ersten Bewegungsgrundes aus, so ist dieses ohnstreitig eine kleine Nachlässigkeit, die sich schwerlich mit seinem übersetzerischen Eigensinne entschuldigen läßt. Von dieser Art sind die Unrichtigkeiten fast alle, denen ich abzuhelfen gesucht habe, und sie haben es auch sein müssen, indem ich mich ohne Vergleichung der Grundschrift daran zu wagen hatte. Ich setze aber voraus, daß mir diese wenig würde genutzt haben, weil ich an der eigentlichen Treue der Uebersetzung zu zweifeln eben keinen Grund finde.

Außer diesen leichten Veränderungen, durch die gleichwol die Schreibart nicht schöner hat werden können, wird man zum Schlusse auch eine kleine Vermehrung antreffen. Diese besteht in

den übersetzten Briefen des Hrn. Rouquet's, deren Hr. Mylius in seiner Vorrede gedenkt. Sie waren bei der Hand, und ich hoffte, daß sie dem Leser um so viel angenehmer sein würden, je schwerer man sich aus den bloßen Ueberschriften einen Begriff davon machen kann. Diese Schwierigkeit ist durch die Verdeutschung, welche Hr. Mylius von diesen Ueberschriften gemacht hat, eher vermehrt als vermindert worden. Er übersetzt zum Exempel Harlot's Progress [1]) durch Hurenglück und hat nicht überlegt, daß dieses ein proverbialischer Ausdruck ist, welcher etwas ganz Anders, ja gar das Gegentheil von dem denken läßt, was man in der Rouquet'schen Erklärung finden wird.

Ich bin nicht in Abrede, daß ein Herausgeber an diesem Hogarth'schen Werke nicht noch mehr hätte thun können, auch sogar in Ansehung des Inhalts selbst. Allein er hätte mehr Geschicklichkeit besitzen müssen, als ich mir deren zutraue. Ich will mich gleich erklären.

Hr. Hogarth zeiget, daß alle körperliche Schönheit in der geschickten und mannichfaltigen Anwendung der Wellenlinie liege, und der schwankende Geschmack ist glücklich durch diese Entdeckung auf etwas Gewisses eingeschränkt. Ich sage eingeschränkt, aber festgesetzt noch nicht. Man betrachte einmal die Reihe verschiedner Wellenlinien, welche er oben auf der ersten Kupfertafel vorstellig macht. Eine jede derselben hat einen Grad von Schönheit, doch nur eine verdient den Namen der eigentlichen Schönheitslinie: diejenige nämlich, welche weder zu wenig, noch zu sehr gebogen ist. Allein welche ist dieses? Hr. Hogarth bestimmt sie nicht, und da er sie nicht bestimmt, so ist es gewiß, daß er die Streitigkeiten des Geschmacks nur auf einige Schritte weiter hinausschiebt, besonders wenn es auf das Wenigere oder Mehrere in der Schönheit ankömmt. Wann es aber unmöglich sein sollte, wie ich es beinahe selbst dafür halte, die eigentliche Mitte anzugeben, in welcher die Linie weder zu platt, noch zu gekrümmt ist, so sollte ich doch meinen, daß es wenigstens möglich sei, die äußern Grenzen anzugeben, jenseits

---

1) William Hogarth war im Jahre 1747 in Calais, während er im Abzeichnen eines Stadtthors begriffen war, als Spion festgehalten worden. Für diese Sünde der französischen Polizei rächte der geniale Maler sich an der ganzen französischen Nation durch eine Menge satirischer Darstellungen des französischen Lebens. Als berühmteste Darstellungen dieser Art werden angesehen: „The harlot's progress“ in 6 Blättern, die das Leben einer Buhlerin, und „The rake's progress“ in 8 Blättern, die das Leben eines Liederlichen darstellen. — A. d. H.

welcher sie den Namen der eigentlichen Schönheitslinie verlieren müsse. Doch auch dieses läßt unser Verfasser unausgemacht.

Zwar seine Entschuldigung ist nicht weit herzuholen. Er sahe es vielleicht ein, daß in dieser Untersuchung ohne Hilfe der höhern Mathematik nicht fortzukommen sei, und daß weitläufige und schwere Berechnungen sein Werk wol gründlicher, aber nicht brauchbarer machen könnten. Er ließ also seinen Faden als ein Künstler da fahren, wo ich wollte, daß ihn ein philosophischer Meßkünstler ergreifen und weiterführen möchte.

Die ganze Sache würde ohne Zweifel auf die Berechnung der punctorum flexus contrarii ankommen, doch so, daß man die metaphysischen Gründe der Schönheit niemals dabei aus den Augen lassen müßte. Die Vollkommenheit bestehet in der Uebereinstimmung des Mannichfaltigen, und alsdann, wenn die Uebereinstimmung leicht zu fassen ist, nennen wir die Vollkommenheit Schönheit. Der Berechner müßte also vornehmlich darauf denken, an der eigentlichen Schönheitslinie solche Eigenschaften zu finden, von welchen man sagen könnte, daß sie geschwinder und leichter zu begreifen wären als die Eigenschaften der übrigen Linien dieser Art. Und nur dieses, glaube ich, könnte einen Philosophen in Ansehung der Ursache befriedigen, warum diese Linie eine so angenehme Gewalt über unsre Empfindungen habe.

Vielleicht würde unter den verstorbnen Gelehrten der Hr. Parent auf eine vorzügliche Art zu dieser analytischen Untersuchung geschickt gewesen sein. Ich muß es mit Wenigen noch entdecken, warum ich eben auf Diesen falle. Ich fand, daß Hr. Maty in seinem „Journal Britannique“, und zwar in den Monaten November und December des vorigen Jahres, bei Gelegenheit der Bekanntmachung des Hogarth'schen Werks, durch eine kleine Note mit einfließen lassen, es habe schon vor unserm Engländer der Hr. Parent ein ähnliches System gehabt. Er beruft sich deswegen auf desselben dritten Theil Physischer und mathematischer Untersuchungen, wie auch auf das „Jour. des Sav.“[1]) vom Jahre 1700, wo eine Abhandlung über die Natur der körperlichen Schönheit von ihm eingerückt sei. Ich habe nur die letztre nachzusehen Gelegenheit gehabt, und ich gestehe es, daß ich über die

1) Das „Journal des Savans“ war eine weit verbreitete gelehrte Zeitschrift, die seit 1665 erschien und im Sinne des Pariser Hofes redigirt wurde. — A. d. H.

Aehnlichkeit der Hogarth'schen und Parent'schen Gedanken beinahe erstaunt bin. Gleich anfangs beweiset Parent, daß die Schönheit nicht in solchen Verhältnissen der Theile bestehen könne, welche auch Hr. Hogarth, besonders an dem Dürer und Lamozzo, verwirft. Er zeiget hierauf, daß sie auch nicht auf die bloße Mannichfaltigkeit der Theile ankomme, ob diese gleich oft gefalle, und ebendieses behauptet auch Hr. Hogarth. Doch bis hierher würde diese Uebereinstimmung noch nichts sagen wollen, wann sie sich nur nicht bis auf die Hauptsache erstreckte. Parent geht weiter und untersucht die Formen, welche keine Schönheit haben, und findet, daß es diejenigen sind, welche aus vielen weit herausragenden oder weit hineinstehenden Winkeln, mit vielen geraden Linien untermischt, zusammengesetzt sind. Die schönen Figuren hingegen, lehrt er vollkommen wie Hr. Hogarth, bestünden aus schönen Krümmungen, die aus sanften Convexitäten, Concavitäten und Inflexionen erzeugt würden. Was fehlt also hier mehr, als diesen Krümmungen willkürliche Namen zu geben und ihre Verhältnisse unter einander etwas weitläuftiger zu untersuchen? Doch vielleicht hat Hr. Parent auch dieses in seinen Werken gethan, die ich nicht habe zu Rathe ziehen können; wenigstens läßt mich es der Schluß gedachter Abhandlung vermuthen. Es wäre nunmehr noch übrig, sagt er, daß ich die verschiednen krummen Figuren untersuchte, welche mehr oder weniger Schönheit haben, und diejenige davon bestimmte, welche die allermeiste Schönheit hat; und endlich auch, daß ich ausmachte, woher die Herrschaft komme, welche diese Arten von Figuren über die Einbildung nicht allein der Menschen, sondern auch andrer Thiere haben; doch dieses verdient eine besondere Untersuchung, die ich an einen andern Ort verspare.

Man sieht leicht, daß es eben die Untersuchung sein würde, von der ich oben gewünscht habe, daß man sie noch anstellen möchte, wenn man sie mir unwissend nicht schon angestellt hat.

Vorrede
zu
Richardson's[1]
„Sittenlehre für die Jugend".[2])

Vorrede des Uebersetzers.

Aesopus, die wahren oder fabelhaften Umstände seines Lebens, die Einrichtung und Nützlichkeit seiner Fabeln, die lange Reihe seiner Nachahmer rc. würden für einen Vorredner, der ein Vergnügen daran fände, die allerbekanntesten Dinge zu sagen, ein sehr ergiebiges Thema sein. In der Hoffnung aber, daß Niemand hier suchen werde, was man überall finden kann, glau=

1) Samuel Richardson, „der Begründer des englischen Familienromans", war 1689 in der Grafschaft Derby geboren. Sein Vater war Schreiner, und er selbst wurde 1706 Buchdrucker, da ihm die Mittel fehlten, um sich dem geistlichen Stande zu widmen. Er war bereits funfzig Jahre alt, als er zum ersten Male als Schriftsteller auftrat. Sein erster Roman war „Pamela oder die belohnte Tugend". Im Jahre 1748 erschien „Clarissa", „unbedingt das Hauptwerk Richardson's", das ihn auf den Gipfel seines Ruhms brachte. Sein dritter Roman, „Sir Charles Grandison", erschien 1753. Mit diesem Roman schloß Richardson seine schriftstellerische Thätigkeit. Er starb 2. Juli 1761. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien 1783 in zwanzig Bänden (nach Hettner). — A. d. H.

2) „Hrn. Samuel Richardson's, Verfassers der Pamela, der Clarissa und des Grandison's, Sittenlehre für die Jugend in den auserlesensten Aesopischen Fabeln mit dienlichen Betrachtungen zur Beförderung der Religion und der allgemeinen Menschenliebe vorgestellet. Mit Kupfern. Mit Churfürstl. Sächsischem Privilegio. Leipzig. In der Weidemannischen Handlung. 1757." — A d. H.

ben wir dem Leser blos anzeigen zu dürfen, wie der berühmte Name eines Richardson für ein Buch komme, das gänzlich dem Gebrauche und dem Unterrichte der Kinder bestimmt ist.

Roger Lestrange ist bei den Engländern der berühmteste Compilator Aesopischer Fabeln. Er hat deren einen ganzen Folianten herausgegeben, fünfhundert an der Zahl, und in der Folge auf Anhalten des Verlegers noch einen zweiten Band hinzugefügt. Seine Schreibart wird von seinen Landsleuten für eine der reinsten und meisterhaftesten gehalten und seine Weise zu erzählen für leicht, munter und voller Laune. Auch in dem Hauptwerke läßt man ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß seine Anwendungen und Sittenlehren passend, nicht abgedroschen, nachdrücklich und gemeinnützig sind.

Doch fanden sich Leute — und wo findet ein guter Schriftsteller dergleichen Leute nicht? — welche einen bessern Geschmack zu haben glaubten, weil sie einen andern hatten als das zufriedne Publicum. Ein gewisser S. Croxal,[1]) um seinen eignen Geburten Platz zu schaffen, bekam den liebreichen Einfall, die Fabeln des Lestrange, weil er sie nicht so gradezu für elend ausgeben wollte, als gefährlich zu verschreien. Ihr Verfasser, versicherte er, habe sich nicht als ein rechtschaffener Brite, sondern als ein Feind der Freiheit und ein gedungner Sachwalter des Papstthums und der uneingeschränkten Gewalt in diesem Werke erwiesen, welches doch für eine freigeborne Jugend geschrieben sein sollte.

Diesem Vorwurfe nun, ob er gleich der gegründetste nicht ist, sind wir die gegenwärtige Arbeit des Herrn Richardson's schuldig. Er wollte ihm mit der gewissenhaftesten Genauigkeit abhelfen und daher theils diejenigen Fabeln, welchen Lestrange nicht ohne Gewaltsamkeit eine politische Deutung gegeben, auf allgemeinere Lehren wieder zurückbringen, theils diejenigen, welche keine andere als politische Anwendung litten, mit aller möglichen Lauterkeit der Absicht bearbeiten.

So weit ging des Herrn Richardson's erstes Vorhaben. Bei der Ausführung aber fand er, daß es nicht undienlich sei, sich weitere Grenzen zu setzen. Er ließ einen guten Theil weg, Alles nämlich, was mehr ein lächerliches Märchen als eine lehrreiche

---

1) Dieser Samuel Croxall war seit 1732 Archidiakonus zu Salop und starb 1752. Seine „Fabeln" erschienen zuerst im Jahre 1722, in 9. Auflage 1770. — A. d. H.

Fabel war; er gab vielen, auch von den nicht politischen, einen bessern Sinn; er verkürzte, er änderte, er setzte hinzu; kurz, aus der Adoption ward eine eigne Geburt.

Und hiervon wird sich auch ein deutscher Leser überzeugen können, wenn er sich erinnern will, daß ein großer Theil der Fabeln des Lestrange bereits vor vielen Jahren in unsre Sprache übersetzt worden. Man stelle die Vergleichung an, und sie wird gewiß zum Vortheile der gegenwärtigen ausfallen.

Wer wird sich auch einkommen lassen, etwas für mittelmäßig zu halten, wobei der unsterbliche Verfasser der Pamela, der Clarissa, des Grandison's die Hand angelegt? Denn wer kann es besser wissen, was zur Bildung der Herzen, zur Einflößung der Menschenliebe, zur Beförderung jeder Tugend das Zuträglichste ist, als er? Oder wer kann es besser wissen als er, wie viel die Wahrheit über menschliche Gemüther vermag, wenn sie sich die bezaubernden Reize einer gefälligen Erdichtung zu borgen herabläßt?

Es ist durchaus unnöthig, sich in eine weitläuftigere Anpreisung einzulassen. Noch weniger wollen wir einen Bellegarde,[1]) dessen Fabeln jetzt am Meisten in den Händen der Kinder sind, mit einem Richardson zu vergleichen wagen; denn der Engländer würde sich nach der Art der alten römischen Tribune mit Recht beschweren können, „se in ordinem cogi“.

Man hat bei der Uebersetzung nichts weggelassen als das Leben des Aesopus. In Ansehung des Aeußerlichen aber hat sie vor dem englischen Originale, sowol was die Kupfer als den Druck anbelangt, einen großen Vorzug bekommen. Einem Buche für Kinder, haben die Verleger geglaubt, müsse nichts fehlen, was Kinder reizen könne.

Leipzig, den 17. März 1757.

---

1) Jean Baptiste Morvan de Bellegarde (1648—1734) war ein sehr fruchtbarer, aber oberflächlicher französischer Schriftsteller. — A. d. H.

Vorrede und Zusätze
zu
Jerusalem's [1])
„Philosophischen Aufsätzen“.[2])

[Vorrede.]

Der Verfasser dieser Aufsätze war der einzige Sohn des würdigen Mannes, den Alle, welchen die Religion eine Angelegenheit ist, so verehren und lieben. Seine Laufbahn war kurz, sein Lauf schnell. Doch lange leben, ist nicht viel leben. Und wenn viel denken allein viel leben ist, so war seiner Jahre nur für uns zu wenig.

Den Verlust eines solchen Sohnes kann jeder Vater fühlen, aber ihm nicht unterliegen kann nur ein solcher Vater!

Der junge Mann, als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag, aber gleichwol wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von einer Seite kennen.

Allerdings zwar war das gleich diejenige Seite, von der sich

1) Vergl. die Vorbemerkung des Herausgebers auf S. 222 f. — A. d. H.

2) „Philosophische Aufsätze von Karl Wilhelm Jerusalem. Herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing. Braunschweig in der Buchhandlung des Fürstl. Waisenhauses. 1776.“ — A. d. H.

meines Bedünkens so viel auf alle übrige schließen läßt. Es war die Neigung, das Talent, mit der sich alle gute Neigungen so wohl vertragen, welches kein einziges Talent ausschließt; nur daß man bei ihm so viele andere Talente lieber nicht haben mag und, wenn man sie hat, vernachlässiget.

Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntniß, das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist, und so viel schätzbarer, der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte, nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte.

Da wir einander selten oder nie als unter vier Augen sprachen, so war unser Gespräch immer sogleich gefunden. Das Näheste brachte uns immer auf das Entfernteste. Die Grundsätze einer gewissen ersten Philosophie,[1] deren man sich lieber itzt schämte, waren ihm sehr geläufig, und er hatte einen sonderbaren Hang, sie bis auf die gemeinsten Dinge des Lebens anzuwenden. Am Liebsten kam er auf sie zurück, wenn ihm in dem Gebiete des Schönen, in dem Reiche der Empfindungen irgend eine räthselhafte Erscheinung aufstieß.

In solchen Gesprächen giebt es Uneinigkeit, und nicht selten wird wenig oder nichts damit ausgemacht. Aber was that das uns? Das Vergnügen einer Jagd ist ja alle Zeit mehr werth als der Fang, und Uneinigkeit, die blos daher entstehet, daß Jeder der Wahrheit auf einer andern Stelle aufpaßt, ist Einigkeit in der Hauptsache und die reichste Quelle einer wechselseitigen Hochachtung, auf die allein Männer Freundschaft bauen.

Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit kränkelnde oder um ihre Gesundheit allzu besorgte Geister diese Art von Untersuchung, diese Entwickelung unserer Gefühle, diese Zergliederung des Schönen so gern verschreien, war ihm nicht im Mindesten fürchterlich. Vollends die Entbehrlichkeit eines solchen Geschäfts dem jungen Genie predigen, ihm Verachtung dagegen einflößen, weil ein zu voreiliger Kunstrichter dann und wann crude Regeln daraus abstrahiret, schien ihm eine sehr mißliche Sache zu sein. Und wie sollte es nicht? Man hintergeht oder

---

1) Mit dem Namen erste Philosophie (πρώτη φιλοσοφία) bezeichnet Aristoteles die Metaphysik. Uebrigens nennt auch noch Cartesius diese Disciplin „prima philosophia“. — A. d. H.

ward selbst hintergangen, wenn man die Regeln sich als Gesetze denket, die unumgänglich befolgt sein wollen; da sie weiter nichts als guter Rath sind, den man ja wol anhören kann. Wer leugnet, daß auch ohne sie das Genie gut arbeitet? Aber ob es mit ihnen nicht besser gearbeitet hätte? Es schöpfe immer nur aus sich selbst, aber es wisse doch wenigstens, was es schöpft! Das Studium des menschlichen Gerippes macht freilich nicht den Maler; aber die Versäumung desselben wird sich an dem Coloristen schon rächen.

Wie empfindbar, wie warm, wie thätig sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter den Menschen war, das wissen seine übrigen Freunde noch besser als ich. Ich glaube ihnen Alles, was sie davon sagen. Wer zu deutlichen Begriffen sich zu erheben gewohnt ist, kann ja leicht sich wieder zu klaren herabstimmen und es bei diesen bewenden lassen. Aber warum wollen Einige von ihnen mir nicht glauben, daß dieser feurige Geist nicht immer sprühete und loderte, sondern unter ruhiger und lauer Asche auch wieder Nahrung an sich zog; daß dieses immer beschäftigte Herz nicht zum Nachtheil seiner höhern Kräfte beschäftiget war, und daß diesen Kopf ebenso wenig Licht ohne Wärme als Wärme ohne Licht befriedigten?

Wenn ich auch also mit Bekanntmachung dieser Ueberbleibsel seines hellen Verstandes weiter nichts suchte, als in dem Andenken Derer, die ihn liebten, sein Bild völlig zu ründen, wer wollte mich tadeln? Oder vielmehr, wessen Tadel wollte ich nicht über das Vergnügen verschmerzen, auf einen kleinen Dank aus jener Welt rechnen zu dürfen?

Doch weit gefehlt, daß der innere Werth dieser Ueberbleibsel mich nicht auch bei Denen rechtfertigen sollte, denen mein junger Freund nichts war, die itzt blos den Schriftsteller in ihm suchen, wozu ich mehr auf meine als auf seine Gefahr ihn mache. Ein näheres Wort über diesen innern Werth erlaube man mir, am Schlusse derselben zu sagen.

Hier füge ich nichts mehr hinzu, aber wie Vieles wünschte ich errathen zu lassen!

Inhalt.

Zusätze des Herausgebers.

Der Stoff dieser Aufsätze ist mehrmalen der Stoff unsrer Gespräche gewesen. Wenn ich mich itzt auf Alles besinnen könnte, was darüber abgeredet worden, so könnte ich vielleicht einige nicht unbeträchtliche Zusätze liefern, Zusätze, welche weder dem Einen noch dem Andern, sondern Beiden gehören würden; so wie es sich von allen Resultaten freundschaftlicher Unterredungen verstehet, die kein Sokrates anspinnt und heimlich leitet. Einiges wird mir beifallen.

Der erste Aufsatz beziehet sich auf die damalige Aufgabe der Akademie zu Berlin über den Ursprung der Sprache, und ich glaube, was er erweisen soll, erweiset er bündig. Die Sprache kann dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgetheilet sein. Und folglich? — Man traue dem Verfasser nicht zu, daß er nunmehr sofort weiter werde geschlossen haben: Folglich hat sich der Mensch die Sprache selbst erfunden. Dieses würde allerdings ein Drittes überspringen heißen, welches ohne ein Wunder gar wohl möglich gewesen wäre und ohne Zweifel das ist, welches Diejenigen, die dem Menschen die Selbsterfindung der Sprache absprechen, vornehmlich im Sinne haben. Die Sprache kann dem ersten Menschen sein gelehret worden; er kann ebenso dazu gelangt sein, wie noch itzt alle Kinder dazu gelangen müssen. Fragt man: „Wodurch? durch wen?" — „Durch Umgang mit höhern Geschöpfen, durch Herablassung des Schöpfers selbst" — können die Vertheidiger dieser Meinung antworten. „Laßt es sein," können sie sagen, „daß dieser Umgang, diese Herablassung selbst ein Wunder war: das, was durch dieses Wunder bewirket wurde, war doch kein Wunder, und es ging Alles dabei so natürlich zu, als es bei Vocalmachung der Kinder noch zugeht." Dieses, wenn man billig sein will, muß man gelten lassen. Die Sache ist nur, daß sodann die ganze Aufgabe von dem Ursprunge der Sprache keiner reinen philosophischen Auflösung mehr fähig ist, indem der mittlere Fall sich lediglich durch historische Gründe erhärten oder verwerfen läßt. Der Philosoph kann nur höchstens eine sehr geringe Wahrschein-

lichkeit dazu beitragen, diese nämlich: Zugegeben, daß die Menschen die Sprache selbst erfinden können; wenn gleichwol auf die Erfindung derselben, wie sich vermuthen läßt, eine so geraume Zeit, vielleicht so viele, viele Jahrhunderte vergehen müssen, so war es ja wol der Güte des Schöpfers gemäßer, zum Besten Derer, welche in diesen sprachlosen Zeiten ein so kümmerliches, kaum Leben zu nennendes Leben gelebt hätten, dem Dinge seinen langsamen ganz natürlichen Lauf nicht zu lassen, sondern den Weg jenes Unterrichts zu wählen. Wie viel dieser Wahrscheinlichkeit durch die in den ältesten Geschichtschreibern aufbewahrte Tradition zuwächst; was für Winke oder Andeutungen hierüber sich in dem Buche finden, das in allem Verstande immer so schätzbar bleibet: dieses aufs Reine zu bringen, wäre auch immer eine sehr interessante Untersuchung. Nur ist es keine Untersuchung für den Philosophen, den nichts nöthigen kann, sich darauf einzulassen. Sobald der Philosoph erwiesen hat, daß den ersten Menschen die Sprache durch Wunder nicht mitgetheilet sein kann, und er nunmehr zeiget, wie und wodurch sie auf die Erfindung derselben nicht wohl anders als fallen müssen, zugleich noch beifügt, was die Anbauung und Ausbildung dieser Erfindung erleichtern und beschleunigen können: so hat er nicht allein Alles gethan, was man von ihm erwarten darf, sondern hat auch hinlänglich den Folgerungen vorgebaut, für welche Einige die Hypothese des höhern Unterrichts gern brauchen möchten.

Auch der zweite Aufsatz ist durch jene nämliche Aufgabe veranlaßt worden. Er sollte den Weg bahnen, eine der vornehmsten Schwierigkeiten zu heben, die man gegen die natürliche Entstehung der Sprache zu machen pflegt. Weil sich ohne Zeichen allgemeiner Begriffe keine Sprache denken lasse, allgemeine Begriffe aber nur die Frucht einer mühsamen Abstraction sein sollen, welche ohne Gebrauch symbolischer Zeichen kaum möglich sei, so müsse, sagt man, der Mensch ja wol eine Sprache schon gehabt haben, um die Sprache zu erfinden. Aus diesem Zirkel ist man auf einmal heraus, wenn man die Erklärung unsers Verfassers annimmt, nach welcher es zu allgemeinen Begriffen der Abstraction gar nicht bedarf. Denn gesetzt auch, daß diese Erklärung nicht auf alle und jede allgemeine Begriffe passe, so paßt sie doch gewiß auf einen großen Theil derselben, welches zu der Anwendung hinreichend ist, die er davon machen wollte. In allen Fällen nämlich, wo das Aehnliche sofort in die Sinne fällt, das Unähnliche aber so leicht nicht zu bemerken ist, entstehen allge-

meine Begriffe, ehe wir noch den Vorsatz haben, dergleichen durch die Absonderung zu bilden. Und daß daher dieser ihre Zeichen in der Sprache ebenso früh werden gewesen sein als die Zeichen der einzelnen Dinge, die in ihnen zusammentreffen, ist wol ganz natürlich. Ja, früher; Baum ist sicherlich ältern Ursprungs als Eiche, Tanne, Linde.

Der dritte Aufsatz zeiget, wie wohl der Verfasser ein System gefaßt hatte, das wegen seiner gefährlichen Folgerungen so verschrieen ist und gewiß weit allgemeiner sein würde, wenn man sich so leicht gewöhnen könnte, diese Folgerungen selbst in dem Lichte zu betrachten, in welchem sie hier erscheinen. Tugend und Laster so erklärt, Belohnung und Strafe hierauf eingeschränkt: was verlieren wir, wenn man uns die Freiheit abspricht? Etwas — wenn es etwas ist — was wir nicht brauchen, was wir weder zu unserer Thätigkeit hier, noch zu unserer Glückseligkeit dort brauchen. Etwas, dessen Besitz weit unruhiger und besorgter machen müßte, als das Gefühl seines Gegentheils nimmermehr machen kann. — Zwang und Nothwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirket, wie viel willkommner sind sie mir als kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umständen bald so, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß. Wenn ich in diesen Schranken selbst so viel Fehltritte noch thue, was würde geschehen, wenn ich mir ganz allein überlassen wäre? einer blinden Kraft überlassen wäre, die sich nach keinen Gesetzen richtet und mich darum nicht minder dem Zufalle unterwirft, weil dieser Zufall sein Spiel in mir selbst hat? — Also von der Seite der Moral ist dieses System geborgen. Ob aber die Speculation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könne? und solche Einwendungen, die sich nur durch ein zweites, gemeinen Augen ebenso befremdendes System heben ließen? Das war es, was unser Gespräch so oft verlängerte und mit Wenigen hier nicht zu fassen stehet.

Was in dem vierten Aufsatze erinnert wird, kömmt itzt freilich zu spät. Herr Mendelssohn hat in der neuen Ausgabe seiner philosophischen Schriften,*) in den Zusätzen zu den Briefen über die Empfindungen (S. 24) es selbst bemerkt, daß die Sinnenlust noch etwas Anders sei als Gefühl der verbesserten

*) Von 1771, welche unserm Verfasser nicht zu Gesichte gekommen.

Beschaffenheit des Körpers, welche die Seele blos als Zuschauerin wahrnehme. Er setzt hinzu, daß den harmonischen Bewegungen in den Gliedmaßen der Sinne, zu Folge der Verknüpfung zwischen Seele und Körper, ja auch wol harmonische Empfindungen in der Seele entsprechen müssen. Aber wenn durch diesen Zusatz die Frage unsers Verfassers, woher es die Seele erfahre, daß der Körper in einen verbesserten Zustand versetzt worden, beantwortet ist, so ist sie auch dadurch gerechtfertiget. So nothwendig der Zusatz war, so scharfsinnig war die Frage. Auch ist es nur diese Frage, worauf er würde bestanden haben, wenn er nach reifrer Ueberlegung ohne Zweifel die vermeinten zwei Erfahrungen (S. 61) zurückgenommen hätte.

Und so dürften auch wol in dem fünften Aufsatze verschiedene einzelne Behauptungen richtiger zu bestimmen, verschiedene Erfahrungen genauer zu erwägen sein. Z. E. ob es wahr ist, daß der Zorn zu den vermischten Empfindungen nicht gehöre, indem wir uns des Zustandes, darein wir durch ihn versetzt worden, nie ohne Unlust erinnerten? Aber dem ohngeachtet bleibt auch dieser Aufsatz noch immer sehr schätzbar. Der Unterschied des Objectiven und Subjectiven ist wichtig, und unser Verfasser ist wenigstens der Erste, der es zu erklären gesucht hat, warum die vermischten Empfindungen so angenehm sind, so anziehender sind als die einfachen angenehmen Empfindungen, welches nur immer blos als unstreitige Erfahrung angenommen worden. —

Man stößt sich nicht an einige unförmliche Posten, welche der Bildhauer in einem unvollendeten Werke, von dem ihn der Tod abgerufen, müssen stehen lassen. Man schätzt ihn nachdem, was der Vollendung darin am Nächsten kommt.

Recensionen

aus der

Berlinischen privilegirten Zeitung,

Jahrgg. 1751 bis 1755.



Vorbemerkung des Herausgebers.

An Recensionen philosophischer Werke, die Lessing in den Jahren 1751—1755 in der Vossischen Zeitung veröffentlichte, kommen hier dreißig zum Abdruck. Darunter befinden sich vier, die Lachmann bei Seite gelassen hat, nämlich über 1) P. Ahlwardt's „Einleitung in die Philosophie", 2) die „Pensées de Seneque recueillies par M. A. de la Beaumelle", 3) den zweiten Theil von Simonetti's „Gründliche Bemühungen des vernünftigen Menschen im Reiche der Wahrheit" und 4) „La Oille. Melange ou Assemblage de divers mets" etc. Da sich auch bei diesen vier Recensionen die Lessing'sche Eigenthümlichkeit ganz unverkennbar documentirt, so sehen wir keinen Grund, weshalb wir sie hier ausschließen sollten. —



1751.

[33. Stück, vom 18. März.]

Leipzig und Stralsund. **Claville von dem wahren Verdienste.** Aus dem Französischen übersetzt durch ein Mitglied der Königlich Deutschen Gesellschaft in Greifswald. Leipzig und Stralsund bei Joh. Jakob Weitbrecht. 1750. In 8vo.

Dieses Werk des Herrn Le Maitre de Claville, ältesten Aufsehers der Finanzkammer in Rouen, hat sich in Frankreich einen allgemeinen Beifall erworben. Wer in diesem Lande glücklich moralisiren will, der muß es auch nothwendig auf die Art thun, als er es gethan hat; nämlich auf eine Art, welche den Philosophen und den witzigen Kopf, dann und wann auch den Lustigmacher, verbindet. Er selbst beschreibt uns diese Art gleich zum Anfange seiner Vorrede sehr aufrichtig. Wir wollen die Stelle anführen, weil sie den Lesern zugleich einen zureichenden Begriff von dem ganzen Werke geben kann. „Ist es ein Buch," spricht er, „das ich zu schreiben unternehme? Wahrhaftig, ich weiß es nicht. Ich habe versprochen zu schreiben, ich schreibe also. Alles ist bei meinem Entwurfe sonderbar. Vielleicht wird die Ausführung noch sonderbarer sein. Ich mache einen Mischmasch von Prose und Versen, von historischen Begebenheiten, von sinnreichen Einfällen, von Sittenlehre und Belustigung. Alles sind zusammengelesene Stücke, die mir nicht zugehören. Ich erdichte Unterredungen, um gute Lehren anzubringen; bald laß' ich den

Philosophen scherzen, bald den lustigen Kopf moralisiren. Ich wärme alte Liederchen auf und rede Lateinisch. Gassenhauer, Grundwahrheiten, Gewohnheiten, Gesetze, Alles menge ich unter einander. Hier bin ich allzu weitläuftig, man gähnet bei jedem Abschnitte. Dort fass' ich mich allzu kurz, man versteht mich nicht. Ich entehre den Horaz, indem ich ihn nach französischer Mode kleide; ich führe wechselsweise bald Molières bald Bourdaloues [1]) an, und aus einer Oper hole ich den Beweis einer moralischen Wahrheit. Vielleicht werde ich tausend Leute beleidigen, die sich getroffen finden, und die ich nicht kenne. Gleichwol bin ich nichts weniger Willens, als Jemanden zu beleidigen; kleine Leute kann man verachten, aber kleine Feinde muß man fürchten." Wir führen diese Stelle nach einer eignen Uebersetzung an, weil uns die Schreibart des Greifswaldischen Uebersetzers zu gedehnt vorkommt, als daß man das Eigenthümliche des Originals darinne bemerken könnte. Mehr wollen wir nicht an ihr aussetzen; es wären denn einige kleine Sprachfehler, welche sich freilich nicht allzu wohl für ein Mitglied einer Deutschen Gesellschaft schicken. Sie befinden sich zwar größten Theils in den poetischen Stellen; allein die Mode, poetische Sprachschnitzer zu vertheidigen, ist vor jetzo ziemlich abgekommen, zumal wenn sie aus der Kürze und Wichtigkeit der Gedanken keine Entschuldigung ziehen können, welche hier alle Zeit auf das Erbärmlichste gewässert sind. Wieder auf das Original zu kommen, so ist es durchgängig für ein Werk erkannt worden, welches der Jugend, die nur allzu sehr auf das Ergetzende sieht, die wichtigsten Grundsätze der Sittenlehre auf eine angenehme Art einzuflößen geschickt ist. Doch nicht allein der Jugend, sondern Allen von jedem Alter, die es für keine Kleinigkeit halten, zu gefallen. Die Mittel dazu sind keine andre als Witz, Verstand, Artigkeit und Tugend; alle diese und die verschiedenen Aeste, in welche sie sich theilen, gehet er nach seiner Weise durch, die, wenn sie auch nicht alle Zeit unterrichtet, doch alle Zeit ergetzt. Den Lesern aber, die sich in der Uebersetzung davon überzeugen wollen, müssen wir noch sagen, daß dieses nur der erste Theil des Clavillischen Werks ist. Man hat Ursach, sich zu wundern, daß dieser Umstand weder auf dem Titel, noch in der Vorrede bemerkt ist, und daß man gar keine Hoffnung zu

---

1) Louis Bourdaloue (1632—1704), „der König der Prediger und Prediger der Könige", ist einer der ausgezeichnetsten Kanzelredner aus der Zeit Ludwig's XIV. — A. d. H.

dem andern Theile macht. Sollte der Uebersetzer wol geglaubt haben, daß kein anderer Theil mehr wäre? In diesem ersten betrachtet der Verfasser nur die Verdienste des Witzes und der Artigkeit. Kann er wol glauben, daß Claville dasjenige wahres Verdienst würde genennt haben, wobei man noch immer ein lasterhafter und niederträchtiger Mensch sein kann? Es war also ein anderer Theil unumgänglich nöthig, worinne er den Mann von Verdiensten auch auf der Seite der Tugend und des Verstandes betrachten mußte. Er wird doch wol auch übersetzt noch nachkommen? Ist in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam für 8 Gr. zu haben.

[58. Stück, vom 15. Mai.]

Nürnberg. **Schauplatz der Natur** oder Unterredungen von der Beschaffenheit und den Absichten der natürlichen Dinge, wodurch die Jugend zu weitern Nachforschen aufgemuntert und auf richtige Begriffe von der Allmacht und Weisheit Gottes geführet wird. Sechster Theil, welcher dasjenige zu betrachten darstellt, was zum gesellschaftlichen Leben der Menschen gehöret. Aus dem Französischen übersetzt. Wien und Nürnberg bei P. Conrad Monath. 1751.

Dieser Theil bestehet aus vierzehn Unterredungen, welche von dem Ursprunge der Gesellschaft, von dem Ehestande, von der Auferziehung der Kinder, von dem Unterschiede der Stände, von der Ausrottung des Bettelns, von dem Gesinde, von den Lebensmitteln, von der Kleidung und den dazu erforderlichen Stücken handeln. Man kann nicht leugnen, daß nicht viel Nützliches darinne vorkomme; man muß aber auch gestehen, daß es mit einer Art vorgetragen ist, welche die Jugend angewöhnt, überall mit unzulänglichen Begriffen und mit dem halbigen Verständnisse der

Kunstwörter zufrieden zu sein. Das ganze Werk schickt sich sehr wohl in diejenigen Schulen, wo man Kinder gern auf einmal zu Alles wissenden Männern machen will und ihnen durch mittelmäßige Lehrer Sachen beizubringen sich rühmt, wozu sie ohnmöglich einen genugsam starken Verstand haben können. Man weiß, daß der Abt Pluche der Verfasser ist; wir wollen also nichts mehr hinzusetzen als das Urtheil, welches seine Landsleute selbst von ihm fällen. „Mr. Pluche," heißt es an einem Orte, „qui continue si intrepidement à copier des livres, pour etaler le spectacle de la Nature et qui s'est fait le *Charlatan des Ignorans*" etc. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

[77. Stück, vom 29. Juni.]

Ulm. Erste Anfangsgründe der **philosophischen Geschichte**, als ein Auszug seiner größern Werke herausgegeben von Jakob **Brucker.** [1]) Zweite Ausgabe. Bei Daniel Bartholomäi und Sohn. In 8vo. 1 Alph. 15 Bogen.

Diese Anfangsgründe kamen das erste Mal im Jahr 1736 heraus, als der Herr Verfasser die kurzen Fragen aus der philosophischen Historie geendiget hatte. Seine Absicht war, den Anfängern an diesem, in dem Zirkel der Wissenschaften unentbehrlichen Theile einen Geschmack beizubringen und sie zu den Fragen selbst vorzubereiten. Die Ausarbeitung des größern lateinischen Werks aber hat ihm in der Folge Gelegenheit gegeben, die Lücken und Unzulänglichkeiten dieses Auszuges besser als jeder Andre wahrzunehmen. Er hat also in dieser neuen Auflage nicht geringe Veränderungen gemacht; er hat ganz neue Hauptstücke, zum Exempel von der orientalischen Philosophie, von den Schicksalen der griechischen Philosophie außer Griechenland und andre, eingeschaltet; er hat die Vorstellungen der Lehrsätze ergänzt und ihren Zusammenhang deutlicher vor Augen gelegt, als worauf

---

1) Ueber Jakob Brucker vergl. S. 76, Anm. 1. — A. d. H.

in der Geschichte der Weltweisheit offenbar das Hauptwerk beruhet. Uebrigens ist die Eintheilung des Werks selbst so eingerichtet worden, daß sie mit dem lateinischen Werke übereintrifft. Unsre Anpreisung wird sehr unnöthig sein. Wenn es aber wahr ist, daß Niemand in einer Wissenschaft ein gründliches Compendium abfassen kann als Der, welcher diese Wissenschaft in dem weitläuftigsten Umfange übersieht, so muß das gegenwärtige gewiß das gründlichste sein. Ohne die Geschichte bleibt man ein unerfahrnes Kind, und ohne die Geschichte der Weltweisheit insbesondere, welche nichts als die Geschichte des Irrthums und der Wahrheit ist, wird man die Stärke des menschlichen Verstandes nimmermehr schätzen lernen; man wird ewig ein aufgeblasner Sophiste bleiben, der, in seine Grillen verliebt, der Gewißheit im Schooße zu sitzen glaubt; man wird stündlich der Gefahr ausgesetzt sein, von unwissenden Prahlern hintergangen zu werden, welche nicht selten das neue Entdeckungen nennen, was man schon vor etlichen tausend Jahren gewußt und geglaubt hat 2c. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[111. Stück, vom 16. September.]

Berlin. **Le Bramine inspiré,** traduit de l'anglais par Mr. Lescallier. Chez Etienne de Bourdeaux. 1751. In 8vo. 7 Bogen.

Es kam vor einiger Zeit in England eine moralische Schrift unter dem Titel heraus: „The economy of human Life", Die Oekonomie des menschlichen Lebens. Ihre besondre Einkleidung, noch mehr die Vermuthung, daß Mylord Chesterfield [1]) der Verfasser davon sei, machten ihr einen Namen, der sich auf einen allgemeinen Beifall zu gründen schien. Mehr als eine Auflage wurde verkauft, man machte Fortsetzungen und Ergänzungsstücke, und in Holland besorgte Herr Douespe eine

---

1) Philipp Dormer Stanhope, vierter Graf von Chesterfield (1694—1773), wird von Hettner als Vertreter der „weltmännischen Lebensphilosophie" bezeichnet. Berühmt und berüchtigt sind seine Briefe an seinen Sohn Sir Philipp Stanhope („Letters to his son", Lond. 1774, 2 Bde.). — A. d. H.

französische Uebersetzung. Kaum aber erfuhr man, daß der wahre Verfasser der Buchhändler in London, Herr Dodsley[1]) wäre, so fing das Publicum an, mit andern Augen zu sehen, und man wagte es, dasjenige öffentlich zu sagen, was Verständige bisher nur einander in die Ohren gesagt hatten, daß nämlich diese Oekonomie eine sehr mittelmäßige Hirngeburt sei. Da es jetzo die Mode unter den witzigen Köpfen Frankreichs ist, Alles für vortrefflich zu halten, was sich von einem Engländer herschreibt, so ist es kein Wunder, daß man dem ohngeachtet eine zweite Uebersetzung unter der Aufschrift des begeisterten Braminen davon sieht. Unsern Lesern zu zeigen, daß sie in der That nichts Besonders in dem Werke selbst zu suchen haben, wollen wir ein Stück aus dem zweiten Abschnitte, Der Vater, mittheilen. Alles Uebrige ist wie diese Probe. „Du bist Vater; Dein Kind ist ein Schatz, den Dir der Himmel anvertrauet hat; Dir kommt es zu, Sorge dafür zu tragen. Von seiner guten oder übeln Erziehung wird das Glück oder Unglück seiner Tage abhangen. Bereite ihn bei guter Zeit, die Eindrücke der Wahrheit anzunehmen. Erforsche seine Neigung; vernichte alle übeln Fertigkeiten, welche mit ihm wachsen würden, und so lange er noch biegsam ist, bemühe Dich, ihn gegen das Gute biegsam zu machen! So wird er sich wie eine Ceder erheben, höher als alle andre Bäume des Waldes. Reißt ihn das Laster mit sich fort, so wird er eine schändliche Last der Gesellschaft und Deine Beschimpfung sein; ist er tugendhaft, so wird er dem Vaterlande nützlich und die Ehre Deiner alten Tage sein. Baue als ein fleißiger Bearbeiter dieses Dir zugehörende Feld, die Ernte davon wird Deine sein. Er lerne gehorchen; der Gehorsam ist ein Glück; er sei bescheiden, und man wird sich scheuen, ihn roth zu machen" 2c. 2c. Was findet man hier Neues? Sind es nicht die allerbekanntesten Sittensprüche, die der Verfasser in einem orientalischen Stil einzukleiden die mäßige Geschicklichkeit besessen hat? Den Jesus Sirach loben

1) Robert Dodsley (1705—1764) war erst Bedienter, dann angesehener Buchhändler und beliebter dramatischer Dichter. „The economy of human life, translated from an indian manuscript, written by an ancient Bramin" erschien im Jahre 1750. — A. d. H.

die witzigen Köpfe nicht, weil er zu allem Unglück der Bibel beigefügt ist; aber eine seichte Nachahmung loben sie, weil sie ein Engländer gemacht hat. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[132. Stück, vom 5. November.]

London. Les Caracteres, par Madame de P***. 1751. In 8vo. auf 15 Bogen.

Die Verfasserin dieser Charaktere ist ebendiejenige, welche uns die Lehren der Freundschaft geliefert hat. Aus diesen werden schon Viele ihre Art zu denken kennen. Es ist zwar was Neues, ein Frauenzimmer unter den Sittenlehrern zu sehen; allein die Frau von P*** hatte uns noch eine ganz andere Neuigkeit vorbehalten, diese nämlich, sie unter den starken Geistern zu finden. Ihre Religion ist eine Aufgabe, die man, wenn man sie aus diesen „Charakteren" auflösen wollte, nur noch verwirrter machen würde. Die Höflichkeit gegen das Frauenzimmer erlaubt uns nicht, den Knoten zu zerhauen und zu sagen, sie habe gar keine. Doch wer weiß, ob sie sich so gar sehr dadurch beleidiget finden würde, wenn man nur dazusetzte: allein sie hat Witz. Dieses wird sie vielleicht ebenso schadlos halten, als die Meisten ihres Geschlechts auch der empfindlichsten Tadel wegen schadlos gehalten zu sein glauben, wenn man nur am Ende gesteht, daß sie schöne sind. Sie hat diese „Charaktere" eigentlich zur Unterweisung eines jungen Menschen geschrieben. Und wenigstens diejenigen Väter, welche durchaus nicht wollen, daß ihre Kinder, wie sie sich auszudrücken belieben, bigott erzogen werden sollen, werden sie sehr bequem dazu finden. Sie müßten denn das auszusetzen haben, daß sie manchmal Nachdenken erfordern. Allerdings haben sie diese Unbequemlichkeit für vornehme Leute; wir hoffen aber doch, daß sie sich dadurch nicht werden abschrecken lassen, weil sie nicht fürchten dürfen, nach vielen Nachdenken nichts als eine ernsthafte Wahrheit zu finden. Sie werden mehr finden als diese: Witz werden sie finden, und zwar von der feinsten Art, der zu seinem Probestücke nichts Geringers als Tugend und Religion zu wählen weiß. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 14 Gr.

[135. Stück, vom 11. November.]

Greifswalde. **Einleitung in die Philosophie durch P. Ahlwardt.** Bei Joh. Jakob Weitbrecht. 1752. In 8vo. 1 Alph. 1 Bogen.

Dieses Werk, welches der Herr Prof. eigentlich seinen Zuhörern gewidmet hat und schon vor mehr als 8 Jahren ausgearbeitet gewesen, verdient in seiner Art allen Beifall. Der Herr Verfasser hat die meisten seiner philosophischen Meinungen schon in seinen andern Schriften hin und wieder eröffnet, und er gesteht es selbst, daß man einige darunter finden werde, welchen man mit Recht den Namen Paradoxa beilegen kann. Er entschuldiget sich deswegen und schützt sich damit, daß er sie für Wahrheiten hält, wovon er überzeugt ist. Diese Entschuldigung wundert uns. Sollte es der Herr Professor nicht wissen, daß das Paradoxe den größten Theil des Ruhms unserer neuern Philosophen ausmacht? Unterdessen verlangt er es selbst von den Lesern, seine Sätze zu untersuchen, und unterwirft sich dem Urtheile aller Verständigen, wovon er aber mit Recht die philosophischen Krüppel, Lahme und Blinde ausnimmt. Er hat aus seiner Einleitung die Naturlehre ausgeschlossen, sie, welche sich jetzo den erhabensten Platz unter allen philosophischen Wissenschaften anmaßet. Er sagt aber, er habe gemeint, eine kleine Abhandlung davon würde wenig Nutzen schaffen können; hätte er sie aber nach Würden sollen abhandeln, so würde solches die gegenwärtige Einleitung weit überschritten haben. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

1752.

[154. Stück, vom 23. December.]

Elemens de la Philosophie moderne, qui contiennent la Pneumatique, la Metaphysique, la Physique expérimentale, le Système du Monde, suivant les nouvelles decouvertes. Ouvrage enrichi de Figures. Par Mr. Pierre Massuet,[1] Docteur en Medecine. En II Tomes. In 12mo. 1 Alph. 16 Bogen, nebst 5 Bogen Kupfer.

Der Herr Massuet ist zwar nicht der Erste, welcher die neuere Weltweisheit nach dem Begriffe eines Jeden vorzutragen sucht, er ist aber unwidersprechlich der Glücklichste. Die Uebrigen alle haben einer gewissen Philosophie geschworen und theilen ihren Lesern von den neuen Entdeckungen nur diejenigen mit, welche in ihr Lehrgebäude passen. Wie viel verliert man also nicht bei diesen Herren, welche die Natur nach ihren Ideen, nicht aber ihre Ideen nach der Natur einrichten wollen! Und wie viel aufrichtiger ist Herr Massuet, welcher in allen den Stücken, worinne die Weltweisen uneinig sind, auf Keines Seite tritt, die Gründe für und wider in aller ihrer Stärke vorträgt und es dem Leser überläßt, seinen Beifall festzusetzen, oder welches immer das Beste ist, so lange zu verschieben, bis neue Erfahrungen ein größeres Licht in der streitigen Sache anzünden! Diese Entfernung von allen

1) Pierre Massuet (geb. 1698) verließ der Religionsverfolgungen wegen in jungen Jahren sein Vaterland Frankreich, studirte in Leyden und widmete sich später in Amsterdam literarischer Beschäftigung. So war er 1741—1753 Herausgeber der „Bibliothèque raisonnée"; auch schrieb er mehrere historische Werke. — A. d. H.

Secten ist ein großer Vorzug gegenwärtiger „Anfangsgründe"; er ist aber bei Weitem nicht der einzige. Die ungemeine Deutlichkeit und die sorgfältige Vermeidung aller unnützen Spitzfindigkeiten hätten wir zuerst rühmen sollen. Nach dem Eingange, welcher von der Weltweisheit überhaupt handelt, theilt Hr. Massuet die ganze Philosophie in nicht mehr als drei Bücher. In dem ersten handelt er die Pneumatik, in dem andern die Metaphysik und in dem dritten die Experimentalphysik ab. Was werden aber unsere tiefsinnigen Terminologisten sagen, wann sie sehen werden, daß der Verfasser ihre Königin der Wissenschaften in zehen kleinen Hauptstücken abgefertiget, der Naturlehre hingegen ganzer 88 Capitel gewidmet hat? Sie werden ohne Zweifel in der barbarischsten Sprache über Barbarei schreien und aus Rache (wo es nur nicht auch aus Unwissenheit geschieht) in ihren nächsten Lehrbüchern der Physik die wenigsten Blätter einräumen, ja, sie noch dazu so vortragen, daß man auch diese, wie gewöhnlich, ganz und gar wird überschlagen müssen. — Sonst hat es dem Hrn. Massuet gefallen, sich der Methode durch Frag und Antwort zu bedienen; und hoffentlich wird man sich nicht daran stoßen, weil er diese Lehrart weder von einem Hübner, noch von einem Reimann [1]) gelernt hat. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Thlr. 16 Gr.

---

1) Johann Hübner (geb. 1668, gest. 1731 als Rector des Johanneums in Hamburg) war ein sehr beliebter pädagogischer Schriftsteller. Ein großer Theil seiner Schriften ist in der Form von Fragen und Antworten abgefaßt. Seine „Kurzen Fragen aus der alten und neuen Geographie" erlebten 36, seine „Zweimal 52 auserlesenen biblischen Historien" weit über 100 Auflagen, ja sie werden auch in unseren Tagen noch hie und da gebraucht. — Auch Jakob Friedrich Reimmann (Reimann, 1668—1743), der Begründer der Literaturgeschichte in Deutschland, faßte seine literarhistorischen Werke in der Form von Frage und Antwort ab. Sein „Versuch einer Einleitung in die Historiam literariam" erschien 1708—1713 zu Halle in 6 Bänden. — A. d. H.

1753.

[1. Stück, vom 2. Januar.]

L'Esprit des Nations. En II Tomes. A la Haye 1752. In 12mo. Jeder Theil 12 Bogen.

Die edelste Beschäftigung des Menschen ist der Mensch. Man kann sich aber mit diesem Gegenstande auf eine gedoppelte Art beschäftigen. Entweder man betrachtet den Menschen im Einzeln, oder überhaupt. Auf die erste Art kann der Ausspruch, daß er die edelste Beschäftigung sei, schwerlich gezogen werden. Den Menschen im Einzeln zu kennen — was kennt man? Thoren und Bösewichter. Und was nützt diese Erkenntniß? Uns entweder in der Thorheit und Bosheit recht stark oder über die Nichtswürdigkeit uns gleicher Geschöpfe melancholisch zu machen. Ganz anders ist es mit der Betrachtung des Menschen überhaupt. Ueberhaupt verräth er etwas Großes und seinen göttlichen Ursprung. Man betrachte, was der Mensch für Unternehmungen ausführt, wie er täglich die Grenzen seines Verstandes erweitert, was für Weisheit in seinen Gesetzen herrschet, von was für Emsigkeit seine Denkmäler zeigen! Das einfacheste und vollkommenste Bild von ihm auf dieser Seite zu erhalten, muß man es auf eine Lucianische Art aus den schönsten Theilen seiner Arten, das ist der Nationen, zusammensetzen, wozu aber eine sehr genaue Charakteristik derselben erfordert wird. Noch hatte kein Schriftsteller sich diesen Gegenstand insbesondere erwählet, so daß der Verfasser der gegenwärtigen Schrift mit Recht von sich rühmen kann: „Libera per vacuum posui vestigia princeps.“ Man begreift es leicht, daß er alle seine Anmerkungen auf die Geschichte gründen müsse, und daß, wann er nur das Geringste von dem Charakter einer Nation, ohne sich auf die Erfahrung zu stützen,

behaupten wollte, er ebenso lächerlich werden würde als der Naturforscher, der uns neue Entdeckungen aufdringen will, ohne sie durch Experimente zu beweisen. Man muß ihm aber mit Recht den Ruhm lassen, daß er sich als einen ebenso großen Kenner der Geschichte als einen scharfsinnigen Weltweisen erwiesen hat. In diesen beiden ersten Theilen, denen vielleicht noch einige folgen möchten, ist seine Beschäftigung diese, daß er die Ursachen der Verschiedenheit unter den Nationen untersucht, die vornehmsten alter und neuer Zeiten mit einander vergleicht und ihren abwechselnden Vorzug bestimmt. Eigentlich zu reden, hat man keine andere als physicalische Ursachen, warum die Nationen an Leidenschaften, Talenten und körperlichen Geschicklichkeiten so verschieden sind; denn was man moralische Ursachen nennt, sind nichts als Folgen der physicalischen. Die Erziehung, die Regierungsform, die Religion zu den Ursachen dieser Verschiedenheit zu machen, zeigt deutlich, daß man es entweder schlecht überlegt hat oder einer von denjenigen Gelehrten ist, die zum Unglück in Ländern geboren sind, von welchen man vorgiebt, daß sie den Wissenschaften weniger günstig als etwa Frankreich und England wären, und also sich selbst Unrecht zu thun glauben, wann sie den Einfluß des Klima auf die Fähigkeit des Geistes zugeben wollten. Unter den Beurtheilungen verschiedener Völker, welche der Verfasser angestellet, ist insbesondere die Beurtheilung der Chineser und der alten lacedämonischen Republik ungemein lesenswürdig. Er behauptet von der letztern, daß viele Gesetze des Lykurg's allzu besonders gewesen wären, und daß die Tugenden der Spartaner nicht alle Zeit aus den besten Grundsätzen geflossen wären. Es war, sagt er, allzu viel Kunst und Gezwungenheit dabei. Es war Schminke; freilich die schönste von der Welt, weil sie von Griechen und Philosophen war gemacht worden; aber es war doch Schminke! Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr.

[3. Stück, vom 6. Januar.]

Bald wird in Frankreich die Profession eines Sittenlehrers die Profession eines Wagehalses werden. Schon wieder eine „Moral“, die man in Paris verbrannt hat! Hier ist der Titel:

L'ecole de l'homme, ou Parallele des portraits du siecle et des tableaux de l'Ecriture sainte. Ouvrage moral, critique et anecdotique. En III Tomes. In 8vo.

Der Verfasser hat sich seine glücklichen Vorgänger in moralischen Schilderungen nicht abschrecken lassen. Auch nach einem Bruyère, Claville und Panage glaubt er etwas Neues sagen zu können. Ihre Werke, behauptet er, hätten blos die Kraft, einen artigen Mann oder aufs Höchste einen ehrlichen Mann zu bilden; er aber wolle nebst diesen einen Christen zu bilden suchen. Und in der That, darinne geht er von allen jetzt lebenden französischen Witzlingen ab; er zeigt es auf allen Seiten, daß er Religion habe, daß er sie seinen Lesern einzuflößen suche, daß er überführet sei, nur sie gebe allen guten Eigenschaften den wahren Werth, nur durch sie allein könne man ein rechtschaffener Vater, ein rechtschaffener Sohn, ein rechtschaffner Ehemann, ein rechtschaffner Freund, ja sogar ein rechtschaffner Liebhaber sein. Und das Werk eines solchen Schriftstellers, wird man sagen, ist verbrannt worden? Nicht allein, man hat sogar den Verfasser, welcher ein Soldat unter der königlichen Garde, Namens Gesnard, sein soll, ins Gefängniß gesetzt, wo er sein Schicksal zu erwarten hat. Warum hat er mit aller Gewalt ein Lucil [1]) werden wollen, von welchem Horaz sagt:

> Primores populi rapuit, populumque tributim,
> Scilicet uni aequus virtuti atque ejus amicis.

Eine Menge satirischer Schilderungen, in welchen man beinahe den ganzen Parisischen Hof und wer weiß was noch für hohe Häupter finden will, sind die Ursache seines Unglücks. Aber soll

---

1) C. Ennius Lucilius (149—103 v. Chr.), der Großoheim des Pompejus, ist der Begründer der altrömischen Satire und Vorgänger des Horaz. Die von Lessing angeführte Stelle des Horaz steht in dessen „Satiren“, II. 1. 69 f. — A. d. H.

denn ein Sittenlehrer nicht nach dem Leben schildern? Sollen denn alle seine Gemälde ohne Aehnlichkeit sein? Und wann er auch Niemanden zu treffen Willens hat, so darf er nur die allergroteskesten Figuren von Narren auf das Papier werfen und die Anwendung dem Leser überlassen: er wird gewisse Personen vor den Augen müssen gehabt haben, wann er das Gegentheil auch beschwören wollte. Derjenige also hätte das Unglück des Verfassers verdient, welcher seinem Werke einen Schlüssel beigefügt hat, welcher der Verleumdung vielleicht die Geheimnisse aufschließen soll, wo der Verfasser keine wissen will. Unterdessen wird er gewiß mehr Leser anlocken, als es die strenge Moral des Verfassers würde gethan haben. Kostet in den Vossischen Buchläden 16 Gr.

[10. Stück, vom 23. Januar.]

Gründliche **Bemühungen des vernünftigen Menschen im Reiche der Wahrheit,** den Verehrern des Wahren mitgetheilt von Christian Ernst **Simonetti.** Frankfurt an der Oder bei Joh. Chr. Kleyb. 1752. In 8vo. 1 Alph. 3 Bogen.

Unter diesem Titel hat es dem berühmten Hrn. Verfasser gefallen, der Welt eine Vernunftlehre mitzutheilen. Er ist neu, wird man sagen, aber für das darinne Abgehandelte viel zu weitläufig. Hierauf wissen wir nichts zu antworten, weil er in dem Werke selbst nirgends gerettet wird; es müßte denn dieses sein, was man dem Leser in der Vorrede zu verstehen giebt, daß nämlich der Herr Verfasser dem vernünftigen Menschen in seinen Bemühungen im Reiche der Wahrheit künftig weiter folgen wolle, das ist, daß er unter diesem Titel einen ganzen philosophischen Cursum schreiben wolle. Und alsdann wird man weniger darwider einzuwenden haben. Von der Ausführung wird ein verständiger Leser dasjenige zu sagen gedrungen sein, was man von allen Simonetti'schen Schriften schon längst gesagt hat, daß sie in einer schönen Schreibart, in einer ungezwungenen Lebhaftigkeit und in einer Ordnung abgefaßt sind, welche der Verfasser mehr in dem Kopfe als auf dem Concepte gehabt hat. Diejenigen,

welche viel neue Wahrheiten hier von ihm verlangen, sind sehr abgeschmackt. Das Neue sollte uns in den speculativischen Theilen der Weltweisheit alle Zeit verdächtig sein. Genug, wann ein Schriftsteller, welchen seine äußerlichen Umstände in ein schon von Vielen durchforschtes Feld nöthigen, zeigt, daß er nicht blos nachbete, daß er es selbst durchgeforscht habe, gesetzt auch, er habe nicht mehr erforscht als seine Vorgänger. Die Wahrheit gewinnt nicht allein durch neue Entdeckungen, sondern auch durch die verschiedenen Arten, sie vorzutragen. Kostet in den Vossischen Buchläden 9 Gr.

[14. Stück, vom 1. Februar.]

Abhandlungen zum Behuf der schönen Wissenschaften und der Religion, von Carl Ludewig Muzelius, Diener am Worte Gottes in Prenzlow, Mitglied der Deutschen Gesellschaft in Königsberg. Erster Theil. Stettin und Leipzig bei J. Fr. Kunkel. 1752. In 8vo. auf 10 Bogen.

Der Herr Verfasser fängt hiermit an, seine zu verschiedenen Zeiten über verschiedene Gegenstände ausgearbeiteten Abhandlungen zu sammeln und der Welt theilweise zu schenken. Sie erhält vors Erste folgende, welche alle lesenswürdig sind und sowol von der richtigen Art zu denken, als von der ungekünstelten Beredsamkeit ihres Urhebers deutliche Beweise ablegen: 1) „Der Redner nach dem Muster der Natur". Sollte sich der Herr Verfasser nicht irren, wann er wo nicht sich, doch den Hrn. Batteux[1]) zu dem Erfinder des Grundsatzes in den schönen Wissenschaften: Ahme der Natur nach, macht? Wir glauben ihn schon bei dem Aristoteles und Horaz gefunden zu haben, die ihn aber bei

---

1) Der französische Aesthetiker Charles Batteux (1713—1780) wurde dadurch Begründer der französischen Kunstphilosophie, daß er das Princip des Aristoteles: „Ahme der Natur nach", zuerst auf die Poesie und dann auf die bildende Kunst anwandte. Sein Werk „Les beaux arts, réduits à un même principe" erschien 1746 zu Paris in 3 Bdn. — A. d. H.

ihren Regeln in der allgemeinen Empfindung der Leser mehr voraussetzen als erweisen. Ueberhaupt scheint er uns viel zu entfernt zu sein, um in der Ausführung einem Anfänger nützlich sein zu können. Was würde man von einem Schuster denken, welcher seinem Lehrjungen alle Handgriffe aus dem Grundsatze seines Handwerkes herleiten wollte: Jeder Schuh muß dem Fuße passen, für den er gemacht ist? Der dümmste Junge würde ihm antworten: Das versteht sich. 2) „Die Harmonie der Gesichtszüge mit den menschlichen Neigungen, versuchsweise erklärt". 3) „Ein Brief über eine gewisse Linde, so die Eigenschaften eines Thermometers hat". 4) „Die Harmonie der Sprache mit dem Charakter eines Volks". 5) „Eine Predigt über das Gewitter". Kostet in den Vossischen Buchläden 3 Gr.

[53. Stück, vom 3. Mai.]

Versuch einer Theorie von dem Menschen und dessen Erziehung. Nebst einer Vorrede Sr. Hochwürden, des Herrn Oberconsistorialraths und Inspector Baumgarten's. Berlin, zu finden bei sel. Joh. Jak. Schützens Wittwe. 1753. In 8vo. 14 Bogen.

Ob wir gleich an guten Schriften von der Erziehung keinen Mangel haben, so ist doch auch die gegenwärtige nichts weniger als überflüssig, weil Herr Engel, welches der Name des Verfassers ist, hin und wieder in der That neue Wege geht. Sie hat zween Theile, deren einer von der allgemeinen Natur, der andre von der besondern Natur eines Kindes handelt. Man wird überall einen Schriftsteller wahrnehmen, welchem das Denken nicht fremd ist, und vielleicht denkt er für Manche nur allzu viel. So viel wollen wir selbst gestehen, daß wir in dem Wahne sind, eine so gemeinnützige Materie müsse etwas faßlicher abgehandelt werden. Er verbirgt sich oft in einem Rauche, in welchem man ihn ganz und gar verlieren würde, wann sein Geist nicht ruckweise in prächtigen Flammen hervorbräche. Und ebendieser Rauch ist es, welcher uns verhindert, einen ordentlichen Auszug aus seiner Theorie mitzutheilen. Einzele vortreffliche Gedanken daraus anzuführen,

würde zwar sehr leicht sein, aber ebendeswegen, weil es leicht ist, wollen wir es nicht thun. Kostet in den Vossischen Buchläden 6 Gr.

[100. Stück, vom 21. August.]

Hr. Peter Renatus le Bossu Abhandlung vom Heldengedichte, nach der neusten französischen Ausgabe übersetzt und mit einigen kritischen Anmerkungen begleitet von D. Johann Heinrich Z**, nebst einer Vorrede Hrn. G. Friedrich Meier's ꝛc. Halle bei Chr. Pet. Franken. In 8vo. 1 Alph. 8 Bogen.

Dieses vortreffliche Werk kam zu einer Zeit an das Licht, als Frankreich mit Heldengedichten recht überschwemmt war. Die Chapelains, die des Marets, die Perraults, die Saint Amants glaubten Meisterstücke geliefert zu haben, welche mit den ewigen Gedichten eines Homer's und Virgil's um den Vorzug stritten. Ihr Stolz und ihre Verdienste schienen so schlecht zusammenzupassen, daß sich die damals lebenden wahren Kunstrichter nicht einmal die Mühe nehmen wollten, sie zurechte zu weisen. Boileau selbst that nichts, als daß er sie dem Gelächter preisgab, indem er ihnen mehr Satire als Gründlichkeit entgegensetzte. Der einzige Bossu unterzog sich der Arbeit, die Regeln des Heldengedichts aus den Alten für sie aufzusuchen und durch bloße Auseinandersetzung derselben sie stillschweigend ihre Schwäche sehn zu lassen. Die Aehnlichkeit, welche der Hr. D. Z** zwischen den damaligen und jetzigen Zeiten in Absicht auf den deutschen Parnaß findet, ist sehr in die Augen leuchtend, und durch ebendiese Aehnlichkeit rechtfertiget er seine Uebersetzung, wenn man anders die Uebersetzung eines vortrefflichen Werks zu rechtfertigen braucht. Wir wollen zum Lobe desselben weiter nichts sagen, als daß es Denjenigen, welche nur einiger Maßen von der allervollkommensten Art der Gedichte kunstmäßig reden wollen, unentbehrlich ist. Der Hr. Uebersetzer hat es ihnen durch verschiedene Anmerkungen, welche größten Theils nichts als kleine Anwendungen auf einige unserer neusten deutschen Heldendichter enthalten, noch brauchbarer gemacht. Sein

Verfahren scheint uns übrigens sehr klug, daß er Keinen tadelt als die Verfasser des „Messias“ und „Noah“ [1]) und sich für die Empfindlichkeit der Andern, so viel möglich, in Acht nimmt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

[101. Stück, vom 23. August]

Aristoteles' Dichtkunst, ins Deutsche übersetzt, mit Anmerkungen und besondern Abhandlungen versehen von Michael Conrad Curtius, der Königl. Deutschen Gesellschaft in Göttingen Mitgliede. Hannover, verlegt's Joh. Chr. Richter. 1753. In 8vo. 1 Alph. 5 Bogen.

Unter allen Schriften des Aristoteles sind seine „Dichtkunst“ und „Redekunst“ beinahe die einzigen, welche bis auf unsre Zeiten ihr Ansehen nicht nur behalten haben, sondern noch fast täglich einen neuen Anwachs desselben gewinnen. Ihr Verfasser muß nothwendig ein großer Geist gewesen sein; man überlege nur dieses. Kaum hörte seine Herrschaft in dem Reiche der Weltweisheit auf, als man durch diesen erloschenen Glanz einen andern in ihm entdeckte, den kein Araber und kein Scholastiker wahrgenommen hatte: man erkannte ihn als den tiefsten Kunstrichter, und seit der Zeit herrscht er in dem Reiche des Geschmacks unter den Dichtern und Rednern ebenso unumschränkt als ehedem unter seinen Peripatetikern. Seine „Dichtkunst“, oder vielmehr das Fragment derselben, ist der Quell, aus welchem alle Horaze, alle Boileaus, alle Hedelins, alle Bodmers, bis sogar auf die Gottschede, ihre Fluren bewässert haben. Dieser hat uns schon seit vielen Jahren auf eine deutsche Uebersetzung derselben warten lassen, und warum er sich endlich doch einen Andern damit hat zuvorkommen lassen, können wir nicht sagen, es müßte denn die griechische Sprache und seine eigne „Dichtkunst“, welche keine weder über sich noch neben sich

---

1) D. h. Klopstock und Bodmer. Bodmer's „Noachide“ ist eine wenig glückliche Nachahmung des „Messias“. — A. d. H.

leiden will, daran Schuld sein. Herr Curtius besitzt alle Eigenschaften, welche zu Unternehmung einer solchen Arbeit erfordert wurden: Kenntniß der Sprache, Kritik, Literatur und Geschmack. Seine Uebersetzung ist getreu und rein, seine Anmerkungen sind gelehrt und erläutern den Text hinlänglich, und seine eigne Abhandlungen enthalten sehr viele schöne Gedanken von dem Wesen und dem wahren Begriffe der Dichtkunst, von den Personen und Handlungen eines Heldengedichts, von der Absicht des Trauerspiels, von den Personen und Vorwürfen der Komödie, von der Wahrscheinlichkeit und von dem Theater der Alten. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[122. Stück, vom 11. October.]

Pensées de Seneque, recueillies par M. Angliviel de la **Beaumelle,** Professeur royal en langue et belles lettres françoises dans l'Université de Copenhague, et traduites en François, pour servir à l'education de la Jeunesse. Nouvelle Edition. En II Parties. A Gotha chez Mevius. 1754. In 8vo. 1 Alph. 4 Bogen.

Die Gelehrten sind in ihren Urtheilen über den Seneca nach ihrer Gewohnheit ungemein uneinig. Einige halten ihn für einen ebenso großen Redner als Weltweisen, Andre wollen ihn für Keines von Beiden halten und machen, wenn es hoch kommt, einen philosophischen Declamator aus ihm. Doch kommen Beide darinnen überein, daß es ihm an glänzenden Gedanken und an den Schönheiten des Ausdrucks Wenige zuvor gethan haben, und daß, wann er als der Vater einer ganz neuen Beredsamkeit den Geschmack an der einzigen wahren verdrängt habe, es weniger ihm selbst, als seinen Nachahmern, welche sich blos in seine Fehler verliebt zu haben schienen, zuzuschreiben sei. Da er übrigens nach dem Urtheile der Billigsten sich nicht überall gleich bleibt, da er sich oft in einem Schwalle von schönen Worten verwickelt und das Gründliche dem Reizenden nicht selten nachsetzt, so kann man leicht urtheilen, daß er durch einen Auszug mehr gewinnen als

verlieren muß. Der Herr Beaumelle ist nicht der Erste, der diese Arbeit unternimmt; er hätte aber leicht einer von den Glücklichsten sein können, wenn er nicht auch von den Vorurtheilen aller französischen Uebersetzer eingenommen wäre, welche sich mehr mit ihrer Urschrift um die Wette zu denken, als sie getreulich auszudrücken bestreben. Wir wollen es also Andern auszumachen überlassen, ob diese Gedanken mehr dem Beaumelle als dem Seneca gehören, und wollen nur blos noch erinnern, daß die erste Ausgabe derselben schon 1749 in Kopenhagen erschienen, und daß er sie überhaupt unter 13 Abschnitte gebracht, welche von Gott, von der Vorsehung, von dem Menschen, von der Tugend, von dem Gewissen, von den Leidenschaften, von dem glücklichen Leben, von der Weltweisheit, von der Beständigkeit des Weisen, von der Muße des Weisen, von der Kürze des Lebens, von dem Zorn und von der Seelenruhe handeln. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[142. Stück, vom 27. November.]

Le Papillon qui mord; nouveau Lucien en douze Dialogues suivis d'une lettre à Mr. Ouf par Mr. **Beryber.** A Berlin chez Chr. Fr. Voss. 1753. In 12mo. 17 Bogen.

Wann wir es darauf ankommen ließen, was sich die Leser unter diesem Titel vorstellen wollten, so zweifeln wir sehr, ob viele auf den rechten Punkt kommen würden. Es sind zwölf Gespräche, welche nach Art des kleinen Herodot's von sehr wichtigen Materien handeln und nichts Geringers als die Vertheidigung der natürlichen und geoffenbarten Religion zum Zwecke haben. Der Verfasser hat darinne besonders mit dem Marquis d'Argens, mit dem Hrn. von Voltaire, mit dem Verfasser der „Sitten", dem Verfasser des „Geistes der Gesetze" und einigen Andern zu thun, welche das Unglück gehabt haben, oft unter der Larve der Philosophie sehr unphilosophische Sätze zu behaupten. Er ist aber dabei ein wahrer Schmetterling, welcher von einem Gegenstande auf den andern flattert und diese Flatterhaftigkeit nur dadurch entschuldigen kann, daß alle diese Gegenstände

Blumen sind. So macht er zum Exempel bei Gelegenheit des Vorwurfs, daß die sogenannten starken Geister sehr kleine Helden in der Geschichte zu sein pflegten und oft die unsinnigsten historischen Fehler begingen, eine Ausschweifung auf das Jahrhundert Ludewig's des Vierzehnten, welche durch mehr als ein Gespräch dauert und in der That lesenswürdige Anmerkungen enthält. Die Gespräche selbst werden von einem Marquis und einem Weltweisen geführt, und vielleicht wird mancher Leser dabei wünschen, daß der Verfasser diese Namen verwechselt und den Marquis zum Philosophen und den Philosophen zum Marquis möchte gemacht haben, weil es sich nach der gemeinen Art zu denken besser für einen Marquis als für einen Philosophen schickt, die Sprache eines abgeschmackten Freigeistes zu führen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

1754.

[22. Stück, vom 19. Februar.]

Abhandlungen zum Behuf der **schönen Wissenschaften** und der **Religion** von Carl Ludwig **Muzelius**, Diener am Worte Gottes bei der evangelisch-reformirten Gemeine zu Prenzlau. Anderer Theil. Stettin und Leipzig bei Kunkel. 1753. In 8vo. 10 Bogen.

Da wir vor geraumer Zeit des ersten Theiles dieser Abhandlungen mit Ruhm gedacht haben, so müssen wir uns jetzt das Vergnügen machen, unsern Lesern auch den gegenwärtigen zweiten Theil anzupreisen. Den meisten Raum desselben nimmt eine Abhandlung von der Weisheit Gottes bei der Zulassung des Unglaubens und der Irrthümer ein, welche ungemein gründlich und erweckend geschrieben ist. Auf diese folgt die Beantwortung eines Zweifels aus der Lehre vom Seelenschlafe, und den Beschluß macht eine kurze Untersuchung, wie es zugehe, daß einige Vögel, z. E. Lerchen, ihre Nester und Eier, wovon sie sich doch des Futters halber gar oft weit entfernen müssen, sogleich wiederfinden, da doch ein Mensch solches nicht zu thun vermag . . . . Als wir den ersten Theil dieser Abhandlungen gedachter Maßen anführten, brachten wir eine flüchtige Gedanke bei, von welcher es uns ein Wenig befremdet, daß sie der Herr Pastor auf der falschen Seite genommen hat. Auf seine Erinnerungen, die er deswegen in der Vorrede macht, müssen wir uns erklären, daß wir von dem Werthe des Satzes: Ahme der Natur nach! sehr wohl überzeugt sind, insoferne man ihn nämlich als den Grund braucht, alle Regeln der schönen Wissenschaften in einem kritischen Zusammenhange auf denselben zu bauen, nicht aber, insoferne man ihn, zum Exempel einem Anfänger in der Dichtkunst, als einen Leitfaden

empfehlen will. Alsdann nur, wiederholen wir nochmals, ist er viel zu weit entfernt, als daß er ihm bei allen einzeln Fällen aus den vorkommenden Schwierigkeiten helfen könne. Uebrigens haben wir die Erfindung desselben weder dem Herrn Pastor noch dem Herrn Batteux dadurch absprechen wollen, wenn wir behauptet, daß schon Aristoteles und Horaz seiner gedacht hätten. Wir haben damit weiter nichts sagen wollen als dieses, daß es schon die Alten eingesehen, wie die schönen Wissenschaften alle darauf beruhten, ohne ihn deswegen ihren Lehrlingen überall zu einer Richtschnur zu geben, die sie ohne nähere Regeln sehr oft würde verführet haben. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[65. Stück, vom 30. Mai.]

Zergliederung der Schönheit, die schwankenden Begriffe von dem Geschmacke festzusetzen, geschrieben von Wilhelm **Hogarth.**[1] Aus dem Englischen übersetzt von C. Mylius. London bei And. Linde 1754. In 4to. auf 20 Bogen nebst zwei großen Kupfertafeln.

Herr Hogarth ist unstreitig einer der größten Maler, welche England jemals gehabt hat. Was ihn besonders berühmt gemacht, ist dieses, daß er in alle seine Gemälde eine Art von satirischer Moral zu bringen gewußt, die das Herz an dem Vergnügen der Augen Theil zu nehmen nöthiget. Natur, Leben und Reiz hat man durchgängig darinne bewundert und diese bei ihm für die Wirkungen eines glücklichen Genies gehalten, bis er in dem gegenwärtigen Werke zeigte, daß auch ein tiefes Nachdenken über die Gegenstände seiner Kunst damit verbunden gewesen. Und diesem Nachdenken eben haben wir eine Menge neuer Ideen zu danken, die in der ganzen Materie von der Schönheit ein Licht anzünden, das man nur von einem Manne erwarten konnte, dem auf der Seite des Gelehrten ebenso wenig als auf der Seite des

---

1) Ueber die Mylius'sche Uebersetzung von Hogarth's „Zergliederung der Schönheit" vergl. auch die Vorbem. des Herausg., S. 221 f., u. S. 229 ff. — A. d. H.

Künstlers fehlte. Er hat seine Schrift in siebenzehn Hauptstücke abgetheilt. In den ersten sechsen handelt er von den schon bekannten Gründen, von welchen man durchgängig zugesteht, daß sie, wenn sie wohl vermischt werden, allen Arten von Zusammensetzungen Annehmlichkeit und Schönheit geben. Diese Gründe sind: die Richtigkeit, die Mannichfaltigkeit, die Gleichförmigkeit, die Einfachheit, die Verwicklung und die Größe, welche alle bei Hervorbringung der Schönheit zusammenwirken, indem sie einander gelegentlich verbessern und einschränken. In dem siebenten Hauptstücke wendet er sich zu den Linien, in welche alle Formen eingeschlossen sein müssen, und findet, daß die wellenförmige Linie die wahre Linie der Schönheit, und die Schlangenlinie die wahre Linie des Reizes sei. Auf der Betrachtung dieser beiden Linien beruht das ganze Hogarth'sche System von der Schönheit. Er zeigt nämlich, wie aus ihrer Zusammensetzung alle angenehme Formen entstehen, und wie wunderbar sie besonders in dem Meisterstücke aller sinnlichen Schönheit, in dem menschlichen Körper, angebracht sind. Auch in den übrigen Hauptstücken, wo er von den Verhältnissen, von dem Lichte und Schatten und von den Farben redet, zeigt er ihren Einfluß, welcher sich besonders in dem 16ten Hauptstücke, von der Stellung, am Meisten äußert. Man darf nicht glauben, daß blos Maler und Bildhauer oder Kenner dieser beiden Künste das Hogarth'sche Werk mit Nutzen lesen können. Auch Tanzmeister, Redner und Schauspieler werden die vortrefflichsten Anmerkungen darinnen finden und noch mehrere durch kleine Anwendungen selbst daraus ziehen können. Ja, sogar Dichter und Tonkünstler werden vermöge der Verbindung, welche alle schönen Künste und Wissenschaften unter einander haben, ähnliche Gründe der Schönheit in den Werken des Geistes und der Töne darinne entdecken und ihren schwankenden Geschmack auf feste und unwandelbare Begriffe zurückbringen lernen. Die zwei darbei befindlichen Kupfertafeln sind von der eignen Hand des Herrn Hogarth's, die ihnen mit Fleiß nicht mehr Schönheit gegeben hat, als sie zum Unterrichten nöthig haben. Von der Güte der Uebersetzung dürfen wir hoffentlich nicht viel Worte machen, da sie sich von einem Manne herschreibt, der selbst mit dem Schönen in der Natur und Kunst bekannt war, und den wir zu beider Ausbreitung viel zu zeitig verloren haben. Sein Aufenthalt in London verschaffte ihm Gelegenheit, den Herrn Hogarth selbst bei der Uebersetzung zu Rathe zu ziehen, welches er auch so oft gethan zu haben versichert, daß man seiner

Uebersetzung dadurch eine Art von Authenticität beilegen kann. Kostet in der Vossischen Buchhandlung hier und in Potsdam 5 Thlr.

[76. Stück, vom 25. Juni.]

Wir haben vor weniger Zeit der Hogarth'schen Zergliederung der Schönheit rc. gedacht und sie als ein Werk, das voll neuer Gedanken sei, angepriesen. Wir haben gesagt, daß es ein Lehrgebäude enthalte, welches einzig und allein geschickt ist, die verschiedenen Begriffe der Menschen von dem, was gefällt, auf etwas Gewisses zu bringen und das elende Sprichwort, daß man über den Geschmack weder streiten könne noch dürfe, aus dem Munde des Pöbels und der Gelehrten zu verbannen. Es enthält, wie wir berührt haben, keine leeren und unfruchtbaren Betrachtungen, die mit Recht den Namen Grillen verdienen, wenn sie keine praktische Anwendung leiden, sondern der Nutzen desselben erstreckt sich so weit, als sich das Schöne der Formen erstreckt. Alle Künste und Wissenschaften, die sich damit beschäftigen, werden ein neues Licht daraus entlehnen können. Der Philosoph, der Naturalist, der Antiquar, der Redner auf der Kanzel und auf der Bühne, der Maler, der Bildhauer, der Tänzer haben es fast für ein unentbehrliches Buch zu betrachten. Doch nicht sie allein, sondern auch Alle, welche sich mit dem Titel der Kenner begnügen lassen, aber oft von Dingen, wobei es auf die Nachahmung der schönen Natur ankommt, so unbestimmte und widersprechende Urtheile fällen, daß sie den Mangel an festen und sichern Begriffen nur allzu deutlich verrathen. Ja, es fehlt nicht viel, so wird der Nutzen des Hogarth'schen Systems auch bis auf das Reich der Mode auszudehnen sein, so daß man auch da, wo man sonst nichts als gelegentlichen Eigensinn wahrnahm, durch Hilfe desselben etwas Gewisses wird angeben können. Man wird angemerkt haben, daß die deutsche Uebersetzung dieses vortrefflichen Werks, welche Herr Mylius in London besorgt hat, sehr theuer sei. Sie beträgt außer 2 Kupfertafeln nicht mehr als 22 Bogen in Quart und kostet gleichwol nicht weniger als fünf Thaler; ein Preis, der ohne Zweifel die allgemeine Brauchbarkeit desselben sehr verhindern muß. In dieser Betrachtung hat sich der Verleger dieser Zeitungen entschlossen, einen neuen verbesserten Abdruck den Liebhabern in die Hände zu liefern und einen Thaler Vorschuß darauf anzunehmen, für welchen er ihnen in sechs Wochen

ohne einigen Nachschuß eingehändiget werden soll. Die Kupfer werden bereits mit möglichster Sorgfalt gestochen, und man schmeichelt sich, daß man auch sonst mit dem Aeußern zufrieden sein werde. Nach Verlauf gedachter sechs Wochen wird das Werk unter 2 Thalern nicht zu bekommen sein. Einen verbesserten Abdruck wird man es deswegen mit Recht nennen können, weil man ihm durch verschiedne kleine Veränderungen im Stile diejenige Deutlichkeit gegeben hat, die ihm an vielen Stellen zu fehlen schien. Auch wird man als eine kleine Vermehrung die aus dem Französischen übersetzte Erklärung der Hogarth'schen satirischen Gemälde beifügen. Ein Mehreres kann man aus der gedruckten Nachricht ersehen, welche in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam ohne Entgelt ausgegeben wird.

[80. Stück, vom 4. Juli.]

Nachricht von einem neuen Abdrucke der Hogarth'schen Zergliederung der Schönheit rc. Wenn irgend ein neues Werk viele Lobsprüche erhalten und noch mehrere verdient hat, so ist es gewiß des Herrn Hogarth's „Analysis of Beauty“ (Zergliederung der Schönheit rc.). Die gelehrten Tagebücher und Zeitungen haben seiner schon zu oft gedacht, als daß der Inhalt nicht den Meisten schon bekannt sein sollte. Hr. Hogarth hatte das Schöne der Formen als den Gegenstand seiner Kunst auch zum Gegenstande seines philosophischen Nachdenkens gemacht und war endlich auf ein Lehrgebäude gekommen, welches einzig und allein geschickt ist, die verschiedenen Begriffe der Menschen von dem, was gefällt, auf etwas Gewisses zu bringen und das elende Sprichwort, daß man über den Geschmack weder streiten könne noch dürfe, aus dem Munde des Pöbels und der Gelehrten zu verbannen. Ihm werden wir es also zu verdanken haben, wenn man bei dem Worte schön, das man täglich tausend Dingen beilegt, künftig ebenso viel denken wird, als man bisher nur empfunden hat. Es enthält aber dieses Werk des Hrn. Hogarth's keine leeren und unfruchtbaren Betrachtungen, die mit Recht den Namen Grillen verdienen, wenn sie keine praktische Anwendung leiden, sondern der Nutzen desselben erstreckt sich so weit, als sich das Schöne der Formen erstreckt. Alle Künste und Wissenschaften, die sich damit beschäftigen, werden ein neues Licht daraus entlehnen können. Der Philosoph, der Naturalist, der Antiquar, der Redner auf der Kanzel und auf der Bühne, der

Maler, der Bildhauer, der Tänzer haben es fast für ein unentbehrliches Buch zu betrachten. Doch nicht sie allein, sondern auch Alle, welche sich mit dem Titel der Kenner begnügen lassen, aber oft von Dingen, wobei es auf die Nachahmung der schönen Natur ankommt, so unbestimmte und widersprechende Urtheile fällen, daß sie den Mangel an festen und sichern Begriffen nur allzu deutlich verrathen. Ja, es fehlt nicht viel, so wird der Nutzen des Hogarth'schen Systems auch bis auf das Reich der Mode auszudehnen sein, so daß man auch da, wo man sonst nichts als gelegentlichen Eigensinn wahrnahm, durch Hilfe desselben etwas Gewisses wird angeben können. Man weiß, daß Hr. Mylius bei seinem Aufenthalte in England dieses Hogarth'sche Werk unter der Aufsicht des Verfassers ins Deutsche übersetzt hat. Die Uebersetzung ist in London gedruckt und beträgt außer den zwei großen Kupfertafeln nicht mehr als 22 Bogen in Quart. Gleichwol aber kostet sie weniger nicht als fünf Thaler, welches ohne Zweifel ein Preis ist, der die allgemeine Brauchbarkeit derselben sehr verhindert. Was aber nutzt das vortrefflichste Buch, wenn es nicht allen Denen in die Hände kommen kann, die es mit Vortheil zu brauchen im Stande sind? Ich habe mich daher entschlossen, diese Myliussische Uebersetzung der Welt durch einen neuen verbesserten Abdruck zu überliefern, und mache in dieser Absicht bekannt, daß er in einer Zeit von sechs Wochen wird an das Licht treten können. Die Kupfer werden bereits mit der größten Sorgfalt nachgestochen, und ich schmeichle mir im Voraus, daß man sowol mit diesen als mit dem Aeußerlichen des Drucks zufrieden sein soll. Als eine kleine Vermehrung wird man noch eine aus dem Französischen übersetzte Erklärung der Hogarth'schen satirischen Gemälde beifügen. Zu mehrerer Bekanntmachung des Werks bin ich gesonnen, bis zu Ablauf dieser sechs Wochen einen Thaler Vorschuß anzunehmen, für welchen es zu gesetzter Zeit den Herrn Pränumeranten ohne einigen Nachschuß eingehändiget werden soll. Nach Verlauf dieses Termins werde ich es unter zwei Thaler nicht verlassen können. Die Liebhaber werden sich deswegen an mich selbst hier und in Potsdam oder an jede Buchhandlung, die ihnen ihres Orts am Nächsten ist, zu wenden belieben. Für Diejenigen, welche allzu weit entfernt sind, wird man auch in Ansehung des Termins gehörige Nachsicht zu haben nicht unterlassen. Berlin, den 1. Julius 1754.

Ch. Fr. Voß.

[97. Stück, vom 13. August.]

Der neue Abdruck der Hogarth'schen Zergliederung der Schönheit ist nunmehr versprochner Maßen fertig geworden. Wir finden nicht nöthig, zum Lobe des Werks selbst nochmals etwas beizubringen; wir wollen nur bemerken, was man bei dieser neuen Ausgabe geleistet hat. Was die Kupfer Anfangs anbelangt, so wird man finden, daß sie so sorgfältig und glücklich nachgestochen worden, als man es nur immer von einer Copie verlangen kann. Der Text selbst ist nicht nur hin und wieder in Ansehung der Schreibart verbessert worden, sondern hat auch eine kleine Vermehrung erhalten, welche in den übersetzten Briefen des Herrn Rouquet's bestehet, worinne er eine Erklärung über die vornehmsten Kupferstiche des Herrn Hogarth's ertheilt. Die Liebhaber, welche darauf pränumerirt haben, werden es selbst am Besten beurtheilen können, ob man ihre Hoffnung hinlänglich erfüllt hat. Sie werden ihre Exemplare für die Zurücksendung der Scheine in den Vossischen Buchläden abfordern lassen, allwo es Diejenigen, die sich des Weges der Pränumeration nicht zu bedienen beliebt haben, für 2 Rthlr. bekommen können.

[98. Stück, vom 15. August.]

Die ganze **Aesthetik in einer Nuß**,[1]) oder Neologisches Wörterbuch; als ein sichrer Kunstgriff, in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heil. Männer und Barden des jetzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammengetragen und den

---

1) „Die ganze Aesthetik in einer Nuß", eine gegen Klopstock gerichtete Schmähschrift, ist von dem Freiherrn Otto Christoph von Schönaich (1725—1805), der wegen seines epischen Gedichtes „Hermann" (Leipzig 1751) von Gottsched 1752 in Leipzig zum Dichter gekrönt und Klopstock und dessen Freunden als Vorbild hingestellt wurde. — A. d. H.

größten Wortschöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen Verehrern der sehraffischen Dichtkunst. 1754. In 8vo. 1 Alph. 10 Bogen.

Dieser Titel ist hoffentlich lang und närrisch genug, um einen hinlänglichen Begriff von dem Buche selbst zu machen. Wenn man es eine Nachahmung des französischen „Dictionnaire Neologique“ nennen will, so vergesse man nur nicht, es eine elende Nachahmung zu nennen, so wie man sie von einem geschwornen Gottschedianer erwarten konnte. Wir machen uns Hoffnung, diese Scharteke in dem nächsten Stücke des Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit[1]) etwan folgender Maßen angepriesen zu finden: „Endlich einmal ist ein Patriot unter uns aufgestanden, welcher den deutschen Sprachverderbern den Text gelesen und zu Rettung meiner Ehre bewiesen hat, daß alle Diejenigen Ochsen sein müssen, welche an Hallern, Bodmern und Klopstocken einen Geschmack finden. Man kann ihm für seinen rühmlichen Eifer, meine „Sprachkunst“ den Dichtern als das Einzige anzupreisen, wider welches sie nicht sündigen dürfen, nicht genug danken. Ein grammaticalischer Fehler, und wenn er auch oft nur auf einen Druckfehler hinauslaufen sollte, ist ihm, wie billig, ein Schandfleck, der alle Schönheit des Gedanken vernichtet, von welcher ich längst gesagt habe, daß sie einzig und allein auf die richtigen, fließenden und gewöhnlichen Ausdrücke ankomme, wie ich sie in meinen Werken habe, die in jeder Art, ohne Ruhm zu melden, Muster sein können. Mit dem Geiste der Satire ist unser Verfasser vortrefflich ausgerüstet: er schreibt in Tag hinein, er schimpft, er macht Zoten, welches ich Alles Denjenigen kraft meiner Dictatur erlaube, die sich meiner gerechten Sache annehmen. Nunmehr habe ich, Gott sei Dank, noch Hoffnung, daß unser Herrmann über den Messias, meine Gedichte über Haller's, Grimm's Tragödien über Schlegel's, Lichtwer's Fabeln über Gellert's, meine „Atalanta“ über Rost's „Schäfergedichte“, und alle Geburten meiner getreuen Schüler

1) „Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“ ist eine in den Jahren 1751—1762 von Gottsched herausgegebene Zeitschrift. Letzterem hat Lessing auch die folgenden Worte in den Mund gelegt. — A. d. H.

über alle Werke Derjenigen, die meinen Namen nicht anbeten, siegen werden. Ich wünsche dieses herzlich zur Ehre des gesammten Vaterlandes und will in guter Hoffnung auch diese Monatschrift mit einigen Artikeln aus angezognem Buche bereichern." —— Das mag er thun; wir wollen weiter davon nichts sagen, als daß es 12 Gr. kostet und in den Voß'schen Buchläden hier und in Potsdam zu haben ist.

[120. Stück, vom 5. October.]

Gründliche Bemühungen des vernünftigen Menschen im Reiche der Wahrheit. Den Verehrern der Wahrheit mitgetheilet von Christ. Ernst Simonetti. Zweiter Theil. Frankfurt a. d. O. bei Joh. Ch. Kleyb. 1754. In 8vo. 1 Alph. 16 Bogen.

Vor einiger Zeit gab der berühmte Verfasser unter ebendiesem Titel eine Vernunftlehre heraus, und jetzt ist es eine Metaphysik, die er uns darunter vorlegt. Ohne Zweifel hat er vor, uns die ganze Philosophie unter so einer allgemeinen bescheidenen Aufschrift zu liefern, und es kann nicht fehlen, daß die Welt auch nicht diese seine Arbeit wie alle übrigen mit Dank aufnehmen werde. Er bekennet von sich, daß er in der Weltweisheit dem verewigten Wolff ohne Sectirerei folge, und preiset die Vorsicht, daß er seine Geburtszeit in den Zeitlauf dieses unsterblichen Mannes habe fallen lassen, um von ihm gebildet zu werden. Gleichwol aber geht er in verschiednen Dingen von ihm ab, wie es einem Gelehrten anständig ist, der seinen Beifall nicht der Person, sondern den Gründen schenket; und wenn er weiter nichts zu suchen gestehet, als durch einen deutlichen und überzeugenden Vortrag der Wahrheit Freunde und Verehrer zu gewinnen, so liegt es ohne Zweifel nur an seiner Bescheidenheit, daß er nicht ebensowol als Andere die Grenzen der menschlichen Erkenntniß erweitern zu wollen von sich rühmt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

1755.

[25. Stück, vom 27. Februar.]

Du Hazard sous l'Empire de la Providence, pour servir de préservatif contre la Doctrine du Fatalisme moderne, par Mr. de **Prémontval.** A Berlin aux depens de J. C. Klüter. 1755. In 8vo. 10 Bogen.

Der Herr von Prémontval, dessen Tiefsinnigkeit die Welt nun schon aus mehr als einer Schrift kennet, fängt in der gegenwärtigen an, einen großen Theil derjenigen Zweifel aufzulösen, die er selbst wider die Freiheit vorgetragen hat. Wenn die nachdrückliche Art, mit welcher er sie vortrug, einigen christlich-philosophischen Zärtlingen verdächtig scheinen konnte, so wird ebendiese nachdrückliche Art, mit welcher er sie nicht blos zu verkleistern, sondern aus dem Grunde zu heben sucht, ihr Gewissen mit einem Manne wieder aussöhnen können, dessen lautere Absichten ihm weder eine Stelle unter den Zweiflern noch unter den Fatalisten verdienen. Um zu zeigen, was für einen Einfluß die rechtverstandene Lehre vom Ohngefähr besonders auf die Lehre von der Sittlichkeit unsrer Handlungen haben könne, mußte der Herr von Prémontval nothwendig erst zeigen, daß es ein Ohngefähr gebe. Und dieses thut er in der gegenwärtigen Abhandlung, die jetzt gleichsam nur der Hälfte ihres Titels Genüge thut. Er beweiset die Wirklichkeit des Ohngefährs mit Voraussetzung einer höchst gütigen und höchst weisen Vorsehung, ja, er beweiset sie durch diese Voraussetzung selbst und erhärtet, daß im Grunde alle Philosophen sie zugeben müssen, so sehr sie sich auch entweder blos wider den Namen oder gar wider die Idee desselben sträuben. Die Wirkungen dieses Ohngefährs, besonders nach den Einschränkungen einer ewigen Weisheit, wird er in verschiednen andern Abhandlungen betrachten, welche in seinen schon angezeigten „Protestations et Declarations philosophiques" erscheinen sollen. Da seine schärfsten Angriffe, wie man leicht sehen kann, wider die Leib-

nizische Philosophie gehen müssen, so hat er für gut befunden, seine Arbeit allen Weltweisen Deutschlands zuzueignen, deren Eifer um die Ehre eines der größten Geister ihres Vaterlandes ihm nur allzu wohl bekannt ist. Wir sind gewiß, daß sie diesen seinen vorläufigen Höflichkeiten allen den Werth, der ihnen gebühret, beizulegen und ihn selbst von denjenigen Gegnern ihres Helden zu unterscheiden wissen werden, welche mehr die Eifersucht als die Wahrheit dazu gemacht hat. Wenn sie in etwanigen Streitigkeiten die Meinungen des Herrn von Prémontval's auch nicht annehmen sollten, beiher aber nur von ihm die Kunst, sich in den tiefsinnigsten Materien ebenso deutlich als angenehm auszudrücken, lernen könnten, so würde der Nutzen für sie doch schon unendlich groß sein. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[26. Stück, vom 1. März.]

Philosophische Gespräche.[1] Berlin bei Chr. Fr. Voß. 1755. In 8vo. 7 Bogen.

Dieses kleine Werk, welches aus vier Gesprächen über metaphysische Wahrheiten besteht, enthält so viel Neues und Gründliches, daß man leicht sieht, es müsse die Frucht eines Mannes von mehrerm Nachdenken als Begierde zu schreiben sein. Vielleicht würde ein Andrer so viel Bücher daraus gemacht haben, als hier Gespräche sind. Wir wollen den Inhalt eines jeden anzeigen. In dem erstern wird erwiesen, daß Leibniz nicht der eigentliche Erfinder der vorherbestimmten Harmonie sei,[2] daß Spinoza sie achtzehn Jahr vor ihm gelehrt, und daß der Erstere

---

1) Diese „Philosophischen Gespräche" sind von Lessing's Freund Moses Mendelssohn (1729—1786). Letzterer war im Anfang des Jahres 1754 Lessing als trefflicher Schachspieler gerühmt und vorgestellt worden, und beide Männer schlossen bald eine Freundschaft fürs Leben. Lessing war es auch, der seinen schüchternen Freund als Schriftsteller vor die Oeffentlichkeit zog. Moses hatte ihm nämlich das Manuscript der „Philos. Gespräche" zur Durchsicht übergeben, und Lessing beförderte dasselbe heimlich zum Druck. — A. d. H.

2) Acht Jahre später war Lessing ganz anderer Meinung, wie aus seinem Briefe an Mendelssohn vom 17. April 1763 hervorgeht. Dort heißt es: „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mit Ihrem ersten Gespräche seit einiger Zeit nicht mehr so recht zufrieden bin. Ich glaube, Sie waren damals, als Sie es schrieben, auch

dabei weiter nichts gethan, als daß er ihr den Namen gegeben und sie seinem System auf das Genaueste einzuverleiben gewußt habe. Spinoza leugnet ausdrücklich in seiner „Sittenlehre", daß Seele und Körper wechselsweise in einander wirken könnten; er behauptet ferner, daß die Veränderungen des Körpers und ihre Folge auf einander gar wohl aus seiner bloßen Structur nach den Gesetzen der Bewegung entstehen könnten, und endlich lehret er, daß die Ordnung und Verknüpfung der Begriffe mit der Ordnung und Verknüpfung der Dinge einerlei sei, oder, welches auf Eines herauskömmt, daß Alles in der Seele ebenso auf einander folge, als es in dem Zusammenhange der Dinge auf einander folgt. Was fehlt diesen Sätzen, die vorherbestimmte Harmonie zu sein, mehr als der Name? Das zweite Gespräch macht anfangs einige Anmerkungen über den jetzigen Verfall der Metaphysik, über das Verdienst der Deutschen um dieselbe und über das Schicksal des Spinoza, welcher bestimmt war, den Uebergang von der Cartesianischen bis zur Leibnizischen Weltweisheit mit seinem Schaden zu erleichtern. Hierauf wird ein sehr kühner, aber, wie es uns scheint, auch sehr glücklicher Gedanke vorgetragen, welcher den Gesichtspunkt betrifft, aus welchem man Spinozens Lehrgebäude betrachten muß, wenn es mit der Vernunft und Religion bestehen solle. Der Verfasser meint nämlich, man müsse es alsdann nicht auf die außer uns sichtbare, sondern auf diejenige Welt anwenden, welche, mit Leibnizen zu reden, vor dem Rathschlusse Gottes als ein möglicher Zusammenhang verschiedner Dinge in dem göttlichen Verstande existirt hat. Das dritte Gespräch enthält Zweifel wider die Leibnizische Auflösung der Schwierigkeit, warum Gott die Welt nicht eher erschaffen habe, und wider die Lehre von der besten Welt. Wir wollen es dem Leser überlassen, sie in der Schrift selbst nachzusehen, und hier nur anmerken, daß sie aus der Leibnizischen Weltweisheit selbst genommen sind, dergleichen wider dieselbe nur sehr selten gemacht werden. Das vierte Gespräch endlich gehet größten Theils wider den Herrn von Prémontval; es untersucht einen Gedanken, durch welchen dieser Weltweise von sich selbst auf den Satz des nicht zu Unterscheidenden gekommen zu sein versichert;

---

ein kleiner Sophist, und ich muß mich wundern, daß sich noch Niemand Leibnizens gegen Sie angenommen hat."

Letzteres thut nun Lessing selbst, indem er den principiellen Unterschied zwischen der Lehre des Spinoza und Leibniz über das Verhältniß von Leib und Seele klar und scharf auseinandersetzt. — A. d. H.

es rettet die Leibnizianer wegen des ihnen von Ebendemselben aufgedrungenen Ohngefährs, nach welchem ihr Gott zu wirken genöthiget sein soll, und bestärkt den Unterscheid zwischen nothwendigen und zufälligen Wahrheiten, welchen gleichfalls der Herr von Prémontval, in dem Anhange zu seinen „Gedanken über die Freiheit", gänzlich aufheben wollen. — — Mehr wollen wir von einigen Bogen nicht sagen, welche Liebhaber der höhern Weltweisheit schwerlich werden ungelesen lassen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

[41. Stück, vom 5. April.]

De secta **Elpisticorum** variorum opuscula junctim cum suis edidit, praefatione atque indicibus instruxit necessariis Joannes Christianus **Leuschnerus** A. M. Scholae Hirschbergensis Prorector. Lipsiae, ex officina Langenheimiana. 1755. In 4to. 9 Bogen.

Die Elpistiker sollen eine philosophische Secte gewesen sein, von welcher man durchaus nichts wissen würde, wenn uns das einzige Zeugniß des Plutarch's fehlte. Und auch dieses ist von der Art, daß es wenig Wahres lehren, aber desto mehr Gelegenheit zum Streiten geben kann. Der Herr D. Heumann[1]) war der Erste, welcher in seinen „Actis Philosophorum" seine Gedanken etwas umständlicher darüber entdeckte und aus den Elpistikern die Christen machte. Der Herr Pastor Brucker[2]) wählte eine andre Meinung und machte Stoiker daraus, welches der Herr D. Jöcher[3]) hernach bis auf die Cyniker ausdehnte und die Stoiker nur insoweit Elpistiker genennt wissen wollte, als man sie für Nachfolger der Cyniker halten könne. Die Aufsätze dieser drei Gelehrten nun hat der Herr

---

1) Ueber Heumann vergl. Th. XVI. S. 197, Anm. 1. — A. d. H.
2) Ueber Brucker vergl. S. 76, Anm. 1. — A. d. H.
3) Ueber Jöcher vergl. Th. XV. S. 25, Anm. 1. — A. d. H.

Prorector Leuschner zu sammeln für gut gefunden und eine eigne Abhandlung gleiches Inhalts beigefügt, worin er sich für die Heumannische Meinung erklärt. Er giebt sich besonders Mühe, die Einwürfe, welche Brucker und Jöcher darwider gemacht haben, zu heben; allein wir glauben nicht, daß er es überall mit gleichem Glücke gethan hat. Auf die Schwierigkeit unter Andern, daß die christliche Religion von der Beschaffenheit gar nicht gewesen, daß sie vom Plutarch für eine philosophische Secte hätte können gehalten werden, antwortet er sehr obenhin; und gleichwol kann sie durch einen Umstand auf einen noch weit höhern Grad getrieben werden, der hier vielleicht nicht aus der Acht hätte sollen gelassen werden. Man weiß nämlich, was der jüngre Plinius, welcher ein Zeitgenosse des Plutarch's war, nach verschiedenen pflichtmäßigen Untersuchungen von den Christen urtheilte. Er macht sie zu einfältigen und abergläubischen Leuten.[1]) Ist es also wahrscheinlich, daß Plutarch, welcher, wie gesagt, zu ebenden Zeiten lebte, da scharfsichtige Männer nichts als Einfalt und Aberglaube an den Christen finden konnten, daß, sage ich, Plutarch, welcher offenbar die Gelegenheit nicht gehabt hatte, sie näher als Plinius kennen zu lernen, sie für Philosophen sollte gehalten haben? Und er hätte sie ohne Zweifel sehr nahe kennen müssen, wenn er hätte wissen wollen, daß sich alle ihre Lehrsätze auf Glaube und Hoffnung gründeten. Der Gedanke überhaupt, die Elpistiker deswegen zu Christen zu machen, weil die Christen nach dem Wortverstande Elpistiker sein müssen, sieht mehr einer homiletischen Nutzanwendung ähnlich als einer kritischen Wahrscheinlichkeit. Wenn wir zum Exempel nur aus einer einzigen Stelle wüßten, daß es Zetetiker in der Welt gegeben habe, so wollte ich es nach der Heumannisch-Leuschnerischen Art sehr wahrscheinlich machen, daß diese Zetetiker Christen gewesen wären, weil den Christen das Forschen anbefohlen wird. Es klingt daher in einer Predigt ganz gut, wenn man sagt: die wahren Christen müssen Zetetiker oder müssen Elpistiker sein; aber dieses umdrehen und sagen: die Elpistiker waren Christen, mag im Grunde wol ebenso gut gesagt sein, als wenn man die Zetetiker zu Christen machte; nur daß dieses wegen der Menge von Zeugnissen sogleich kann wiederlegt werden,

1) Die Worte des Plinius in seinem bekannten Berichte an den Kaiser Trajan lauten: „Nihil aliud inveni quam superstitionem pravam immodicam". — A. d. H.

und jenes nicht. So wenig wir aber für die Heumannische Meinung sind, ebenso wenig sind wir auch für die Brucker'sche oder Jöcher'sche; denn diese beide Männer haben offenbar nicht untersucht, was für eine Secte die Secte der Elpistiker gewesen, sondern nur, welche von den alten Secten man die elpistische nennen könnte. Sie haben also Beide vorausgesetzt, daß die Elpistiker keine besondre Secte gewesen, und daß dieses Wort blos ein Beiname einer andern Secte sei; und dieses hätten sie ganz gewiß nicht voraussetzen sollen. Denn wenn Plutarch die Stoiker oder Cyniker damit gemeint hätte, warum hätte er denn so bekannten Philosophen einen so unbekannten Namen gegeben? — — Wer waren denn nun aber die Elpistiker? — — Wir könnten vielleicht auch eine Muthmaßung vortragen, aber wir wollen lieber gleich sagen: wir wissen es nicht. So viel wissen wir, daß es Heumann, Brucker, Jöcher und Leuschner auch nicht gewußt haben. — — Sonst hat der Letztere obiger Sammlung auch noch eine andre Untersuchung beigefügt, die aber gar keine Verwandtschaft mit den Elpistikern hat. Sie betrifft das Zeugniß des Prokopius von den Tingitanischen Säulen und rettet besonders das darinne vorkommende „Χαvη“ wider die Veränderung des Hn. le Clerc. — — Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[62. Stück, vom 24. Mai.]

La Oille. Melange ou Assemblage de divers mets pour tous les gouts par un vieux Cuisinier Gaulois. A Constantinople. L'an de l'ere chret. 1755, de l'Hegire 1233. In 12mo. 14 Bogen.

Ein ziemlich lächerlicher Titel zu einem ganz ernsthaften Buche. Diese Potage[1]) nämlich oder dieser Mischmasch von verschiednen Gerichten, die ein alter gallischer Koch für Jedes Ge-

1) Unter Potage (franz.) versteht man eine aus allerlei Zubehör bereitete Suppe. — A. d. H.

schmack zugerichtet haben will, bestehet aus vierhundert kurzen moralischen Betrachtungen über verschiedne Gegenstände. Es ist eine Art von Maximenbuche, die aber kein Rochefoucault[1]) geschrieben hat, sondern ein guter ehrlicher Sprachmeister, welcher in seine Themata doch noch Menschenverstand hat bringen wollen. Aus ein paar kleinen Proben mag man von dem Reste urtheilen, welcher nichts besser und nichts schlechter ist. „Der Zorn. Der Zorn kann bei Dir wol auf einige Stunden gleichsam durchziehen, aber eine ganze Nacht muß er sich nicht aufhalten. Ein fortgesetzter Zorn kehret sich in Haß, und aus Haß wird Bosheit. Kein Zorn ist zu entschuldigen, welcher zwei Sonnen gesehen hat. Sicherheit. So oft Dir das Fleisch seine Lüste vorstellt, so denke an die Gefahr, die dabei ist. Wenn Dich die Welt mit eiteln Hoffnungen erfüllt, so erfülle Dich selbst mit wirklicher und gegründeter Furcht! Wo Du siehest, daß der Teufel gleichsam Essig hinzuthut, da thue Du Oel hinzu! Das wahre Geheimniß, in Sicherheit zu sein, ist, sich nie in Sicherheit zu sein dünken!" Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

[82. Stück, vom 10. Juli.]

Discours sur l'origine et les fondemens de l'inegalité parmi les hommes, par Jean Jacques **Rousseau**,[2]) Citoyen de Geneve. A Amsterdam chez Marc Michel Rey. 1755. In 8vo. 1 Alph.

Dieses ist eine ganz neue Schrift desjenigen Gelehrten, welcher Philosoph genug war, den Künsten und Wissenschaften keinen

1) Der Herzog François de Larochefoucauld (1613—1680), dessen Haus der Sammelplatz der größten Geister seiner Zeit war, hat in seinen durch glänzenden Stil ausgezeichneten „Grundsätzen und Betrachtungen" (maximes et réflexions) die Sittenlosigkeit der höheren Stände geschildert. — A. d. H.

2) Jean Jacques Rousseau (1712—1778), einer der einflußreichsten französischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, hatte im Jahre 1749 durch seine originelle Beantwortung der von der Akademie zu Dijon gestellten Preisaufgabe: „Ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten beigetragen habe?" einen bedeutenden Ruf erlangt. Eine spätere Preisaufgabe derselben Akademie veranlaßte die oben von Lessing angezeigte Schrift. — A. d. H.

größern Einfluß auf die Sitten der Menschen einzuräumen, als sie wirklich haben, und darüber eine Streitigkeit erregte, die sehr lehrreich hätte werden können, wenn sich in Frankreich nicht fast ebenso kleine Geister damit abgegeben hätten als in Deutschland, wo ein gewisser Schulmeister seine gutherzige Knaben davon declamiren ließ. Man hat es abermals einer Aufgabe der Akademie von Dijon zu danken, daß uns Herr Rousseau seine Meinung von dem Ursprung und den Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen mittheilet, und wir können keinen kürzern Begriff davon machen, als wenn wir sagen, daß diese Ausführung der erstern, welche der akademischen Krönung vollkommen würdig gewesen war, in mehrern und wesentlichern Stücken als in der Art des Vortrages ähnlich gerathen sei. Die jetzt unter den Menschen übliche Ungleichheit scheinet nämlich an ihm keinen größern Gönner gefunden zu haben, als die Gelehrsamkeit an ihm fand, insofern sie den Menschen tugendhafter wollte gemacht haben. Er ist noch überall der kühne Weltweise, welcher keine Vorurtheile, wenn sie auch noch so allgemein gebilliget wären, ansiehet, sondern graden Weges auf die Wahrheit zugehet, ohne sich um die Scheinwahrheiten, die er ihr bei jedem Tritte aufopfern muß, zu bekümmern. Sein Herz hat dabei an allen seinen speculativischen Betrachtungen Antheil genommen, und er spricht folglich aus einem ganz andern Tone, als ein feiler Sophist zu sprechen pflegt, welchen Eigennutz oder Prahlerei zum Lehrer der Weisheit gemacht haben. Da diese Eigenschaften Alles, was er schreibt, auch da noch lesenswürdig machen müssen, wenn man seiner Meinung nicht beitreten kann, so wird es hoffentlich dem deutschen Publico angenehm sein, wenn wir ihm eine Uebersetzung dieses neuen Rousseauischen Werks voraus ankündigen. Es ist ein Mann von Einsicht und Geschmack, welcher sie unternommen hat, und wir sind gewiß, daß er Beides bei einer Arbeit zeigen wird, bei welcher die Meisten nur Kenntniß der Sprachen zu zeigen gewohnt sind. Sie wird in den Vossischen Buchläden an das Licht treten, wo jetzt die französische Urschrift für 22 Gr. zu haben ist.

[103. Stück, vom 28. August.]

Le Pyrrhonisme raisonnable. Nouvelle Edition revuë et augmentée avec quelques autres Pieces. A Berlin chez Etienne de Bourdeaux. 1755. In 12mo. Auf 284 Seiten.

Dieses Werk des Herrn von Beausobre bestehet aus 169 Paragraphen, in welchen allen auf ein vernünftiges Zweifeln gedrungen und die Nothwendigkeit desselben durch eine Menge Beispiele von der Ungewißheit der menschlichen Erkenntniß erhärtet wird. Diese Beispiele sind größten Theils eigne Einwürfe wider verschiedne Wahrheiten aus dem ganzen Umfange der Weltweisheit und nicht selten wider Grundwahrheiten, die von allen Schulen einmüthig angenommen werden. Es ist keine merkliche Ordnung dabei beobachtet; denn Ordnung würde hier viel zu dogmatisch gelassen haben. Der Ausdruck ist der Sache angemessen, kurz und feurig, aber auch oft epigrammatisch. Wenn man an den meisten Orten den Verfasser bewundern wird, welchem nichts in der neuern Philosophie fremd ist, welcher selbst denkt und in manche Blößen unsrer Systematiker glücklich trifft, so wird man auch diejenigen Stellen ohne seinen Nachtheil bemerken können, wo man ihn allzu witzig und allzu feurig nach eingebildeten Blößen stoßen siehet. Unter diese Stellen scheinen uns unter andern der 97. und 98. Paragraph zu gehören, und wir glauben gewiß, daß Leibniz den Tadel des Verfassers für einen Lobspruch würde genommen haben. Denn sind nicht alle mathematische Wahrheiten identische Sätze? Und was kann ein Leibniz mehr verlangen, als die metaphysischen Wahrheiten so gewiß zu machen als die mathematischen? Dergleichen Einwürfe scheinen eher von einem Misologen[1]) als von einem Zweifler zu kommen. Zwar wer weiß, ob wir jemals andere als misologische Zweifler gehabt haben? Es giebt Misologen, läßt Plato den Sokrates irgendwo sagen, so wie es Misanthropen giebt. Die Misanthropie und Misologie kommen aus einer Quelle. Denn woher entsteht die Misanthropie? Ein Mensch, der einen andern ohne genugsame Untersuchung für aufrichtig und getreu gehalten hat, siehet,

1) Misolog (griech.) = Feind wissenschaftlicher Untersuchung. — A. d. H.

daß er es nicht ist. Er wird hintergangen und abermals hintergangen. Endlich wird er unwillig, daß er sich von Denen betrogen findet, die er seine besten Freunde zu sein glaubte. Diese waren falsch, schließt er, also sind alle Menschen falsch. Folglich, da er nur einige hassen sollte, haßt er sie alle. Wie sich nun der Misanthrop gegen die Menschen verhält, so verhält sich der Misolog gegen die Gründe. Er hat Diesen oder Jenen mehr getrauet, als er ihnen hätte trauen sollen; er wird es gewahr und nimmt sich vor, gar Keinen mehr zu trauen. Das war nicht wahr; drum ist nichts wahr. — — Die dem Werke beigefügten Stücke sind ein Brief über die Glückseligkeit der Menschen, und die Rede, welche der Verfasser bei seiner Aufnahme in die Königl. Akademie gehalten hat. Beide wird man mit keinem gemeinen Vergnügen lesen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[106. Stück, vom 4. September.]

Ueber die Empfindungen. Berlin bei Chr. Fried. Voß. 1755. In 8vo. 14 Bogen.

Der Verfasser dieser Schrift ist ebender, welchem wir die „Philosophischen Gespräche" schuldig sind.[1]) Sie sind durchgängig mit Beifall aufgenommen worden. Wir wünschten aber sehr, daß man diesen Beifall mehr auf den Inhalt als auf die Art des Vortrags hätte gründen wollen. Waren denn abstracte Gedanken in einer schönen Einkleidung eine so gar neue Erscheinung unter uns, daß man bei der Anmuth der letztern die Gründlichkeit der erstern übersehen durfte? Wären sie in den barbarischsten Ausdrücken einer lateinisch scheinenden Sprache vorgetragen worden, so würde man sie untersucht und bestritten haben. Warum unterblieb Beides, da sie deutsch, da sie schön abgefaßt waren? Ist der Deutsche, wenn er ein gründlicher Kopf ist, so gar düster und allen Grazien so gar feind; oder ist der Deutsche, wenn er ein schöner Geist ist, so gar seicht, daß jener nicht will und dieser nicht kann? Unglück alsdenn für Den, der Beides zugleich, ein gründ-

---

1) Nämlich Mendelssohn; vergl. S. 280, Anm. 1. — A. d. H.

licher Kopf und schöner Geist ist! Er wird sich theilen müssen, um immer von seinen competenten Richtern gelesen zu werden. Er wird es, wenn er denken will, vergessen müssen, daß er schön schreiben kann, und wenn er schön schreiben will, vergessen müssen, daß er denken kann. — — Diese Betrachtung sollte uns fast bewegen, von der Einkleidung des gegenwärtigen Werks gar nichts zu sagen. Kaum dieses, daß es aus Briefen bestehe, in welchen überall der einmal angenommene Charakter des Schreibenden behauptet und die ganze Materie so kunstreich vertheilet worden, daß man sehr unaufmerksam sein müßte, wenn sich nicht am Ende, ohne das Trockne der Methode empfunden zu haben, ein ganzes System in dem Kopfe zusammenfinden sollte. Ein System der Empfindungen aber wird Denjenigen gewiß eine sehr angenehme Neuigkeit sein, welchen es nicht ganz unbekannt ist, wie finster und leer es in diesem Felde der Psychologie, der Bemühungen einiger neuen Schriftsteller ohngeachtet, noch bisher gewesen. Man hat es ohngefähr gewußt, daß alle angenehme und unangenehme Empfindungen aus dunkeln Begriffen entstehen; aber warum sie nur aus diesen entstehen, davon hat man nirgends den Grund angegeben. Wolff[1]) selbst weiß weiter nichts zu sagen als dieses: weil sie keine deutliche Begriffe voraussetzen. Man hat es ohngefähr gewußt, daß sich alles Vergnügen auf die Vorstellung einer Vollkommenheit gründe; man hat es ohngefähr gewußt, daß Vollkommenheit die Uebereinstimmung des Mannichfaltigen sei: allein man hat diese Uebereinstimmung mit der Einheit im Mannichfaltigen verwechselt; man hat Schönheit und Vollkommenheit vermengt und die Leichtigkeit, womit wir uns das Mannichfaltige in jenem vorstellen, auch bis auf die sinnlichen Lüste ausdehnen wollen. Alles dieses aber setzt unser Verfasser auf das Deutlichste auseinander. Er zeigt, daß das Vergnügen, welches aus der Schönheit entspringet, auf der Einschränkung unsrer Seelenkräfte beruhe und also Gott nicht beigelegt werden

1) D. h. nach Leibniz der berühmteste Philosoph Deutschlands. Christian Wolff (später Freiherr), war 1679 zu Breslau geboren, studirte seit 1699 zu Jena Theologie, beschäftigte sich aber hauptsächlich mit Mathematik und Philosophie. Im Jahre 1703 habilitirte er sich in Leipzig, erhielt aber 1707 auf Leibnizens Empfehlung einen Ruf nach Halle. Hier erwarb er sich durch seine systematische Lehrmethode sowie durch mehrere mathematische Schriften großen Ruhm. Als Religionsverächter und Irrlehrer durch pietistische Theologen denuncirt, wurde er 1723 durch Friedrich Wilhelm I. aus Halle verwiesen und ging nach Marburg, wurde aber 1740 durch Friedrich II. in ehrenvollster Weise wieder zurückberufen und starb 1754. — A. d. H.

könne; daß ihm aber dasjenige, welches aus der Vollkommenheit entstehet und sich bei uns auf die positive Kraft unsrer Seele gründet, im höchsten Grade zukomme. Von den sinnlichen Lüsten beweiset er, daß sie der Seele eine dunkle Vorstellung von der Vollkommenheit des Körpers gewähren; und da in der organischen Natur alle Begebenheiten, die mit einander verknüpft sind, wechselsweise eine aus der andern entstehen können, so erklärt er daher den Ursprung des angenehmen Affects und zeiget, wie der Körper durch die sinnliche Lust den Abgang an Vergnügen ersetze, den er durch die Verdunklung der Begriffe anrichtet. — — Alles dieses ist nur ein kleiner Blick in die neue Theorie unsers Verfassers, welcher zugleich bei aller Gelegenheit seine philosophische Einsicht in diejenigen Künste und Wissenschaften zeigt, die unsre angenehme Empfindungen zum Gegenstande haben: in die Dichtkunst, in die Malerei, in die Musik, in die musikalische Malerei des Farbenclaviers, bis sogar in die noch unerfundenen Harmonien derjenigen Sinne, welchen noch keine besondern Künste vorgesetzet sind. Eines aber müssen wir hauptsächlich nicht vergessen, daß nämlich der Verfasser die Lehre vom Selbstmorde mit eingeflochten und diese schwierige Materie auf eine Art abgehandelt habe, wie sie gewiß noch nie abgehandelt worden. Er beweiset nicht nur, daß den Gläubigen die Religion und den Ungläubigen sein eignes System der Zernichtung nach dem Tode von dem Selbstmorde abhalten müsse, sondern beweiset auch, und dieses war ohne Zweifel das Wichtigste, daß ihn sogar der Weltweise sich untersagen müsse, welcher den Tod nicht als eine Zernichtung, sondern als einen Uebergang in eine andere und vielleicht glücklichere Art von Fortdauer betrachtet. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

Lessing's

Philosophischer Nachlaß.



Inhalt.



Vorbemerkung des Herausgebers.

Aus dem Nachlasse bringen wir hier zwölf kleine Aufsätze und Bruchstücke philosophischen Inhalts zum Abdruck.

Die chronologische Anordnung dieser Aufsätze bei Lachmann ist eine durchaus willkürliche. Namentlich ist unbegreiflich, wie Lachmann die beiden Bruchstücke „Leibniz" und „Neue Versuche vom menschlichen Verstande" den Abhandlungen „Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott" und „Durch Spinoza ist Leibniz" u. s. w. voranstellen konnte. Denn das Fragment „Neue Versuche" kann nicht vor dem Jahre 1765, in welchem die „Nouveaux Essais" zuerst veröffentlicht worden sind, und „Leibniz" sogar nicht vor 1768 geschrieben sein, weil die in diesem Jahre erschienene Dutens'sche Ausgabe des Leibniz mehrfach in demselben citirt wird; dagegen sind die beiden anderen Fragmente, wie auch Lachmann bekannt sein mußte, ohne Zweifel im Jahre 1763 geschrieben. Die „Bemerkungen über Burke" sind 1758 verfaßt und haben daher mit Recht in der Maltzahn'schen Ausgabe eine frühere Stellung erhalten als ursprünglich bei Lachmann. Warum aber Maltzahn das Fragment „Ueber die philosophischen Gespräche", dessen Abfassung im Jahre 1778 ihm bekannt gewesen ist, nicht an die richtige Stelle gesetzt hat, ist schwer zu begreifen. Das Fragment „Ueber die Elpistiker" hat nach unserer Ueberzeugung weder bei Lachmann noch bei Maltzahn seine richtige Stellung; denn die Worte Lessing's in seiner Recension der Leuschner'schen Abhandlung „De secta Elpisticorum" (oben S. 284): „Wir könnten vielleicht auch eine Muthmaßung vortragen", legen die Vermuthung nahe, daß er das Fragment entweder bereits verfaßt hatte oder doch damit beschäftigt war. Er pflegte ja überhaupt gern

„mit der Feder in der Hand zu denken“. Das Fragment fiele demnach in das Jahr 1755. Endlich hat auch der erst von Maltzahn aufgenommene „Erste Entwurf des Ernst und Falk“ seinen richtigen Platz nicht erhalten; denn er ist höchst wahrscheinlich schon 1771 und nicht erst 1778 abgefaßt worden (vergl. oben S. 140).

Von den noch nicht genannten Abhandlungen des philosophischen Nachlasses ist die „Glückwünschungsrede“ um den Anfang des Jahres 1743, „Ueber eine Aufgabe im Teutschen Merkur“ 1776 verfaßt; das Fragment „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können“ dürfte wegen seiner Verwandtschaft mit der „Erziehung des Menschengeschlechts“ um 1777 und endlich das „Gespräch über Soldaten und Mönche“ wegen seiner Verwandtschaft mit den Freimaurergesprächen in den Jahren 1778—1780 geschrieben sein.

Zuerst veröffentlicht ist der größte Theil der philosophischen Fragmente in „G. E. Lessing's Leben, nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse“ von K. G. Lessing (Berlin bei Voß. Th. II. 1795). Nur das kleine Bruchstück „Ueber die philosophischen Gespräche“ steht in der Vorrede zum „Theologischen Nachlaß“ (herausgegeben von Demselben, Berlin bei Voß. 1784), und der „Erste Entwurf des Ernst und Falk“ ist zuerst abgedruckt in „G. E. Lessing's Leben“ von Danzel und Guhrauer (Leipzig 1850—1853). Das Nähere haben wir in Anmerkungen zu den einzelnen Aufsätzen angegeben.

Glückwünschungsrede

bei dem Eintritt des 1743sten Jahres, von der Gleichheit eines Jahrs mit dem andern.[1])

Die meisten alten Poeten und Weltweisen, hochzuehrender Herr Vater, haben geglaubt, daß die Welt von Jahren zu Jahren schlimmer würde und in einen unvollkommenern Zustand verfiele. Wir können hieran nicht zweifeln, wenn wir uns erinnern, was ein Hesiodus, ein Plato, ein Virgil, ein Ovid, ein Seneca, Sallust und Strabo von den vier Altern der Welt geschrieben haben, und wie bemüht sie gewesen, mit den lebhaftesten Farben die goldenen Zeiten unter dem Saturn, die silbernen unter dem Jupiter, die kupfernen unter den Halbgöttern, die eisernen aber unter den jetzigen Menschen abzubilden. Es ist zwar schwer, die eigentliche Quelle dieses sinnreichen Gedichts zu entdecken: es kann sein, daß diese Männer etwas vom Stande der Unschuld im Paradiese gehört haben; es kann sein, daß sie selbst einmal die heilige Schrift zu sehen bekommen haben, welche ihnen Gelegenheit zu ihren Fabeln geben müssen. Das ist aber gewiß, daß ihre ganze Erzählung, so artig sie auch klingt, ohne Grund ist und kaum einer Möglichkeit, geschweige Wahrscheinlichkeit ähnlich sieht. Denn erstlich erzählen sie uns solches ohne Grund, ohne Beweis,

---

1) Mitgetheilt in „G. E. Lessing's Leben, nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse, herausgegeben von K. G. Lessing", Th. II. 1795. S. 103—118. — A. d. H.

ohne Zeugniß. Hernach ist auch die Erzählung selbst so beschaffen, daß sie von der Wahrheit sehr entfernt und keines Beifalls würdig zu sein scheint. Ihre hochgepriesenen goldenen Zeiten sind ein bloßes Hirngespinnst. Wir sollen glauben, daß eitle und verderbte Menschen ohne alle Gesetze, welche doch die Seele aller menschlichen Gesellschaften sind, weise, tugendhaft und glücklich gelebt haben. Sollte dies wol möglich sein? Wir sollen uns überreden lassen, daß eine tiefe Unwissenheit, eine rauhe Lebensart, wilde Sitten, eine unachtsame und faule Muße, unangebaute Felder und Gärten, wüste Einöden, armselige Hütten und Höhlen, nackende Leiber, eine elende und harte Kost, ein Mangel alles Umganges, aller Bequemlichkeiten und aller Annehmlichkeiten die wahren Merkmale der glückseligen und goldenen Zeiten gewesen sind. Wir sollen uns einbilden, als lebten wir jetzt in den eisernen, schlimmsten und elendesten Zeiten, da wir doch ganz offenbar an unsern Jahren mehrere Merkmale der goldenen Zeiten wahrnehmen, als jene Alten gehabt haben. Denn dieses ist unstreitig eine goldene oder die glückseligste Zeit, in welcher man die meisten und besten Mittel und die wenigsten Hindernisse findet, die wahre Zufriedenheit der Menschen, die allgemeine Wohlfahrt und die vollkommene Glückseligkeit Aller nach Wunsche zu befördern. Sie dürfen aber nicht meinen, H. V., als wenn diese kindischen Vortheile und abgeschmackten Irrthümer mit unseren uralten Vorfahren alle wären begraben worden. Nein! wir finden auch unter uns einfältige, schwermüthige, mißvergnügte und undankbare Leute, welche ihnen selbst und Andern mit den ungerechten und ungegründeten Klagen beschwerlich fallen, daß die Menschen wirklich jetzt in den eisernen Zeiten lebten, daß die Menschen von Jahre zu Jahre schlimmer würden, daß die Welt sich zu ihrem völligen Untergange neigte. So vieles Mitleiden ich mit den kindischen Klagen der Schwachheit habe, so gewiß getraue ich mir doch jetzt bei meinen schwachen Kräften zu erweisen, daß eigentlich eine Zeit vor der andern keinen Vorzug habe, sondern daß ein Jahr dem andern völlig gleich sei. Die Zeit ist eine Ordnung der Dinge, die in der Welt auf einander folgen; sie wird durch die Ordnung unserer Gedanken begriffen, welche sich die Sachen bald als vergangene, bald als gegenwärtige, bald als zukünftige vorstellen. Alles, was nach und nach geschiehet, geschicht in der Zeit. Ein Jahr ist ein Theil der Zeit; dieser Theil der Zeit wird bald nach seiner Größe, bald nach seiner Beschaffenheit betrachtet, nachdem es entweder von der Meßkunst oder von der Naturlehre oder Sittenlehre

beschrieben wird. Bei den Meßkünstlern heißt ein Jahr diejenige Zeit, da die Sonne die ganze Sommerstraße durchlaufen hat, oder eine gewisse Reihe auf einander folgender Tage, Wochen und Monate. Sie hören gleich, H. V., daß die Meßkünstler das Jahr nur nach ihrer Größe betrachten; hier aber werde ich nicht den geringsten Widerspruch besorgen dürfen, wenn ich sage, daß ein Jahr bis auf einen geringen Unterschied so groß sei wie das andere. Ein Naturverständiger hingegen versteht durch ein Jahr diejenigen Wirkungen, welche die Natur einen Frühling, Sommer, Herbst und Winter hindurch hervorzubringen pflegt. Ein Sittenlehrer aber redet im verblümten Verstande, wenn er ein Jahr gut oder böse, gleich oder ungleich nennet. Er versteht dadurch die guten und bösen Zufälle, die guten und bösen Handlungen der Menschen, welche die zwölf Monate hindurch geschehen sind. Sie können leicht ermessen, H. V., daß ich hier die Jahre als ein Naturkündiger und Sittenlehrer ansehe, wenn ich zu behaupten suche, daß eins dem andern gleich sei. Sie können auch leicht einsehen, daß in diesem Verstande ein Jahr dem andern gleich sei, wenn es einerlei Kräfte und Wirkungen, einerlei Zufälle, einerlei Handlungen, einerlei Absichten und Mittel mit dem andern aufzuweisen hat. Und o wie leicht wird mir es sein, die Gleichheit der Jahre zu erweisen, da ich den deutlichen Ausspruch der gesunden Vernunft, das göttliche Zeugniß der heiligen Schrift und den unverwerflichen Beifall der Erfahrung auf meiner Seite habe! Niemand leugnet, daß Gott der Schöpfer dieser Welt sei; Niemand leugnet, daß Gott die Welt sehr gut erschaffen habe; Niemand leugnet, daß sehr gut sein, ebenso viel heiße, als in seiner Art die größte Vollkommenheit besitzen. Hat aber die Welt in ihrer Art die größte Vollkommenheit, so werde ich ohne Bedenken sagen können, daß Alles, was in der Welt zugleich ist und auf einander folget, mit einander übereinstimmen müsse, und daß die Welt, so lange sie nach des Schöpfers Willen Welt bleiben soll, keine Hauptveränderung leiden könne. Denn hierin bestehet eben die wesentliche Vollkommenheit eines Dinges. Geschiehet nun in der Welt keine Hauptveränderung, stimmt in derselben Alles mit einander überein, so ist nichts leichter, als den Schluß zu machen, daß auch die Jahre in der Welt mit einander übereinstimmen, daß eins dem andern gleich sein müsse. Ebenso, wie man nur diejenige Uhr vollkommen zu nennen pflegt, in welcher eine Minute, eine Stunde, ein Tag mit dem andern genau und richtig übereinstimmt. Dieser Beweis führet mich unvermerkt zu einem andern. Wir wissen

und empfinden es, daß Gott nicht allein der Schöpfer, sondern auch der Erhalter aller Dinge ist. Es erhält aber derselbe die Welt durch eine Menge gewisser Kräfte, welche er derselben anerschaffen hat. Alle diese Kräfte sind noch in ebender Menge und Beschaffenheit vorhanden, als sie im Anfange der Welt gewesen sind. Sie sind noch in ebender Menge da, sonst müßten sie sich entweder selbst vermindert haben, oder Gott müßte sie durch seine Allmacht in ihr voriges Nichts verwandelt haben. Das Erste ist nicht möglich, weil diese Kräfte nicht die Allmacht haben, die zu ihrer Zernichtung nöthig wäre. Das Andere aber ist nicht glaublich, weil man nicht den geringsten Grund der Wahrscheinlichkeit angeben kann, daß Gott dieselben vermindern wollen, und aus was für einer Absicht er solches gethan hätte. Sie sind auch noch in ebender Beschaffenheit vorhanden, sonst würden sie andere Wirkungen hervorbringen müssen, welches der Erfahrung widerspricht. Sind also alle Kräfte, wodurch Gott die Welt in ihrem Wesen erhält, sowol in ihrer Menge als Beschaffenheit annoch vorhanden, so müssen sie auch wirken. Sonst wären sie ohne Nutzen und ohne Absicht da, welches der Weisheit Gottes zuwiderliefe. Ja, sie müssen auch Wirkungen hervorbringen, die ihnen gleich sind; sonst hätte sich ihre Beschaffenheit verändert. Zweifelt also Niemand daran, daß vom Anfange der Welt bis auf unsere Tage einerlei Kräfte und einerlei Wirkungen derselben gewesen sind, o, wer wollte doch Bedenken tragen, sicher zu schließen, es müsse auch ein Jahr dem andern gleich sein, weil eins wie das andere einerlei Wirkungen, einerlei Kräfte der Natur aufzuweisen hat!

Sie belieben nunmehr, mich mit Dero gütiger Aufmerksamkeit weiter zu begleiten. Die Menschen haben ihre Natur, ihre Menschlichkeit niemals verändert und abgelegt; die heutigen Einwohner der Welt befinden sich in ebenden Hauptumständen, in welchen ihre ersten Väter vor fünftausend Jahren standen. Sie haben noch ebendie wesentlichen Theile, ebendie Seele, ebenden Leib, ebenden Verstand und Willen, ebendie Hauptneigungen, ebendie Mängel und Vollkommenheiten, ebendie Absichten, warum sie der Schöpfer in die Welt gesetzt, 'ebendie Mittel, die ihnen Gott zur Erlangung derselben gegeben, ebendie Hindernisse und das Verderben, ebendie Wege zur Weisheit und Thorheit, zur Tugend und zum Laster, zur Ruhe und zur Unruhe, zur Glückseligkeit und Verderben, welche jene ersten Besitzer der Erde hatten. Ist es auch glaublich, H. V., daß einerlei Samen unterschiedene Früchte trage, daß einerlei Quellen unterschiedene Wasser hervor-

pringen, und ist es auch wahrscheinlich, daß aus einerlei guten
und bösen Herzen, aus einerlei guten und bösen Absichten und
Mitteln, aus einerlei guten und bösen Bewegungsgründen unter-
chiedene gute und böse Handlungen und aus diesen wiederum
unterschiedene gute und böse Zufälle entspringen können? Ich
weiß es, Sie geben mir gerne Beifall, wenn ich sage, daß die
Handlungen und Zufälle unserer jetzt lebenden Brüder und un-
erer uralten Vorfahren bis auf einige sehr geringe Nebenum-
tände eine sehr genaue Gleichheit haben, wir wollten uns denn
bereden lassen, die Menschen hätten jetzt aufgehört, Menschen zu
ein. Sie erlauben also, daß ich weiter schließe. Sind die guten
und bösen Umstände, Neigungen, Handlungen und Zufälle aller
Menschen, sie mögen leben, wo sie wollen, einander gleich, so
werden auch die Jahre, in denen sie leben und in welchen sie ge-
chehn, einander gleich sein. Ich behaupte dieses um so viel mehr,
da ich einen Zeugen auf meiner Seite habe, welchen Dero Glaube
und Frömmigkeit nicht verwerfen kann. Ein Zeuge, durch den
der Geist der Wahrheit redet, der König, dessen Weisheit nicht
nur ehemals die Welt bewunderte, sondern welchen auch noch
jetzt Juden und Christen in tiefer Ehrerbietung verehren, ein Sa-
lomo, durch welchen uns Gott den „Prediger“ aufzeichnen lassen,
versichert uns ebendieses.*) „Was ist es,“ spricht er, „das ge-
schehen ist? Ebendas, das hernach geschehen wird. Was ist es,
das man gethan hat? Ebendas, was Mancher noch wieder thun
wird, und es geschiehet nichts Neues unter der Sonnen. Ge-
schiehet auch etwas, davon man sagen möchte: Siehe, das ist
neu? Denn es ist zuvor auch geschehn in den vorigen Zeiten,
die vor uns gewesen sind.“ Kann ich nicht hieraus recht sicher
schließen: Geschiehet nichts Neues unter der Sonnen, geschiehet
in unseren Zeiten nichts, das nicht schon in den vorigen Zeiten
geschehen wäre; thut man in unsern Tagen nichts, das man nicht
schon in den vorigen Tagen der Welt gethan hätte: so müssen
auch die Jahre, in welchen es geschieht und gethan wird, einander
gleich sein? Doch sollte sich auch Jemand finden, welcher sich
nicht scheuete, Vernunft und Schrift in Zweifel zu ziehen, so würde
sich doch Niemand getrauen können, der Stimme der Erfahrung
zu widersprechen. Man lese nur die alten und neuen Geschichten,
welche geschickte und redliche Männer mit Sorgfalt aufgezeichnet
haben; man halte sie gegen einander, und man urtheile un-

*) Prediger Sal. 1, 9. 10.

parteiisch! Wird man nicht gestehen müssen, daß uns in beiden einerlei Bewegungen und Wirkungen der Natur, einerlei gute und böse Handlungen der Menschen, einerlei glückliche und unglückliche Zufälle und Begebenheiten vorgestellt werden? Werden wir nicht mit Ueberzeugung ausrufen müssen: Es geschiehet nichts Neues unter der Sonnen; darum ist ein Jahr dem andern gleich? Ja, ich frage Euch, Ihr Brüder, die Ihr jetzt durch Gottes Gnade ein neues Jahr zu leben anfangt, sprecht selbst, ob in dem vergangenen Jahre etwas vorgefallen, geschehen und gethan sei, welches nicht auch in den vorigen Tagen geschehen und in den künftigen Jahren sich zutragen wird! wenn es gleich nicht in unserm Vaterlande, in unserm Welttheile geschehen ist; denn bei dieser Betrachtung müssen wir die Welt als einen Ort ansehen. Wird man also nicht aufrichtig gestehen müssen, ein Jahr sei dem andern gleich, weil Vernunft, Schrift und Erfahrung hier zusammentreten und solches einstimmig versichern? Doch ich kann leicht voraussehen, daß meine Meinung bei Einigen Widerspruch finden wird. Man wird mir einwenden, daß nicht ein Jahr dem andern gleich sein könne. Man wird mir die Wunder der göttlichen Allmacht entgegensetzen, welche gewisse Jahre von den andern unendlich unterscheiden. Man wird die Landplagen zu Beweisen anführen, man wird sich auf die Zeiten der Barbarei berufen. Man wird den Ausspruch eines erleuchteten Paulus entgegensetzen, welcher vorher gesagt,*) daß in den letzten Tagen gräuliche Zeiten kommen werden. Allein alle diese Zweifel werden wegfallen, wenn man erwägt, daß ich hier nicht von den außerordentlichen Wirkungen der Allmacht Gottes, welche selten geschehen, sondern von den ordentlichen Wirkungen der Natur rede; wenn man voraussetzt, daß ich nicht von einzelnen Theilen des Erdbodens, sondern von der ganzen Welt überhaupt spreche. Und ich rede mit der Erfahrung, wenn ich behaupte, daß fast kein Jahr zu finden, in welchem man nicht in einem Theile der Welt den Anfall der Landplagen empfunden habe. Denn auch diese sind Mittel, wodurch die weiseste Vorsehung Gottes die Welt in ihrer Vollkommenheit zu erhalten pflegt. Die Barbarei hat auch keine Hauptveränderung in der Zeit gemacht; die Erfahrung behauptet, daß dieselbe nur in gewissen Theilen der Welt geherrscht, so lange fast die Welt steht. Was endlich das Zeugniß des heiligen Paulus anlangt, so widerspricht dasselbe meinem Satze nicht. Denn der heilige

*) 2. Timoth. 3, 1.

Gesandte Gottes saget nichts mehr, als daß die Tage des Neuen Bundes ebenso wenig als die Tage des Alten Testaments von allen Irrthümern, Lastern und bösen Menschen frei sein würden. Er führet auch lauter solche Laster an, die nicht neu, sondern alt sind, und welche er schon in dem Anfange seines Briefes an die Römer bestrafet. Kurz, Timotheus wird von ihm ermahnet, dergleichen lasterhafte Menschen zu meiden. Darum müssen sie zu Timotheus' Zeiten gelebt haben. Es bleibt also dabei, daß ein Jahr dem andern gleich sei. Ist dieses wahr, o wie wenig Grund bleibt uns noch übrig, die Tage unserer Väter als die goldenen, die besten, die glückseligsten mit neidischen Augen anzusehen und mit seufzender Stimme Andern anzupreisen! Warum scheuen wir uns nicht, mißvergnügte Verleumder und undankbare Verächter unserer Jahre zu sein? Warum schreien wir dieselben als eiserne, als schlimme, als unglückselige Zeiten aus? Warum seufzen wir so ängstlich voller Unzufriedenheit nach bessern Zeiten, da doch unsere Tage durch Gottes weise Güte besser sind, als wir sie verdienen, und es nur an uns liegt, daß wir dieselben nicht besser gebrauchen und uns zu Nutze machen? Warum hoffen wir ohne genugsamen Grund? Warum lassen wir uns endlich nicht als vernünftige Menschen den heiligen Willen Gottes, seine weise Einrichtung der Welt, seine weise Regierung der Zeit in zufriedener Gelassenheit gefallen und bedienen uns der Jahre, die uns die weise Vorsehung gönnet, und die für uns alle Zeit die besten sind, so, wie es unsere Gemüthsruhe, die allgemeine Wohlfahrt und unsere Glückseligkeit erfordert? Kluge Christen, glückliche Seelen, die sich in die Zeit zu schicken wissen; unglückliche Thoren, welche ohne Noth klagen und ohne Grund hoffen! Sie, H. V., haben nunmehr wiederum ein Jahr geendet, das dem vorigen gleich ist. Sie haben durch Gottes Gnade ein neues angefangen, bei dem ich schon im Voraus so viel Aehnlichkeit mit dem vergangenen und zukünftigen erblicke, daß ich fast Bedenken trage, dasselbe ein neues Jahr zu nennen. Das alte Jahr war voll von den ehrwürdigen Wundern der Weisheit, Macht und Güte Gottes, deren Sie und alle die Unsrigen erfreute Zeugen sind, und das neue wird daran nicht leer sein, wie wir sicher hoffen können. Die Kräfte der Natur sind auf den Wink der höchsten Vorsehung im vergangenen Jahre geschäftig gewesen, Alles reichlich hervorzubringen, was zur Erhaltung der Welt, unseres Wesens und Wohlseins dient. Und sie werden in dem gegenwärtigen, wenn es Gott gefällt, nicht Muße haben. Das zweiundvierzigste

Jahr dieses Jahrhunderts hat uns überflüssige Mittel angeboten, die hohen Absichten unseres Schöpfers, weswegen wir leben und da sind, zu erfüllen. Und das dreiundvierzigste wird gegen uns Unwürdige ebenso freigebig sein, wenn wir es erkennen wollen, und es an nichts fehlen lassen, was zu unserm und der ganzen menschlichen Gesellschaft Besten dienet. Hatte das vorige Jahr seine Plagen, die uns der starke Arm des Höchsten überwinden half, so wird auch das jetzige zu unserer Prüfung seine Uebel haben. Doch getrost, wir sind in Gottes Hand! Jetzt verehre ich die allerhöchste Majestät in tiefster Demuth und danke ihr mit der reinesten Regung meiner Seele für alles das Gute, das sie die Welt und uns hat genießen lassen, und welches sie uns fernerhin, wie mich mein Glaube versichert, erzeigen wird. Ich preise nebst Ihnen die weise und mächtige Liebe des höchsten Regenten, die Zeit und auch unsere Tage, die gegen uns stets neu ist und niemals alt wird, mit vergnügtem und zufriedenem Herzen. Ich wünsche endlich mit der Redlichkeit und mit dem Eifer, der Christen gebührt, der Geist des Höchsten wolle uns also regieren, daß wir uns Gottes Willen alle Zeit gefallen lassen; daß wir die beständige Mischung des Guten und Bösen von seiner Hand also annehmen, daß wir dabei weder übermüthig noch kleinmüthig werden; daß wir die Kräfte und Wirkungen der Welt also gebrauchen, daß wir sie nicht mißbrauchen; daß wir die Mittel zu unsrer Seelenruhe und unsrer Glückseligkeit und der allgemeinen Wohlfahrt so anwenden, wie es die Ehre unsers Herrn erfordert. Mir wünsche ich von Ihnen in diesem Jahre gleiche Liebe, gleiches Gebet, gleiche Vorsorge, gleiche Treue und gleichen Beistand. Ich verspreche Ihnen dafür gleiche Dankbeflissenheit, gleiche Ehrerbietung, gleichen Gehorsam, gleiche Begierde, Ihnen gefällig zu werden, gleichen Eifer, Gott für Dero Wohlsein anzuflehn. So werden wir in der That erfahren, daß wir in den goldenen Zeiten leben, daß ein Jahr dem andern gleich ist.

Ueber die Elpistiker.[1])

Ornari res ipsa nequit, contenta doceri.
Horat.

Abriß der Abhandlung von den Elpistikern.

Plutarch ist der einzige Währmann dieser Anekdote, die man sich lange Zeit blos zu wissen begnügt, bis endlich ihre Muthmaßungen darüber geäußert a) Heumann, b) Brucker, c) Jöcher, einiger geringern Lichter nicht zu gedenken.

I. Antithesis.
  1. Wider Heumann, daß die Elpistiker keine Christen gewesen.
    a) Brucker's Gründe, aus dem Namen der Philosophen, der ihnen vom Plutarch beigelegt wird.
      Unzulänglichkeit dieses Grundes.
    b) Meine Gedanken.
      a) Die Hoffnung des zukünftigen Lebens war kein unterscheidendes Kennzeichen des Christenthums.
        1. Ohne diese Hoffnung kann keine Religion gedacht werden. Warburton[2]) würde hinzusetzen: Ohne diese Hoffnung kann nicht einmal ein Staat menschlicher Einrichtung bestehen.
        2. Außer daß diese Hoffnung in der gemeinen Religion der Heiden nicht fehlen konnte, war sie das Hauptwerk

1) Lessing's Leben, II. S. 119—147. — A. d. H.
2) Ueber Warburton vergl. Th. XV. S. 190, Anm. 1. — A. d. H.

ihrer geheimen. Alle ihre Mysterien liefen auf sie hinaus. (S. Diog. Laërt., lib. VI. p. m. 319. Die Antwort des Antisthenes conf. in vita Diogenis, p. m. 334.)

3. Hätte sie aber auch schon der heidnischen Religion gemangelt, so war sie doch in den Schulen der Philosophen viel zu bekannt und angenommen, als daß sie den Heiden an den Christen etwas Unerhörtes oder Lächerliches hätte sein können.

b) Will man aber unter dieser Hoffnung gar ungezweifelte Gewißheit verstehn, in der nur ein Christ von seiner künftigen Seligkeit sein kann, so sage ich, daß diese unter die geheimen Lehren des Christenthums gehörte und aus diesem Grunde der Anlaß zu einer allgemeinen Benennung der Christen unmöglich sein konnte.

2. Wider Bruckern, daß die Elpistiker nicht die Stoiker sein können. Denn

1) die Stoiker waren nicht die einzigen Philosophen, welche die Hoffnung eines künftigen Lebens annahmen. Dieses bekennt Brucker selbst; aber er sagt, sie wären diejenigen, welche das meiste Gerede davon machten.

2) Doch auch das waren sie nicht, und bloße Stellen aus dem Seneca können dieses nicht beweisen. Die übrigen Stoiker alle reden weit seltner davon, und Epiktet zum Exempel fast gar nicht. S. Lipsii Physiol. Stoicorum, lib. III. p. 170. Auch Antoninus [1]) redet niemals anders als zweifelhaft davon. Siehe lib. IV. p. 107, wo Gataker auch den Wankelmuth des Seneca hierin zeigt und sehr richtig anmerkt, daß alle die Stellen, wo Seneca positiv davon redet, nicht aus seiner Ueberzeugung, sondern aus den veranlassenden Umständen zu beurtheilen. Conf. Anton., lib. XII. p. 350.

3) Es hätte aus ihrem Systeme selbst bewiesen werden können, nach welchem aber die Hoffnung jenes Lebens einen sehr zweideutigen Anblick erhält. Denn sie glaubten, daß die Seele von langer Dauer, unsterblich aber darum nicht

---

1) Den römischen Kaiser Marcus Aurelius Antoninus Philosophus (161—180) nennen wir gewöhnlich nicht „Antoninus", sondern „Marc-Aurel". Als Philosoph gehörte er zur Schule der Stoiker. Seine 12 Bücher „Selbstbetrachtungen" (πρὸς ἑαυτόν) sind erhalten; die von Lessing citirte Ausgabe von Gataker erschien 1652 zu Cambridge und dann zu London 1697 und 1707. — A. d. H.

sei. S. Lips., l. c. Sie werde mit der Welt untergehn, und ob sie schon nach dieser allgemeinen Verbrennung wieder hergestellt werden würde, so würde es dennoch geschehen, ohne sich ihres vorigen Zustandes zu erinnern. „Veniet iterum qui vos in lucem reponat dies, quem multi recusarent nisi oblitos reduceret." Epist. 36. Welche Unsterblichkeit!

4) Und wenn auch diese Hoffnung nach dem stoischen System so zweideutig nicht wäre, so würde sie doch schon als Hoffnung mit der Apathie der Stoiker streiten.

5) Ja, ihr nachzuhangen, würde auch aus dem Grunde keinem stoischen Weisen geziemet haben, da sie doch immer noch keine apodiktische Wahrheit ist, sondern nur eine Wahrscheinlichkeit, eine Vermuthung, von welcher der stoische Weise seinen Beifall zurückhalten mußte. S. Lipsii Manuduct., p. 161.

Und aus diesem Gesichtspunkte muß die Ungewißheit betrachtet werden, mit welcher sich Seneca darüber ausdrückt. Er glaubte weder das Eine, noch das Andere, weil Keines Gewißheit, Beides nur Vermuthung war. Aber er hält sich auf Beides gefaßt: es sei, daß die Seele untergeht, es sei, daß sie fortdauert; und wo er sich für das Erste mehr als für das Andere erklärt, als Epist. 54, da ist er so wenig mit sich in Widerspruch, wie Brucker glaubt, oder spricht seine wahren Gesinnungen vor Angst über den annahenden Tod, wie Gataker meint (p. 108), aufrichtiger; daß er alsdann nur kleinmüthiger würde gesprochen haben, wenn er in dem Tone jener Trostschriften geblieben wäre, und daß er ebenhier der Stoiker in seiner Größe ist, wenn er zeigt, daß er auch auf das Allerschlimmste, auf den gänzlichen Untergang, gefaßt sei.

Dieses mußten die Epikureer wissen und konnten daher den Stoikern aus diesem anscheinenden Widerspruche keinen Vorwurf machen. Wie konnten sie, wie durften sie hiernächst den Skeptikern etwas Lächerliches anheften, welches auf die herrschende Religion zurückgefallen wäre?

3. Wider Heumann und Bruckern zugleich.

Beide nehmen ohne Grund an, daß die Hoffnung des künftigen Lebens darunter zu verstehen sei. Es erhellt aber aus dem Zusammenhange und aus dem *συνεκτικωτατον του βιου* allzu deutlich, daß blos die Hoffnung dieses Lebens ge-

meint sei. Denn jene ist vielmehr eine Zerstörerin dieses Lebens, welches gezeigt wird

a) an den ersten Christen, deren Verachtung des Todes aus jener Hoffnung vornehmlich entsprang. Sie ließ nicht allein die wahren Bekenner, wenn der Heide ihre Gewissensfreiheit kränken und sie zur Verleugnung der erkannten Wahrheit zwingen wollte, alle Martern dulden und verachten, sondern sie war es auch, welche so viel falsche Märtyrer machte, die für nichts besser als für Selbstmörder zu halten sind. Und die Heiden selbst schrieben diese Bereitwilligkeit zu dem schmerzlichsten Tode nicht blos dem Ehrgeize zu, so wie Asklepiades bei dem Prudentius in Romano s. Hymno *περι στεφ.* XIV: „Populare quiddam sub colore gloriae illiterata credidit frequentia, ut se per aevum consecrandos autument," welches auch die Meinung des Julianus war (v. Greg. Nazianzeni invect. I. in Jul., apud Kortholtum, p. 175), auch nicht blos einer ansteckenden und zur Gewohnheit gewordenen Raserei, wie Arrianus Ad Epict., lib. IV. cap. 7, nicht einer bloßen Halsstarrigkeit, wie Antoninus,*) sondern vornehmlich der Hoffnung eines ewigen und bessern Lebens, v. Lucianus in Peregrino, Tom. III. p. 337; Euseb. lib. V. cap. 1, wo das Nämliche von der Hoffnung, besonders der Auferstehung der Körper, gesagt wird.

b) An den Philosophen. 1) Das Exempel des Kleombrotus beim Kallimachus, 2) das Exempel des Hegesias und die Stellen im Somnio Scipionis, und Senec. Epist. 102.

---

*) Lib. XI. §. 3. p. m. 319. Wenn anders „*παρατaξις*" daselbst, woran ich aber zweifle, „Halsstarrigkeit" bedeutet. Denn es kann gar wohl seine gewöhnliche Bedeutung behalten und durch „vitae institutum" erklärt werden, so daß es so viel als das „*ὑπο ἐθους*" beim Arrian bedeutet. Denn wirklich war es auch der Vorwurf der Heiden, daß sich die Christen durch ihre strenge Lebensart zu dieser Verachtung des Todes angewöhnten. *Tertull. De spectaculis*, c. 1.: „Sunt qui existiment, Christianos expeditum morti genus ad hanc obstinationem abdicatione voluptatum erudiri" etc. Am Besten würde „*ταξις*" durch „disciplina" zu übersetzen sein, welches Tertullian selbst in dem Folgenden braucht. Oder es sind überhaupt ihre kirchlichen „*διαταγαι*" oder „*διαταξεις*" darunter zu verstehen, vermöge welcher die Verleugnung des Namens Christi und die Weigerung, seinetwegen sich allen Verfolgungen und dem Tode selbst auszusetzen, für das gräßlichste, abscheulichste, unverzeihlichste Verbrechen erkläret wird. S. *Const. Apost.*, lib. V. c. 4.

Und wie natürlich diese Art zu denken sei, erkennet man aus der oben angeführten Antwort des Antisthenes.

c) An ganzen Völkern, worunter die alten Deutschen vornehmlich gehören. Siehe die Stelle des Appianus in **Lipsii Physiol. Stoic., p. 173.**

4. Wider Jöchern, daß die Elpistiker nicht die Cyniker sein können.

Die einzige Sentenz des Diogenes beweiset nichts. Was er darin von der Hoffnung sagt, kann jeder Weltweise sagen. Wäre sie aber eine besondere Stütze der cynischen praktischen Weltweisheit gewesen, so hätte dieses aus ihrem System selbst gezeigt werden müssen. Nun aber kann gerade das Gegentheil daraus gezeigt werden. Beweis

a) aus den Lehrsätzen der Stoiker, welche die Cyniker durchaus annahmen. Denn die Cyniker waren nur eine Art von Stoikern.

b) Aus der ganzen Schilderung des Cynikers beim Arrianus, lib. III. cap. 5.

II. Uebergang zu meiner Erklärung.

Ehe ich diese vortrage, wird es dienlich sein

1) Derjenigen zu gedenken, die sich für eine der angeführten Meinungen erklären, und besonders für die Jöcherische.

a) Leuschner.

1. Die von ihm gehäuften Stellen des N. T., wo der Hoffnung gedacht wird, beweisen nichts. Die damalige Fortpflanzung der christlichen Religion war ganz anders als die ersten Predigten derselben, wie wir schon oben gesehn.

2. Er hätte die Heumannische Meinung auf die bloße Auferstehung der Leiber einschließen sollen. Aber auch das hat er unterlassen und überhaupt nichts hinzugefügt, wodurch die Heumannische Meinung wahrscheinlicher würde.

NB. Was er von der Wahrscheinlichkeit sagt, daß es zu vermuthen, Paulus werde sich näher um die Christen bekümmert haben, ist chimärisch. Bei dieser Gelegenheit

1) von dem Vorgeben des Theodor Victor, welcher den Plutarch mit einem viel spätern dieses Namens, den Origenes zum Christenthum bekehrte, vermengt. **Conf.**

2) Die gute Meinung des Franc. Balduinus (Comment. ad Edicta principum Roman. de Christo), welcher schreibt: „Scripsit eo tempore Plutarchus librum *περι δεισιδαιμονιας*; impietatem et superstitionem recte notat. Sed religionem quam in medio collocat, non videt. Fortasse ad Christianos accessisset, sed principem suum Trajanum reformidat.“

3) Die Mosheimische Anmerkung von dem Gebrauche des Wortes „*δαιμων*“ beim Plutarch. Sie ist falsch, weil dieses daselbst von einem weit ältern Weisen gebraucht wird; weil die Anmerkung, die Thales in dem Folgenden darüber macht, damit streitet. Siehe Warburton's „Göttliche Sendung Mosis“, 1. B. S. 179—223.

4) Von den Wissenschaften und den Gesinnungen gegen das Christenthum überhaupt zu urtheilen.

a) Ein Mann, der so unrichtige Begriffe von der jüdischen Religion hat, konnte unmöglich richtige von der christlichen haben, die sich auf jene gründet; v. Sympos., lib. IV. quaest. 5. Es ist indeß doch merkwürdig, daß dieses Buch just da verstümmelt ist, wo man das Beste von dem Gotte der Juden zu erfahren vermuthen mußte; denn die 6. Frage sollte handeln: „quis apud Judaeos deus“. Weil man Dinge darin gefunden, welche den ersten Christen nicht anstanden.

b) Ein Mann, der sich wider alle barbarische Gottesdienste und Gebräuche, das ist, wider alle ausländische erklärt; der in der Religion auf nichts mehr dringt, als „*το θειον και πατριον ἀξιωμα της ευσεβιας*“ beizubehalten (siehe sein Buch „*περι δεισιδαιμονιας*“, edit. Henr. Steph., pag. 288): ist es wahrscheinlich, daß der von der christlichen anders sollte gedacht und nur die christliche heimlich seiner heidnischen sollte vorgezogen haben?

c) Ein Mann, der Alles für Aberglauben hält, was uns die Gottheit als einen Richter, als einen Rächer, als etwas Anders als das allermenschenfreundlichste Wesen betrachten läßt (l. c.), mußte der auch nicht die christliche Religion zu dem Aberglauben zählen, sie, die einen Gott predigt, der seinen eignen Sohn hinrichten lassen, um seiner Gerechtigkeit genug zu thun? Man versuche es, ob die christliche Religion in die Mitte der

Plutarchischen Ohngötterei und Deisidaimonie paßt, und ich will es sodann glauben, daß er von der christlichen ein heimlicher Anhänger gewesen.

5) Von dem Zeugnisse des Julian's in Misopog., pag. 58 der französischen Uebersetzung.

b) Stiebritz.

2) Zu zeigen, welche Wendung man der Heumannischen Meinung, noch außer ihrer bloßen Einschränkung auf die Auferstehung der Leiber, geben könne, um sie soutenable zu machen.

1. Auf das Vorurtheil der alten Christen, daß Christus nochmals im Fleische erscheinen werde. Conf. Origenes d. Ue[bersetzung] p. 351; Lucianus in Philopatris.
2. Auf einige Ketzer, die ihren Anhängern ein wirkliches ewiges Leben auf dieser Welt versprachen, als den Menander und seinen Anhang. Euseb. Hist. Eccl., lib. III. c. 26, oder auf den Cerinthus und dessen Lehre vom tausendjährigen Reiche.

3) Zu zeigen, auf welche Religion oder philosophische Secte man sonst die Elpistiker deuten könne.

1. Der Stiebritzische Einfall von den Juden.
   a) Die von ihm angeführte Stelle des Augustinus würde wenig sagen.
   b) Aber die Beschaffenheit der jüdischen Religion selbst, die ihre Hoffnung auf kein künftiges Leben, sondern auf Glückseligkeit dieses Lebens gründet, auf die Ankunft eines irdischen Messias.
   c) Und viele Stellen aus dem Philo würden diesen Einfall ziemlich wahrscheinlich machen können.
   d) Ja, man würde vielleicht seine Therapeusie dazu brauchen können.
   e) Wenn diese Vermuthung sich nur sonst mit der Zeit des Plutarch's und andern Umständen reimen wollte.
   f) Betrachtungen über die Hoffnungen der Juden überhaupt. Ob es wahrscheinlich, daß sie durch sie (nämlich die Hoffnung) wieder die Oberhand gewinnen werden.
2. Die Pythagoriker. Nach Veranlassung der Stelle des Clemens Alexandrinus, wo die Hoffnung ausdrücklich zu dem letzten Zwecke ihrer Philosophie gemacht wird.
3. Die Skeptiker, deren Erwartung, daß gewisse Erscheinungen, so wie sie ein- und mehrmal auf einander ge-

folgt, auch wiederum auf einander folgen werden, in weitläuftigem Verstande gar wohl Hoffnung genannt werden könnte.

4. Vornehmlich die Epikureer, welches sich aus den zwei Hauptlehren ihres Systems zeigen läßt.
   a) Aus der Leugnung einer göttlichen Vorsicht. Da sie sich auf diese nicht verlassen konnten, was konnte sie anders im Unglücke aufrecht erhalten als die Hoffnung, daß der Zufall vielleicht noch ein gutes Glück für sie im Vorrath habe.
   b) Aus ihrer Geringschätzung des Todes, an den sie so wenig als möglich zu denken sich bemühten. Die merkwürdige Stelle in dem „Prometheus" des Aeschylus, und was der Scholiast darüber anmerkt.

4) Verwerfung aller dieser Vermuthungen, so wahrscheinlich auch die eine oder die andere gemacht werden könnte.

III. Thesis. Meine Meinung, daß die Elpistiker Pseudomanten gewesen, die sich den Namen der Philosophen angemaßt. Diese Meinung will ich in der Ordnung vortragen, so wie ich selbst nach und nach darauf gekommen bin.

1. Es ist aus dem Vorigen klar, daß die Elpistiker keine von den bekannten Secten sein können.
2. Sollen sie aber dessen ungeachtet Philosophen sein, so müssen sie eine eigne Secte, die ihre eigne besondere Lehrsätze gehabt, ausgemacht haben.

   Unwahrscheinlichkeit dieser Vermuthung aus dem Stillschweigen aller Scribenten und besonders des Diogenes Laërtius.

   Einwurf, den man wider das Stillschweigen des Diogenes daher nehmen können, daß er mehrerer Secten gar nicht gedacht, z. E. der Sextiner.

   Beantwortung dieses Einwurfes. Die Sextiner waren eine blos Römische, die außer Rom vielleicht wenig oder gar nicht bekannt war. Zudem macht sie Seneca vielleicht nur zu einer bloßen Secte; denn sie selbst gaben sich für Pythagoreer aus.

   Was das Stillschweigen des Diogenes von noch größerem Gewichte macht, ist dieses, daß man zeigen kann, daß Diogenes den Plutarch gelesen. Er citirt ihn zu verschiedenen Malen; die Elpistiker, wenn sie Philo-

sophen gewesen wären, würden ihm also nicht unbekannt gewesen sein.

3. Was können sie also gewesen sein als Leute, die sich den Namen der Philosophen anmaßten. Hierin bestärken mich die Worte des Plutarch's selbst, in welchen ich glaube, daß man das „προσαγορευω“ nicht in seiner völligen Stärke verstanden hat.

   Denn „ἀγορευειν, προσαγορευειν“ heißt nicht blos „nennen“, sondern aus Höflichkeit nennen, eingeführter Weise nennen, fälschlich nennen.

   1) Siehe die Stelle in dem Kühn'schen Indice zu dem Aelian unter „προσαγορευω“.

   2) Eine Parallelstelle beim Origenes, lib. V. contra Celsum, §. 61 p. m. 624, obschon daselbst „αναγορευω“ steht.

4. Waren es also Leute, welche sich den Namen der Philosophen nur anmaßten, so ist die Frage: Was waren sie eigentlich? Beweis, daß die Wahrsager und Pseudomanten sich den Namen der Philosophen angemaßt.

   a) Aus dem ausdrücklichen Zeugnisse des Philostratus vom Nero.

   b) Aus den damaligen Verfolgungen der Philosophen.

5. Zugegeben, daß sich die Pseudomanten Philosophen genennet; aber warum elpistische Philosophen?

   Weil die Hoffnung und der allen Menschen natürliche Hang zu derselben der ganze Grund ist, auf welchem ihre Künste beruhen.

   Erläuterungen dieses Satzes aus dem Leben des Pseudomanten Alexander's, wie ihn Lucian selbst vorträgt.

6. Aber vielleicht ist dieses ein bloßer Einfall des Lucian's. Man müßte zeigen, daß diese Pseudomanten wirklich selbst die Hoffnung außerordentlich erhoben, um dadurch ihren Künsten den Eingang in die Herzen offen zu halten.

   Die merkwürdige Stelle aus dem Dio Chrysostomus.

7. Einwurf, welcher daher genommen, daß sich die Wahrsagerei nicht auf die bloße Hoffnung, sondern ebensowol auf die Furcht stütze.

   Beantwortung desselben: „ἐλπις“ bedeutet Beides und heißt überhaupt blos „die Erwartung des Zukünftigen“.

   Zu zeigen, inwieweit auch die Furcht „συνεκτικωτατον του βιου“ sei.

8. Endlich die Stelle des Aristoteles; die Wahrsagung hieß wirklich bei den Griechen die Elpistik. Will man also noch zweifeln, was Elpistiker waren?

Die Abhandlung selbst.

Plutarch gedenket im Vorbeigehn gewisser Philosophen, die man von dem griechischen Namen der Hoffnung Elpistiker genennt habe, weil sie die Hoffnung für das festeste Band des menschlichen Lebens und dieses ohne jene für durchaus unerträglich erklärt hätten.

Mehr sagt uns Plutarch von ihnen nicht; und da die belesensten Gelehrten, Lipsius, Menage, Fabricius, ihrer auch sonst bei keinem andern Alten erwähnt fanden, so ging es mit dieser Anekdote der philosophischen Geschichte wie mit allen Nachrichten, die sich blos auf das Zeugniß eines Einzigen gründen. Man begnügt sich, sie zu wissen, sie zu wiederholen, und wenn sie tausendmal wiederholt werden, so haben sie gleich noch ebenso viel Licht, als ihnen ihr erster Währmann ertheilen können oder wollen. Endlich aber findet sich denn wol ein Kopf, in dem sich solche vermeinte Inseln an irgend ein festes Land schließen. Er weiß nicht mehr als seine Vorgänger, aber er vermuthet mehr. Seine Vermuthung erzeugt eine andere, diese eine dritte, und ist die Sache nur einiger Maßen wichtig genug, um Nacheiferung zu erwecken, so sind in Kurzem der Vermuthungen so viele, daß ihre Verschiedenheit und Menge einen treuherzigen Leser weit verlegener macht, als er nimmermehr bei dem gänzlichen Mangel derselben gewesen wäre. Leider werden auf diese Weise die Gegenstände der Gelehrsamkeit unendlich vermehrt. Jede Monade von Wahrheit wandert aus einem ungestalteten Körper von Meinungen in den andern, belebt den einen mehr, den andern weniger, den kürzer, den länger, und wer die ganze Geschichte aller dieser hinfälligen Erscheinungen nicht inne hat, nicht an den Fingern zu erzählen weiß, wird von der Sache selbst so viel als gar nichts zu wissen geachtet. Muthmaßungen und Wahrscheinlichkeiten erfüllen das Gehirn des Literators; wo soll der Platz darin für die Wahrheit herkommen?

Glücklich genug, wenn diese Ausschweifungen des Witzes und der Eitelkeit, die uns von dem geraden Pfade ablenken, ein bloßer Schneckenzug sind, der, nachdem er uns um alle Gegenden herumgeführt, wieder in die Richtungslinie der Wahrheit hineinfällt, wenn aus allen den Muthmaßungen endlich eine Entdeckung entspringt. Alsdann hat doch wenigstens unsre wahre Wissenschaft einen Schritt weiter gethan; die nach uns kommen, sehen den labyrinthischen Ausweg, lassen ihn seitab liegen und gehen geradezu.

Der Erste, der seine Vermuthung über die Elpistiker äußerte, war D. Heumann, ein würdiger Veteran unter unsern jetzt lebenden Gelehrten. Er glaubte, Plutarch könne wol die Christen gemeint haben. Seine Gründe schienen einem Manne nicht erheblich genug, der von solchen Sachen zu urtheilen das erste Recht hatte. Brucker widerlegte ihn und behauptete, daß die Stoiker darunter zu verstehen wären. Darauf trat ein Dritter (es war D. Jöcher) ins Mittel, widersprach Beiden und brachte die Cyniker in Vorschlag.

Unter diese Hypothesen haben sich die Gelehrten getheilt. Ich weiß aber nicht, wie es gekommen, daß die Heumannische noch immer die meisten Anhänger erhalten, ob sie schon gleich die sonderbarste ist. Doch vielleicht hat ebendieses Sonderbare sie empfohlen.

Wer blos beitritt, kann die öffentliche Ertheilung seiner Stimme ersparen. Nur eine uns eigne Meinung berechtigt, daß wir auch gehört zu werden verlangen können, besonders da in Untersuchungen von dieser Art nicht immer der Gelehrteste den rechten Punkt trifft, sondern oft das gute Glück*) die Entdeckung der Wahrheit Einem aufhebt, der seinem Mitbewerber um diesen Preis an Belesenheit und Scharfsinn weit nachstehet.

Dieses zu meiner Entschuldigung, indem ich es wagen will, Männern von unstreitigen Verdiensten zu widersprechen, und mich vermesse, eine Kleinigkeit besser zu wissen als sie, die mich so oft in wichtigern Dingen unterrichtet haben.

Die Elpistiker, will ich erweisen, waren weder Christen, noch Stoiker, noch Cyniker; man hat die Worte des Plutarch's nicht gehörig erwogen; man hat die zeitverwandten Schriftsteller zu

---

*) *Εὐτυχια, ἥν συμπασης ἐγω της ἐν ἀνθρωποις δεινοτητος και σοφιας ὁρω κρατουσαν. Demosth.*

wenig um Rath gefragt; man hätte sich erinnern sollen, was Elpistik bei den Alten war; und was wäre natürlicher gewesen, als zu vermuthen, daß die Elpistiker Leute sein mußten, welche die Elpistik trieben. — Eins nach dem Andern!

Erstes Hauptstück.

Wider D. Heumann, daß die Elpistiker keine Christen gewesen.

Meine Gründe wider Heumann sind von zweierlei Gattung. Einige kann ich nur gegen ihn allein, andere gegen ihn und Bruckern zugleich brauchen. Dieses Hauptstück ist den ersten bestimmt.

Ich will zuvörderst die Meinung des Doctors, so viel möglich, mit seinen eignen Worten vortragen.*) Er schließt so: „Weil weder Cicero noch Seneca, noch Diogenes Laërtius, noch sonst ein Alter außer dem Plutarch der Elpistiker gedenkt, so können sie schwerlich eine philosophische Secte gewesen sein. Aber eine besondere Art von Leuten muß es doch gegeben haben, die diesen Namen geführt, und da die Christen", sagt er, „von den damals florirenden Heiden auch hierin unterschieden waren, daß, da die Heiden nach diesem Leben keine Hoffnung hatten, sie hingegen durch den Tod in das ewige Leben einzugehen hofften und durch diese Hoffnung, zum größten Erstaunen ihrer Verfolger, alle Martern glücklich überwanden: so muthmaße ich, daß Plutarch Niemand anders als sie unter den Elpistikern verstanden habe."

Man sieht leicht, daß es hier auf zwei Stücke ankommt: einmal, ob wirklich die Heiden ohne Hoffnung eines Lebens nach dem Tode gewesen; zweitens, ob die Christen sich durch diese Hoffnung so ausgezeichnet, daß sie einen besondern Namen davon tragen können. Das Letzte sucht H. durch verschiedene Stellen aus dem Minutius Felix, aus dem Theophilus, aus dem Tertullianus zu bestätigen; das Erste aber? — Es wird fremd scheinen, wenn ich sage, daß er das Erste gleichsam als unstreitig voraussetzt und kaum der Mühe werth achtet, in einer kleinen Note sich deshalb auf eine Stelle des Apostels Paulus an die Thessa-

*) *Act. Philosoph.*, XVIII. Stück, p. 911 u. f.

lonicher*) und auf den Ausspruch des Julius Cäsar beim Sallust**) zu beziehen.

Der Stelle des Apostels werde ich weiter unten gedenken. Aber der Ausspruch des Julius Cäsar, was soll dieser beweisen? Ich will nicht sagen, daß es Kunstrichter giebt, die für „gaudio“ darin „gladio“ oder „cladi“ lesen wollen, welches einen weit unschuldigern Sinn geben würde. Ich gebe es zu, daß die Unsterblichkeit der Seele dem Julius Cäsar ein unglaubliches Hirngespinnst gewesen,***) eine Denkungsart, die mehrern Helden gemein ist. Allein wie Cäsar hiervon dachte, so dachten nicht alle Römer, so dachten nicht alle Heiden. Aus der Freidenkerei eines einzeln Mannes folgt auf die Rechtgläubigkeit des ganzen Volks nichts. Oder was meint man, wenn nach sechzehnhundert Jahren aus der ähnlichen Stelle eines neuen Cäsars[1]) der nämliche Schluß gemacht werden sollte, weil dieser geschrieben: †)

Ne voyons dans la mort qu'un tranquille sommeil
A l'abri des malheurs sans songe sans reveil.
Hélas! tout est égal pour notre cendre éteinte,
Il n'est aucun objet ni d'espoir ni de crainte —?

Haben wir alle seine Zeitverwandten mit ihm eingestimmt? War er der Mund seines ganzen Volks? — Auch ließ M. Porcius Cato in seiner Gegenrede dem Cäsar diesen seinen Unglauben nicht so hingehen; und wenn er ihn schon nicht mit dem Eifer eines Orthodoxen widerlegte, so gab er doch deutlich genug zu verstehen, daß er die Bekennung desselben im öffentlichen Rathe für sehr ungeziemend halte.

Man häufe aber auch statt dieser einen Stelle tausend auf tausend, und man wird darum nicht mehr gewinnen. Denn entweder man muß den Heiden alle Religion absprechen, oder man muß zugeben, daß sie ein künftiges Leben, eine künftige Belohnung und Strafe geglaubt haben. Ohne diesen Glauben kann keine Religion bestehn; Warburton würde hinzusetzen: selbst keine bürgerliche Gesellschaft, kein Staat kann ohne ihn bestehn. Dieser

*) I. 4, 13.

**) In *Bello Catilinar.*, cap. 50: Mortem cuncta mortalium mala dissolvere, ultra neque curae neque gaudio locum esse.

***) Er sagt von den Druiden (lib. IV. *B. g. c.*): Imprimis hoc volunt persuadere, non interire animas.

†) *Poesies diverses,* Epit. XVIII.

1) Dieser „neue Cäsar“ ist natürlich Friedrich der Große. — A. d. H.

Gelehrte hat mir die Mühe erspart, eine schon an sich so unwidersprechliche Sache durch Zeugnisse zu beweisen. Man lese das zweite Buch des ersten Theils seiner „Göttlichen Sendung Mosis", man blättere in den ersten den besten alten Schriftstellern, und überall werden die deutlichsten Spuren von der Unsterblichkeit der Seele, von ihrer Glückseligkeit oder Unglückseligkeit nach dem Tode auch in das flüchtigste Auge fallen.

Wem aber diese Spuren, mit so abgeschmackten Fabeln vermischt, daß Juvenal*) sie zu seiner Zeit nur noch kaum von Knaben, „qui nondum aere lavantur", geglaubt sahe, zu unwerth, zu elend scheinen, als daß sich den Heiden eine Hoffnung der Zukunft daraus zuschreiben ließe, die den Namen einer gegründeten Hoffnung nur einiger Maßen verdiene: der erinnere sich, daß außer der öffentlichen Religion sie auch noch ihre geheimere hatten, deren hauptsächlichster Gegenstand ein höherer und zuverlässiger Grad dieser Hoffnung war. „Nihil melius illis mysteriis," sagt Cicero,**) „quibus ex agresti immanique vita, exculti ad humanitatem et mitigati sumus: Initiaque, ut appellantur, ita re vera principia vitae cognovimus, neque solum cum laetitia vivendi rationem accepimus, sed etiam cum spe meliore moriendi." Man sehe da, worauf diese Geheimnisse abzielen; auf nichts Geringers als auf ein fröhliches Leben und auf einen hoffnungsvollen Tod. Dieser bessern Hoffnung rühmten sich die Eingeweihten auch ungescheut und so zuversichtlich, daß sie die schwachen Seelen der Uneingeweihten mit Angst und Schrecken erfüllten.

— — ὠ τρισολβιοι
Κεινοι βροτων, οἱ ταυτα δερχθεντες τελη,
Μολωσ᾽ ἐς ἁδου· τοις δε γαρ μονοις ἐκει
Ζην ἐστι, τοις δ᾽ ἀλλοισι παντ᾽ ἐκει κακα.

O dreimal glückliche Sterbliche, die dieser Geheimnisse kundig herabfahren! Denn sie allein

---

*) *Sat.*, II. 148.

**) *De legibus*, lib. II. cap. 14. Wie ich diese Stelle anführe, so wird sie in allen Ausgaben gelesen, die ich zu Rathe ziehen können. Dessen ungeachtet scheinen mir die Worte: „Initiaque ut appellantur, ita re vera principia vitae cognovimus", eine verborgene Wunde zu haben, und ich vermuthe, daß es eigentlicher geheißen: „initia, ut appellantur itaque vera principia vitae, cognovimus". Wenigstens ist diese Lesart dem Sinne gemäßer. Denn Cicero will nicht sowol sagen, daß die Geheimnisse der wirkliche Anfang des Lebens, sondern vielmehr, daß sie der Anfang des wahren Lebens gewesen, welches er dem wilden, rohen Leben des ungesitteten Weltalters entgegensetzt.

werden dort leben, da die Andern nichts als Elend erwartet! So hatte sich Sophokles darüber ausgedrückt, und Plutarch, der uns diese Stelle aufbehalten,*) merkt ausdrücklich an, daß viele tausend Menschen dadurch unruhig und schwermüthig gemacht werden („πολλας ἀνθρωπων μυριαδας ἐμπεπληκεν ἀθυμιας περι των μυστηριων ταυτα γραψας“). Er hält daher auch für nöthig, sie der Jugend nie ohne einen Gegensatz, der das Uebertriebene derselben mildere, vorzulesen, und schlägt jene Antwort des Diogenes dazu vor. Wie? sagt der Cyniker,**) als er eine ähnliche Anpreisung der Geheimnisse hörte, so sollte es der diebische Patäcion, weil er eingeweiht ist, dort besser treffen als Epaminondas? Der Philosoph, so ein Spötter er sonst war, läßt die Hoffnung einer künftigen Glückseligkeit in ihrem Werthe und behauptet nur, daß sie sich mehr auf ein tugendhaftes Leben als auf den Antheil, den man an den Geheimnissen habe, gründen müsse.

---

*) In dem Tractate: Wie die Poeten mit der Jugend zu lesen Er sagt nicht, aus welchem Stücke die Stelle genommen; ohne Zweifel aber hat sie sich im Triptolemus befunden, wo Diesen Ceres, der die Eleusinischen Geheimnisse heilig waren, in ihren Erfindungen unterrichtete.

**) Τι λεγεις; κρειττονα μοιραν ἑξει Παταικιων ὁ κλεπτης ἀποθανων ἡ Ἐπαμινωνδας ὁτι μεμυηται;

Bemerkungen

über

Burke's philosophische Untersuchungen

über den

Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen.[1])

Was erhaben und schön heißt.

Alle angenehmen Begriffe sind undeutliche Vorstellungen einer Vollkommenheit.

Die Vollkommenheit ist die Einheit im Mannichfaltigen.

Bei der unendlichen Vorstellung der Einheit im Mannichfaltigen ist entweder der Begriff der Einheit oder der Begriff der Mannichfaltigkeit der klärste.

---

1) Mitgetheilt in „Lessing's Leben" von Karl G. Lessing, II. S. 233 ff. — Der berühmte und geistvolle englische Schriftsteller, Redner und Staatsmann Edmund Burke (1730—1797) hatte im Jahre 1757 durch sein „Philosophical inquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful" großes Aufsehen erregt. Lessing war längere Zeit damit beschäftigt, das Werk zu übersetzen und mit eigenen Zusätzen und Anmerkungen zu bereichern. Für die Messe von 1758 und von 1759 wird das Erscheinen der Uebersetzung angekündigt; ja selbst noch im Jahre 1768 (28. Oct.) schreibt Lessing an seinen Bruder: „Die Uebersetzung des englischen Werkes ... über das Erhabne und Schöne habe ich selbst noch gar nicht aufgegeben. Es ist mir lieb, daß ich so damit gezaudert; ich würde mit

Die undeutliche Vorstellung einer Vollkommenheit, in welcher der Begriff der Einheit der klärste ist, nennen wir schön.

Die undeutliche Vorstellung einer Vollkommenheit, in welcher der Begriff der Mannichfaltigkeit der klärste ist, nennen wir erhaben.

Daher heißt in dem ganzen Umfange der schönen Wissenschaften und Künste nichts schön, was sich nicht auf einmal übersehen läßt, und nichts erhaben, was sich auf einmal aus einem Gesichtspunkte ganz betrachten läßt.

Unfroh.

Man weiß die eigentliche philosophische Bedeutung des Wortes froh, nach welcher es die angenehme Empfindung, die durch die Aufhörung der Unlust erregt wird, bedeutet. Welch Wort nun aber drückt die unangenehme Empfindung aus, welche durch die Aufhörung einer Lust erregt wird? Ohne Zweifel unfroh. Und so haben es auch wirklich unsere Alten gebraucht. Z. E. der Graf v. Kilchberg, in folgender Apostrophe an den Winter:

Hey winter din gewalt
Tuot uns aber húre leit
Du verderbest uns der bluomen schin
Du velwest gruenen walt
Und darzuo die linden breit
Du gesweigest uns dú vogellin
Des bin ich unfro — doch so mac sin werden rat
Wil dú suesse reine
Die ich mit trúwen meine
Min muot hohe stat.

Maness. Samml., Th. 1. S. 13.

---

den eigenen Abhandlungen, die ich dazu machen wollen, jetzt sicherlich sehr unzufrieden sein."

Die Abfassung der hier abgedruckten Bemerkungen setzt Danzel (Lessing's Leben, I. 252 ff.) wol nicht mit Unrecht in die letzten Monate von Lessing's Aufenthalt in Leipzig, d. h. in die erste Hälfte des Jahres 1758. In diesem Jahre ist nämlich die vollständige Ausgabe des Manessischen Codex der Minnesinger erschienen, aus der Lessing eine Strophe des Grafen von Kilchberg citirt. Und gerade das Studium des Altdeutschen war es, was bei ihm seine Pläne mit Burke in den Hintergrund drängte, wie er selbst unterm 2. April 1758 an Mendelssohn schreibt: „Ich bin darüber sogar von meinem Engländer abgekommen, und ich schicke ihn daher unterdessen zu Ihnen. Unterhalten Sie Sich ... mit ihm." Mendelssohn folgte der Aufforderung seines Freundes und begleitete seine Bemerkungen mit Anmerkungen, die wir unter dem Texte mitgetheilt haben. — A. d. H.

„Schon wieder, Winter, leiden wir unter Deiner Gewalt! Du verderbest uns den Glanz der Blumen; Du welkest den Hain und die breite Linde, Du verstummest die Vögel; deß bin ich unfroh! Doch es mag noch hingehen, wenn nur sie, die Süße, die Reine, die ich so innig liebe, mein Gemüth erquicket!"

Von der Liebe.

(19. Abschnitt des 4. Theils.)

1.

Wen wir lieben, an dessen Vergnügen und Mißvergnügen nehmen wir Antheil; wir sind mit ihm vergnügt und mißvergnügt.

2.

Wir können aber mit Niemand vergnügt oder mißvergnügt sein, wenn wir nicht mit ihm wegen des Gegenstandes seines Vergnügens oder Mißvergnügens einerlei Sinnes sind. Wer sich über etwas freuet, das ich für ein Uebel halte,*) oder über etwas trauert, was ich für ein Gut halte, mit dem kann ich unmöglich trauern oder mich freuen.

3.

Folglich ist die Aehnlichkeit der Denkungsart, die Identität der Urtheile der Grund aller Liebe.**)

4.

Wenn wir uns selbst zum Gegenstande unserer Betrachtung machen, so denken wir uns als außer uns und haben gleichsam einen confusen Begriff von einem außer uns existirenden Selbst.***)

---

*) Wen geht dieses etwas näher an? ihn, mich oder einen Dritten?
Moses Mendelssohn (handschriftliche Anmerkung).

**) Nicht Aehnlichkeit der Denkungsart überhaupt, sondern die Aehnlichkeit der Urtheile über Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, die mich oder ihn angehen. Diese aber ist nicht die Ursache, sondern die Wirkung der Liebe.
Mendelssohn.

***) Wir betrachten öfters die Wirkungen unserer Seele einzeln, als Dinge, die außer uns sind. Sobald wir sie aber zusammennehmen und sie als eine Person betrachten, so fließen alle die Begriffe gleichsam in ein innerliches Selbst zusammen.
Mendelssohn.

5.

Zwischen diesem unsern Selbst und einer andern Person können wir Aehnlichkeiten der Empfindung und der Urtheile wahrnehmen. Je mehrere und größere dergleichen Aehnlichkeiten wir wahrnehmen, desto stärker wird der Grund unserer Liebe zu dieser Person.

6.

Und je mehrere und größere dergleichen Aehnlichkeiten wir zwischen einer andern Person und unserm Selbst wahrnehmen, desto schwerer wird es uns (besonders in dem Stande der confusen Ideen), diese Person von unserm Selbst zu unterscheiden.

7.

Und aus dieser Schwierigkeit, diese Person von unserm Selbst zu unterscheiden, kömmt es, daß wir ihre Empfindungen für die unsrigen und unsere für die ihrigen halten, daß wir an ihrem Vergnügen oder Mißvergnügen Antheil nehmen und verlangen, daß sie es auch an unserm Vergnügen und Mißvergnügen nehmen solle.

8.

Die Schwachheit, schon bei geringen und wenigen Aehnlichkeiten, die eine andere Person mit uns hat, diese Person mit uns selbst zu verwechseln, heißt die Sympathie.*)

9.

Die Sympathie wirkt daher plötzlich und verräth alle Zeit einen sehr geringen Grad von Scharfsinn.**)

10.

Die ganze Liebe der Thiere gegen einander ist Sympathie. Und man sollte sagen, daß man vermöge der Sympathie nicht sowol sich an eines Andern als den Andern an seine Stelle setze.

11.

Was hat aber der Genuß der Venerischen Wollust mit der Liebe gemein, daß man ihn des Namens der Liebe gewürdigt hat? Setzt er die wahre Liebe voraus, oder sollte er sie doch

*) Diese Erklärung von der Sympathie macht mich etwas stutzen. Ich wünschte sie annehmen zu können. Mendelssohn.

**) Aber einen desto größern Grad von Witz. Mendelssohn.

wenigstens voraussetzen? Keins von Beiden. Das Wesen der Liebe besteht darin, daß ich das Vergnügen der geliebten Person für das meinige und mein Vergnügen für das ihrige halte. Nun aber findet sich eine ähnliche Erscheinung bei der Venerischen Wollust: die angenehmen Empfindungen der einen Person sind von den angenehmen Empfindungen der andern unzertrennlich; die einen reizen und unterhalten die andern; Keins von Beiden weiß, ob es mehr Vergnügen erhält oder mittheilt.*) Und aus dieser ähnlichen Erscheinung kömmt es, daß man den Beischlaf zu einer Art von Liebe gemacht. Er ist es auch in den kurzen Augenblicken seiner Dauer wirklich und vielleicht die intimste Liebe in der ganzen Natur.

Von dem Hasse.

Die Schwierigkeiten bei der gemeinen Erklärung des Hasses scheinen mir noch weit größer zu sein als bei der gemeinen Erklärung der Liebe.

---

*) Ich kann mit dieser Erklärungsart noch nicht völlig einstimmen. Folgende Beispiele scheinen mir ihre Unzulänglichkeit darzuthun.

1) Die Liebe zu den Kindern, die bei vielen Leuten heftiger Affect ist. — —

2) Die Freude über die Unwissenheit meines Freundes in Ansehung einer Gefahr, die ihm bevorstehet. Wir unterscheiden uns in diesem Falle auch allzu deutlich.

3) Wir personificiren öfters das menschliche Geschlecht, unser Vaterland u. s. w. und ertheilen dem abstracten Begriff vom Menschen überhaupt oder von dem Vaterlande die Individualität, um an dessen Schicksale Theil zu nehmen. Nach der Wolffischen Erklärung läßt sich dieses leicht begreifen. Wollen Sie aber behaupten, daß wir uns von dieser erdichteten Person nicht unterscheiden können?

4) Der Mensch befindet sich in dem Zustande der verwirrten Begriffe, wenn er seine Vorstellungen zwar von sich, aber nicht von einander unterscheiden kann. Er bleibt sich alsdann seiner bewußt, aber die Dinge, die er sich vorstellt, kann er nicht von einander unterscheiden. In dem Zustande der völlig dunklen Begriffe aber können wir die Vorstellungen sogar von uns selbst nicht unterscheiden, und das Bewußtsein hört auf. Wollen Sie also annehmen, daß sich bei der Liebe alle unsere Vorstellungen völlig verdunkeln, der Gestalt, daß sie sogar das Bewußtsein aufheben? Die allergrößte Aehnlichkeit der Vorstellungen mit uns selbst hebt das Bewußtsein nicht auf, daß wir nicht das innig sind, was wir uns vorstellen; sonst würde sie unsere Begriffe völlig verdunkeln, welches doch bei der Liebe nicht geschieht, wenn sie nicht mit einer körperlichen Wollust verbunden ist. Ist aber dieses, so hat die Verdunkelung gewiß einen ganz andern Grund als die Aehnlichkeit.

Mendelssohn.

Der Haß, sagt man, ist das Vermögen (dispositio) der Seele, aus eines Andern Unglück Vergnügen zu schöpfen.*)

Unglück ist Unvollkommenheit. — Und also können wir auch aus der Unvollkommenheit Vergnügen schöpfen? und also ist das Vergnügen nicht blos die anschauende Erkenntniß einer Vollkommenheit? — Ich weiß gar nicht, was ich hierbei denken soll.**)

Unterdessen hat mich meine Erklärung der Liebe auf eine ähnliche Erklärung des Hasses geleitet, bei der ich einen dergleichen Widerspruch nicht verdauen darf.***)

So wie ich mir bei der Liebe des Unterschiedes zwischen mir und der geliebten Person nicht bewußt bin, so bin ich mir hingegen dieses Unterschiedes zwischen mir und der gehaßten Person nur allzu sehr bewußt.

Da ich mir nun die Person, die ich hasse, als eine solche denke, die von mir völlig unterschieden ist, so kann es nicht fehlen,†) daß nicht der Begriff einer Vollkommenheit in ihr in mir den Begriff einer Unvollkommenheit, und umgekehrt der Begriff einer Unvollkommenheit in ihr in mir den Begriff einer Vollkommenheit erwecken sollte. Geschähe dieses nicht, so würde ich die gehaßte Person mir gleich und nicht von mir unterschieden denken, welches wider die Voraussetzung ist.††)

Wir freuen uns folglich nicht über des Feindes Unvollkommenheit, sondern über unsere Vollkommenheit, die wir uns bei jener gedenken. Und so auch mit unserm Verdrusse über die Vollkommenheit des Feindes.

---

*) Wolff nennet „dispositio“ die Bereitschaft. Mendelssohn.

**) Dieser Einwurf ist zur Gnüge beantwortet worden. Mendelssohn.

***) Sie sollen zugleich an die Ursachen der Feindschaft gedenken, die Wolff mit gutem Vorbedacht nicht hat wollen in die Definition des Hasses bringen. Die nächste Ursache des Hasses ist die Betrachtung, daß der Glücksstand dieses Menschen mir oder andern Menschen, die ich liebe, schädlich sein kann, und zwar durch Verschulden, indem ich ihn als moralisch unvollkommen erkannt habe. Mendelssohn.

†) Wie folgt dieses? Daraus, daß eine andere Person von mir unterschieden ist, folgt keines Weges, daß sie mir völlig entgegengesetzt sei; und völlig entgegengesetzt müssen sich die Personen zweier Feinde sein, wenn Ihre Erklärung richtig sein soll. Mendelssohn.

††) Ich sehe nicht ein, wie dieses folgt. Warum kann ich mit meinem Feinde über Recht und Unrecht, über Wahr und Falsch einstimmig sein? Warum trennen wir uns nur alsdann, wenn es Urtheile über Vollkommenheit oder Unvollkommenheit betrifft, die Einen von uns selbst angehen? Mendelssohn.

Wenn meine Erklärung der Liebe den Menschen erniedriget, so erhöht ihn meine Erklärung des Hasses um ebenso viel, da ich ihn von einer so abscheulichen Eigenschaft, an einer Vollkommenheit Mißvergnügen zu finden, weil diese Vollkommenheit einem Andern gehört, losspreche. — Der wahre Werth des Menschen kann bei keiner Wahrheit verlieren.*)

---

*) Ihre Erklärung von der Liebe ist nicht so sehr zu verwerfen als die vom Hasse. Denn ich hasse einen Menschen, der beständig den bösen Vorsatz hat, mir zu schaden, der also in dem Urtheile über meine Vollkommenheit von mir abgehet. Wie kömmt es aber, daß ich zur Vergeltung auch in Ansehung der Urtheile über seine Vollkommenheit von ihm abgehe? Worauf gründet sich dieses jus talionis? Die Unähnlichkeit zwischen zwei Menschen kann doch unmöglich totalis sein. Sie müssen also annehmen, daß in dem Stande der dunklen Vorstellungen der Begriff der Unähnlichkeit blos prädominirt. Wir sind also zwei Personen, die zwar von einander unterschieden, aber nicht einander entgegengesetzt sind.

Mendelssohn.

Ueber die

Wirklichkeit der Dinge außer Gott.[1])

Ich mag mir die Wirklichkeit der Dinge außer Gott erklären, wie ich will, so muß ich bekennen, daß ich mir keinen Begriff davon machen kann.

Man nenne sie das Complement der Möglichkeit, so frage ich: Ist von diesem Complemente der Möglichkeit in Gott ein Begriff oder keiner? Wer wird das Letztere behaupten wollen? Ist aber ein Begriff davon in ihm, so ist die Sache selbst in ihm, so sind alle Dinge in ihm selbst wirklich.

Aber, wird man sagen, der Begriff, welchen Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, hebt die Wirklichkeit dieses Dinges außer ihm nicht auf. Nicht? So muß die Wirklichkeit außer ihm etwas haben, was sie von der Wirklichkeit in seinem Begriffe unterscheidet. Das ist, in der Wirklichkeit außer ihm muß etwas sein, wovon Gott keinen Begriff hat. Eine Ungereimtheit! Ist aber nichts dergleichen, ist in dem Begriffe, den Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, Alles zu finden, was in dessen Wirklichkeit außer ihm anzutreffen, so sind beide Wirklichkeiten Eins, und Alles, was außer Gott existiren soll, existirt in Gott.

Oder man sage: die Wirklichkeit eines Dinges sei der Inbegriff aller möglichen Bestimmungen, die

1) Lessing's Leben, II. S. 164—167. Von diesem und dem folgenden Fragment sagt Karl Lessing (a. a. O., S. 93): „Sie sind an Moses Mendelssohn gerichtet." — A. d. H.

ihm zukommen können. Muß nicht dieser Inbegriff auch in der Idee Gottes sein? Welche Bestimmung hat das Wirkliche außer ihm, wenn nicht auch das Urbild in Gott zu finden wäre? Folglich ist dieses Urbild das Ding selbst, und sagen, daß das Ding auch außer diesem Urbild existire, heißt, dessen Urbild auf eine ebenso unnöthige als ungereimte Weise verdoppeln.

Ich glaube zwar, die Philosophen sagen, von einem Dinge die Wirklichkeit außer Gott bejahen, heiße weiter nichts, als dieses Ding blos von Gott unterscheiden und dessen Wirklichkeit von einer andern Art zu sein erklären, als die nothwendige Wirklichkeit Gottes ist.

Wenn sie aber blos dieses wollen, warum sollen nicht die Begriffe, die Gott von den wirklichen Dingen hat, diese wirklichen Dinge selbst sein? Sie sind von Gott noch immer genugsam unterschieden, und ihre Wirklichkeit wird darum noch nichts weniger als nothwendig, weil sie in ihm wirklich sind. Denn müßte nicht der Zufälligkeit, die sie außer ihm haben sollte, auch in seiner Idee ein Bild entsprechen? Und dieses Bild ist nur ihre Zufälligkeit selbst. Was außer Gott zufällig ist, wird auch in Gott zufällig sein, oder Gott müßte von dem Zufälligen außer ihm keinen Begriff haben. — Ich brauche dieses außer ihm, so wie man es gemeiniglich zu brauchen pflegt, um aus der Anwendung zu zeigen, daß man es nicht brauchen sollte.

„Aber," wird man schreien, „Zufälligkeiten in dem unveränderlichen Wesen Gottes annehmen!" — Nun? Bin ich es allein, der dieses thut? Ihr selbst, die Ihr Gott Begriffe von zufälligen Dingen beilegen müßt, ist Euch nie beigefallen, daß Begriffe von zufälligen Dingen zufällige Begriffe sind?

Durch Spinoza ist Leibniz nur auf die Spur der vorherbestimmten Harmonie gekommen.[1])

Ich fange bei dem ersten Gespräche[2]) an. Darin bin ich noch Ihrer Meinung, daß es Spinoza ist, welcher Leibnizen auf die vorherbestimmte Harmonie gebracht hat. Denn Spinoza war der Erste, welchen sein System auf die Möglichkeit leitete, daß alle Veränderungen des Körpers blos und allein aus desselben eigenen mechanischen Kräften erfolgen könnten. Durch diese Möglichkeit kam Leibniz auf die Spur seiner Hypothese. Aber blos auf die Spur; die fernere Ausspinnung war ein Werk seiner eigenen Sagacität.

Denn daß Spinoza die vorherbestimmte Harmonie selbst, gesetzt auch nur so, wie sie in dem göttlichen Verstande antecedenter ad decretum existirt, könne geglaubt, oder sie doch wenigstens von Weitem im Schimmer könne erblickt haben: daran heißt mich Alles zweifeln, was ich nur kürzlich von seinem Systeme gefaßt zu haben vermeine.

---

1) Lessing's Leben, II. S. 167—171. Der vorstehende Aufsatz ist weiter nichts als das Concept zu dem Briefe Lessing's an Moses Mendelssohn vom 17. April 1763. — A. d. H.

2) Gemeint sind die „Philosophischen Gespräche" von Moses Mendelssohn, die Lessing in der Vossischen Zeitung vom 1. März 1755 besprochen hatte. Er hatte dort der im „Ersten Gespräche" ausgesprochenen Meinung, daß Spinoza, nicht Leibniz, „der eigentliche Erfinder der vorherbestimmten Harmonie sei", einfach zugestimmt. Vergl. S. 280 f. — A. d. H.

Sagen Sie mir, wenn Spinoza ausdrücklich behauptet, daß Leib und Seele ein und ebendasselbe einzelne Ding sind, welches man sich nur bald unter der Eigenschaft des Denkens, bald unter der Eigenschaft der Ausdehnung vorstelle (Sittenlehre, Th. II. §. 126), was für eine Harmonie hat ihm dabei einfallen können? Die größte, wird man sagen, welche nur sein kann, nämlich die, welche das Ding mit sich selbst hat. Aber heißt das nicht, mit Worten spielen? Die Harmonie, welche das Ding mit sich selbst hat! Leibniz will durch seine Harmonie das Räthsel der Vereinigung zweier so verschiedener Wesen, als Leib und Seele sind, auflösen. Spinoza hingegen sieht hier nichts Verschiedenes, sieht also keine Vereinigung, sieht kein Räthsel, das aufzulösen wäre.

Die Seele, sagt Spinoza an einem andern Orte (Th. II. §. 163), ist mit dem Leibe auf ebendie Art vereiniget, als der Begriff der Seele von sich selbst mit der Seele vereiniget ist. Nun gehöret der Begriff, den die Seele von sich selbst hat, mit zu dem Wesen der Seele, und Keines läßt sich ohne das Andere gedenken. Also auch der Leib läßt sich nicht ohne die Seele gedenken, und nur dadurch, daß sich Keines ohne das Andere gedenken läßt, dadurch, daß beide ebendasselbe einzelne Ding sind, sind sie nach Spinoza's Meinung mit einander vereiniget.

Es ist wahr, Spinoza lehrt: „die Ordnung und die Verknüpfung der Begriffe sei mit der Ordnung und Verknüpfung der Dinge einerlei." Und was er in diesen Worten blos von dem einzigen selbstständigen Wesen behauptet, bejahet er anderwärts und noch ausdrücklicher insbesondere von der Seele (Th. V. §. 581): „So wie die Gedanken und Begriffe der Dinge in der Seele geordnet und unter einander verknüpft sind, ebenso sind auch aufs Genaueste die Beschaffenheiten des Leibes oder die Bilder der Dinge in dem Leibe geordnet und unter einander verknüpft." Es ist wahr, so drückt sich Spinoza aus, und vollkommen so kann sich auch Leibniz ausdrücken. Aber wenn Beide sodann einerlei Worte brauchen, werden sie auch einerlei Begriffe damit verbinden? Unmöglich! Spinoza denkt dabei weiter nichts, als daß Alles, was aus der Natur Gottes und der zu Folge aus der Natur eines einzelnen Dinges formaliter folge, in selbiger auch objective, nach ebender Ordnung und Verbindung, erfolgen müsse. Nach ihm stimmet die Folge und Verbindung der Begriffe in der Seele blos deswegen mit der Folge und Verbindung der Veränderungen des Körpers überein, weil der

Körper der Gegenstand der Seele ist, weil die Seele nichts als der sich denkende Körper und der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele ist. Aber Leibniz — Wollen Sie mir ein Gleichniß erlauben? Zwei Wilde, welche beide das erste Mal ihr Bildniß in einem Spiegel erblicken. Die Verwunderung ist vorbei, und nunmehr fangen sie an, über diese Erscheinung zu philosophiren. Das Bild in dem Spiegel, sagen Beide, macht ebendieselben Bewegungen, welche ein Körper macht, und macht sie in der nämlichen Ordnung. Folglich, schließen Beide, muß die Folge der Bewegungen des Bildes und die Folge der Bewegungen des Körpers sich aus einem und ebendemselben Grunde erklären lassen.[1])

---

1) Danzel hat das von Lessing abgebrochene Gleichniß in folgender Weise zu Ende geführt (Lessing's Leben, II. 2. S. 112): „Es ist klar, wie Lessing fortfahren wollte: ‚Aber über den Grund selbst werden sie uneinig sein; der Eine wird sagen: Mein Körper bewegt sich für sich selbst und das Bild im Spiegel ebenfalls, sie sind aber durch eine verborgene Macht so eingerichtet, daß sie übereinstimmen müssen; und der Andre wird behaupten, es finde nur eine Bewegung statt, die man nur zweimal an verschiedenen Orten erblicke; die erstere Ansicht wird dem Leibnizianismus, die andere dem Spinozismus entsprechen'". Der Letztere, meint nun Danzel, trage den wahren Sachverhalt vor, und Lessing stelle sich also auf die Seite des Spinoza. Nach R. Zimmermann (Sitzungsberichte d. philos. hist. Cl. d. östr. Ak. d. W., 1855, Mai, S. 377) hätte umgekehrt der Leibniz'sche Wilde Recht; der wahre Verhalt sei, daß zwei Bewegungen stattfinden, die des Bildes als phaenomenon und die des Körpers als noumenon. „So passend also," schließt Hebler (Lessingstudien, S. 125) seinen Bericht über diesen Widerstreit der Meinungen, „das Gleichniß für seinen Zweck ist, so ungenügend ist es zu einem Schluß auf Lessing's eigene Meinung. Ja, es ist für jenen Zweck, nämlich eine bloße Erläuterung der beiden Ansichten, um so besser, je weniger es eine offenbar bevorzugt." — A. d. H.

Leibniz.[1]

Chronologische Umstände seines Lebens.

Er hat sein Leben selbst beschreiben wollen, wie aus seinem Briefe an Pelisson „sur la Tolerance" zu ersehen. Geboren 1646.

Zu Leipzig profitirte er das Meiste von Jakob Thomasio[2]) und in Jena von Erhard Weigeln.

1664 wurde er Magister Philosophiae zu Leipzig, nachdem er vorher „De principio individui" disputirt.

1666 disputirte er zu Leipzig pro facultate „De complexionibus", nachdem er vorher über „Quaestiones ex jure collectas" und „De conditionibus" disputirt hatte.

1666 erschien auch seine „Ars combinatoria". Dieser war beigefügt: „Demonstratio existentiae Dei ad mathematicam certitudinem exacta".

1666 ward er in Altdorf Doctor Juris, nachdem er in Leipzig Repuls bekommen,[3]) und disputirte „De casibus perplexis in jure".

---

1) Lessing's Leben, II. S. 172—191. — A. d. H.

2) Jakob Thomasius (1622—1684, nicht zu verwechseln mit seinem weit berühmteren Sohne, dem Juristen und Rechtsphilosophen Christian Thomasius) war Prof. Oratoriae zu Leipzig und hat sich besonders um die Geschichte der alten Philosophie Verdienste erworben. Unter seinem Vorsitze vertheidigte Leibniz im Mai 1663 (nicht 1664) eine „Disputatio metaphysica de principio individui". — A. d. H.

3) Die juristische Doctorwürde wurde 1666 Leibniz wegen seiner Jugend in Leipzig nicht ertheilt; man verwies ihn vielmehr, um nicht ältere Bewerber um das Doctorat und das daran geknüpfte Anrecht auf Assessorstellen hintanzusetzen, auf eine spätere Promotion. — A. d. H.

1666 ging er von da nach Nürnberg und schaffte sich auf die bekannte Art Zutritt bei der alchymistischen Gesellschaft, wie Brucker sagt.

Der Prediger daselbst, Justus Jakob Leibniz, der „Memorabilia Bibliothecae Norimbergensis“ geschrieben, und dessen Freundschaft sich Leibniz erwarb, war kein Verwandter von ihm, sondern nur ein bloßer Namensvetter.

Zu Nürnberg lernte er auch Boineburgen[1]) kennen, welcher ihm Hoffnung machte, in die Dienste des Kurfürsten von Mainz zu kommen, weswegen er sich nach Frankfurt begab, um da in der Ruhe zu sein.

1668 gab er heraus: „Novam methodum docendae discendaeque jurisprudentiae cum catalogo desideratorum in jurisprudentia“, und bald darauf: „Corporis juris reconcinnandi rationem“. Um ebendiese Zeit wollte er auch „Alstedii Encyclopaediam“ verbessern und vermehren, bei welcher Arbeit ihm Hasenthaler helfen sollte. Auf dieses Project kam er auch noch in seinem Alter wieder zurück.

1669 schrieb er für den Prinzen von Pfalz-Neuburg das „Specimen demonstrationum politicarum pro eligendo rege Polonorum“, nachdem Johannes Casimirus abgedankt hatte.

In ebendem Jahre gab er den „Nizolium de veris principiis et vera ratione philosophandi contra Pseudophilosophos“ heraus.

1670 ward er Hofrath des Kurfürsten von Mainz.

1671 kam er zuerst in die Bekanntschaft des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, Johann Friedrich's, Kalenbergischer Linie, und schrieb die „Defensionem logicam S. S. Trinitatis“, desgleichen „Hypothesin physicam novam seu theoriam motus concreti“. Das letztere hat Christian Knorr, der Verfasser der „Fabulae denudatae“, unter dem Namen Christ. Peganius deutsch übersetzt und seiner Uebersetzung von Brown's „Pseudodoxia epidemica“ beigefügt. Erst nachher erschien seine „Theoria motus abstracti“, in welcher schon mancher Samen zu seiner ihm nachher eigenen Philosophie enthalten ist: das „omne corpus esse mentem momentaneam seu carentem recordatione“ etc. Ungefähr aus dieser Zeit ist seine „Notitia opticae promotae“.

1672 schickte ihn Boineburg mit seinem Sohne nach Frank-

1) Ueber Boyneburg vergl. S. 103, Anm. 1. — A. d. H.

reich. Hier gab ihm die Bekanntschaft mit Huygens [1]) Anlaß, daß er sich erst recht auf die Mathematik legte. Doch ließ er sich auch bereden, den Martianus Capella in usum Delphini auszuarbeiten, ob er schon überhaupt das kostbare Unternehmen dieser Ausgaben mißbilligte und glaubte, daß man das Geld besser für die Wissenschaften anwenden könnte, besonders zur nähern Kenntniß der Natur.

1673 ging er von Frankreich nach England, nachdem Boineburg gestorben und man ihn vergebens in Frankreich zu behalten suchte, weil er die Religion nicht ändern wollte.

Hier in England beschäftigte er sich schon mit seiner Rechenmaschine. Aber in ebendem Jahre starb der Kurfürst zu Mainz, und Leibniz kam außer Dienst und Pension. Er ging also wieder nach Paris zurück und begab sich von da aus in des Herzogs Johann Friedrich's Dienste, der ihn zu seinem Hofrath und Bibliothekar machte, mit Erlaubniß, so lange in Paris zu bleiben, bis er seine Rechenmaschine zu Stande gebracht.

1675 wurde er zu Paris auswärtiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

1675 ging er wieder nach England und von da

1676 nach Holland, wo er mit dem Bürgermeister Hudden Bekanntschaft machte.

1677 kam er nach Hannover. Die Bibliothek daselbst ward durch den Zukauf der Bibliothek des Hamburgischen Medici und Professors Martini Fogelii auf seinen Rath vermehrt. In diese Zeit fallen auch die Bemühungen, das Wasser aus den Bergwerken auf dem Harz zu bringen.

Desgleichen schrieb er um diese Zeit, als die französischen Gesandten auf dem Nimwegischen Frieden keinen Gesandten der deutschen Fürsten außer der Kurfürsten zulassen wollten, unter dem Namen Caesarini Furstenerii „De jure suprematus ac legationis principum Germaniae“, wozu er sich aber doch niemals bekennen wollen, um sich an den königl. und kurfürstlichen Höfen, an welchen er gelitten war, nicht in Mißgunst zu setzen.

1677 überschrieb er an Newton zuerst etwas von seinem „Calculo differentiali“, nachdem ihm Dieser vorher seinen „Calculum fluxionum“ nur in einem Räthsel übermacht hatte.

---

1) Der Niederländer Christian Huygens (1629—1695), der Erfinder der Pendeluhren, ist auf dem Gebiete der Mathematik, Physik und Astronomie einer der bedeutendsten Forscher seiner Zeit. — A. d. H.

1679 starb sein Herzog Johann Friedrich, auf dessen Tod er das schöne lateinische Gedicht machte. Ernst August aber, dessen Bruder, der ihm in der Regierung folgte, bestätigte ihn mit einer Pension von 600 Rthlr. als Hofrath, obschon Leibniz selbst kaiserl. Dienste suchte und an Lambecii Stelle Bibliothekar werden wollte.

1681 und 82 correspondirte Leibniz mit Schelhammern über die Entstehung und Fortpflanzung des Schalls.

1683 machte Leibniz in den „Actis eruditorum" seine Gedanken von der Interusur-Rechnung [1]) bekannt.

1684 sein „Specimen de dimensionibus figurarum inveniendis" und gerieth darüber mit Tschirnhaus und Craig in Streit, publicirte aber in diesem Jahre den „Methodum tangentium" und den „de maximis et minimis".

In ebendiesem Jahre unternahm er seine gelehrte Reise zur Erläuterung der braunschweigischen Geschichte. Er reisete besonders Deutschland durch und ging von da nach Italien.

Nach dieser Reise, bei der ihn aber Eccard [2]) beschuldigt, daß er *παρεργα*, nämlich seine Mathematik und Philosophie, dem *ἐργῳ* vorgezogen, fallen seine theologischen Streitigkeiten mit Pelisson.

1686 schrieb Leibniz über die Gesetze der Bewegung und bekam darüber mit Catelan und Papin Streit.

1690 fand Leibniz die Auflösung der Ketten- und Stricklinie.

1691 machte ihn Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel, auch zu seinem Hofrath und Bibliothekar in Wolfenbüttel.

1692 ward sein Herr Ernst August Kurfürst; welches Geschäft Platen trieb, dem Leibniz in Beischaffung aller Rechte und Vorzüge des Hauses aus der Geschichte sehr behilflich war. Um diese Zeit schrieb er auch seine „Protogaea".

1693 erschien sein „Codex juris gentium diplomaticus", der größten Theils aus Wolfenbüttelischen Handschriften genommen war.

---

1) Interusur (vom lat. interusurium) = Zwischenzins, d. h. der bei der Bezahlung einer noch nicht fälligen Forderung für die Zwischenzeit abzurechnende Zins. — A. d. H.

2) Joh. Geo. von Eckhart, Leibnizens Secretär und späterer College in der Historiographie des Hauses Braunschweig, hat biographische Notizen über Leibniz gesammelt, die zwar erst 1779 durch Murr veröffentlicht, aber bereits 1717 im Manuscript von Fontenelle für sein „Eloge de Mr. de Leibnitz" benutzt worden sind. — A. d. H.

1694 beschäftigte er sich wieder mit metaphysischen Speculationen und schrieb seine Abhandlungen „De notione substantiae" und „De ipsa natura sive vi insita" in den „Actis eruditorum".

1695 erschien in den „Actis eruditorum" sein „Specimen dynamicum".

In ebendiesem Jahre machte er in dem „Journal des Savans" sein System von der harmonia praestabilita bekannt.

1696 ward er Geheimer Justizrath und Historiograph des Kurfürsten von Hannover.

1697 machte er seine „Dyadik" bekannt, die er als ein Bild „creationis ex nihilo atque uno, id est creatore", wollte betrachtet wissen.

Auch kamen in diesem Jahre seine „Novissima Sinica" heraus.

1698 kamen seine „Monumentorum historicorum nondum hactenus editorum Tomi II" heraus.

1700 brachte er die Akademie der Wissenschaften in Berlin zu Stande.

1703 war er einige Monate in Berlin krank.

1704 wollte er auch zu Dresden eine ähnliche Akademie anzulegen versuchen. Aber das ging nicht, und er gab sich mit den Irenicis[1]) ab, die damals in Berlin betrieben wurden.

1705 starb die Königin Sophie Charlotte.

1707 erschien der erste Tomus seiner „Collectionum historicarum antiquit. Brunsvicenses illustrantium"; die übrigen 2 Tomi folgten 1710 und 1711.

In ebendiesem Jahre brachte er auch seine „Theodicée" zu Stande.

1708 beschäftigten ihn zum Theil die Werke des Cudworth und Pufendorf.

1710 erschien der erste Band von den „Miscellaneis Berolinensibus", desgleichen die „Theodicée" zum ersten Male im Druck.

In ebendiesem Jahre schaffte er die Gudeischen Reste nach Wolfenbüttel.

1711 sprach er Peter den Großen zu Torgau, der ihn auch mit einer Pension von 1000 Rthlr. zu seinem Justizrathe ernannte.

---

1) D. h. den Bestrebungen, die verschiedenen christlichen Confessionen zu vereinigen. — A. d. H.

Zu Ende dieses Jahres machte ihn der Kaiser Karl VI. zum Reichshofrath und Baron.

1713 reisete er nach Wien und ward in der Unterhandlung des Utrechter Friedens gebraucht. Der Kaiser gab ihm 2000 Fl. und freie Tafel mit dem Versprechen, die Pension zu verdoppeln, wenn er in Wien bleiben wollte.

In Wien gab er sich auch viel Mühe, eine Akademie der Wissenschaften anzulegen. Er verließ es aber noch in diesem Jahre, weil die Pest da ausbrach und ihn sein Hof zurückforderte. Der Kurfürst von Hannover war König in England geworden, und Leibniz schrieb seinen „Anti-Jacobite“, den er aber nie für seine Arbeit erkennen wollte.

Um diese Zeit, weil sein Hof mit ihm nicht vergnügt war, daß er so oft an fremden Höfen sich aufhalte und das Geschäft der braunschweigischen Geschichte vernachlässige, wollte er nach Frankreich gehen, und Eccard ward braunschweigischer Historiograph, um das von ihm angefangene Werk fortzusetzen.

1715 erschien sein Aufsatz „De origine Francorum“.

In diese Zeit fallen auch seine Streitschriften mit Clarken, die aber erst nach seinem Tode herauskamen.

Er starb 1716.

Einige Auszüge aus Leibnizens Schriften,

die Lessing zu dessen Lebensbeschreibung gebrauchen wollen.

De la *specieuse génerale* qu'il a voulu donner, où toutes les verités de raison se soient réduites à une façon de calcul. Ce pourroit être en même tems une manière de langue ou d'écriture universelle, Tom. V. p. 7.

Les études à l'age de 15 ans, p. 8.

Er bekennt, daß er in die Tiefe der Mathematik nicht eher eingedrungen, als bis er Huygens zu Paris kennen lernen. Ebend.

Formalisten und Materialisten. Diese Letztern wollen Alles in der Natur mechanisch erklären. Jene, die Formalisten, wohin die Platoniker und Aristoteliker gehören, nehmen die causas similes mit zu Hilfe. Doch haben einige von diesen

die wirkenden Ursachen, causas efficientes et materiales, zu sehr vernachlässiget, wie Henr. Morus in England, welche glaubten qu'il y a des Phénomènes qui ne peuvent être appliqués mecaniquement, p. 11. Huygens verachtete die Infinitesimalrechnung des Leibniz, bis er aus Beispielen sah, von welchem erstaunlichen Nutzen sie sei; und da legte er sich kurz vor seinem Tode noch darauf. Leibniz sagt von ihm: „Lui à qui un mérite tout à fait eminent donnoit quasi droits de mépriser tout ce qu'il ne savoit pas. P. 11.

Ebenso wollte auch der Marquis de l'Hôpital von Leibnizens speciosa generalis nichts wissen, oder konnte sich vielmehr keinen Begriff davon machen. Und Leibniz sahe wohl, daß Alles dabei darauf ankommen würde, daß er in einigen handgreiflichen Exempeln den Nutzen davon zeigte. Allein um dieses thun zu können, hätte er erst seine Charakteristik erfinden müssen, wozu er sich 1714 nicht besonders mehr aufgelegt fühlte. Ibid.

Leibniz hatte die hinterlassenen Werke des Pascal „sur les coniques“ in Ordnung gebracht. Ob sie hernach herausgekommen? P. 12.

Das Leibnizische System dürfte wol am Leichtesten und Besten aus der Abhandlung zu erlernen sein, die er für den Prinzen Eugen schrieb[1]) (T. II. Pars I. p. 20), weil diese so abgefaßt ist, daß sie auch von Denen verstanden werden kann, die weder in der Sprache der Schulphilosophie noch der Cartesianischen Philosophie geübt sind. Denn nach der ersten bequemte er sich in den Aufsätzen, die in den „Actis eruditorum“ eingerückt wurden, und nach letzterer in denen, welche in das „Journal des Savans“ und andere französische Journale kamen, wie er selbst erinnert p. 12—13.

Ueber Christ. Wolff, daß er nicht viel Verbindung mit ihm gehabt und also keinen nähern Unterricht von seiner Philosophie erhalten können. P. 15.

---

1) Diese philosophische Hauptschrift Leibnizens, die er im Jahre 1714 auf den Wunsch des Prinzen Eugen in französischer Sprache abgefaßt hat, erschien zuerst im Jahre 1720 in einer deutschen Uebersetzung von Köhler, sodann 1721 in einer lateinischen Uebersetzung in den Acta Eruditorum (wieder abgedruckt in der von Lessing oben citirten Ausgabe von Dutens) und endlich im Jahre 1840 in ihrer ursprünglichen Gestalt in Erdmann's Ausgabe der „Opera philosophica“ unter dem Titel: „La Monadologie“. — A. d. H.

Seinen Optimismus hat Leibniz p. 19 in wenig Worten vortrefflich ausgedrückt: „Tous les desordres particuliers sont redressés avec avantage dans le total, même en chaque monade."

Erfinden.

„Saepius aliquid novi invenit, qui artem non intelligit. Item αὐτοδίδακτος quam alius. Irrumpit enim per portam viamque aliis non tritam aliamque rerum faciem invenit. Omnia nova miratur, in ea inquirit, quae alii quasi comperta praetervolant."

Dies sind merkwürdige Worte von Leibniz (Misc. Leibn., p. 147), über welche sich ein sehr lehrreicher Commentar schreiben ließe. Es folgt unter Andern daraus, wie wenig nothwendig ein allzu sorgfältiger, allzu methodischer Unterricht, auf den unsere neuern Pädagogen dringen, im Grunde für die menschliche Seele ist.

Ideae innatae.

Inwiefern diese Leibniz behauptet und von Locken darin abgegangen, sieht man am Besten aus einer Stelle an Bierling (Oper. Tom. V. p. 358):

„In Lockio sunt quaedam particularia non male exposita, sed in summa longe aberravit a janua nec naturam mentis veritatisque intellexit. Si discrimen inter veritates necessarias seu demonstratione perceptas et eas, quae nobis sola inductione utcunque innotescunt, satis considerasset, animadvertisset, necessarias non posse comprobari, nisi ex principiis menti insitis: cum sensus quidem doceant, quid fiat, sed non quid necessario fiat. Idem non satis animadvertit, ideas entis, substantiae unius et ejusdem, veri, boni, aliasque multas menti nostrae ideo innatas esse, quia ipsa innata est sibi, et in se ipsa haec omnia deprehendit. Nempe nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu, nisi ipse intellectus. Multa alia in Lockium animadverti possent, cum etiam immaterialem animae naturam per cuniculos subruat. Inclinavit ad Socinianos (quemadmodum et amicus ejus Clericus), quorum paupertina semper fuit de Deo et mente philosophia."

Nouveaux Essais sur l'entendement humain par Leibnitz.*)

„La Comtesse Connaway, Platonicienne", p. 27. „Les avantages du Système de Leibnitz." Ibid.

„Le Système paroît allier Platon avec Democrite, Aristôte avec Descartes, les Scholastiques avec les Modernes, la théologie et la morale avec la raison. Il semble qu'il prend le meilleur de tous cotés et que puis apres il va plus loin qu'on n'est allé encore. J'y trouve une explication intelligible de l'union de l'ame et du corps, chose dont j'avois desesperé auparavant. Je trouve les vrais principes des choses dans les unités des substances que ce système introduit et dans leur harmonie préétablie par la substance primitive. J'y trouve une simplicité et une uniformité surprenantes en sorte qu'on peut dire que c'est par tout et toujours la même chose aux degrés de perfection prés. Je vois maintenant ce que Platon entendoit, quand il prenoit la matière pour un être imparfait et transitoire; ce que Aristôte vouloit dire par son Entelechie; ce que c'est la promesse que Democrite même faisoit d'une autre vie chez Pline; comment les animaux sont des automates suivant Descartes, et comment ils ont pourtant des ames et du sentiment selon l'opinion du genre humain; comment il faut expliquer raisonnablement ceux qui ont donné de la vie et de la perception à toutes choses comme Cardan, Campanella [1]) et mieux qu'eux feue Madame la Comtesse de Connaway, Platonicienne, et notre ami feu Mr. François Mercure van Helmont (quoique d'ailleurs herissé de paradoxes inintelligibles) avec son ami feu Mr. Henry Morus; comment les loix de la nature (dont une bonne partie étoit ignorée avant ce système) tirent leur origine des principes superieurs à la matière, quoique pourtant tout se fasse mecani-

---

*) *Oeuvres philosophiques latines et françoises de feu Mr. Leibnitz, tirées de ses Msts, qui se conservent dans la Bibliothèque royale à Hanovre et publiées par Mr. Rud. Eric Raspe avec une préface de Mr. Kästner, à Amsterd. et Leipzig* 1765. 4.

1) In „Lessing's Leben" steht in Folge eines offenbaren Druckfehlers „Conquanella". Ein einziger Blick in das von Lessing excerpirte Original hätte genügt, um das Richtige zu zeigen. Die bisherigen Herausgeber der Werke Lessing's haben dies unterlassen, und so hat sich fast ein Jahrhundert der Name eines Philosophen fortgepflanzt. der nie gelebt hat; wie wir in Th. XVII (S. 185) bereits Gelegenheit hatten, auf einen ähnlichen Fall mit dem Kirchenvater Opletus aufmerksam zu machen. — A. d. H.

quement dans la matière, en quoi les autres spiritualistes, que je viens de nommer, avoient manqué avec . . . et mêmes les Cartesiens, en croyant que les substances immaterielles changeoient si non la force au moins la direction ou determination des mouvemens des corps, au lieu que l'ame et le corps gardent parfaitement leurs loix, chacun les siennes selon le nouveau système et que neanmoins l'un obéit à l'autre autant qu'il le faut.“

[1]) La philosophie de Leibnitz est fort peu connue; mais sa Théologie l'est encore moins. Je ne parle pas de cette Théologie, qui fait partie de la Philosophie; mais de cette autre d'origine celeste, en un mot, de la chretienne. La manière comment celle-ci a existé dans la tête de notre Philosophe, comment elle s'est arrangée avec les principes de pure raison, quelle influence elle a eu, partant [tant] sur sa vie que sur ses raisonnements, et sur sa façon de les proposer: c'est là ce que j'appelle sa Théologie, dont je dis qu'elle est très inconnue, tout[e] digne qu'elle est d'être bien eclairci[e].

Leibniz nimmt in seinen „Protogaeis“ *) mit Burnet an, daß die Berge durch die Sündfluth entstanden. Ob das wahr sei, mag Gott wissen. Aber der Einwurf, den Scheid dagegen in der Vorrede zu diesem von ihm herausgegebenen Werke des Leibniz macht, ist herzlich elend. Nämlich daß die Berge von der Weisheit und Allmacht Gottes allzu deutlich zeigten, als daß sie ein Werk der Sündfluth sein könnten. Als ob Beides nicht beisammen bestehen könnte, und als ob die Zerstörungen der Sündfluth, um sie so zu nennen, dem blinden Zufalle überlassen gewesen wären! Leibniz und Burnet haben weiter nichts sagen wollen, als daß sich Gott der Sündfluth bedient, die Berge so und so, zu der und zu jener Absicht hervorzubringen.

---

*) *Acta eruditorum* anni 1693, p. 40—42; *Opera Leibnitzii per Dutens*, Tom. VI. p. 213.

1) Daß der flüchtige Bruder Lessing's die folgenden Worte desselben über Leibniz für ein Excerpt aus Leibniz hielt, wird Niemanden Wunder nehmen, wohl aber, daß sie auch Lachmann dafür halten konnte. Guhrauer (in Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts“, S. 65) sah zuerst das Richtige. Seine Verbesserungen des Lessing'schen Französisch haben wir, soweit sie richtig sind, in Klammern beigefügt. Das ganz sinnwidrige „partant“ ist wahrscheinlich Druckfehler statt „autant“. — A. d. H.

Neue Versuche

vom menschlichen Verstande.[1])

Da der „Versuch vom menschlichen Verstande", den wir einem berühmten Engländer zu danken haben, eins der schönsten und schätzbarsten Werke dieser Zeit ist, so habe ich mich entschlossen, Anmerkungen darüber zu machen, indem ich über ebendenselben Gegenstand und über die meisten darin berührten Dinge seit langer Zeit sehr viel nachgedacht habe, und glaube, daß dieses eine gute Gelegenheit sein könnte, etwas davon, unter dem Titel: „Neue Versuche vom menschlichen Verstande", bekannt zu machen und meinen Gedanken in so guter Gesellschaft eine desto geneigtere Aufnahme zu verschaffen. Auch habe ich geglaubt, daß ich mich der Arbeit eines Andern gar wohl bedienen

1) Irrthümlich schrieb Karl G. Lessing (in „Lessing's Leben", II. S. 75): „Locke, Vom menschlichen Verstande, war nicht weniger Lessing's Studium, und er wollte sogar eine Schrift unter dem Titel: Neue Versuche vom menschlichen Verstande, herausgeben, wie man aus dem Anfang eines Vorberichts ersieht, der so lautet." In Wahrheit folgt aber nicht der Anfang eines solchen Lessing'schen Vorberichts, sondern der oben abgedruckte übersetzte Anfang des Avant-Propos zu den „Nouveaux Essais" von Leibniz. — Lachmann ließ sich durch die Worte von Lessing's Bruder täuschen; Maltzahn, durch Guhrauer (Lessing's Erziehung des Menschengeschl., S. 59) auf den Sachverhalt aufmerksam gemacht, verfuhr nicht minder eigenthümlich, indem er nichts weiter als Karl Lessing's und Guhrauer's Bemerkungen zu diesen „Neuen Versuchen vom menschlichen Verstande" in seine Ausgabe aufnahm, den Text der Lessing'schen Uebersetzung selbst aber ganz wegließ. — A. d. H.

könne, nicht allein um mir die Mühe zu erleichtern, sondern auch um demjenigen, was er uns gegeben hat, etwas beizufügen, welches weit leichter ist, als von Frischem anzufangen und auf eigene Kosten Alles umzuarbeiten. Wahr ist es, ich bin nicht selten einer andern Meinung als er. Aber weit gefehlt, daß ich seinen Verdiensten darum das Geringste entziehen sollte: ich setze sie vielmehr dadurch in ihr völliges Licht.

Erster Entwurf des „Ernst und Falk“.[1]

Die Absicht dieser Erörterung ist eben nicht sehr wichtig, aber doch ernsthaft. Ich erinnere dieses gleich anfangs, damit mich weder meine Leser verkennen, noch ich selbst Leser anlocke, die sich am Ende über getäuschte Erwartungen beklagen könnten.[2])

---

1) Wir legen den Abdruck zu Grunde, der sich in den „Beilagen zum 3. bis 5. Buche“ des „Lebens Lessing's“ von Danzel und Guhrauer (II. 2. Anhang, S. 33 ff.) befindet. Dieser erste Abdruck gründet sich auf eine „Copie mit Randnoten und Zusätzen von Fr. Nicolai's Hand, im Besitze des Herrn Dr. Parthey“, von welcher Copie Danzel Abschrift genommen hatte. Auch die Ausgabe von Merzdorf (im „Anhange“ zu seinem „Ernst und Falk“, Hannover 1855), der eine Hamburger Handschrift zu collationiren Gelegenheit hatte, sowie die Ausgabe von Maltzahn haben wir verglichen. Der Kürze halber bezeichnen wir die Danzel'sche Ausgabe mit D., die Hamburger Handschrift (nach Merzdorf) mit H., die Maltzahn'sche Ausgabe mit v. M., die Noten Nicolai's mit N., die Noten Merzdorf's mit M., und die eigenen Noten wie gewöhnlich mit A. d. H.

Zu der Ueberschrift bemerkt Danzel noch: „Copirt von den Originalien, welche mir Hr. Prof. Fülleborn im Oct. 1795 mitgetheilt. N. Also derselbe Aufsatz, von welchem Fülleborn in der Vorrede zum III. Thle. des Lebens, S. IX. redet,“ und Merzdorf fügt bestätigend hinzu: „Das Original soll Prof. Fülleborn besessen haben.“ H. — A. d. H.

2) NB. Es erhellt aus diesem Entwurf, noch mehr aber aus den einzelnen noch vorgefundenen wenigen Zetteln (so auch copirt), daß L. ins Innere der FM. gar nicht hineinsah, sondern nur durch das Wort Massoney auf eine Hypothese fiel, die ihn himmelweit von der Sache abbrachte; obgleich freilich sein Scharfsinn immer sichtbar ist. — Aber gerade dieser Scharfsinn war hier am Unglücklichsten angebracht. [Das Folgende nur bei v. M.:] Die Unb. O. der FM. haben sie gerade so eingerichtet, daß Jeder darüber falsch urtheilen soll, unterdessen sie schon ihr rechtes Spiel treiben. — N.

Diese Anmerkung wurde zuerst in: Friedrich Nicolai's Leben und literarischem Nachlaß. Herausgegeben von L. F. G. v. Göckingk, Berlin 1820. S. 120, bekannt gemacht. — v. M.

Ich weiß von den wahren oder angeblichen Geheimnissen [1]) der Freimaurerei [2]) nichts; [3]) ich lasse sie an ihren Ort gestellt sein [4]), ich will kein Urtheil über sie wagen; ich kann keine Verrätherei an ihnen begehen. Nur so viel glaube ich: sie sind weder der Weg zur Hölle noch zum Himmel. [5])

Alles, was ich vorhabe, ist lediglich, einen historischen Umstand aufzuklären, von welchem die Freimaurer selbst gestehen werden, daß er sich von einem Ungeweihten [6]) auch [7]) wol könne errathen [8]) lassen. Wäre es noch dazu ein Umstand, von dem sie selbst keinen Anfang oder Ursache anzugeben wüßten, so wäre es möglich, daß meine Gedanken selbst ihren Beifall, es sei im Ernste oder nur zum Scheine, erhalten könnten. Denn es kann unmöglich der Freimaurerei anders gehen, als es allen Secten und Gesellschaften geht, deren erste Zeiten voller Dunkelheit sind, die man in Ermangelung der strengen Wahrheit wenigstens durch wahrscheinliche Muthmaßungen zu erhellen suchte.

Es betrifft dieser Umstand den Ursprung der Freimaurer: nicht der Freimaurer, insofern sie eine Gesellschaft sind, welche sich des Besitzes dieser und [9]) jener Geheimnisse rühmt (denn noch einmal, ich habe mit ihren Geheimnissen nichts zu schaffen) — sondern der Freimaurer, insofern sie diesen Namen der Freimaurer führen.

II.

Denn ich glaube nicht, daß man es der Welt jemals im Ernste überreden wollte, [10]) daß die eigentliche Maurerei [11]) oder die aus-

---

1) dem .... Geheimnisse. — H.

2) H. u. v. M.: „Freimaurer". — A. d. H.

3) Tant pis. — Es ließ sich also nicht urtheilen. — N. [nach v. M.]

4) „Ich lasse .... gestellt sein" fehlt bei v. M. — A. d. H.

5) Merzdorf findet hier eine offenbare Anspielung auf die Schriften: „Masonry the way to hell". Lond. 1768. 8., und „Masonry the turnpike road to happiness in this life". Lond. 1786. 8. Ersteres ist wol möglich, aber auch Letzteres? Kann Lessing wol auf ein Buch anspielen, das erst fünf Jahre nach seinem Tode erschienen ist? — A. d. H.

6) Hm! Welche Freimaurer? Die unbekannten Obern der Leute wie Stark sehen sehr gerne, wenn die Ungeweihten auf eine falsche Spur kommen; so bleibt ihr Weg desto verborgener. — N.

7) H. u. v. M. lesen: „noch". — A. d. H.

8) H.: „rathen". — A. d. H.

9) M. und v. M. lesen: „oder", ohne Angabe eines Grundes. — A. d. H.

10) So H., während D. „wolle" [und v. M. „wollen"] hat. — M.

11) So mit M., während D. „Mauerei" liest, was auch v. M. nicht verschmäht hat trotz der Kakophonie. — A. d. H.

übende Baukunst das wirkliche Geschäft[1]) der Gesellschaft sei. Die Freimaurer bekennen es wenigstens jetzt ohne Ausnahme, daß sie von der Maurerkunst[2]) gewisse Gebräuche und Formeln entlehnt haben, um unter der Hülle derselben nur Denen verständlich zu sein, welche den Schlüssel dazu besitzen: Anderson,[3]) der Zusammenschreiber ihres Constitutionsbuches, der uns die Geschichte der Architektur für die Geschichte ihres[4]) Ordens gab, würde freilich den Spaß ein Wenig zu weit getrieben haben, wenn man ihn im Verdacht haben könnte, es sei ihm wahrscheinlich[5]) gewesen, daß man dieses Alles zu thun als ein Evangelium anführen werde. Aber er drückte seinem Werke so viele und so unverkennbare[6]) Spuren der Erdichtung,[7]) bis auf einen gewissen Zeitpunkt, ein, daß unmöglich Jemand dadurch betrogen werden könnte, (als) der sich nicht willig wollte betriegen lassen.

Hiermit fallen sonach alle nichtige Vorgeben[8]) weg, welche die Entstehung des Ordens von Errichtung irgend eines großen Gebäudes herleiten. Weder die Arche des Noah, noch der Tempel des Salomo, noch der neu zu errichtende Tempel in Jerusalem[9]) zu den Zeiten der[10])

Dahingegen entsteht die Frage: Wenn der Orden mit der eigentlichen Maurerei[11]) nichts zu thun hat, wenn er von diesem Handwerke blos Sprache und Gebräuche entlehnt hat, wie kam es, daß er eben auf ein Handwerk und gerade auf dieses und kein anderes verfiel? Wie wenig ist die Maurerei,[11]) um ihm[12]) zu den erhabensten Gedanken von ihr[13]) Fabeln und Anspielungen zu erborgen?[14]) Wie erlangt man das — — —[15]) um sich

1) Nicht das Geschäft, aber das Symbolum, die Chiffre, der Vorwand. — N.
2) So mit M., während D. u. v. M. „Mauerkunst" haben. — A. d. H.
3) Vergl. S. 179, Anm. 1. — A. d. H.
4) v. M.: „des". — A. d. H.
5) Ihm? Er brauchte keine Wahrscheinlichkeit. — Er wollte unter dem Scheine der Wahrheit irre führen und die Uneingeweihten leiten. — N. — (In H. fehlt: „Er brauchte keine Wahrscheinlichkeit". M.)
6) v. M.: „unzuverkennende". — A. d. H.
7) Fragliche [v. M.: „Freilich"] Erdichtungen von dunkeln Anspielungen — aber absichtlich. — N. — H. hat: „Freilich Erdichtungen und dunkele . . ." — M.
8) v. M.: „Vorgaben". — A. d. H.
9) Alle drei sind symbolische Benennungen, welche durch einen Schlüssel sehr deutlich werden. — N.
10) Hier sind zwei Worte ganz undeutlich. Es sieht fast aus wie Kreuzzüge (?) — N. (selbst undeutlich. — D.) — In H. fehlt: „Es sieht u. s. w." — M.
11) D. u. v. M: „Mauerei". — A. d. H.
12) H. hat hier das Zeichen einer Lücke. — M.
13) M. liest hier „ihren" mit H. — A. d. H.
14) H.: „verbergen". — M.
15) Hier ist im Original etwas ganz unleserlich. — N.

hinter dem unverdauten Räthsel einer mechanischen Kunst zu verstecken?

III.

Freimaurer ist nichts[1]) als die wörtliche Uebersetzung von Free Masson.[2]) Bei Untersuchung dieser Benennung muß also nicht das deutsche, sondern das englische Wort zum Grunde genommen werden. Die Leute heißen Freimaurer, weil sie in England, wo sie länger zu Hause gehören sollen, Free Massons heißen. Aber warum heißen sie da Free Massons in dem Verstande des deutschen Freimaurer?[3])

Man hat irgendwo die Bemerkung[4]) machen wollen, daß man Free Masson eigentlich durch „Steinmetz" hätte übersetzen müssen. Doch die Kelle unter den Werkzeugen der Freimaurer[5]) kann allein schon diese Bemerkung[4]) widerlegen.

Aber wenn es auch damit seine Richtigkeit hätte, so würde ich in meiner Untersuchung damit noch keinen Schritt weiter sein, und ich denke, es ist bei dem Worte Free Masson sowol in der Uebersetzung als in dem Englischen selbst ein ganz anderer Verstoß vorgegangen.

Nämlich dieser: Was im Englischen Free Massonry heißt, sollte Massony[6]) heißen, und was wir durch „Maurerei" übersetzt haben, hätten wir durch das alte, aber ebenso deutsche als englische Wort „Massonei" übersetzen müssen.

Denn Massoney war seit undenklichen Jahren der Name des ältesten und berühmtesten Ordens, der je auf der Welt gewesen. Ein Zweig dieses Stammes sind die Freimaurer, aber ein aufgepfropfter Zweig, wenn ich so sagen darf. Ihr Orden war ursprünglich eine Massonei, aber eine freiere Massonei,[7]) und nur dadurch, daß man in spätern Zeiten die wahre Bedeutung des Wortes „Massonei" vergessen hatte, daß man Massonry mit

---

1) M. liest: „weiter nichts", ohne Angabe des Grundes. — A. d. H.

2) Mason, nicht Masson. — N. (Auffallend, daß in diesem Entwurfe durchgängig masson, massoney geschrieben ist, während Ernst und Falk, Fünftes Gespräch, das richtige Masoney hat. — Guhrauer.)

3) Ueber die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Free-Mason vergl. S. 177, Anm. 1. — A. d. H.

4) v. M.: „Anmerkung". — A. d. H.

5) H. hat hier das Zeichen einer Lücke. — M.

6) Vergl. S. 180, Anm. 1. — A. d. H.

7) Ist denn in England je das Wort Massony gewesen? — am Wenigsten Free-Massony; Beides ist nicht englisch. — N. [v. M. liest hier: „ein Maßoney, aber ein freyer Maßoney". — A. d. H.]

Massony verwechselte, hat sich die Maurerei [1]) in den Orden eingeschlichen.[2]) Die Brüder nämlich machten sich das allgemeine Mißverständniß zu Nutze, und da man ihre Massony für eine Massonry hielt, so wurden sie bewogen, die ganze Hülle von den Maurern zu entlehnen, welche nachher so oft für die Loge selbst genommen worden.

Das ist meine Meinung, in die Enge gezogen. Nun will ich sie stückweise erörtern.

IV.

Wenn ich sage, daß „Massonei" der Name des berühmtesten und ältesten Ordens auf der Welt gewesen, und wenn ich die Verwandtschaft der Freimaurer mit diesem Orden zeige, so hoffe ich, daß die Brüder mich nicht verächtlicher ansehen werden, als wie ein ehrlicher Mann einen Genealogisten betrachtet, der ihm selbst zeiget, von welchem berühmten Stamme er eigentlich entsprossen. Der Genealogist braucht selbst kein Kind der Familie zu sein,[3]) ja, die Familie braucht ihm auch wol ihre Archive nicht einmal[4]) aufgeschlossen zu haben:[5]) er kann in ihrem Stammbaum dem ohngeachtet erfahrener sein als der Verschwisterte mit ihr. Wäre es nicht schlecht, wenn ein vornehmes Geschlecht seinen Stammbaum verleugnen wollte, weil der Verfasser ihm nicht verwandt gewesen, weil er nicht[6]) . . . . . die Nachricht nicht annehmen wollte, die er im[7]) allgemeinen Archive der Geschichte gefunden?[8])

Aber welcher ist er denn nun, der berühmte Orden, der von undenklichen Zeiten den Namen der „Massonei" geführet? Ich zweifle nicht,[9]) ob wol meine Leser darauf antworten könnten.[10])

---

1) So mit H. und M.; D. und v. M.: „Mauerei". — A. d. H.

2) Eingeschlichen? Von Anfang an hatten sie Wappen [D.: „Wagen"] und Werkzeuge der Maurer. — N.

3) Es ist nicht nothwendig, daß der Genealogist ein Kind der Familie ist — (von derselben Hand am Rande). — D. [Also von Lessing! — A. d. H.].

4) So mit H. und M. statt „immer", wie D. liest. — A. d. H.

5) Hm! Wenn aber aus den Archiven eine ganz andere Genealogie erhellt als die Muthmaßungen des Genealogisten? — N.

6) H. hat dies „nicht", in D. [und v. M.] fehlt es, wo noch die Note: „Hier sind einige Worte ganz unleserlich". — M.

7) H. [und v. M.]: „in dem". — M.

8) Nicht gefunden. — Blos sinnreich aus einer Aehnlichkeit des Namens gemuthmaßet, ohne bestehenden [H.: „historischen"] Grund. — N.

9) Bei v. M. fehlt dieses „nicht". — A. d. H.

10) D. liest: „konnten". — A. d. H.

Es ist mit einem Worte der Orden der runden Tafel,[1]) der erste[2]) eigentliche Ritterorden in der Welt. Wenn aber der Stifter desselben der celtische König Arthur[3]) sein soll; wenn so ein König auch irgend vielleicht in der Welt gewesen; wenn wenigstens seine Thaten so voller Fabeln sind, daß sie in der wahren Geschichte kaum einen Platz verdienen: so bleibt doch darum der Orden der runden Tafel oder der Tafelrunde außer allem Zweifel.

V.

Das Wort „Massonei" heißt seinem Ursprunge nach so viel als Tischgesellschaft und stammt von einem alten celtischen Worte[4]) ab, welches im Angelsächsischen „Masa"[5]) und im Gothischen Masa heißt und einen Tisch bedeutet; daß es auch in dem alten deutschen Dialecte nicht fremd gewesen, zeigen außer dem Worte „Massonei" selbst verschiedene andre Wörter, die theils vor nicht so langer Zeit noch[6]) üblich waren, oder auch noch üblich sind. So heißen noch beim[7]) . . . . . „Masgenosse"[8]) so viel als Tischgenosse, und das itzt noch, obgleich fast nur in einem übeln Verstande[9]) gebräuchliche Maskopey,[10]) welches man seiner Ableitung nach nicht als einen gesellschaftlichen Handel kannte. Denn am Tische waren unsere Voreltern[11]) am Gesellschaftlichsten; da überlegten sie mit einander, da machten sie gemeinschaftliche Anschläge.

---

1) Daß die Massonei die runde Tafel gewesen, ist nicht historisch erwiesen; ebenso wenig, als daß die runde Tafel ein [mit M. st. „im", was D. liest] Orden gewesen. — N.

2) So H., während D. „erst" hat. — A. d. H.

3) Der Beiname Arthur's ist undeutlich, vermuthlich britisch; denn ein Celte war doch Arthur nicht. — N. [nach v. M.].

4) Welches? — N.

5) v. M.: „Mase". — A. d. H.

6) So mit M. statt des sinnlosen: „vor so langer Zeit noch nicht", was D. und v. M. haben. — A. d. H.

7) Bei M. fehlt „beim", ohne Angabe des Grundes. — A. d. H.

8) Mate ist nicht Mas. — Mas heißt auch Haus. — N.

9) v. M. schaltet hier ein: „noch". — A. d. H.

10) Maskopey ist nicht verächtlich. Maatschappy ist holländisch, heißt holländisch Gesellschaft. — N. — In H. fehlt diese Note, dafür: „vermuthlich Maskopey? N.", was auf eine Unleserlichkeit der Handschrift hindeutet. — M.

11) v. M.: „Ureltern". — A. d. H.

Kurze derartige Notizen, die sich Lessing auf Zettel geschrieben hatte.[1]) N.

Die Freimaurerei[2]) hatte schon seit undenklichen Zeiten in Europa und besonders in den nördlichen Theilen desselben, wo sie entstanden, unter einem andern Namen geblühet, als einige thätige Glieder derselben in England zu Anfang dieses Jahrhunderts den Entschluß faßten, näher an das Licht zu treten und[3]) von ihren wohlthätigen Geheimnissen der Welt so viel mitzutheilen, als sie zu fassen vorbereitet genug war.

*

Massonei.

1. In der „Mörin" Hermann's von Sachsenheym.[4])
   a) S. XXIX, wo der König zu dem Schreiber sagt:
   „Gang hin und bring mir Ritter drei
   Die besten aus der Massonei!
   Derselben Stadt wöllen wir hon."
   b) S. XLI sagt der Ritter: Wenn es auch wäre,
   „Daß die ganze Massonei für mich bet,
   So förcht ich doch, Brinhilt lig ab."[5])

Bruder Anderson hat auf Befehl und mit Genehmigung der großen Loge das Constitutionsbuch herausgegeben 1738. Auch schon 1722, p. 194 und 195. Auch hat sie es als das einzige Buch zum Gebrauch der Logen empfohlen.[6])

---

1) H.: „Copie der .... Notiz. so sich ...." — M. [Nach v. M.: „Copie von dreierlei Notizen, so sich ...." — A. d. H.]

2) D. und v. M.: „Freimauerei". — A. d. H.

3) v. M.: „um". — A. d. H.

4) Ein allegorisches Gedicht von der Minne, oder vielmehr von dem Minnegericht, verfaßt 1450, herausgegeben Straßburg 1512. Fol. (Gräße, II. 2, 2. 977). — Guhrauer. [Der Text der beiden Excerpte, wie er hier vorliegt, ist verderbt. Wir verzeichnen den Wortlaut des Originals nach der zweiten Wormser Ausgabe von 1539, welche Lessing wahrscheinlich benutzte: „Gang hin und bring mir Ritter drei | Der besten auß der Massenei | Derselben radt wöllen wir hon. — Daßd ganz Massenei für mich bet | So förcht ich doch Brinhilt lig ob". — A. d. H.]

5) Diese Stellen sind merkwürdig, aber haben sicherlich [„sicher" v. M.] mit der Freimaurerei nichts zu thun, die viel jünger ist und von der Maurerei [D. und v. M.: „Mauerei"] Namen [„den Namen" v. M.] und Wappen hat. Es ist ja immer noch die Frage, was heißt Massonei? Wahrscheinlich ebendas, was hernach Club, und nun ist Lessing sogar den Beweis schuldig, daß je das Wort Massonei in England vorkommt. Wie kann er denn aber sagen: Free-Massonry sollte Massony heißen? — N.

6) Lessing verließ sich auf diese lügenhaften Citationen, und weil er die Freimaurerei nicht kannte, sah [„sahe" v. M.] er nicht, daß es dunkle Anspielungen und Chiffern unter dem Schein der Geschichte waren. — N.

Bruder John Entick hat es hernach übersehen,[1]) und auch diese Ausgabe ist von der großen Loge gebilligt worden.[2])

Die St. Paulskirche ward von Wren[3]) 1673 angefangen und 1711 vollendet.[4])

P. 190 hatte der Großmeister Payne die alte gothische Constitution untersucht.

P. 191. Die alten Urkunden von Nic. Stone verbrannten[5]) im Jahre 1721; damals hatte die Loge noch nichts drucken lassen.[6])

NB. Von den ältern Logen[7]) der Freimaurer p. 264 und 265.[8])

*

Apologie.

Privilegien, welche Karl XI., König der[9]) Schweden, der Loge von Gothenburg gegeben,

Juden und Heiden nicht aufzunehmen.

S. hierüber:[10]) Nicolai, „Einige Bemerkungen über den Ursprung und die Geschichte der Rosenkreuzer und Freimaurer. Veranlaßt durch Buhle 1806".

---

1) So mit M., während D. und v. M. lesen: „Bruder John Fieldbeck [v. M.: „Fieldbek"] hat es hernach übersetzt", was unrichtig ist. — A. d. H.

2) ?? — N.

3) Ueber Wren vergl. S. 183, Anm. 1. — A. d. H.

4) Hat mit der Freimaurerei gar keine Verbindung, da es nicht wahr ist, daß die Freimaurer an der Paulskirche gearbeitet oder Geld dazu gegeben haben. Ich habe ja deutlich gezeigt, daß ..... schon 1646 Freimaurer, und daß ..... das Wort free mason vorkam. [v. M.: „Ich habe ja deutlich gezeigt, daß ..... schon 1646 FM. war und daß in Cube Dict. das Wort free-mason vorkomme"]. — N.

5) v. M.: „verbraunt". — A. d. H.

6) Merkwürdige Geschichte in Chiffern gesagt. — N.

7) M.: „Von der ältern Loge", v. M.: „Von andern ältern Logen", ohne Angabe des Grundes. — A. d. H.

8) Diese Citation ist vermuthlich aus Stark's (?) Apologie. Dieser schlaue Kunde [so H. und v. M., D.: „Sünder"] wollte so auf [so H. und v. M., D.: „nach"] Schweden hinweisen [so H. und v. M., D.: „hinreisen (?)"] und verfälschte die Geschichte. — N.

9) v. M.: „von". — A. d. H.

10) Diese Notiz fehlt in H. — M. [auch bei v. M. — A. d. H.]

Ueber eine

Aufgabe im „Teutschen Merkur".[1])

Da stand vor einiger Zeit eine Aufgabe im Teutschen Merkur,[2]) über die jetzt so Manches geschrieben wird. Ich muß doch auch ein Wenig darüber nachdenken. Nur Schade, daß ich nicht nachdenken kann, ohne mit der Feder in der Hand! Zwar was Schade! Ich denke nur zu meiner eigenen Belehrung. Befriedigen mich meine Gedanken am Ende, so zerreiße ich das Papier; befriedigen sie mich nicht, so lasse ich es drucken. Wenn ich besser belehrt werde, nehme ich eine kleine Demüthigung schon vorlieb.

Die Aufgabe heißt: Wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses oder Gutes gestiftet? Und in welchen Schranken müßten sich die Anti-Platoniker und Luciane halten, um nützlich zu sein?

Eine sonderbare Aufgabe, dünkt mich bei dem ersten allgemeinen Blicke, mit dem ich sie anstaune. Wenn ich doch wüßte, was diese Aufgabe veranlaßt hat, und worauf sie eigentlich zielt!

Weiß man wenigstens nicht, wer sie aufgegeben? Ein kaltblütiger Philosoph und Lucianischer Geist? oder ein Enthusiast und Schwärmer?

1) Lessing's Leben, II. S. 149—163. — A. d. H.

2) Im ersten Vierteljahr von 1776, S. 82. — Der Teutsche Merkur, (1773—1789) ist die bekannte von Wieland redigirte Zeitschrift, an die sich der Neue Teutsche Merkur (1790—1810), von 1799 unter Böttiger's Mit- und späterer alleiniger Redaction, anschloß. — A. d. H.

Der Wendung nach zu urtheilen, wol ein Enthusiast und Schwärmer. Denn Enthusiasmus und Schwärmerei erscheinen darin als der angegriffene Theil — den man auch wol verkenne —, gegen den man zu weit zu gehen in Gefahr sei.

Doch was kümmern mich Veranlassung und Absicht und Urheber? Ich will ja nicht zu Dieses oder Jenes Gunsten, mit der oder jener Rücksicht die Aufgabe entscheiden; ich will ja nur darüber nachdenken.

Wie kann ich aber einer Aufgabe nachdenken, ohne sie vorher durchzudenken? Wie kann ich die Auflösung zu finden hoffen, wenn ich von der Aufgabe und ihren Theilen keinen deutlichen, vollständigen, genauen Begriff habe? Also Stück für Stück und *πρωτον ἀπο των πρωτων*.

Kaltblütige Philosophen? — Ist das nicht so etwas als ein stählerner Degen? Freilich giebt es auch hölzerne Degen; aber es ist doch nur eigentlich den Kindern zu Gefallen, daß man einen hölzernen Degen einen Degen nennt.

Nicht alle Kaltblütige sind Philosophen. Aber alle Philosophen, habe ich gedacht, wären doch kaltblütig.

Denn ein warmer Philosoph! — was für ein Ding! — Ein warmer philosophischer Kopf, das begreife ich wol. Aber ein philosophischer Kopf ist ja noch lange nicht ein Philosoph. Ein philosophischer Kopf gehört zu einem Philosophen, so wie Muth zu einem Soldaten. Nur gehöret Beides nicht allein dazu. Es gehöret noch weit mehr als Muth zum Soldaten und noch weit mehr als natürlicher Scharfsinn zum Philosophen.

Wortgrübelei! wird man sagen. — Wer mit Wortgrübelei sein Nachdenken nicht anfängt, der kommt, wenig gesagt, nie damit zu Ende. — Nur weiter.

Kaltblütige Philosophen und Lucianische Geister — das sollen doch wol nicht die nämlichen Wesen sein? — Lucian war ein Spötter, und der Philosoph verachtet alle Spötterei. — Philosophische Köpfe, weiß ich wol, mochten einmal und möchten noch gern die Spötterei zum Probirsteine der Wahrheit machen. — Aber ebendarum waren und sind sie auch keine Philosophen, sondern nur philosophische Köpfe.

Folglich sind kaltblütige Philosophen und Lucianische Geister zwei verschiedene Classen von Geistern; so ist auch die Aufgabe doppelt.

Einmal fragt man: Wird durch die Bemühung der kaltblütigen

Philosophen gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses als Gutes gestiftet?

Und einmal: Wird durch die Bemühung der Lucianischen Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses als Gutes gestiftet?

Unmöglich kann auf diese doppelte Frage nur eine Antwort zureichen. Denn nothwendig haben verschiedene Geister auch ein verschiedenes Verfahren. — Und wenn die Bemühung der kaltblütigen Philosophen mehr Gutes als Böses, oder nichts als Gutes stiftete, so könnte leicht die Bemühung der Lucianischen Geister mehr Böses als Gutes, oder nichts als Böses stiften. Oder umgekehrt.

Wie können nun die Schranken des Einen auch die Schranken des Andern sein?

Ich will geschwind den Weg links und den Weg rechts ein Wenig vorauslaufen, um zu sehen, wohin sie beide führen. Ob es wahr ist, daß beide an der nämlichen Stelle wieder zusammentreffen? — Bei Enthusiasmus und Schwärmerei.

Enthusiasmus! Schwärmerei! — Nennt man diese Dinge erst seit gestern? Haben diese Dinge erst seit gestern angefangen, ihre Wirkungen in der Welt zu äußern? Und ihre Wirkungen — ihre seligen und unseligen Wirkungen — sollten nicht längst dem ruhigen Beobachter ihr innerstes Wesen aufgeschlossen haben?

O, freilich weiß Jedermann, was Enthusiasmus und Schwärmerei ist, und weiß es so wohl, daß der genaueste Schattenriß, das ausgemalteste Bild, welches ich hier von ihnen darstellen wollte, sie in den Gedanken eines Jeden gewiß nur unkenntlicher machen würde.

Erklärungen bekannter Dinge sind wie überflüssige Kupferstiche in Büchern. Sie helfen der Einbildung des Lesers nicht allein nicht, sie fesseln sie, sie irren sie.

Aber was will ich denn? Es ist ja in der Aufgabe auch nicht einmal die Rede davon, was Enthusiasmus und Schwärmerei wirklich ist. Es ist ja nur die Rede von dem, was die kaltblütigen Philosophen und Lucianischen Geister für Enthusiasmus und Schwärmerei halten.

Und was halten sie denn dafür? — Das, was wirklich Enthusiasmus und Schwärmerei ist, oder was es nicht ist?

Wenn das, was es wirklich ist, so sind wir wieder im Geleise. Wenn aber das, was es nicht ist, und ihnen tausen-

derlei Dinge Enthusiasmus und Schwärmerei scheinen können, die es nicht sind, so mag Gott wissen, auf welches von diesen tausenderlei Dingen ich fallen muß, den Sinn des Aufgebers zu treffen! Der Aufgabe fehlt eine Bestimmung, ohne welche sie unendlicher Auflösungen fähig ist.

Z. E. Diese Herren, die ich nicht kenne und nicht kennen mag, hielten Wärme und Sinnlichkeit des Ausdrucks, inbrünstige Liebe der Wahrheit, Anhänglichkeit an eigne besondere Meinungen, Dreistigkeit, zu sagen, was man denkt, und wie man es denkt, stille Verbrüderung mit sympathisirenden Geistern — hielten, sage ich, dieser Stücke eins oder mehrere oder alle für Enthusiasmus und Schwärmerei: ei nun, desto schlimmer für sie! — Ist es aber sodann noch eine Frage, ob ihre Bemühungen gegen diese verkannten Eigenschaften, auf welchen das wahre philosophische Leben des denkenden Kopfes beruht, mehr Böses als Gutes stiften?

Doch wie können sie das? Wie können wenigstens kaltblütige Philosophen so irrig und abgeschmackt denken? — Philosophen! — Den Lucianischen Geistern sieht so etwas noch eher ähnlich, weil Lucianische Geister nicht selten selbst Enthusiasten sind und in ihrer gedankenlosen Lustigkeit einen Einfall für einen Grund, eine Posse für eine Widerlegung halten.

Aber, wie gesagt, Philosophen! — Philosophen sollten nicht besser wissen, was Enthusiasmus und Schwärmerei ist? Philosophen sollten in Gefahr sein, durch ihre Bemühungen gegen Enthusiasmus und Schwärmerei mehr Böses als Gutes zu stiften? Philosophen?

Denn was thut denn der Philosoph gegen Enthusiasmus und Schwärmerei? — Gegen den Enthusiasmus der Darstellung thut er nicht allein nichts, sondern er pflegt ihn vielmehr auf das Allersorgfältigste. Er weiß zu wohl, daß dieser die ἀκμη, die Spitze, die Blüthe aller schönen Künste und Wissenschaften ist, und daß einem Dichter, einem Maler, einem Tonkünstler den Enthusiasmus abrathen, nichts Anders ist, als ihm anrathen, zeitlebens mittelmäßig zu bleiben. — Aber gegen den Enthusiasmus der Speculation? was thut er gegen den? gegen den, in welchem er sich selbst so oft befindet? — Er sucht blos zu verhüten, daß ihn dieser Enthusiasmus nicht zum Enthusiasten machen möge. So wie der feine Wollüstling, dem der Wein schmeckt, und der gern unter Freunden sein Gläschen leeret, sich wohl hüten wird, ein Trunkenbold zu werden. Was nun der

Philosoph an sich zu seinem eignen Besten thut, das sollte er nicht auch an Andern thun dürfen? Er sucht sich die dunkeln lebhaften Empfindungen, die er während des Enthusiasmus gehabt hat, wenn er wieder kalt geworden, in deutliche Ideen aufzuklären. Und er sollte dieses nicht auch mit den dunkeln Empfindungen Andrer thun dürfen? Was ist denn sein Handwerk, wenn es dieses nicht ist? Trifft er endlich, der Philosoph, auf den doppelten Enthusiasmus, das ist, auf einen Enthusiasten der Speculation, welcher den Enthusiasmus der Darstellung in seiner Gewalt hat, was thut er dann? Er unterscheidet; er bewundert das Eine und prüft das Andere.

Das thut der Philosoph gegen den Enthusiasmus! Und was gegen die Schwärmerei? — Denn Beides soll hier doch wol nicht Eins sein? Schwärmerei soll doch wol nicht blos der übersetzte Ekelname von Enthusiasmus sein?

Unmöglich! Denn es giebt Enthusiasten, die keine Schwärmer sind. Und es giebt Schwärmer, die nichts weniger als Enthusiasten sind; kaum, daß sie sich die Mühe nehmen, es zu scheinen.

Schwärmer, Schwärmerei kommt von Schwarm, schwärmen, so wie es besonders von den Bienen gebraucht wird. Die Begierde, Schwarm zu machen, ist folglich das eigentliche Kennzeichen des Schwärmers.

Aus was für Absichten der Schwärmer gern Schwarm machen möchte, welcher Mittel er sich dazu bedienet, das giebt die Classen der Schwärmerei.

Nur weil diejenigen Schwärmer, welche die Durchsetzung gewisser Religionsbegriffe zur Absicht haben und eigne göttliche Triebe und Offenbarungen vorgeben (sie mögen Betrieger oder Betrogene, betrogen von sich selbst oder von Andern sein), um zu jener Absicht zu gelangen, die vielleicht wiederum nur das Mittel ist, eine andere Absicht zu erreichen: nur weil diese Schwärmer, sage ich, leider die zahlreichste und gefährlichste Classe der Schwärmerei ausmachen, hat man diese Schwärmer κατ' ἐξοχὴν Schwärmer genennt.

Daß manche Schwärmer aus dieser Classe durchaus keine Schwärmer heißen wollen, weil sie keine eignen göttlichen Triebe und Offenbarungen vorgeben, thut nichts zur Sache. So klug sind die Schwärmer alle, daß sie ganz genau wissen, welche Maske sie zu jeder Zeit vornehmen müssen. Jene Maske war gut, als Aberglaube und Tyrannei herrschten. Philosophischere Zeiten

erfordern eine philosophischere Maske. — Aber umgekleidete Maske, wir kennen Euch doch wieder! Ihr seid doch Schwärmer — weil Ihr Schwarm machen wollt. Und seid doch Schwärmer von dieser gefährlichsten Classe, weil Ihr das Nämliche, weswegen Ihr sonst eigne göttliche Triebe und Offenbarungen vorgabt, blinde Anhänglichkeit, nun dadurch zu erhalten sucht, daß Ihr kalte Untersuchung verschreiet, sie für unanwendbar auf gewisse Dinge ausgebt und sie durchaus nicht weiter getrieben wissen wollt, als Ihr sie selbst treiben wollet und könnet.

Gegen diese Schwärmerei im allerweitesten Verstande, was thut der Philosoph? — Der Philosoph! — Denn um den Lucianischen Geist bekümmere ich mich auch hier nicht. Wie dessen Bemühungen gegen den Enthusiasmus nicht weit her sein können, weil er selbst Enthusiast ist, so können auch seine Bemühungen gegen die Schwärmerei von keinem wahren Nutzen sein, weil er selbst Schwärmer ist. Denn auch er will Schwarm machen. Er will die Lacher auf seiner Seite haben. Ein Schwarm von Lachern! — Der lächerlichste, verächtlichste Schwarm von allen.

Weg mit den Fratzengesichtern! — Die Frage ist, was der Philosoph gegen die Schwärmerei thut.

Weil der Philosoph nie die Absicht hat, selbst Schwarm zu machen, sich auch nicht leicht an einen Schwarm anhängt, dabei wohl einsieht, daß Schwärmereien nur durch Schwärmerei Einhalt zu thun ist, so thut der Philosoph gegen die Schwärmerei — gar nichts. Es wäre denn, daß man ihm das für Bemühungen gegen die Schwärmerei anrechnen wollte, daß, wenn die Schwärmerei speculativen Enthusiasmus zum Grunde hat oder doch zum Grunde zu haben vorgiebt, er die Begriffe, worauf es dabei ankommt, aufzuklären und so deutlich als möglich zu machen bemüht ist.

Freilich sind schon dadurch so manche Schwärmereien zerstoben. Aber der Philosoph hatte doch keine Rücksicht auf die schwärmenden Individua, sondern ging blos seinen Weg. Ohne sich mit den Mücken herumzuschlagen, die vor ihm herschwärmen, kostet seine bloße Bewegung, sein Stillsitzen sogar nicht wenigen das Leben. Die wird von ihm zertreten, die wird verschluckt, die verwickelt sich in seinen Kleidern, die verbrennet sich an seiner Lampe. Macht sich ihm eine durch ihren Stachel an einem empfindlichen Orte gar zu merkbar — klapp! Trifft er sie, so ist sie hin, trifft er sie nicht — reise, die Welt ist weit!

Im Grunde ist es auch nur dieser Einfluß, welchen die Philo-

sophen auf alle menschlichen Begebenheiten, ohne ihn haben zu wollen, wirklich haben. Der Enthusiast und Schwärmer sind daher gegen ihn so sehr erbittert. Sie möchten rasend werden, wenn sie sehen, daß am Ende doch Alles nach dem Kopfe der Philosophen geht und nicht nach ihrem.

Denn was die Philosophen sogar ein Wenig nachsehend und parteiisch gegen Enthusiasten und Schwärmer macht, ist, daß sie, die Philosophen, am Allermeisten dabei verlieren würden, wenn es gar keine Enthusiasten und Schwärmer mehr gäbe. Nicht blos, weil sodann auch der Enthusiasmus der Darstellung, der für sie eine so lebendige Quelle von Vergnügungen und Beobachtungen ist, verloren wäre, sondern weil auch der Enthusiasmus der Speculation für sie eine so reiche Fundgrube neuer Ideen, eine so lustige Spitze für weitere Aussichten ist und sie diese Grube so gern befahren, diese Spitze so gern besteigen, ob sie gleich unter zehn Malen das Wetter nicht einmal da oben treffen, was zu Aussichten nöthig ist. Und unter den Schwärmern sieht der Philosoph so manchen tapfern Mann, der für die Rechte der Menschheit schwärmt, und mit dem er, wenn Zeit und Umstände ihn aufforderten, ebenso gern schwärmen als zwischen seinen vier Mauern Ideen analysiren würde.

Wer war mehr kaltblütiger Philosoph als Leibniz? Und wer würde sich die Enthusiasten ungerner haben nehmen lassen als Leibniz? Denn wer hat je so viel Enthusiasten besser genutzt als eben er? — Er wußte sogar, daß, wenn man aus einem deutschen Enthusiasten auch sonst nichts lernen könne, man ihn doch der Sprache wegen lesen müsse. So billig war Leibniz! — Und wer ist den Enthusiasten gleichwol verhaßter als ebendieser Leibniz! Wo ihnen sein Name nur aufstößt, gerathen sie in Zuckungen; und weil Wolff einige von Leibnizens Ideen, manchmal ein Wenig verkehrt, in ein System verwebt hat, das ganz gewiß nicht Leibnizens System gewesen wäre, so muß der Meister ewig seines Schülers wegen Strafe leiden. — Einige von ihnen wissen zwar sehr wohl, wie weit Meister und Schüler von einander noch abstehen, aber sie wollen es nicht wissen. Es ist doch so gar bequem, unter der Eingeschränktheit und Geschmacklosigkeit des Schülers den scharfen Blick des Meisters zu verschreien, der es immer so ganz genau anzugeben wußte, ob und wie viel jede unverdaute Vorstellung eines Enthusiasten Wahrheit enthalte oder nicht!

„O dieses verwüstenden, tödtenden, unseligen Blickes!“ sagt der Enthusiast. „Da macht der kalte Mann einen kleinen lumpigen

Unterschied, und dieses Unterschieds wegen soll ich Alles aufgeben? Da seht Ihr nun, was das Unterscheiden nutzt! Es spannt alle Nerven ab. Ich fühle mich ja gar nicht mehr, wie ich war. Ich hatte sie schon ergriffen, die Wahrheit, ich war ganz im Besitz derselben: — wer will mir mein eignes Gefühl abstreiten? — Nein, Ihr müßt nicht unterscheiden, nicht analysiren; Ihr müßt das, was ich Euch sage, so lassen, nicht wie Ihr es denken könnt, sondern so wie ich es fühle; wie ich gewiß machen will, daß Ihr es auch fühlen sollt, wer Euch Gnade und Segen giebt."

Nach meiner Uebersetzung: — wenn Euch Gott Gnade und Segen giebt, den einzigen ungezweifelten Segen, mit dem Gott den Menschen ausgestattet, zu verkennen, mit Füßen zu treten!

Freilich was konnte der ehrliche Mann in dem Hafen zu Athen, dessen schönen Enthusiasmus ein alter Arzt, ich weiß nicht, ob durch eine Purganz oder durch Niesewurz verjagte, anders antworten als: Giftmischer!

Also so, nur so beträgt sich der Philosoph gegen Enthusiasmus und Schwärmerei. Ist das Alles nicht gut, was er thut? Was könnte denn Böses darin sein? Und was will nun die Frage: Kann was Böses in dem sein, was er thut?

Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können.[1]

1) Die Seele ist ein einfaches Wesen, welches unendlicher Vorstellungen fähig ist.

2) Da sie aber ein endliches Wesen ist, so ist sie dieser unendlichen Vorstellungen nicht auf einmal fähig, sondern erlangt sie nach und nach in einer unendlichen Folge von Zeit.

3) Wenn sie ihre Vorstellungen nach und nach erlangt, so muß es eine Ordnung geben, nach welcher, und ein Maß, in welchem sie dieselbe erlangt.

4) Diese Ordnung und dieses Maß sind die Sinne.

5) Solcher Sinne hat sie gegenwärtig fünfe. Aber nichts kann uns bewegen, zu glauben, daß sie, Vorstellungen zu haben, sofort mit diesen fünf Sinnen angefangen habe.

6) Wenn die Natur nirgends einen Sprung thut, so wird auch die Seele alle unteren Staffeln durchgegangen sein, ehe sie auf die gekommen, auf welcher sie sich gegenwärtig befindet. Sie wird erst jeden dieser fünf Sinne einzeln, hierauf alle zehn Amben, alle zehn Ternen und alle fünf Quaternen[2]) derselben gehabt haben, ehe ihr alle fünfe zusammen zu Theil geworden.

7) Dieses ist der Weg, den sie bereits gemacht, auf welchem ihrer Stationen nur sehr wenige können gewesen sein, wenn es wahr ist, daß der Weg, den sie noch zu machen hat, in ihrem

---

1) Lessing's Leben, II. S. 192 ff. — A. d. H.

2) D. h. zehnmal je zwei, zehnmal je drei und fünfmal je vier von ihnen. — A. d. H.

jetzigen Zustande so einförmig bleibt. Das ist, wenn es wahr ist, daß außer diesen fünf Sinnen keine andern Sinne möglich, daß sie in alle Ewigkeit nur diese fünf Sinne behält und blos durch die Vervollkommung derselben der Reichthum ihrer Vorstellungen anwächst.

8) Aber wie sehr erweitert sich dieser ihr zurückgelegter Weg, wenn wir den noch zu machenden auf eine des Schöpfers würdige Art betrachten. Das ist, wenn wir annehmen, daß weit mehrere Sinne möglich, welche die Seele schon alle einzeln, schon alle nach ihren einfachen Complexionen (das ist jede zwei, jede drei, jede viere zusammen) gehabt hat, ehe sie zu dieser jetzigen Verbindung von fünf Sinnen gelangt ist.

9) Was Grenzen setzt, heißt Materie.

10) Die Sinne bestimmen die Grenzen der Vorstellungen der Seele (§. 4); die Sinne sind folglich Materie.

11) Sobald die Seele Vorstellungen zu haben anfing, hatte sie einen Sinn, war sie folglich mit Materie verbunden.

12) Aber nicht sofort mit einem organischen Körper. Denn ein organischer Körper ist die Verbindung mehrerer Sinne.

13) Jedes Stäubchen der Materie kann einer Seele zu einem Sinn dienen. Das ist, die ganze materielle Welt ist bis in ihre kleinsten Theile beseelt.

14) Stäubchen, die der Seele zu einerlei Sinne dienen, machen homogene Urstoffe.

15) Wenn man wissen könnte, wie viel homogene Massen die materielle Welt enthielte, so könnte man auch wissen, wie viele Sinne möglich wären.

16) Aber wozu das? Genug, daß wir zuverlässig wissen, daß mehr als fünf dergleichen homogene Massen existiren, welchen unsere gegenwärtigen fünf Sinne entsprechen.

17) Nämlich, so wie der homogenen Masse, durch welche die Körper in den Stand der Sichtbarkeit kommen (dem Lichte), der Sinn des Gesichts entspricht, so können und werden gewiß z. E. der elektrischen Materie oder der magnetischen Materie ebenfalls besondre Sinne entsprechen, durch welche wir es unmittelbar erkennen, ob sich die Körper in dem Stande der Elektricität oder in dem Stande des Magnetismus befinden, welches wir jetzt nicht anders als aus angestellten Versuchen wissen können. Alles, was wir jetzt noch von der Elektricität oder von dem Magnetismus wissen oder in diesem menschlichen Zustande wissen können, ist

nicht mehr, als was Saunderson[1]) von der Optik wußte. — Kaum aber werden wir den Sinn der Elektricität oder den Sinn des Magnetismus selbst haben, so wird es uns gehen, wie es Saunderson würde ergangen sein, wenn er auf einmal das Gesicht erhalten hätte. Es wird auf einmal für uns eine ganz neue Welt voll der herrlichsten Phänomene entstehen, von denen wir uns jetzt ebenso wenig einen Begriff machen können, als er sich von Licht und Farben machen konnte.

18) Und so wie wir jetzt von der magnetischen und elektrischen Kraft oder von dem homogenen Urstoffe (Massen), in welchem diese Kräfte wirksam sind, versichert sein können, ob man gleich irgend einmal wenig oder gar nichts von ihnen gewußt, ebenso können wir uns von hundert, von tausend andern Kräften in ihren Massen versichert halten — ob wir gleich von ihnen noch nichts wissen — welchen allen ein besonderer Sinn entspricht.

19) Von der Zahl dieser uns noch unbekannten Sinne ist nichts zu sagen. Sie kann nicht unendlich sein, sondern sie muß bestimmt sein, ob sie schon von uns nicht bestimmbar ist.

20) Denn wenn sie unendlich wäre, so würde die Seele in alle Ewigkeit auch nicht einmal zum Besitze zweier Sinne zugleich haben gelangen können.

21) Ebenso ist auch nichts von den Phänomenen zu sagen, unter welchen die Seele im Besitz jedes einzeln Sinnes erscheint.

22) Wenn wir nur vier Sinne hätten und der Sinn des Gesichts uns fehlte, so würden wir uns von diesem ebenso wenig einen Begriff machen können, als von einem sechsten Sinne. Und also darf man an der Möglichkeit eines sechsten Sinnes und mehrerer Sinne ebenso wenig zweifeln, als wir in jenem Zustande an der Möglichkeit des fünften zweifeln dürften. Der Sinn des Gesichts dient uns, die Materie des Lichts empfindbar zu machen und alle dieselben Verhältnisse gegen andere Körper. Wie viel andere dergleichen Materie kann es nicht noch geben, die ebenso allgemein durch die Schöpfung verbreitet ist!

---

1) Nicholas Saunderson (1682—1739) studirte, obschon im ersten Jahre erblindet, seit 1707 in Cambridge, las daselbst später über Optik und folgte Whiston auf dem Lehrstuhl der Mathematik. Er schrieb über Algebra (Cambridge 1740, 2 Bde.). — A. d. H.

[Auf der letzten Seite dieses seines handschriftlichen Bruchstückes steht Folgendes: [1])]

Dieses mein System ist gewiß das älteste aller philosophischen Systeme. Denn es ist eigentlich nichts als das System von der Seelenpräexistenz und Metempsychose, welches nicht allein schon Pythagoras und Plato, sondern auch vor ihnen Aegyptier und Chaldäer und Perser, kurz, alle Weisen des Orients gedacht haben.

Und schon dieses muß ein gutes Vorurtheil dafür wirken. Die erste und älteste Meinung ist in speculativen Dingen immer die wahrscheinlichste, weil der gesunde Menschenverstand sofort darauf verfiel.

Es ward nur dieses älteste und, wie ich glaube, einzig wahrscheinliche System durch zwei Dinge verstellt. Einmal —

1) Karl Lessing in „Lessing's Leben", II. S. 77. — A. d. H.

Ueber die philosophischen Gespräche,

über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion und über einige unzulängliche Beweisarten derselben.

Berlin bei August Mylius. 1773.[1])

Nachdem in dem zweiten Gespräche derselben zwischen Agathokles und Hermogenes ausgemacht worden, daß die allgemeine Bestimmung des Menschen eine unbestimmte Entwickelung seiner Kräfte und Fähigkeiten sei, so kommt Hermogenes S. 119 auf die Frage: „warum denn die göttliche Weisheit eine solche Verschiedenheit in Absicht der Grade der Ausbildung unter den

---

1) Mitgetheilt von Karl G. Lessing in der Vorrede zum „Theologischen Nachlaß", S. 37 f.: „Aus einem Bogen sehr unleserlicher Anmerkungen". — Die „Philosophischen Gespräche" sind von dem bekannten Pädagogen Joachim Heinrich Campe. Wie aus einem undatirten, aber unzweifelhaft im Herbste 1778 geschriebenen Briefe Lessing's an Diesen hervorgeht, sind Lessing's Bemerkungen zu den „Philosophischen Gesprächen" zu derselben Zeit, nämlich acht Tage vor diesem Briefe, abgefaßt. Der Brief schließt nämlich mit den Worten: „Dieser Anfang eines Briefes, der sich mit einer Grille über eine Stelle Ihrer philosophischen Gespräche, Seite 119, schließen sollte, ist schon vor acht Tagen geschrieben. In dieser Zeit bin ich selbst krank gewesen und würde meine Abreise haben aufschieben müssen, wenn ich auch sonst auf keine Kranke [auf seine Stieftochter nämlich] zu warten gehabt hätte. Endlich sind wir Beide in dem Stande, daß wir diesen Donnerstag oder Freitag gewiß abgehen zu können hoffen dürfen. Vorher aber bitte ich mir noch die Erlaubniß aus, Sie auf einen Augenblick überraschen zu dürfen, um mich nochmals mündlich ein paar Menschen zu empfehlen, die unter die Wenigen gehören, denen ich empfohlen zu sein wünsche." — Diese „Grille" ist offenbar das im Texte mitgetheilte Fragment „Ueber die philosophischen Gespräche". — A. d. H.

Menschen beliebt, und warum sie dieselben nicht vielmehr alle zu einem gleich hohen Grade der Vollkommenheit bestimmt habe. Diese Frage, antwortet Agathokles, gehört offenbar nicht für uns."

[1] Soll dieses heißen: Wir sind nicht berechtigt, auf diese Frage Mißvergnügen mit der Einrichtung des Schöpfers zu gründen?

In diesem Verstande habe ich nichts dagegen. Auch lerne ich aus der täglichen Erfahrung, daß kein Mensch mit der gegenwärtigen Ausbildung seiner Geistesfähigkeit mißvergnügt ist, und es dünkt mich, daß es ganz wider die Natur des Menschen wäre, wenn er damit mißvergnügt sein könnte. Er kann sich wol einbilden, daß diese nämliche Ausbildung unter andern annehmlichen äußerlichen Umständen ebensowol geschehen könnte; aber das ist nicht Mißvergnügen mit dem Grade der Ausbildung, sondern mit Dingen, die er bei dieser Ausbildung anders sein zu können vermeint.

Oder soll es heißen: Der menschliche Verstand ist von der Einschränkung, daß er über diese Frage ganz und gar keine Auskunft geben kann?

So hüte ich mich, Ja zu sagen.

Denn wie, wenn ich aus der Unbeantwortlichkeit der Frage schlösse, daß der Gegenstand der Frage ein Unding sei? Wie, wenn ich sagte, daß der Mensch oder jede Seele, so lange sie als Mensch erscheint, vollkommen zu der nämlichen Ausbildung seiner Fähigkeiten gelange?

Ist es denn schon ausgemacht, daß meine Seele nur einmal Mensch ist? Ist es denn schlechterdings so ganz unsinnig, daß ich auf meinem Wege der Vervollkommung wol durch mehr als eine Hülle der Menschheit durchmüßte?

Vielleicht war auf diese Wanderung der Seele durch verschiedne menschliche Körper ein ganz neues eignes System zum Grunde?

Vielleicht war dieses neue System kein andres als das ganz älteste — — —

---

1) Die folgende Bemerkung leitet K. G. Lessing a. a. O. mit den Worten ein: „Zu dieser Antwort merkt mein Bruder Folgendes an." — A. d. H.

Gespräch über die Soldaten und Mönche.[1])

A. Muß man nicht erschrecken, wenn man bedenkt, daß wir mehr Mönche haben als Soldaten?

B. Erschrecken? Warum nicht ebensowol erschrecken, daß es weit mehr Soldaten giebt als Mönche? Denn Eins gilt nur von dem und jenem Lande in Europa und nie von Europa überhaupt. Was sind Mönche, und was sind denn Soldaten?

A. Soldaten sind Beschützer des Staats &c.!

B. Mönche sind Stützen der Kirche!

A. Mit Eurer Kirche!

B. Mit Eurem Staate!

A. — — — — —

B. Du willst sagen, daß es weit mehr Soldaten giebt als Mönche.

A. Nein, nein, mehr Mönche als Soldaten!

B. In dem und jenem Lande von Europa magst Du Recht haben. Aber in Europa überhaupt? Wenn der Landmann seine Saat von Schnecken und Mäusen vernichtet siehet, was ist ihm dabei das Schreckliche? daß der Schnecken mehr sind als der Mäuse, oder daß es der Schnecken oder der Mäuse so viel giebt?

A. Das versteh' ich nicht.

B. Weil Du nicht willst. — Was sind denn Soldaten?

A. Beschützer des Staats.

---

1) Lessing's Leben, II. S. 248 f. — A. d. H.

B. Und Mönche sind Stützen der Kirche.

A. Mit Eurer Kirche!

B. Mit Eurem Staate!

A. Träumst Du? Der Staat! der Staat! Das Glück, welches der Staat jedem einzelnen Gliede in diesem Leben gewährt!

B. Die Seligkeit, welche die Kirche jedem Menschen nach diesem Leben verheißt!

A. Verheißt!

B. Gimpel!



Register

zu

Theil XIV bis XVIII.

Die lateinische Ziffer verweist auf die Zahl des Bandes, die arabische auf die der Seite, ein A neben letzterer auf die Anmerkungen.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.





